LIBRARY OF PRINCETON
* JUL 11 1908 *
THEOLOGICAL SEMINARY.

BV 3555 .W36 1872 v.2
Wangemann, Hermann Theodor,
1818-1894.
Geschichte der Berliner
Missionsgesellschaft und

Geschichte

der

Berliner Missionsgesellschaft

und ihrer Arbeiten

in

Südafrica

mit vielen Bildern

von

Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)

Zweiter Band, erste Abtheilung,

enthaltend:

Die Geschichte der Berliner Mission im Korannalande.

Berlin 1873.
Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin.

Gegend am Vaalfluss unweit Alt-Pniel.

Die Berliner Mission

im

Koranna-Lande

mit Bildern

von

Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)

Berlin 1873.
Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin.

Seinem theuren Bruder und Mitarbeiter

Herrn

C. F. Muras,

Missionar in Bethanien in Südafrica

und

Conferenzvorsteher im Oranje-Fluß-Freistaat

als Zeichen

herzlicher Verehrung, Hochachtung und Liebe

gewidmet

vom

Verfasser.

Mein theurer, im Herrn geliebter Bruder Muras!

Nach einem rastlosen thatenreichen Leben sehen Sie als der Aelteste unter den Missionaren unserer Gesellschaft auf ein früchtereiches Arbeitsfeld zurück, das die Gnade des Herrn Ihnen geschenkt hat. Sie sind mancher unsterblichen Seele ein Führer zu der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und ein geistlicher Vater geworden. Der Herr hat Ihnen den Segen treuer Arbeit, auch vor Menschenaugen sichtbar, in so reichem Maße beschеert, wie nur Wenigen seiner Knechte. Jetzt beginnt Ihr Auge heimwärts, und Ihr Herz nach Ruhe sich zu richten. Unser Gebet aber ist, daß Er Ihnen noch manches Jahr frischer Arbeit in Seinem Weinberge hinzufügen wolle.

Nehmen Sie diese Widmung eines geringen Bruders in Christo als ein Zeugniß derjenigen dankbaren Anerkennung an, welche die heimische Missionsgemeinde Ihnen, als einem unter mancherlei Prüfungen treu erfundenen Mitarbeiter zollt.

Der Herr aber wolle an Ihnen erfüllen das Wort, das geschrieben steht Daniel 12, v. 3.:

„Die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz; und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich!“

Das ist der Wunsch und das Gebet Ihres in Jesu Liebe verbundenen

Berlin,
den 1. December 1872.

T. Wangemann.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

Die Mission im Korannalande

unter der Herrschaft der Griqua.

		Seite
1.	Sendung und Landung	3
2.	Der Mensch denkt, Gott lenkt	4
3.	Die Völkerstämme nördlich vom Oranjefluß im Jahre 1834	6
4.	Wie unsere Missionare in ihr neues Arbeitsfeld einziehen	11
5.	Elendshausen	12
6.	Zion, fang' im Elend an	15
7.	Der erste Besuch der Koranna	18
8.	Die erste Predigt auf Bethanien	20
9.	Wie die Missionare in Bethanien auf das „steinige Land" den ersten Samen säen	22
10.	Die Feuersbrunst	24
11.	Die Kleinkinderschule	26
12.	Störungen	29
13.	Die Besitz- und Rechtsverhältnisse von Bethanien	30
14.	Neuer Anfang in Bethanien	34
15.	Die Missionsarbeit unter den Buschmännern	39
16.	Ein Capitel von guten und schlimmen Nachbaren	47
17.	Ein anderes Capitel von schlimmen Hausgenossen	48
18.	Arbeiten für die äußerliche Gestaltung der Missionsstation	51
19.	Reiche Erndte der mühevollen Aussaat	54
20.	Niederlage der Bauern gegen die Griqua	67
21.	Die Einweihung der Kirche und der Erziehungsanstalt in Bethanien	72

Zweiter Abschnitt.

Die Mission im Korannalande

unter der Herrschaft der Engländer.

22.	Hin nach dem Baalfluß	77
23.	Zweite und dritte Reise des Bruder Wuras nach dem Baalfluß	80
24.	Gründung von Alt-Pniel	82
25.	Pilgerhütten	88

Seite

26. Bethanien nach der Griquaschlacht 92
27. Die Entstehung der Sovereignity 100
28. Hebron-Platberg 106
29. Kämpfe und Nöthe in Platberg 110
30. Saron 115
31. Neu-Pniel 131
32. Entwicklung von Pniel bis zum Ankauf des Landes 147
33. Bethanien in der Zeit der Sovereignity 1848—1854 152

Dritter Abschnitt.

Die Mission im Korannalande

unter der Herrschaft des Oranjefluß-Freistaates.

34. Die Aufhebung der Sovereignity 167
35. Die Bildung des Oranjefluß-Freistaates und die nächsten Folgen davon für Bethanien 173
36. Die erste Sauerteigsarbeit unter der neuen Betschuanenbevölkerung von Bethanien 176
37. Adam Oppermann, der Schulze von Bethanien 180
38. Inneres Wachsthum von Bethanien unter äußerer Unruhe und Noth 191
39. Der alte David und sein Haus 198
40. Andere Früchte in der Gemeinde von Bethanien 206
41. Pniel im Sinken 216
42. Aufflackernde Lebensregungen und Früchte von Pniel 221
43. Besuch des Missionsdirectors auf Pniel 224
44. Die Diamantensucher 226
45. Nicolas Waterboer 230
46. Neue Hoffnungen für Pniel — Rückblick 237
47. Ein neuer frischer Zweig in Portjesdamm (Adamshoop) . . . 240
48. Der letzte Bassutokrieg 254
49. Endliche Regulirung der bethanischen Grenzstreitigkeiten . . . 257
50. Umbildung von Bethanien zu einer Betschuanenstation 260
51. Die Kirchweihe in Bethanien und ihre Früchte 266
Rückblick 271

Erster Abschnitt.

Die Mission im Korannalande

unter der Herrschaft der Griqua.

1. Sendung und Landung.

Am 29. Mai 1833, am dritten Jahresfeste der Berliner Missionsgesellschaft, standen in der Dreifaltigkeitskirche die fünf ersten Missionszöglinge vor dem Altar, um den Segen zu ihrer Aussendung nach Südafrica zu empfangen. Ihre Namen sind: Gustav Adolph Kraut (geb. 11. März 1807 zu Hamburg); Aug. Ferd. Lange (geb. 3. Mai 1810 zu Rohrbeck bei Königsberg i. d. N.); Reinhold Theodor Gregorowsky (geb. 27. Juni 1807 in Kaminkerfelde bei Marienburg); Joh. Schmidt (geb. 14. Juni 1805 in Hochkirch O. L.) und August Gebel (geb. 5. August 1808 in Görlitz), also ein Preuße, ein Märker, zwei Schlesier und ein Hamburger. Nachdem sie am 10. Juni in der Hof- und Domkirche durch den Bischof Neander ordinirt waren, traten sie sofort am folgenden Tage ihre Reise an. In Barmen wurden sie drei Monate lang brüderlichst beherbergt, um die holländische Sprache lernen zu können. Der theure Inspector Richter gab ihnen dann das Geleite bis Düsseldorf, von wo aus sie Hamburg am 3. October erreichten.

Ueberall in herzlichster Liebe aufgenommen erlebten die Brüder noch auf heimischem Boden den ersten tiefen Schmerz. Bruder Schmidt, eingedenk einer in frühester Lebenszeit begangenen Sünde, erklärte sich unwürdig des heiligen Berufs und erbat und erhielt seine Entlassung, zugleich aber die Erlaubniß, als Tischler die Brüder nach Africa begleiten und also mit seiner Hände Arbeit der Mission dienen zu dürfen.

Am 12. November fuhren die Brüder auf dem Syden aus Hamburg und landeten schon am 16. bei Cowes auf der Insel Wight. Der erste Versuch, den Canal zu durchschiffen, mislang so völlig, daß das Schiff bereits nach wenigen Tagen mit schweren Lecks nach Cowes zurückkehrte. Der zweite Versuch (11. Febr. 1834) kostete bereits am folgenden Tage dem jüngsten Steuermann und einem Matrosen, die vom wüthenden Sturm über Bord geschleudert wurden, das Leben. Dann aber brachte eine schnelle günstige Fahrt von 66 Tagen die Brüder bis zur Südspitze

Africa's. Donnerstag den 17. April zu Mittag, hieß es vom Mastkorbe: Land! Land! Und nach wenigen Stunden erlabten sich unsere Brüder an dem großartigen Anblick der drei gewaltigen Bergriesen der Tafelbai, des Löwenkopfs, des Tafelbergs und des Teufelsspitz, welche ihre malerischen Linien über die in glänzender Farbenpracht am Ufer sich hinlagernde Capstadt hinstrecken. Dort betraten sie am folgenden Tage das ersehnte Südafrica.

2. Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Nachdem die gedachten Brüder in Berlin, als der erste Cursus der Missionsschule, ihre Ausbildung vollendet hatten, war es Gegenstand ernster Erwägungen des Comité gewesen, wo man ihnen die erste Stätte ihrer Arbeit anzuweisen habe. Daß es Südafrica sein solle, darüber war kein Zweifel. Die Mission in jenem Lande war in jenen Jahren so verheißungsvoll, die Bitten um Missionare von Seiten der Heiden so dringend, daß die Entscheidung nicht schwer fiel. Eben so war auch derjenige unter den südafricanischen Volksstämmen, bei denen man die ersten Zeltpflöcke einzuschlagen hätte, sofort gegeben. In einem den bevorstehenden Beginn der selbständigen Berliner Missionsarbeit den Hülfsvereinen und Freunden zur Kenntniß bringenden Circulare aus dem Jahre 1833 „Ueber die Aussendung unserer ersten Boten" heißt es:

> „Nördlich der Griquas wohnen die Betschuanen, ein weit verbreiteter Kaffernstamm, der zum Theil Ackerbau treibt und in Städten wie Lattaku beisammen wohnt. — Faßt man diesen Punkt in das Auge, betrachtet man zugleich auf der Karte die großen Landstriche, welche sich bis etwa zum 20. Breitengrade ausdehnen, bedenkt man dabei, daß viele der Völker, welche denselben bewohnen, dringend nach Boten des Heils verlangen, daß sie sich zum Theil bitter beklagen, daß dieselben an ihnen vorbeigegangen, so glaubt man in einem Thore zu stehen, aus dem viele Wege wie Halbmesser eines Kreises aus dem Mittelpunkte zu den in Finsterniß und Schatten des Todes schmachtenden Völkern ausgehen. Und dieser Punkt erscheint uns der passendste für unsre auszusendenden Zöglinge."

Als nun unsere Missionare in der Capstadt gelandet waren, schien es, als ob der Herr selbst schon ihnen den Eingang mitten in das Betschuanenvolk geöffnet habe. Die englische Regierung hatte so eben eine naturwissenschaftliche Expedition ausgerüstet,

um die Länder der Betschuanen zu durchforschen. Die christlichen Freunde Dr. Philipp (s. Band I p. 170.) und Herr Watermeyer, der die Gesammtkosten für den Aufenthalt der Brüder in der Capstadt gern aus seiner Tasche bestritt, traten mit den Brüdern in ernstliche Berathung, ob nicht gerade hier der gewiesene Weg für die Neuangekommenen sei. Schon damals hatte man erkannt, daß die Kaffernmission schwierig und dornenreich sei, daß dagegen die Betschuanen bereit seien, Missionare zu empfangen. Moselekazzi (Bd. I p. 328) hatte ausdrücklich Missionare begehrt, ein anderer Stamm hatte Botschaft gesandt, daß er 1000 Ochsen geben wolle um einen Missionar; die ganze Lage und Fruchtbarkeit des Landes, die Befähigung seiner strebsamen Bewohner, alles ließ das Zünglein der Wage sich dahin neigen, daß die Brüder jene Expedition begleiten sollten.

Von Seiten der Regierungsbeamten wurde den Brüdern die größte Bereitwilligkeit entgegengebracht. Den größten Theil der Kosten erbot sich die Regierung zu tragen, ohne dabei irgendwie die freie Bewegung der Missionare zu hemmen. Es wurde verabredet, daß in Graaff Reynet die Brüder zu der außer ihnen 30 Männer zählenden Expedition stoßen sollten.

So wurde aufgebrochen. Ein getaufter Betschuane, Richard Miles, schloß sich als Dolmetscher an. Aber schon in Beaufort zertheilte sich unsere kleine Schaar, indem Gregorowsky und Lange an diesem Orte zurückblieben, weil ihnen daselbst eine hoffnungsvolle Missionsarbeit sich eröffnete. Gebel und Kraut zogen weiter nach Graaff Reynet, und von dort mit der Expedition bis in die Griquastadt Philippolis (Bd. I p. 276).

Hier in Philippolis waren so eben seltsame und erschreckende Kriegsgerüchte angekommen. Moselekazzi wolle die Betschuanen überfallen und solle gedroht haben, er werde jedem Missionar, der sich zu ihm wagte, bald den Garaus machen, die französischen und englischen Missionare seien deshalb bereits geflüchtet, und was dergleichen mehr war.

Nun, unter diesen schwarzen Stämmen Südafricas gilt auch die Regel, daß nicht so heiß gegessen, als gekocht wird, und wer ihre Art erst ein wenig kennt, der weiß, daß von jenen großmächtigen Worten allzeit ein gut Stück in Abzug zu bringen ist. Aber unsere damals noch unerfahrenen Missionare wollen wir darum nicht verurtheilen, daß ihnen der Gedanke an Moselekazzi wie ein Sprung in Todesrachen vorkam und daß sie von der Expedition sich trennten, zumal ihnen ganz in der Nähe eine andere, scheinbar sehr günstige Thür, völlig unerwartet sich aufthat.

3. Die Völkerstämme nördlich vom Oranjefluß im Jahre 1834.

Bevor wir unsere Brüder an den Ort ihrer neuen Bestimmung geleiten, müssen wir eine Uebersicht gewinnen über die Gestalt des Landes und die in demselben hausenden Völkerstämme, welche unsere Brüder vortrafen.

Das Land zwischen Oranje- und Vaalfluß und Drakengebirge, jetzt Oranje-Freistaat genannt, ist mit Ausnahme seiner östlichen Grenzgebiete eine große Hochebene, aus welcher hier und dort kleinere Bergzüge, oft auch nur vereinzelte Berge sich emporheben. Diese einzelnen Berge sehen von der Ferne theils wie Pyramiden, theils wie Hausdächer aus in lang gestreckter gerader Linie. Die ersteren heißen Spitzkoppi, die zweiten Tafelberge oder Platberge. Die Ebenen sind, wenn der Regen sie getränkt hat, mit prachtvollen Grasflächen bedeckt; bleibt aber der Regen aus, so zerfällt aller Wuchs von Blumen, Gräsern und Sträuchern in dürren Staub, das Land scheint eine Wüste zu sein von Steingeröll und Sand. Die Flüsse haben tiefes Bette, so daß ihr Wasser nur selten ausgeleitet werden kann, doch furchtbare Gewitterregen füllen sie in wenigen Tagen bis an den 30' hohen Rand und lassen sie übertreten. Die inneren und äußeren Ränder der Flüsse sind mit schönem Baumwuchs bestanden. Quellen und Bäche giebt es wenige, der Landmann muß daher, um ein wenig Ackerland zu gewinnen, Wasserläufe durch starke Dämme abfangen und den Gewitterregen also in Teiche auffammeln, aus denen das darunter liegende Acker- und Gartenland berieselt werden kann. Der nach dem Drakengebirge hin gelegene Theil des Landes ist gebirgig und reich an Quellen und Waideländereien.

Diesen ganzen Landstrich bewohnten bis in den Anfang oder die Mitte des vorigen Jahrhunderts hin die Buschleute als freie Herren. Wie die Raubritter saßen sie auf den Felsköpfen in ihren kleinen steinernen Kraalen und lugten hinab ins Land, um die Schaaren von Wild zu mustern, die dem vergifteten Pfeil zum Opfer zu erkiesen wären. Aus dieser Zeit fehlen alle geschichtlichen Nachrichten; nur die Steinkraale auf den Felsgipfeln sind der sichere Beweis, daß der Buschmann vor Zeiten dies ganze Land inne gehabt hat.

Da machte sich im vorigen Jahrhundert ein anderer Stamm auf den Weg, der in der Capcolonie vom weißen Ansiedler gedrängt, nicht mehr Raum für sich und seine Heerden und Freiheit für sein Hirten- und Jagdleben behielt. Die Kat-Koranna (Katzen-Koranna, so genannt von den Fellkarossen aus Katzenfell, die sie zu tragen pflegten) durchbrachen in der Gegend unseres Amalien-

stein die Pässe der Zwartebergen und fanden jenseits vor sich ein großes weites Feld, welches mit Gerippen wie besäet war. Das zahllose Wild hatte dort in einem regenlosen Sommer schaarenweise verrecken müssen. Sie nannten das Feld Gouph (spr. Koop) d. h. Gerippefeld, den tiefen Fluß, den sie passiren mußten, nannten sie Gamka d. h. Tiefe, einen andern Tweke d. h. Nebenfluß. Weiter wanderten sie gen Norden zwischen den Nieuweveld- und Winterbergen hindurch, durchbrachen zwischen Schietfontein und Victoria West die Praamberge und befanden sich nun wieder in einer großen Ebene, die Viehwaide und Jagdgelegenheit zur Genüge darbot. Die Buschleute, die sie antrafen, waren theils größere Haufen, theils einzelne Familien. Das Land war groß und weit genug, um beide Volksstämme tragen zu können. Sie gingen einander, ohne Feindseligkeit zu üben, aus dem Wege.

Eines Tages hatte ein kleiner Trupp Koranna ein Wildebeest (Gnu) gejagt. Das Thier hatte leichtverwundet in seiner Angst einen weiten Weg gemacht, bis zum Oranjefluß, die Jäger waren den Spuren gefolgt, als plötzlich der unerwartete Anblick des mächtigen Wasserstroms, der in vollen Fluthen einherbrauste, ihren Augen und Gedanken eine andere Richtung gab. Wasser, Schattenbäume und Grasflächen genügen, um dem Koranna ein Eden zu bereiten, denn aus den Weidenbäumen schnitzen sie ihre Geräthe und gewinnen ihr Feuer, an welchem sie faullenzen und plaudern können, und die Viehwaide verschafft ihnen Milch, die Nähe des Wassers Wild in Menge — mehr bedarf der Koranna nicht. Voll Entzücken brachen sie Blätter und Zweige von den Weidenbäumen ab, die sie, wie einst Josua und Caleb die Weintraube von Escol, im Triumph ihren Landsleuten zurückbrachten nach fünftägiger Wanderung.

Als diese die entzückende Mähr vernahmen, war kein Haltens mehr. Schleunigst wurden die Hütten des Korannalagers abgebrochen, alles Transportable auf die Packochsen gepackt und hin gings an den großen Strom, den sie etwas unterhalb des spätern Griquastadt erreichten. Tan hoan (letztes Lager) nannten sie den prachtvollen Platz, denn hier gedachten sie zu bleiben, so schön dünkte ihnen der Ort zu sein.

Aber des Koranna Art ist es nicht, lange an einem Platz zu weilen; sein nomadischer, jagdlustiger Sinn treibt ihn mit unwiderstehlichem Drange von Platz zu Platz. Den Lauf des Wassers freilich ließen sie nicht wieder los; kleine Stämme, die sich von der großen Masse ablösten, zogen stromabwärts und größere stromaufwärts, den Vaalfluß entlang, dann an den Fettfluß bis nach Nieuweland hin und an den Hartfluß bis nach Mamusa. Mit dem Buschmann, der ihnen durch sein Stehlen lästig wurde, setzten sie sich bald auf den Kriegsfuß. In verschiedenen kleinen

Treffen mittelst des Feuergewehrs Sieger geblieben, beschlossen die Koranna eines Tags die völlige Ausrottung der Buschleute. Sie schlossen in der Nähe der jetzigen Missionsstation Backhaus die vom Rietfluß her herabgedrängten Buschleute ein und metzelten ihrer eine große Anzahl nieder. Die Uebriggebliebenen riefen: „gaucha num“ d. i. „ihr habt uns unbarmherzig gemordet“, und ließen für eine Weile mit Stehlen nach und hatten Ruhe.

Am Ende des vergangenen Jahrhunderts kam ein anderer Zweig des Korannavolks, die sogenannten Groot-Koranna (Linksche) vom unteren Lauf des Flusses herauf. Als sie die fetten Heerden der Kat-Korannas sahen, gelüstete sie nach denselben und sie begannen trotz der Warnungen des verständigen Capitäns Gert Taibosch Krieg und wurden tüchtig geklopft, so daß Gert den Frieden erbat. Er sandte zu dem Ende dem alten Capitän Kat seine Assagai, zum Zeichen, daß er die Waffen niederlege. Kat schickte ihm ein Messer zurück und ließ ihm sagen, sie hätten Fleisch essen können, auch ohne Krieg anzufangen. So wohnten die Groot-Koranna eine Zeit lang friedlich neben den Katzen, bis sie über den Kuruman nach Mamusa zogen, wo die Taibosch'schen Koranna zum Theil noch heute wohnen. In dieser Gegend, nördlich vom Vaalfluß, trafen die Koranna im Anfang dieses Jahrhunderts auf die Betschuanen, welche durch die mächtigen Horden Moselekazzi's und der nachdrückenden Kahlkaffern nach Süden gedrängt wurden. Nach einiger Zeit kam ein anderer Korannastamm, die Tovenaar (Zauberer), in das Land und zu ihnen ein deutscher Flüchtling, Jan Blum, aus Ballhausen bei Schwerstedt im Thüringer Lande, der sich zu einem Capitän unter den Koranna aufwarf und zunächst in der Gegend von Fauresmith, dann in der Gegend unseres Pniel wohnte, woselbst seine Nachkommen noch jetzt leben. Der mächtigste aber von allen Korannastämmen waren die Katzen, die, so wie sie die ersten Einwanderer waren und die Buschleute am öftesten besiegt hatten, sich als die eigentlichen Herren des Landes ansahen.

Im Jahr 1801 machte ein anderer Haufe von Hottentotten unter dem Capitän Adam Kok sich auf den Weg, um den Lauf des Oranjeflusses nach Osten zu verfolgen. Sie kamen aus den Khamiesbergen im Westen der alten Capcolonie und wanderten ohne bestimmtes Ziel. Auf ihren Wanderungen trafen sie die Missionare Kicherer und Kramer (Bd. I p. 123), welche unter ihnen zu arbeiten begannen und sie unter großen Gefahren durch Freud und Leid begleiteten, bis dieselben im Jahr 1805 auf dem quellenreichen Gebiet von Klaarwater angelangt sich seßhaft machten und unter Beihülfe der Missionare sich zu einer Art Staatsbildung emporschwangen. Manche aus der alten Colonie mitgebrachten Bildungselemente mischten sich in die durch die Missio-

nare in das Volk getragenen christlichen Ideen, so daß wir im Anfange unsers Jahrhunderts am Vaal- und Oranjefluß einem sich neubildenden halbchristlichen Staat und Volk, den Griqua begegnen, die (vgl. Bd. I p. 263f.) auf die Christianisirung der nördlichen Theile Südafrica's den größten Einfluß geübt haben. Ihrer Hauptstadt Klaarwater gaben sie später den Namen Griquatown (Griquastadt).

Adam Kok dem älteren folgte 1815 sein Sohn Cornelis Kok der ältere, der unter seine beiden Söhne Dam Kok und Cornelis Kok den jüngeren das Land also theilte, daß der erstere Griquastadt nebst dem dazu gehörenden Territorium, der letztere Knoval, (später nach dem Missionsprediger Campbell Campbellsdorf oder Campbell genannt) erhielt, doch sollte Dam Oberhäuptling der Griquanation sein. Die englische Regierung erkannte Dam Kok als Capitän von Griquastadt, Cornelis als Capitän von Campbell an; letzterer trug als Zeichen seiner Capitänschaft einen ihm von Lord Caledon geschenkten Rohrstock mit goldenem Knopf und der Inschrift: Lord Caledon, governor of the Cape to Cornelis Kok, captain of Campbell.

Seit dem Jahre 1816 gerieth Dam Kok mit den Missionaren in Griquastadt in Conflict und diese wußten zu bewirken, daß die wenig befähigten Häuptlinge Dam Kok und Behrendt Behrendt von der Regierung zu Griquastadt abtraten und Dam's früherer Pferdeknecht (achterryder) und Gerichtsbote, der sehr umsichtige und kluge, ernst fromme Schulmeister von Griquastadt Andries Waterboer, ein Buschmannshottentott (s. Bd. I p. 268) (1820) zum Oberhaupt von Griquastadt gemacht wurde. Wir haben im ersten Theil gesehen, mit welcher Weisheit und Energie derselbe den jungen Staat gegen die Bergenaars geschützt und befestigt hat. Die englische Regierung bestätigte ihn als Capitän von Griquastadt 1822. Doch wurde er nicht Oberhaupt der gesammten Griquanation. Behrendt Behrendt besetzte mit seinen Anhängern das Land am Vaal- und Hartfluß (bei Bootschap), Dam Kok, der eine Zeit lang in Slypsteen am Oranjefluß als Privatmann gelebt hatte, erwarb in den zwanziger Jahren von den Buschleuten die Missionsstation Philippolis nebst dem dazu gehörenden Lande, welches südlich vom Oranje-, nördlich vom Modder- und östlich vom Caledonfluß begrenzt wird, und Cornelis Kok blieb Capitän in Campbellsdorp.

Andries Waterboer, ein höchst energischer Charakter, verfolgte, nachdem er die Angelegenheiten seines engeren Gebietes Griquatown geordnet, ausdauernd den Plan, als Dam Kok's Nachfolger auch sich zum Oberhäuptling der gesammten Griquanation emporzuschwingen. Das große Ansehen, das er mit Hülfe der Missionare beim Gouvernement der Capstadt besaß, sollte ihm dazu

behülflich sein. Allein seine Pläne schlugen fehl; 1833, als Waterboer schon im Begriff war, sich der Campbell-Ländereien mit Gewalt zu bemächtigen, legte sich Dam Kok von Philippolis aus in das Mittel und Cornelis blieb Häuptling von Campbell.

Als Waterboer sah, daß seine Absichten an der Macht der Griqua zu Philippolis einen unübersteiglichen Damm fanden, suchte er auf andere Weise die Kraft der Griquanation zu stärken. Er brachte es zu Stande, daß im Jahre 1838 die beiden großen Hauptabtheilungen der Nation, die Griqua zu Philippolis und die zu Griquastadt zu einem Bundesstaat mit abwechselnden Rathsversammlungen zu Philippolis und Griquastadt zusammentraten; beide Gebiete, auf dem linken Vaalflußufer durch den Modderfluß nach Norden, durch den Caledonfluß nach Osten abgegrenzt, erstreckten sich den unteren Lauf des Oranjeflusses hinab bis Kheis, die nördliche Grenze wird unerwähnt gelassen, nur daß ein Platberg (deren es in jenen Gegenden viele giebt) genannt wird, eine Linie von Ramah nach dem Cornetspruit grenzt auf dem linken Vaalflußufer ein Stück zwischen Oranje- und Modderfluß für Andries Waterboer ab, welches später den Namen Albany führte.

Cornelius Kok betheiligte sich an diesem Bündniß nicht. Er stand damals nicht nur mit Waterboer, sondern auch mit dem jüngeren Adam Kok, seinem Neffen, dem Nachfolger des 1835 zu Philippolis verstorbenen Dam Kok, auf gespanntem Fuß, denn er hatte Adams älterem Bruder Abraham in dem nach Dam's Tode zu Philippolis ausgebrochenen Bürgerkriege Beistand geleistet.

Dieser Augenblick schien Waterboers ehrgeizigen Plänen günstig zu sein. Er beschuldigte in einem sub 19. Juni 1838 an die Bürger von Philippolis gerichteten Briefe den „unweisen Cornelis Kok", daß er die Ordnung in Griqualand störe und deshalb nicht ungestraft bleiben könne. Als er aber im Jahre 1842 den Versuch machte, mit Waffengewalt sich des Campbell'schen Gebiets zu bemächtigen, wies ihn Cornelius, dem sein mächtiger Vasall Jan Blum mit beträchtlichen Streitkräften zu Hülfe gekommen war, mit den Waffen in der Hand zurück und behauptete also seine Capitänschaft, umgab sich mit einem selbständigen Rath und Waterboer sah sich, wie dies aus Briefen, die er an Cornelis schrieb, erhellt, genöthigt, Cornelis als Capitän anzuerkennen. Um aber ganz sicher zu gehen, erbat Cornelius von dem englischen Gouvernement in der Capstadt die Anerkennung als selbständiger Capitän, welche ihm der Colonialsecretair Southey im Auftrage des Gouverneurs sub 1. Mai 1848 ertheilte.

Während also in den südlichen, östlichen und nördlichen Theilen des Freistaats in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts eine Staatenbildung der Hottentotten (Griqua, Koranna) vor sich ging,

wußte an der östlichen Grenze der kühne, hochherzige und sehr umsichtige Bassutohäuptling Moschesch ein neues, noch mächtigeres Reich zu gründen, von welchem wir (Bd. 1 p. 343) früher berichtet haben.

So fanden also unsere Brüder im Jahre 1834 bei ihrem Eintritt in das Land folgende Bevölkerung der Eingeborenen vor:

Von Philippolis aus beherrschte Dam Kok mit seinen Ost-Griqua die Gegend vom Oranjefluß bis zum Modderfluß, im Osten begrenzt durch die West-Griqua von Griquastadt. Doch bewegten sich in diesem Gebiete noch größere Horden von Koranna, welche bis in die Gegend von Fauresmith und Bethanien hin nomadisirend ihren vorübergehenden Aufenthalt machten. Die Griqua, welche die Oberhoheit über das ganze Land behaupteten, duldeten die Koranna, trotzdem daß die letzteren nicht immer geneigt waren, die Oberhoheit der Griqua anzuerkennen. Nach Pniel hinauf wohnten die Koranna, deren Capitän Kat das Land an die Kok's abgetreten hatte, so daß Cornelis Kok Landesherr blieb. Als solchen erkannte ihn der in Pniel wohnende Jan Blum an und betrachtete sich als seinen Vasallen, der ihm erforderlichen Falles zu Kriegsdiensten gewärtig war.

Durch Gottes besonderes Regieren geschah es, daß unsre Missionare, als sie 1834 in das Land kamen, nicht zu den Bassuto von Moschesch gingen, woselbst die französischen Missionare ihnen um ein Weniges zuvorgekommen waren, sondern durch den Missionar Kolbe in Philippolis, der schon längst danach ausfah, wie er dem dringenden Verlangen der in den Gegend von Bethanien hausenden Koranna entsprechend, ihnen einen Missionar an den Rietfluß senden könne, veranlaßt wurden, dorthin zu ziehen, wo jetzt unser Bethanien steht, etwa 12 Meilen nördlich von Philippolis.

4. Wie unsere Missionare in ihr neues Arbeitsfeld einziehen.

Bruder Kolbe wußte unsern Brüdern die Gelegenheit unter den Koranna so annehmlich als möglich vorzustellen. Dem alten Griquahäuptling Dam Kok gefiel der Plan ebenfalls über alle Maßen. Er hoffte, dadurch daß Missionare von ihm aus unter jene Stämme gesandt würden, seine politische Macht zu befestigen; er versprach also den Missionaren, falls sie am Rietfluß sich niederließen, die dortigen drei Quellen, die schönsten des ganzen Landes, mit einem Landumkreis von zwei Stunden zu Pferde (3 deutschen Meilen) nach jeder Richtung hin als Eigenthum der Berliner

Gesellschaft zu schenken, also einen Kreis mit einem Durchmesser von sechs deutschen Meilen. Die Rathsversammlung der Griqua stimmte zu und die Brüder schlugen ein.

Bruder Kolbe versah die Reisenden mit Grabscheit, Hacke, Schraubstock, Salz, einigen Quantitäten Sämereien, einem Scheffel Korn, elf Pfund Reis, zwei Pfund Thee, sechs Zicklein, einer kräftigen Kuh und einem hübschen Pferd, gab ihnen dazu Credit für sechszehn Schlachtschafe und lieh ihnen sein eigenes Ochsengespann zur Reise. Auch Bruder Schmidt schloß sich wieder an, und so brachen die Brüder, geleitet von Bruder Kolbe, am 22. September von Philippolis auf. Nach einer halben Stunde sprang ein Strauß auf, dessen fünf frischgelegte Eier mehrere delicate Mahlzeiten darboten. Am 24. September 1834 Abends 5 Uhr sattelten unsere Missionare bei den Quellen ab, wo es hieß: Hier wollen wir Hütten bauen!

Die Dunkelheit brach bald herein. Eule, Schakal und Wolf begrüßten die ungewohnten Gäste mit ihrem Nachtgeheul. Von Menschen war keine Spur, denn die Koranna in ihrer Wanderlust hatten vor Kurzem den Platz verlassen. So standen die vier Brüder allein in der Wüste und weihten den Platz mit Gebet ein, nicht wissend, wie weit von ihnen die nächste menschliche Seele wohl sein möge.

Auf diese Weise hat der erste Gedanke der Berliner Missionsleiter, mitten unter den Betschuanen die Arbeit in Südafrica zu beginnen, seine Ableitung erhalten. Fünfundzwanzig Jahre lang haben unsere Missionare unter Kaffern, Zulu, Hottentotten und Buschmännern gearbeitet, bis sie im Jahr 1859 und 1860 durch die unter Wallmann ausgesandten Brüder Merensky und Grützner die richtige Spur zu den Betschuanen wieder fanden. Der Mensch denkt, Gott lenkt!

5. Elendshausen.

Am andern Morgen sahen sich die Brüder ihre Einsamkeit etwas näher an. Der Platz war wie ausgesucht für eine dauernde Ansiedelung. Hören wir Bruder Gebels eigenhändige Beschreibung:

„Die Lage unsers Platzes ist so günstig und einladend, wie man im Innern von Africa es sich nur wünschen kann, und dem vorläufigen Urtheil nach erfüllt er die äußeren Bedingungen zu einer gedeihlichen Missionsstation in einem hier ungewöhnlichen Grade. Unsre Quelle, inmitten einer langen Reihe interessant gestalteter und ganz mit Klippen bedeckter, hin und wieder mit

Die Quellen bei Bethanien.

wilden Obstbäumen besetzter Hügel entspringend, umfaßt eigentlich drei verschiedene, nicht fern von einander liegende Quellen, eine ziemlich starke, eine mittlere und eine schwache, die sich alsbald in mehrere Seekooigaten (tiefe Löcher, in denen sich, wenigstens früher, Flußpferde aufzuhalten pflegten) vereinigen und dann in einem eine halbe Stunde südlich von der Hügelreihe herlaufenden Spruit (Flußarm) sich in den Rietfluß ergießen. Der Rietfluß ist höchst romantisch in tiefem Bette, mit unzähligen Schlangenwindungen, (im Ganzen muß er jedoch wohl nordwestlich in den Modderfluß fließen,) Felsen, kleinen Wasserfällen, mit vielem Schilf und einer Fülle lustiger Weidenbäume besetzt, schüchternen, in ganzen Rudeln auffliegenden Enten und Wasserhühnern, Gänsen mit Gefieder von seltener Farbenpracht, girrenden Turteltauben, majestätisch einherschwebenden Kranichen und Falken, munteren Sängern im Riet und den Bäumen versteckt, einer großen Anzahl von Rebhühnern und Hasen in den anstoßenden Feldern, durch alles Wasser und über alle Felsen springenden Steinböcken, fetten Dachsen in allen Steinritzen, Schaaren von Hunderten von Springböcken und wilden Beesten (wilde Beeste, schwarz mit weißen Schwänzen, von der Größe jungen Rindviehs, eines der possierlichsten Thiere, die man sich denken kann, springend und tanzend in solcher Regelmäßigkeit und Ordnung unter einander, als wenn sie eine Menuett aufführten), und noch viel anderem unbekannten Gethier, was ein reges Leben in die Einöde bringt. Und nicht blos für Aug und Ohr, auch dem Magen gewährt diese Menge Wild angenehme Aussicht. Schmidt, der sich als ein guter Schütze ausweist, hat uns schon ein paar Mal eine wohlthuende Abwechselung bei dem drückenden Einerlei von Schaffleisch verschafft."

Nachdem die Brüder von allen diesen Herrlichkeiten in Gottes Namen Besitz ergriffen hatten, so galt es einen Namen für den Platz zu finden. Missionar Kraut schrieb dieserhalb an das Comité:

„Wir schlagen dazu Bethanien vor; denn wir wünschen und flehen, daß der Platz möge werden eine Stätte der Zuflucht und des Trostes für die armen Sünder unter dem armen Volke der Koranna's, gleich als die Bedeutung des Namens, Haus der Armen oder Elenden, aussagt; wir wünschen, daß er möge in so naher Beziehung zur Stadt Gottes stehen, als Bethanien nahe an Jerusalem war (Joh. 11, 18.), daß der Herr Christus gern daselbst einkehren und weilen möge, gleichwie er öfters in Bethanien übernachtete (Matth. 21, 17.) und Lazarus seinen Freund nannte (Joh. 11, 11.), daß auch durch unsern geringen Dienst Jesus möge geehrt werden, und ein guter Geruch des Lebens zum Leben sich von uns möge ausbreiten auf alle Umwohnenden (Joh. 12, 3.); und endlich, daß, gleichwie Jesus von Bethanien aus

segnend in den Himmel aufgenommen worden ist, durch seinen Segen auch von unserer Wohnstätte aus Viele dieser seiner Nachfolge mögen gewürdigt werden".

Da das Comité nichts einzuwenden hatte, führt Bethanien seinen Namen bis auf diesen Tag, und alle die an den Namen geknüpften Segenswünsche, haben sich, obgleich durch viel Trübsal und Elend hindurch, und oft nach langem Harren, endlich in Herrlichkeit erfüllt! —

6. Zion, fang' im Elend an!

Bethanien, d. h. zu deutsch Elendshausen, hatten die Brüder die Station genannt. Schon an demselben zweiten Tage hatten sie etwas von dem Elend erfahren, in dem zu hausen, Gott der Herr ihnen bestimmt hatte.

Bruder Gebel war von seiner Wanderung um ½2 Uhr befriedigt zurückgekehrt. Wie es ihm aber alsbald erging, darüber hören wir wieder seinen eigenen Bericht:

„So weit war nun Alles sehr schön und ermuthigend. Nun aber wurden wir im eigentlichen und im bildlichen Sinn auf einmal wie mit Wasser begossen, denn um 3 Uhr erhob sich plötzlich ein fürchterlicher Sturm; alle Gegenstände wurden durch dichten Staubwirbel dem Auge entrückt, und wohl fünf oder sechs Gewitter, von allen Seiten einander jagend, entluden sich mit aller Wuth der Tropenländer über unserm Haupte. Unser friedsames Quellchen war durch das von allen Seiten zustürzende Wasser in wenig Stunden in einen breiten, tobenden Strom verwandelt, der, wie vorsichtig und sicher, im Allgemeinen des Eintretens solcher Fälle eingedenk, wir auch unsern Platz gewählt zu haben glaubten, dennoch bis an die Deichsel unsers Wagens sich erstreckte. Wir haben keine andere Zuflucht, als unser dünnes, bereits ein gut Theil abgenutztes Zelt, das von Sturm, Regen und Hagel gepeitscht, zwei an der Mittelstange halten müssen, um es vor'm Einsturz zu bewahren. Während von unten und oben das Wasser eindringt, bleibt uns nichts Andres übrig, als uns alle vier zugleich mit unsern Hunden möglichst eng um den Mittelpunkt des Zeltes zu drängen. Auch nicht ein Buch konnten wir in die Hand nehmen zum Auskauf der Stunden; denn der durchdringende Regen wirkte sogleich verderblich ein. Wir hofften auf einen Uebergang in wenig Stunden, nach Art der Gewitter, aber vergeblich; Regenguß, Sturm, Donner und Blitz wütheten ununterbrochen die ganze Nacht, und an Feuermachen war nicht zu denken. Glücklicherweise war des Morgens etwas mehr Fleisch gebraten worden, als in der Eile des Aufbruchs gegessen worden war, und

so konnten wir nach einem spärlichen Frühstücke doch noch des Abends wenigstens ein kleines Gericht kaltes Fleisch essen. Dann zogen wir uns in den Wagen zurück zur Ruhe, uns selbst und unser armes Vieh, das gegenwärtig unsre ganze Habseligkeit ausmacht, dem Schutze Gottes befehlend. Der Freitag Morgen ließ uns nur ein stetes Zunehmen des Unwetters gewahren; vergeblich sahen wir dem Aufhören des Regens entgegen, um Feuer machen zu können. Wir hatten den vorigen Tag sehr wenig gegessen, und am gegenwärtigen hatten wir gar nichts, was die Naßkälte um so drückender machte, Hunger thut weh und läßt was probieren. So versuchte denn Schmidt gegen Mittag im Zelt selbst Feuer zu machen. Nach drei Stunden unsäglicher Mühe gelang es ihm wirklich, Sturm, Rauch und das nasse Holz zu überwinden, und Gottes Vatergüte ließ uns wieder ein einfaches, aber erquickendes Essen zukommen. Um halb drei ließ der Regen nach; wir kletterten sogleich auf die Felsen hinauf, nach dem Wasserstand und nach dem Vieh uns umzusehen. Schafe und Ziegen fanden wir auf den Bergen, und noch drei junge Ziegen dazu, die aber mitten im Unwetter geboren, vor Naßkälte erstarrt waren, und alle bald starben. Schmidt und ich machten uns nun bald auf, in der Gegend des Rietflusses nach Pferden und Ochsen zu sehen. Wir kamen aber gar nicht weit, als wir uns von der übrigen Gegend durch einen neu gebildeten Wasserstrom abgeschnitten sahen. So mußten wir denn in der Ungewißheit ausharren, bis das Wasser verlaufen war. Kaum angekommen beim Zelt, begann um halb fünf schon wieder Regen und Ungewitter, und hielt abermals die ganze Nacht an".

Am folgenden Morgen, nachdem Sturm und Regen nachgelassen hatten, wurde Richard ausgeschickt, um das verlaufene Vieh zu suchen. Die drei Brüder wußten sich inzwischen einen Kraal für dasselbe herzurichten zum Schutz gegen die zahlreichen Wölfe und Schakals. Bruder Schmidt zerquetschte sich dabei die Hand in dem Maße, daß er einer Ohnmacht nahe war. Mittags kam Richard voller Schrecken zurück. Vieh hatte er nicht gefunden, aber ein furchtbar großes Thier, wahrscheinlich einen Löwen. Nun machten sich Schmidt und Gebel auf. . Löwenspuren fanden sie genug, an einer Stelle frische Löwen- und Springbock-Spuren im Kreise sich umdrehend. Wahrscheinlich hatte dort ein Löwe vor kurzem seine Mahlzeit gehalten. Mit allen Anstrengungen wurden die Felsgipfel erklettert, die Thäler durchstreift, nirgend eine Spur von dem entlaufenen Vieh. Am Abend war der Kraal vollendet, etliche Schafe hatten sich auch wieder angefunden, aber nun gab es ein Jagen über Stock und Block, Fels und Klüfte; keine Möglichkeit, die Thiere in den Kraal zu bringen. Sie waren so wild, daß sie den Brüdern gerade ins Gesicht sprangen

und dann davon eilten, als wollten sie den Raubthieren mit Gewalt in den Rachen laufen.

So waren denn am folgenden Morgen richtig die Schafe in alle Winde zerstreut, vier von ihnen zerrissen, von den Pferden und Ochsen keine Spur. Von den zerrissenen Schafen suchten sie zu bergen, was der Wolf übrig gelassen hatte. Wieder einen ganzen Tag Jagd auf die Schafe, von denen noch glücklich neun zusammengetrieben wurden, die aber ebenfalls trotz aller Mühe nicht in den Kraal zu bringen waren.

Die Nacht brach herein. Kraut und Richard, die nach den Pferden ausgegangen waren, kehrten nicht wieder. Wie gern hätten die Zurückgebliebenen die Thiere aufgegeben, wenn nur die Brüder wieder da waren. Da endlich erschollen Stimmen in der Dunkelheit: Aland, Brander, Cadel — die Namen der Pferde. Die Brüder dankten froh miteinander im Abendgottesdienst, daß sie alle wieder beisammen waren, und wenigstens die Pferde gerettet hatten.

Am folgenden Morgen fanden sie noch glücklich die neun Schafe beisammen und beschlossen, der ewigen Plage müde, sie beim nächsten Bauer gegen Ziegen zu vertauschen. Da dieser aber nicht Lust hatte, blieb nichts andres übrig, als die Schafe mit einem mal zu schlachten, um wenigstens das Fleisch vor den Wölfen zu retten. Dies gedachten sie an der Luft zu trocknen, um wenigstens für etliche Zeit versorgt zu sein. Nun begann eine neue Jagd. Die ganz wild und scheu gewordenen Schafe wollten sich nicht einfangen lassen, und die Brüder mußten sich entschließen, sie zu erschießen. Das kostete aber abermals eine mühevolle Jagd über Fels und Schlucht; dabei zersprang der Lauf eines Pistols und zerbrach der Schaft eines Gewehrs, so daß im Ganzen nur noch zwei brauchbare Gewehre den Brüdern in der Wildniß übrig blieben.

Etliche Tage vergingen. Noch immer suchten die Brüder nach den verlaufenen Rindern und einem angeschossenen Schafe. Während sie von einem Bergesgipfel umherspähten, sahen sie in der Ebene drei dunkle Gestalten. Sie waren noch sehr fern. Aber gar nicht lange waren die Brüder einzeln umhergeklettert, da standen vor Gebel plötzlich die drei Schwarzen mit Pfeil und Bogen, und drei Hunden, die wüthend auf ihn stürzten.

Die Männer waren Buschmänner. Ein einziger ihrer vergifteten Pfeile hätte hingereicht, um dem Missionar das Lebenslicht auszulöschen. Er faßte sich, so gut er konnte, und ging ruhig auf sie zu. Sie waren freundlich, riefen ihre wüthenden Hunde zurück, und es begann die Unterhaltung.

Aber keine Möglichkeit, gegenseitig auch nur ein Wort zu verstehen! Nur eins merkte Gebel, sie verlangten nach Tabak.

Tabak ist das größte, was ein Schwarzer begehrt, jedes Kaffers und Buschmanns Bettel-Anrede, und der Lohn, für den man jede Gefälligkeit erkaufen kann.

Gebel wies die Buschmänner zu dem nahen Wagen; aber auch Richard konnte mit seinem Betschuanisch sich nicht mit ihnen verständigen. Nur mit Mühe suchte er durch Zeichen ihnen begreiflich zu machen, daß die Ochsen verlaufen seien, und daß ein Stück Tabak ihr Lohn sein werde, wenn sie sie wieder brächten.

Sie schienen verstanden zu haben; denn sie eilten mit großer Schnelligkeit von dannen, und schon nach zwei Stunden brachten sie alle elf Ochsen wohlbehalten angetrieben, nach welchen die Brüder vier Tage vergeblich gesucht hatten. Am andern Morgen brachten sie auch von der Kuh einen schwarzen Fuß, so daß der ganze Verlust sich auf die Kuh und fünf Schafe belief.

Nun sollte schnell ein Keller für das Fleisch der erlegten Schafe gegraben werden; aber wiederum vergebliche Mühe, denn schon in einer Tiefe von 3 Fuß stieß man auf einen Fels. Das waren die ersten Tage in Elendshausen; wie es im Liede lautet: Zion, fang' im Elend an! —

7. Der erste Besuch der Koranna.

Schon waren über 14 Tage vergangen, und kein einziger von den Koranna, denen die Brüder predigen sollten, war ihnen in der Einöde zu Gesicht gekommen. Da, es war Sonnabend den 4. October Mittags, sprengten zwei schwarze Reiter mit drei Pferden heran. Der eine war der Sohn des Korannacapitän Piet Witfoet, der andere sein Buschmannsknecht. Der Sohn, ein Jüngling von etwa 20 Jahren, berichtete in gebrochenem Holländisch, de oude Piet hätte von der Ankunft der Brüder Nachricht erhalten, und sei im Anzuge mit seiner Heerde. Aber die bokjes (Ziegen) hätten gerade gelammt, so könne er nur zoetje zoetje (ganz sacht) herankommen, aber viele Koranna kämen mit ihm.

Der Abendandacht wohnte der junge Mann ganz still, mit unverwandtem Auge und geöffnetem Munde bei. Aber dann musterte er mit seinen Augen alle umherliegenden Gegenstände, und bettelte um alles in der zudringlichsten Weise. Nachdem er eine Hammelkeule, groß genug für vier Mann, verzehrt hatte, verlangte er gleich noch mehr; denn er hätte nicht eher genug, als bis — er machte eine kreisrunde Bewegung mit der Hand um seinen Leib — er so dick wäre. Kraut bedeutete ihm mit

Mühe, daß es einem Menschen nicht gut sei, so viel auf einmal zu essen.

Am Dienstag den 14. October kam der eigentliche Koranna-capitän Goliath mit sechs Koranna zu Pferde an. Er berichtete, sein ganzes Volk sei auf dem Wege, und wenn es ihnen bei den Brüdern gefiele, wollten sie alle mit ihrem Vieh hier wohnen. Dann aber verlangte er Tabak, Fleisch und Brot. Den Tabak übergingen die Brüder zunächst mit Stillschweigen, Brot hatten sie selbst nicht, und von ihrem Fleisch theilten sie mit, was sie hatten. Goliath meinte aber, wenn er dazu rauchte, könnte er viel mehr essen; ohne Tabak könnten sie nur ganz wenig essen.

Nun begann die wichtige Verhandlung. Gebel stellte den Heiden vor, daß er nie rauche, und dennoch schmecke ihm das Essen sehr gut. Mans aber, ein langer mächtiger Kriegsmann von den Koranna, erwiderte, der Mensch lebe von drei Dingen, Tabak, Kost und Brot, und die richtigen Missionare hätten allzeit viel Tabak bei sich. Endlich nach der Abendandacht, der die Heiden still und bescheiden beiwohnten, schien es diesen selbst, als sei es nun Zeit zur Ruhe zu gehen; morgen, wenn die Sonne allen ins Angesicht schiene, wollten sie mooi mooi praten (sehr schön sich erzählen).

Kaum war die Sonne aufgegangen, da begannen die Heiden Musterung zu halten unter den Sachen der Brüder, zogen deren Stiefel und Schuhe an, steckten Messer ein u. dergl. Doch gelang es den Brüdern, durch nachdrückliche Reden alle Sachen wiederzuerhalten, mit Ausnahme eines Tuchs von Richard. Dann aber begann der lange Mans wirklich mooi zu praten. „Wenn ihrs jetzt mit uns gut macht, und gebt uns viel Tabak, Pulver, Blei, Hosen, Jacken und Messer, dann kommt der Capitän mit vielem Volk."

„Aber wir sind nicht gekommen, um euch Tabak zu bringen, sondern wir wollen das Wort Gottes euch lehren. Kommt aber der Capitän und bringt Schafe, Ochsen, Ziegen mit, und hat nicht Tabak und Kleider, so giebt er uns Schafe und Ziegen und Rinder, und wir geben ihm dafür Hüte, Jacken, Hosen, Tücher und Messer."

Wo habt ihr die alle?

Die haben wir auf den Wagen, die noch kommen sollen.

Wo stehen denn die andern Wagen?

Jetzt haben wir nur den Einen.

Also seid ihr blos darum gekommen, daß ihr uns lehren wollt?

Ja freilich, darum sind wir gekommen! —

Nein, das geht nicht an! Kolbe und Archbell bringen uns alle diese Dinge, den Tabak können wir uns aus Kolbe's Taschen

heraus holen, die sind lekker (freundlich), und die Bauern geben uns auch Tabak. Wenn wir Tabak bekommen, so wollen wir gern luisteren (der Predigt still zuhören), aber wenn wir keinen Tabak bekommen, müssen wir immer umherreiten.

Nun ging das Bestürmen um Tabak und Sachen wieder an. Die Zudringlichen krochen mit in den Wagen hinein, um alle Kisten zu untersuchen. Und als sie das Gewünschte nicht erhielten, ritten alle wieder davon. Mans rief zornig aus, kein einziger Koranna solle zu den Brüdern kommen, er wolle zu allen herumreiten und ihnen abreden, und von diesem Felde müßten die Brüder wieder weg, das sei ihr Feld. Zu Richard äußerte er, dies könnten unmöglich ordentliche Missionare sein, denn ein richtiger Sendeling habe immer einen ganzen Wagen voll Tabak bei sich! —

So waren denn die Brüder wieder allein; ihre Hoffnung schien erlöschen zu wollen. Um nicht immer das getrocknete Schaffleisch allein essen zu müssen, kochten sie ein Gemüse aus Brennnesseln; das schmeckte fast wie Kohlrabi.

8. Die erste Predigt auf Bethanien.

Unter dem Sonntag den 19. October lesen wir in dem Tagebuch der Missionare: „Nun, Gott der Herr sei gelobt und gepriesen! Wir haben einen Sabbath gefeiert, der unsere Herzen mit Freuden erfüllt! Wir haben diesen Sonntag zugebracht inmitten unseres ersten Korannagemeindleins; möchte es bald verklärt werden zu einem rechten Kirchlein, zu einer Gemeinde von Heiligen!"

Die Brüder saßen beim Frühstück, als das Bellen der Hunde ankommende Fremdlinge verkündigte. Es war Piet Witfoet und sein Sohn Kli Pit und mit ihnen eine ganze Schaar von Koranna mit großen Zügen von Ochsen, Pferden, Schafen, Ziegen und auch einem Wagen. Reiter kamen zu Pferde, andere ritten auf Ochsen, auch Packochsen waren im Zuge. Vierzig bis fünfzig Erwachsene mit einer Schaar von Kindern hatten bald acht Hütten aufgeschlagen. Ein großer Theil der Horde gedachte binnen Kurzem nachzukommen.

Nachdem die Ankömmlinge ihre Einrichtung getroffen, versammelte Bruder Kraut sie Nachmittags zum ersten Sonntagsgottesdienst. Der Missionar begann einen Vers vorzusprechen und Wort für Wort zu erklären:

O Jezus Christus, Godes Zoon, myn broeder en genadetroon, myn schat, myn vreugd en eere! Gy weet, of, wat

ik spreek, is waar; voor U is alles zonnenklar, Gy ziet het alles, Heere! Myn min, myn zin zoekt voor allen Uw gevallen, niets op d'aarde is my buiten U van waarde. Nachdem alles genügend erklärt war, wurde der Vers gesungen, und dann die erste Predigt gehalten über Joh. 3, 16.

Nach der Predigt ging es ans Fragen und Besprechen, und die Brüder hatten die große Freude zu sehen, daß die Schwarzen nicht blos aufmerksam zugehört hatten, sondern nun auch untereinander lebhaft das Gehörte sich wiederholten. Das alles war weit über Erwarten! Der Herr hatte das Gebet der Brüder in Gnaden erhört; ein guter Anfang war gemacht.

Gleich am folgenden Montag wurde nicht nur die Morgen- und Abendandacht in ähnlicher Weise gehalten, sondern auch das gestern gesungene Verslein auswendig gelernt. Dann ging es an die erste Grundlage aller hohen Wissenschaften, an das liebe ABC. Da auch alles und jedes Schulhülfsmittel fehlte, so hatte Bruder Kraut die Buchstaben zierlich aufgeschrieben, und auf das Segeltuch (womit der Wagen überzogen war) aufgeklebt.

Das Lernen ging vortrefflich. Etliche hatten schon nach fünf Viertelstunden 18—20 Buchstaben ziemlich inne. Kli Pit fing sofort mit Eifer an, die andern zu lehren, und brachte als Zeichen seiner Dankbarkeit eine Butte mit Milch. Offenbar hatte die Aussicht, den Weißen an Gelehrsamkeit gleich zu werden, elektrisch gezündet.

So gings vorwärts auch in den folgenden Tagen. Freilich seminarmäßige Schulzucht war nicht in dem Auditorium. Manche liefen ab und zu, manche lachten und spaßten, aber dann lernten sie auch wieder ganz lebhaft, und selbst nach geschlossener Unterrichtszeit lagen die großen Schüler noch um den Wagen herum. Kli Pit und Goosch Buffelbout examinirten stattlich mit einem Stöckchen: „Wo ist das c? Wo ist das g?" Auch der alte Capitän wollte sofort gleich ganz klug werden. Nur mußte er zwischendurch schlafen oder essen. Dann lief er mitten aus dem Unterricht, und wenn er dann wiederkam und gefragt wurde: Warum ist Capitän denn weggelaufen? antwortete er ganz unbefangen: „Mynheer, heb moeten slapen!" Was er aber dann gefaßt hatte, das brachte er sofort wieder an den Mann. Das, meinte er, gebühre ihm als dem Capitän.

Bald waren sie auch willig, an den äußeren Arbeiten mitzuarbeiten und warfen trotz ihrer angebornen Hottentottenträgheit Steine über Steine ins Wasser, um den Damm herzustellen. Ein wenig Tabak war ihnen genügender Lohn.

Ein zwölfjähriger Knabe, der sich das Gesicht nach Volkssitte mit rother Erde beschmiert hatte, eilte auf die Bemerkung, daß das doch häßlich sei, sofort zum Wasser, um sich zu reinigen.

Für einen alten Hut brachten sie eine ganze Anzahl Schafe. Das gab den Brüdern wieder guten Muth! —

Die angezogenen Koranna gehörten zum Stamm der „Rechthände"; ihr eigentlicher Häuptling war der noch minderjährige Goliath, Vicecapitän war der alte Piet Witfoet, der auch nach erlangter Großjährigkeit neben Goliath seine Capitänsstellung behauptete.

9. Wie die Missionare in Bethanien auf das „steinige Land" den ersten Saamen säen.

Das Ackerfeld der Korannaherzen war in der That „steiniges Land," hier und da etwas Erde über den Steinen, die das Korn bald in grünen Halmen aufgehen ließ, aber nur dazu, daß es bald verdorre, weil es nicht in der Tiefe Wurzel fassen konnte. Unten in der Tiefe war hartes Felsgestein.

Nachdem die erste Neugierde über die Buchstaben vorüber war, machte sich eine große Anzahl Männer ein Geschäft daraus, durch Possen und lärmendes Gelächter den Unterricht zu stören. Dazu schien das ganze Volk keine andere Beschäftigung zu kennen, als trägen Müßiggang. Trieben sie nicht Narrentheidinge, so schliefen sie, während die Missionare sauer arbeiteten. „Haben sie Appetit auf Quagga- (Zebra-) Fleisch, dann gehen sie auf die Jagd; sonst reiten sie zu den andern Koranna, um dort zu faullenzen. Die Belegung der Hütten mit neuen Matten, das Melken, Holzhacken und andre Arbeit überlassen sie den Weibern. Miethet man Männer zur Arbeit, so nehmen sie gern Bezahlung an, klagen aber sofort über Müdigkeit, die Sonne kann nicht früh genug sich neigen.

Dazu sind sie in hohem Grade streitsüchtig und jähzornig. Der geringste Anlaß genügt, daß sie sich in den Haaren raufen, die Nasen zerkratzen oder gegenseitig abbeißen, oder blutige Löcher in Kopf und Gliedmaßen stechen und stoßen." Bruder Kraut mußte wiederholt als Friedensstifter sich zwischen wüthende Streiter werfen, die sich gepackt hatten, wie festgebissene Hunde. Einmal hatte ein Koranna die Schwester eines anderen beim Arm gefaßt und weggezogen, wie er sagte zoo maar („so nur," d. h. ohne üble Absichten); der eine greift nach einem Stein, der andere nach dem Messer; bald hat der eine eine Kopfwunde durch den Stein, der andere einen halbabgeschnittenen Finger durch das Messer. Nun kommt Mutter und Schwester der beiden Kämpfer hinzu, ein furchtbares Geheul erhebt sich, und weckt den Bruder Kraut, der zwischen die Streitenden fährt, während die übrigen Koranna ruhig zusehen. Nach wenigen Tagen hatte das erwähnte

böse Weib schon wieder einem anderen eine so tiefe Kopfwunde beigebracht, daß das Blut strömte.

Bei dem allen plagten die Koranna, vom Capitän abwärts bis zum Pferdejungen beständig um Sachen, besonders um Tabak. Der Capitän benahm sich dabei verhältnißmäßig noch am anständigsten, und hielt nach und nach die anderen immer mehr in Zucht.

In solches Steinland nun sollten Furchen gezogen und der Saame gesäet werden. Bruder Kraut ging, während Bruder Gebel nach Graaf Reinet reiste, um seine Frau abzuholen, in Gottes Namen ans Werk. Große Noth machte es ihm, in der Morgen- und Abendandacht die Heiden auch nur zum Lautsprechen zu bewegen; sie waren selbst dazu zu träge. Jetzt mußten sie geübt werden, jeden Tag etwas auswendig zu lernen. Manche Wörter, wie „Erlöser" und „Sünde," die den Heiden völlig unverständliche, neue Begriffe geben, mußten sie wohl 50 mal hintereinander sprechen. Dann wurden die Buchstaben eingeübt, und in der letzten Woche Octobers der erste Versuch gemacht, die Buchstaben zu Worten und Sätzen zusammen zu setzen. Der erste Satz, der also von den Koranna in holländischer Sprache buchstabirt und gelesen wurde, lautete auf deutsch: „Der Herr Jesus Christus, Gottes Sohn, ist unser Heiland und Erlöser von Sünde und Teufel." Solcher kurzen Sätze wurden bald mehr zusammengesetzt, Wort für Wort mit unermüdlicher Geduld erläutert und dann auswendig gelernt, und in den Predigten und Privatgesprächen und im täglichen Leben vielfach angewandt.

Und dieses gute Gotteswort bewährte seine Keimkraft bald selbst in den erstorbenen Hottentottenherzen. Es war am 22. November, als ein junger Mann in der Morgenandacht aufgefordert wurde, einen Liedervers Zeile für Zeile herzusagen. Mit der ersten ging es so ziemlich, obgleich Bruder Kraut schon die Unruhe im Innern dieses Heiden bemerken konnte. Als er zur zweiten Zeile kam, schlug er die Augen auf und nieder, seufzte tief, und es war, als ob etwas seine Brust zugeschnürt hätte. Dann hörte er ganz auf zu sprechen, seine Gesichtsfarbe veränderte sich, er fing an zu zittern, seine Knie und Lenden schlotterten und er mußte sich niedersetzen, weil er sonst umgesunken wäre. Am andern Tage ließ ihn Kraut durch Kli Pit fragen, ob er etwa gestern in der Unterrichtsstunde krank geworden sei. Nein, ließ er antworten, er wäre ganz gesund, aber bei den Worten: „O Jezu, uwe hulp my zend" (O Jesu, deine Hülf' mir send') seien ihm seine Sünden so furchtbar auf das Gewissen gefallen, und das habe ihn so zittern gemacht. An demselben Abend kam er tief bewegt zu Richard mit der Frage, ob denn wirklich Jesus ihm auch alle Sünden vergeben habe, er habe doch so viel Böses

gethan. Nach etwa drei Wochen fing in einer Morgenstunde derselbe Jüngling tief an zu seufzen, sprang dann plötzlich auf und lief in ein nahes Gebüsch, um zu beten. — Auch der Capitän Goliath wurde nachdenkend und Kraut sah ihn still sinnend umhergehen, er trat zu ihm heran, ob er gebetet habe. „Nein, heute nicht"; aber seine Fragen und Antworten bekundeten, so wie die Antworten vieler andern Schüler, daß das gehörte Wort sie doch in ihrem Herzen bewegte. Praktisch wurde das Wort dann auch dadurch angewandt, daß bei Streitereien und Schlägereien der Koranna Kraut sich nicht damit begnügte, die wild Tobenden auseinanderzureißen, sondern auch ihnen die Pflicht der christlichen Liebe und Verträglichkeit mit Hinweisung auf das Beispiel Jesu einschärfte, und dabei nicht selten die Freude erlebte, daß sich die Gegner die Hände reichten und Besserung gelobten.

So schauten denn schon die ersten Halmspitzlein von dem ausgestreuten Saamen empor und Bruder Kraut fuhr um so freudiger fort mit der Predigt des Worts, als am 25. November eine zweite Abtheilung Koranna auf dem Platz anzog, so daß die Zahl der Erwachsenen auf etwa 80 Mann stieg, abgesehen von den vielen Koranna der Umgegend, die nach Weise ihres Volks vielfach zum Besuch kamen und dann auch etwas von Gottes Wort mit nach Hause nahmen.

Da nun am 30. October auch das bisherige Leinwandhaus mit einem feststehenden vertauscht werden konnte, fühlten sich die Brüder bereits seßhaft. Freilich war das neue Haus nur aus Weidenholz und Binsen zusammengesetzt, die Fugen mit einer Mischung von Gras, Erde, Kuhmist und Wasser zugeklebt; aber es war doch ein Fortschritt, und selbst von den Koranna begannen einige schon, der dringenden Mahnung der Brüder folgend — sich zu waschen!

10. Die Feuersbrunst.

Die Brüder Gregorowsky und F. Lange, die wir auf der Reise in Beaufort verlassen haben, begannen dort eine gesegnete Thätigkeit, namentlich unter den Aussätzigen und Gefangenen. Als nun im November 1834 Gebel nach Graaff Reynet reiste, um seine Frau abzuholen, und dorthin auch den Bruder Gregorowsky rief, damit er in Bethanien das Netz ziehen helfe, und als Gregorowsky sein erstes Arbeitsfeld verließ (19. November 1834), wurde er von den Heiden mit großer Liebe und vielen Thränen geleitet. Er traf mit Gebel am 20. Januar 1835 in Bethanien ein; Lange, der zu dem Prediger des Ortes nicht die richtige Stellung finden konnte, folgte ihm am 5. Februar desselben Jahres, so daß nun

sämmtliche erstausgesandten Brüder in Bethanien versammelt waren.

Indeß auch diese erneute Aufnahme der Missionsarbeit in Elendshausen sollte durch ein Ereigniß eingeleitet werden, welches an das Wort „Zion, heb im Elend an", sie gemahnte. Hatten sie beim ersten Anfange durchs Wasser gehen müssen, so führte sie jetzt der Herr durchs Feuer.

Es war Sonntag den 1. Februar 1835 noch vor Sonnenaufgang, als Bruder Kraut durch den Ruf: Feuer! Feuer! aus dem Schlaf erweckt wurde. Frau Gebel stürzte athemlos herein und rief um Hülfe, denn ihr Wohnhäuslein stand in hellen Flammen. Dies Häuslein war jenes oben beschriebene, aus Weidenholz, Riet und Koth nothdürftig zusammengebrachte, welches durch die heftigen Regen bereits längst leck geworden war, so daß die Geschwister Gebel, um ihrem Kindlein einigermaßen einen Schutz zu bereiten, über dessen Bettlein ein Segeltuch unter das Dach angebracht hatten. Dieses Segeltuch hatte, wahrscheinlich durch den Zug bewegt, von der Nachtlampe Feuer gefaßt und im Nu die ganze Hütte in Flammen gesetzt. Bruder Gebel, vom Gepraſſel der Flammen erweckt, springt auf, weckt schnell seine Frau. Diese ruft: Mein Kind! Mein Kind! und eilt mit dem theuren Schatz hinaus und ruft Feuer; während Gebel selbst vergeblich einen naheſtehenden Wassereimer nach oben hin in die Flamme schleudert. Die Brüder und Richard und sämmtliche Koranna waren sofort bei der Hand, aber den letzteren war der Anblick einer so großen Flamme etwas so überraschend Neues, daß sie stumm und regungslos da standen und auch durch Zurufe sich nicht bewegen ließen, ihre Bambusse (Milchgefäße) mit Wasser zu füllen. Nur der Capitän und sein Sohn und einige wenige des Volks gingen mit großer Emsigkeit und Umsicht ans Werk. Freilich mit den wenigen Koch- und Trinkgeschirren, die alle einzeln mit Wasser gefüllt werden mußten, konnte man des Feuers nicht Herr werden, welches zu seiner Nahrung nichts Zäheres fand als Rohr, Holz, Matratzen, herumhängende Wäsche und Kleider. Es blieb endlich, um doch nur Einiges zu retten, nichts anderes übrig, als mit Deichseln, Hebebäumen und langen Stangen die ganze brennende Hütte in einen Klumpen zu stürzen und in diesen hinein von oben her alles heranzubringende Wasser zu gießen, damit das Feuer gelöscht würde, ehe es den inneren Inhalt der Koffer erfaßt hätte. So wurde noch manches erhalten. Aber der größte Theil der Kleider und der Wäsche, die Bücher, Schriften, Matratzen, die Sättel, die Uhren, die Pistolen und Gewehre und eine Menge Tauschwaaren waren vernichtet. Dem Bruder Gebel selbst waren Haupthaare und Augenbrauen versengt. Zwei Minuten länger Schlaf und alle wären erstickt. So war denn das erste

Geschäft der Brüder, dem Herrn zu danken, daß doch wenigstens kein Menschenleben zu beklagen war, obgleich der Verlust der Sachen in der africanischen Wildniß ein unersetzlicher blieb.

Hernach gings an das Sortiren der aus dem Schutt herausgezogenen Sachen. Die Koranna suchten emsig nach allen Kleinigkeiten und gaben alles redlich ab. Jedes Stückchen, das sich vorfand, nahmen die Geschwister als neu geschenkt aus der Hand des Herrn. Es fand sich doch noch manches werthvolle Angedenken, Bücher, Liebesgaben, und endlich sangen sie mit einander:

Der Herr ist's, der es hat gegeben,
Der Herr ist's, der es hat genommen;
Was Noth thut, wird er wiedergeben,
Was mehr ist, würde uns nicht frommen.
Ich hab' ihn allzeit treu erprobt,
Des Herren Name sei gelobt! —

Fürs erste galt es nun wieder, den Wagen zur Wohnung und Schlafgemach einzurichten. Dann mußte man eine neue Hütte aufrichten, und weil für die erste bereits alles Holz und Riet in der Nähe verbraucht war, weitere Reisen unternehmen, um es vom Kafferfluß heranzuschaffen. Sie fanden so viel, daß sie gleich einen Stall für die Pferde bauen konnten. Der war dringendes Bedürfniß, denn bereits hatten sie an der vom December bis April dort herrschenden Pferdekrankheit etliche Thiere verloren und in Africa gilt das englische Sprichwort: without horses, without legs, (ohne Pferde, ohne Beine). Dann einmal an der Arbeit, wurde eine Wasserschlot für den Garten angelegt, die Gärten umfriedigt und die Fangdämme für die Wasserleitung befestigt. Am 22. April wurde dann der Grundstein zum ersten kleinen Steinhause gelegt. Bruder Gebel brach Steine, Gregorowsky arbeitete am Damm, Bruder Schmidt besorgte die Tischlerarbeit, Lange die Maurerei. Die Hottentotten freilich sahen meist verwundert zu; doch entschlossen sich auch von ihnen etliche, ab und zu die Hand mit anzulegen, und als sie nun erst im Garten die Bohnen, Erbsen, Gerste und Hafer wachsen und Früchte tragen sahen und als die Weidenbäume unter der Wasserschlot zu grünen begannen, da tauchte auch in ihnen der Gedanke auf, in ähnlicher Weise für Vorräthe zu sorgen. Zwei Koranna legten ihre Gärten neben denen der Brüder an.

11. Die Kleinkinderschule.

Noch während Gebels Abwesenheit hatte Bruder Kraut angefangen, die kleinen Kinder zu einer Nachmittagsschule zusammen-

zurufen, um sie besonders buchstabiren zu lassen. Ihrer zwanzig fanden sich regelmäßig ein. Freilich durfte er es den kleinen Lieblingen nicht verargen, wenn sie bei 34° Hitze öfters vor dem Lehrer sitzend einschliefen und dann so halb im Schlaf noch mitlallten. Kamen sie doch gern zu den angenehmen Lernstunden und ließen es durchaus nicht an Eifer fehlen, bis sie alle diese kleinen krausen Dinger, die das ABC ausmachen, inne hatten.

Nach dem Eintreffen von Bruder Lange konnten nun die Geschäfte ordentlich vertheilt und auch eine ordentliche Kleinkinderschule eingerichtet werden, deren Ruf bald so weit in die Kreise der umwohnenden Koranna hinausdrang, daß der Häuptling Behrendt Philipp seine Kinder nach Bethanien brachte, daß sie auch in den Anfang der hohen Wissenschaften eingeführt würden. Ein Paar Milchkühe, die er mitbrachte, sollten ihren Unterhalt decken.

In Gnadenthal hatte der Bischof Halbeck artige Kinderreime in holländischer Sprache angefertigt, die, den Hauptinhalt des Unterrichts in der Religion, Rechnen, Geschichte, Geographie in gebundene Rede gefaßt, den Kindern zum Auswendiglernen und Singen übergeben wurden. Das war dann ein gaudium für das kleine Volk, so oft diese Reimlein eingeübt wurden. Sie waren nicht dichterisch schön, aber sehr praktisch. Zwei derselben theilen wir hier mit:

Lente brengt ons de September,
Zomertyd de maand December.
Koelen herfst de maand van Mart,
Iuni winter op de aard.

Frühling bringt uns der September,
Sommerszeit der Mond Dezember,
Kühlen Herbst der Monat März,
Junius Winter auf die Erd'.

Nu moet gy ook dat nog hooren,
Sedert Jezus is geboren,
Geven wy naar dit voorval
Elk jaar zyn byzonder tal.

Nun müßt ihr auch das noch hören,
Seitdem Jesus ist geboren,
Geben wir nach dem Vorfall
Jedem Jahr' sein' eigne Zahl.

En voor allen uitgezonderd,
Is het jaar van achttienhonderd
Vier en dertig door Gods hand
Voor ons lief Korannerland.

Und von allen ausgesondert,
Ist das Jahr von achtzehnhundert
Vier und dreißig von Gott's Hand
Für das lieb' Koranna-Land.

Maand Oktober dit jaars zouden
Al Koranners mooi onthouden,
Opdat men steeds roemen mag
Zynen negentienden dag.

Dieses Jahrs October sollten
Die Korannas schön behalten,
Damit man stets rühmen mag
Von ihm den neunzehnten Tag.

Want dien dag, 't was zondag, kwamen,
Opdat zy Gods woord vernamen,

Diesen Tag, 's war Sonntag, kamen,
Daß sie Gottes Wort vernahmen,

Van de Witfoets groot en klein
Tot de eerste leeraars heen.

Von den Witfoets*) groß und klein
Zu den ersten Lehrern hin.

God, Gy hebt voor 't eeuwge leven
My geschapen, en dat is
's Bybelwoords, dat Gy gegeven,
Levendig erkentenis.
U te kennen en Uw Zoon
Is der weetenschappen kroon.

Gott, Du hast für's ew'ge Leben
Mich geschaffen, und das ist
Deines Wort's, das Du gegeben,
Lebendige Erkenntniß.
Dich zu kennen und den Sohn
Ist der Wissenschaften Kron'.

Maar ick lig in duisternissen
Der zond' en onwetenheid,
En ik kan Uw Geest niet missen,
Wil ik daarvan zyn bevryd;
Gy alleen kunt helpen my,
Want des Lichts fontein zyt Gy.

Doch ich lieg in Finsternissen
Der Sünd' und Unwissenheit,
Ich kann Deinen Geist nicht missen,
Will ich davon sein befreit;
Du allein kannst helfen mir,
Denn des Licht's Quell ist bei Dir.

Daarom schenk my Uwen zegen,
Breng verlichting in my voort,
Laat my meerder kennis krygen
Aan U en Uw heilig woord,
En door alles, wat ik leer,
Steeds bedoelen Uwe eer.

Darum schenk' mir Deinen Segen,
Schaff' die Finsternisse fort,
Laß mich mehr Erkenntniß kriegen
Von Dir und Dein'm heil'gen Wort,
Und durch alles, was ich hör,
Stets erzielen Deine Ehr.

Auf diesem Wege wurde nicht blos den Kindern der Anfang der holländischen Sprache beigebracht, sondern auch die Grundlage zu allerlei nöthigen und nützlichen Kenntnissen gelegt und gegen den Stumpfsinn, der fast nur für Essen und Trinken noch Gedanken übrig ließ, angekämpft, die Aufmerksamkeit allmälig auf geistige Dinge gerichtet und Stoff zur Unterhaltung auch für die Zeit außer den Schulstunden geboten. Dienstags und Freitags Nachmittags unterwies Frau Gebel die Mädchen und Frauen im Nähen.

Darnach versuchten die Geschwister, auch einige Waisenkinder in ihr Haus aufzunehmen. Die ersten dieser Versuche freilich scheiterten an der klotzartigen Dummheit des einen und an der Unbändigkeit des zweiten Mädchens, welches die ihr gegebenen Kleider abriß, die Missionarsfrau mit Füßen von sich stieß und erklärte, sich lieber todtschlagen lassen zu wollen, als sich in das gesittete Leben der Weißen zu fügen. Besser indeß glückte es mit einem zwölfjährigen Korannaknaben, Ston Pampier, dessen Vater vor zwei Jahren von den Buschleuten erschossen war; und als nun Bruder Gebel auch noch einen Betschuanen, Namens Timeli, in sein Haus aufnahm, da gab es eine reiche, bunte Unterhaltung, ein Sprechen wie in Babel, Deutsch, Holländisch, Englisch, Bet-

*) So heißt die Koranna-Horde in Bethania nach ihrem Hauptmann.

schuanisch und Koranisch klang so wirr durch einander, daß kaum je zwei den dritten verstanden.

Zwischen Kindern und Erwachsenen aber entstand nun ein rechter Wetteifer im Lernen. Drei Erwachsene und sechs Kinder mußten bereits zu besonderer Abtheilung in der Schule ausgesondert werden. Die Gottesdienste wurden so fleißig, sowohl von den Stationsbewohnern, als von den zu Wagen herankommenden Griqua und den umwohnenden Schwarzen besucht, daß bereits im December 1835 ein Gotteshaus von Rohr mit vier Fenstern und einem Ausbau nach hinten für Lehrer und Tafelgestell eingeweiht werden konnte. Die von Natur schönen Stimmen der Hottentotten gewöhnten sich immer mehr an geistliche Töne, und hier und da fanden sich schon einige, die auf eigene Hand beteten.

12. Störungen.

Jedes Aufblühen im Reiche Gottes ruft auch ein Gegenkämpfen des Satan wach. So geschah es leider nur zu bald auf Bethanien. In Bruder Gebel zeigte sich, je länger je mehr, ein herrschsüchtiges Wesen, welches sowohl für die Brüder, als für die Koranna mit der Zeit immer unerträglicher wurde. Namentlich sah sich der alte Vicecapitän Piet Witfoet in seinem Ansehen gekränkt. Wenn ein heidnischer Häuptling einen Missionar begehrt, so meint er eigentlich Pulver, Pferde, Sättel, Kleider, Brot, Ansehen, Genuß, Geschenke aller Art, nicht das Wort Gottes. Wie sollte es auch anders sein! Der arme blinde Heide kennt ja Gottes Wort nicht. So lange er sich noch mit der Hoffnung trägt, alle diese irdischen Vortheile vom Missionar haben zu können, läßt er sich lange Predigten gefallen und besucht sie regelmäßig, um dadurch die Gunst des Missionars zu erlangen, ja er ermahnt auch seine Untergebenen zum Besuch von Kirche und Schule. Schwindet aber diese Hoffnung und fangen etliche seiner Leute an, in dem Missionar eine höhere Autorität zu erkennen, als in dem Häuptling, oder beginnen etliche wirklich sich zu bekehren, dann verwandelt sich die frühere Freundlichkeit nur allzuleicht in ihr Gegentheil. Dann werden die Leute heimlich vom Gottesdienst abgemahnt, Partheien bilden sich im Volk selbst und nicht selten brechen offene Fehden aus.

So geschah es auch in Bethanien. Es kam zu so offener Feindseligkeit, daß die beiden Partheien Steine schleudernd einander gegenüberstanden. Die weitverzweigte Familie der Büffelbouts, die fast den halben Kraal ausmachte und in welcher eine große Anzahl bereits zu Privatübungen im Gebet und Gesang

sich zusammengefunden hatten, erklärte, es nicht länger bei Piet Witfoet aushalten zu können und zog von dannen. Piet selbst aber war auch hiemit nicht zufrieden. Ihm war des Singens und Betens und Lernens längst viel zu viel geworden. Auch er zog am 22. Januar 1836 von dannen; freilich nur gefolgt von seinem Bruder Stefanus und seiner alten Mutter. Die übrigen zogen es vor, bei den Missionaren zu bleiben.

Schlimmer als dies waren die Zwistigkeiten, die zwischen den Missionaren selbst, insonderheit seitdem die Brüder der zweiten Aussendung, Wuras, Radloff und Zerwick angekommen waren, in hellen Flammen ausbrachen. Wir können hier die ärgerlichen Auftritte nicht näher schildern, die den Namen des Herrn vor den Heiden stinkend machten. Es kam so weit, daß die Missionare sich gegenseitig vor den Griquahäuptlingen verklagten, die ja als die rechtmäßige Obrigkeit des Landes galten. Der Rath der Griqua wußte natürlich nicht, wem Recht zu geben. Als aber einer der jüngeren Brüder einen großen Bogen Papier hervorholte mit dem Preußischen Wappen und mit der Unterschrift des Königs von Preußen (es war sein Paß), da war der große Griqua-Rath vollständig überzeugt, diese letzt angekommenen Brüder seien die richtigen Missionare; Gebel und die zu ihm stehenden Lange und Kraut wurden durch richterliches Erkenntniß der Griqua genöthigt, Bethanien zu verlassen. Wuras, der sich bald mit Johanna, Tochter des Missionar Saß (Bd. I p. 119. 255), verheirathete, behielt mit Radloff und Zerwick das Feld. Kraut ging nach Morijah, Gregorowsky nach Franschehoek und der Capstadt, Ortlepp und Schmidt schieden aus dem Dienst der Gesellschaft, Gebel verstieg sich in seiner Thorheit und Aufsässigkeit so weit, daß er nebst Lange, als im Jahre 1837 der Superintendent Pehmöller von Berlin ausgesandt wurde, um die Angelegenheiten zu ordnen, diesem eine höhnende Widersetzlichkeit entgegenstellte, und beide aus dem Dienst der Gesellschaft entlassen werden mußten. Das war ein böser Mehlthau auf die junge Saat! —

13. Die Besitz- und Rechtsverhältnisse von Bethanien.

Daß die Missionare ihre Streitigkeiten vor dem Rath der Griqua in Philippolis ausfechten mußten, hatte seinen Grund darin, daß dieser Rath damals nicht blos von allen im Oranjefreistaat bis an den Modderfluß wohnenden holländischen Bauern als rechtmäßige Landesobrigkeit anerkannt wurde, sondern auch in dem ersten request ausdrücklich das Oberhoheitsrecht über das Gebiet von Bethanien sich vorbehalten hatte.

Schon oben hatten wir erwähnt, daß der alte Griquacapitän Dam Kok unseren Brüdern die Bethanischen Quellen nebst zwei Stunden zu Pferde Land nach allen Richtungen hin zum Eigenthum für die Berliner Missionsgesellschaft geschenkt hatte. Nachdem dieser Häuptling 1835 gestorben war, eilte Kraut nach Philippolis, um sich einen Request (Schenkungsurkunde) über das Land von dem großen Rath der Griqua ausstellen zu lassen. Derselbe lautet in deutscher Uebersetzung:

„Philippolis, den 28. December 1835. Durch dieses wird heute, am 28. December im Jahre des Herrn 1835 der Platz, genannt Bethanien, an die Berlinische Gesellschaft übergeben mit den grenzenden zwei Quellen, als ein rechtliches Eigenthum der Missionsgesellschaft, in Gemäßheit der bestehenden Landesgesetze, unter der Bedingung, daß der gemeldete Platz Bethanien mit der Schule unter das Gebiet von Philippolis gehört. Gegeben durch den Rath von Philippolis: Gert Bezuidenhout. Gert Kok. Ludewig de Bruin. Van Stinkfontein. Adam Zoon. Baarent Lucas. Jan Wemstrom. Adam Kok. Abraham Kok. Hendrik Hendrikse, Secretaris."

Die schließliche Zusatzbedingung war zu dem Ende beigefügt worden, damit das Hoheitsrecht der Griqua über das Bethanische Feld und dessen Umgrenzungen, welches von etlichen Koranna ohne allen rechtlichen Grund bestritten wurde, auf diese Weise durch ein von den Missionaren acceptirtes Document ausdrücklich ausgesprochen werde. Im Uebrigen war das Document überaus mangelhaft, indem weder die beiden darin benannten Quellen näher bezeichnet waren, noch überhaupt der „zwei Stunden zu Pferde" von den Quellen aus Erwähnung gethan, der Platz also ohne alle Begrenzung belassen war. Dieser Umstand hat uns entsetzlich viel Noth und Schaden gebracht bis in die neusten Zeiten hinein. Wir wollen hier die Erzählung von der Plage um das Eigenthumsrecht, der Darlegung der geschichtlichen Entwicklung Bethaniens vorgreifend, zunächst bis zum Jahr 1845, wo die Engländer inzwischen eingedrungen waren, fortführen.

Im Jahr 1837 ritt Bruder Wuras, um die Unklarheiten des Requests von 1835 durch eine deutliche Erklärung zu beseitigen, nach Philippolis. Hier bestritt aber der große Rath die Angabe, daß der alte Adam Kok zwei Stunden zu Pferde geschenkt habe, beschränkte vielmehr die Schenkung auf eine Stunde zu Pferde (also einen Kreis von drei deutschen Meilen Durchmesser), bestimmte die Grenzen und fügte dem schriftlich gegebenen Document die Bemerkung bei, daß alle in Bethanien wohnenden Koranna den Capitän Adam Kok, den Jüngeren, und dessen Räthe als ihre gesetzliche Obrigkeit zu betrachten hätten. Von den damals auf Bethanien wohnenden Koranna erkannte die eine Parthei, die sogenannten Zauberer (unter dem Capitän Jacobus

Müller) diese Bestimmung an, während die „Rechtshänder" (unter Piet Witfoet und später dem Capitän Goliath) widersprachen.

Nicht lange hernach kam dann auch Adam Kok auf Ersuchen der Brüder, um die schriftlich zuerkannten Grenzen abzureiten und durch Grenzsteine zu markiren. Die Koranna sahen ihn und seine 16 Begleiter nicht gern, sondern stellten sich so feindlich, daß ihm offenbar nicht behaglich zu Muthe war. Er selbst trieb zum schnellen Aufsatteln an. Die Griqua hatten gute Pferde, die Brüder desgleichen. Radloff ritt einen arabischen Hengst Napoleon, den ein Freund aus Franschehoek zum Behuf der Züchtung dem Bruder um den billigen Preis von 100 Thalern überlassen hatte. Bis zum Vaureespruit ging es in gewöhnlichem Galopp. Dann aber, es fehlten noch etwa 8—10 Minuten, begann ein mächtiges Wettrennen. Adam Kok und seine Räthe wollten gern sehen, wie der Araber laufen könnte. Es wurde also bestimmt, daß, wo Radloff am Ende der Stunde mit der Uhr in der Hand halten würde, der Grenzstein gesetzt werden solle. Napoleon flog wie der Wind, und war am Ende der Stunde den übrigen Reitern so weit voraufgeeilt, daß nach dieser Richtung hin unsere Grenze um ein bedeutendes vorgeschoben wurde.

Nachdem die Reiterschaar nach Bethanien zurückgekehrt war, ersuchte Bruder Wuras den Griquacapitän, nun auch die übrigen Richtungen abzureiten, und damit die Sache zu Ende zu bringen. Er aber schützte Leibschmerzen vor, um seine Furcht vor den Koranna zu bedecken. Dadurch, daß er denen, die seine Oberhoheit anerkennen würden, Requeste (Documente über andere Landstrecken) ertheilte, brachte er auch von den Rechtshändern einige dazu, ihn anzuerkennen. Die Bestimmung der anderweitigen Bethanischen Grenzen behielt er für die Zeit eines späteren Besuches sich vor.

Kaum aber hatte er sich verabschiedet, als der alte Streit zwischen den Zauberern und Rechtshändern in heller Flamme wieder entbrannte, also daß die ersteren, unter deren Zahl die ernstesten Leute waren, den Platz verließen. Die Rechtshänder wandten sich nun aber in voller Erregung gegen die Missionare. Einer von ihnen stand vor denselben mit aufgehobenem Spaten, er werde zeigen, daß Bethanien sein Eigenthum sei. Die Feindschaft nahm bis zu dem Grade zu, daß die Griqua mit Krieg drohten.

Im Jahr 1838 schnitt der berühmte Secretaris der Griqua, Hendrik Hendrikse, eigentlich die Seele des ganzen Griquastaates, auf eigene Hand ein bedeutendes Stück bethanischen Feldes ab, indem er drei Plätze, Karreefontein, Roodepoort und Kraifontein, zusammen etwa 8000 Morgen, an drei Koranna vergab. Halb betrunken drangen Hendrik und ein Bauer und die drei Koranna in Bruder Zerwicks Hütte (Wuras war gerade zur Hochzeitsreise

abwesend), tranken in seiner Gegenwart Branntwein und vertrieben ihn aus seiner Wohnung. Hier schrieb Hendrik die drei Requeste im Namen von Adam Kok und gab sie den drei Koranna, von denen der eine sofort seinen Request an gedachten Bauer, der andere den seinen an einen anderen Bauer Abraham Gryssel, der dritte den seinen an Frederik Oppermann verkaufte. Bruder Wuras indeß machte nach seiner Rückkehr die Sache durch Adam Kok rückgängig, welcher dem Request seine Sanktion versagte. Doch blieben die Requeste in den Händen gedachter Besitzer. Gryssel erbot sich, Miethe zu zahlen, und versprach zu ziehen, wenn er einen andern Platz gefunden hätte; der andere Bauer (Erasmus) wurde später (wie wir weiter unten sehen werden) durch die Koranna vertrieben, Frederik Oppermann nahm seinen Platz von der Mission zur Miethe. So kam das von Hendrik abgeschnittene Land wieder in den Besitz der Gesellschaft.

Inzwischen schickten ohne Wissen der Missionare 1839 die Bethanischen Koranna 20 Deputirte, die Angesehensten ihres Volks, nach Philippolis, mit der Erklärung, daß sie das Land vom Rietfluß bis Kromellbogenspruit als ihr Eigenthum betrachteten und selbst niemals Unterthanen der Griqua sein würden. Adam Kok ließ durch Eilboten sofort Wuras rufen, und eröffnete in dessen Gegenwart den Koranna, daß wenn sie bei ihrer Erklärung verblieben, der Krieg entbrennen müsse. Würden sie aber sich unterwerfen, so wären da noch viele Plätze bis zum Modderfluß, über die er gern an sie Requeste ertheilen werde. Die Koranna unterwarfen sich, nahmen die Requeste, Kleinpiet wurde als Feldcornet eingesetzt, Gesetze wurden gegeben, wonach auf Bethanien der Sonntag heilig gehalten, kein Branntwein geduldet, kein Krieg geführt und die wichtigen Criminalsachen in Philippolis entschieden werden sollten. Alle Koranna stimmten zu mit Ausnahme des alten Piet Witfoet. Aber als nach kurzer Zeit Goliath Yzerbek (Eisenmund), der eigentliche Capitän der Rechtshänder nach erlangter Großjährigkeit seine Capitänschaft antrat, stieß er den Vertrag mit den Griqua um, und die Koranna sagten sich von den Griqua wieder los. Bereits standen die Schaaren gerüstet einander gegenüber. Das Missionswerk war gelähmt.

So konnte der Zustand nicht bleiben. Die Brüder stellten daher den Koranna vor, daß sie entweder das Recht der Missionsgesellschaft auf Bethanien anerkennen, oder mit den Brüdern nach einem anderen außerhalb des Gebiets der Griqua gelegenen Platz gehen müßten. Sie wählten das Letztere, Zerwick und Radloff fanden in der Nähe des jetzigen Dorfes Boshofsdorp einen geeigneten Platz.

Alles war zum Ziehen bereit, als plötzlich die Koranna er-

klärten, sie wollten doch lieber bleiben und das Besitzrecht der Berliner anerkennen.

So wurde eine Platzordnung entworfen und von Adam Kok bestätigt. Die Streitereien hatten fürs erste ein Ende, und die Missionsarbeit auf Bethanien hatte eine gesegnete Zeit mit reicher Blüthe und Frucht.

In den folgenden Jahren löste Adam Kok sein den Brüdern gegebenes Versprechen, auch die anderen Grenzsteine für Bethaniens Feldmark zu setzen, ein; er scheute sich, nach Bethanien zu kommen, und übertrug diese Aufgabe endlich dem holländischen Bauernkommandant Overholster, einem frommen Mann. Dieser kam im Januar 1842 mit seinen Räthen nach Bethanien, ritt die Grenzen ab, setzte die Grenzsteine mit Zustimmung von Adam Kok, versammelte dann sämmtliche Bauern und ermahnte sie in ernster christlicher Rede, daß sie als Christen den Heiden keinen Anstoß geben sollten, sondern vielmehr verpflichtet seien, zur Förderung des Evangelii beizutragen; und er warnte Jeden vor Einbruch in die durch ihn gestellten Grenzen der Bethanischen Feldmark. Einer der beiden Bauern, die sich auf letzterer ungesetzlich niedergelassen hatten, leistete sofort Folge, der andere nicht. Nun schien alles gesetzlich geordnet; aber es waren noch viele Unruhen wegen des Landeigenthums unseren Brüdern für spätere Zeiten aufgespart. Wie sehr aber dies alles dem Laufe des Worts Gottes unter den Koranna Eintrag thun mußte, ist leicht zu ermessen.

14. Neuer Anfang in Bethanien.

Das mit der Ausscheidung der älteren Missionare verbundene Aergerniß war so groß, daß die neu in das Werk eingetretenen Missionare alle ihre Kräfte aufbieten mußten, um den Wirkungen desselben unter den Heiden entgegenzuarbeiten. Das haben sie denn aber auch unter Aufblick auf den Herrn redlich gethan. Alle Tage wurde Vormittags und Nachmittags Schule gehalten, alle Sonntage zweimal gepredigt, und den Einzelnen nachgegangen mit Samariterliebe.

Die Arbeit, in den Flugsand der Korannaherzen bleibende Ackerfurchen zu ziehen, überbot die Kraft der Menschen. Zwar kamen sie ja zur Kirche, ritten auch Sonntags nicht vom Platze. Aber nicht selten durchwachten sie schon die folgende Nacht, um Branntwein zu saufen. Und der Montag war kaum angebrochen, so waren die Männer fast wie verschwunden. Einige ritten bei den Bauern umher, um Tabak und Branntwein zu betteln, andere ritten auf die Jagd, andere lagen den ganzen Tag hinter

den Steinhaufen, um zu schwatzen und zu spielen. So ging es die Woche hindurch. Und wo etwa einmal in einem Herzen ein tieferer Eindruck vom Worte Gottes zurückgeblieben war, da waren gottlose Bauer-Nachbaren nur allzugeschäftig, ihn durch Spott, Verdächtigung und — Branntwein mit all seinem Gefolge von Zank, Streit, Mord und Ehebruch — wieder zu verwischen. Ueber alles aber ging die grenzenlose Trägheit der Koranna, die nach altererbter Anschauung die Arbeit für eine Schande, und eines freien Mannes unwürdig ansahen.

Wer kann gegen solche Macht? Niemand, als wer das Werk im Namen des Herrn angreift. Und weil die Missionare dies thaten, konnten sie bald auch selbst an diesem elenden Koranavolke die Wunder der Gnade des Herrn verspüren.

Bereits unter dem 23. Juli 1837 konnte Bruder Wuras von vier Personen berichten, einem Ehepaar und zwei Frauen, die ihre Sünden zu erkennen und Gnade zu suchen begonnen hätten, und die er öfters auf dem Felde im einsamen, ernsten Gebet angetroffen hätte. Am meisten Freude hatte er an seinem Dollmetscher Gert Kloet. „Dieser, so schreibt Wuras, ist ein wahrer Nathanael, aufrichtig und ohne Falsch. Das bezeugt sein ganzer Wandel, den wir länger als ein Jahr beobachtet haben. Sieht er, daß Koranna sich streiten oder sich gegen uns ungebührlich betragen, so geht er mit Thränen in den Augen bei Seite!" War er ein solcher von Natur? — Auf einer Reise offenbarte er sich dem Bruder Wuras, wie es früher unter den Korannas zugegangen sei, wie nicht allein die Erwachsenen sich gegenseitig geschlagen und gemordet, sondern auch die Kinder im beständigen Kriege wider einander gelebt hätten. Er zeigte noch drei Wunden, von denen er zwei durch Steinwürfe, die dritte durch einen Pfeil erhalten hätte. Dann erzählte er mit bewegter Stimme weiter, wie er einst in Gesellschaft mit seinem Bruder Zebra als Knabe an einer Quelle einen armen kranken Betschuanen gefunden habe, der, da ihm Niemand Wasser bringen wollte, selbst zur Quelle geschlichen war, um seinen Durst zu löschen. „Da fielen wir über ihn her, warfen ihn mit Steinen fast zu Tode, und Zebra schlug ihn endlich mit einem Knüppel völlig todt!" — Jetzt hatte die Gnadenstimme des Herrn auch ihn gerufen. Da sah man ihn seufzend und weinend umhergehen. „Warum weinst du?" fragte ihn Wuras. „Die Sünde verwundet mein Herz!" — „Warum? — „Weil ich meinen Heiland damit betrübe." — Möchtest du davon befreit sein? — „Ja, von Herzen!" — Der, dachte Wuras, soll der erste unserer Getauften werden.

Aber Gottes Gedanken waren andere. Am 20. Januar 1838 kam Gert mit der Nachricht zu Wuras: Griet, des alten Klaas Witvoet Tochter liege krank. Er besuchte sie und fand sie

nicht blos bedenklich leidend, sondern auch voll Verlangen nach der heiligen Taufe. Selbst in ihrer Krankheit stand sie auf, um ihren einsamen Gebetsplatz auf dem Felde zu suchen. Sie fühlte ihre Sündenschuld tief, aber setzte ihre Hoffnung einzig und allein auf Jesum; ja sie bekannte ihren Glauben so frisch und fröhlich, daß Wuras sie am 28. Januar desselben Jahres als den Erstling taufte. Sie empfing den Namen Christiane Lenz. Vormittags 10 Uhr fanden sich zu den versammelten Koranna vier Bauern und eine Bauerfrau in der Kirche ein. In der Mitte stand ein weiß gedeckter Tisch mit der Taufschüssel. Christiane saß im reinlichen, netten Kleide, das ihr die Bauerfrau (Anna Prätorius) geschenkt hatte, auf einem Stuhl vor der ersten Reihe der Frauen, dem Tische gegenüber. Der Gottesdienst begann mit dem Liede: „Hallelujah, Lob, Preis und Ehr." Dann folgte ein Gebet und das Lied: „Liebster Jesu hier sind wir." Wuras sprach über Matth. 28, 19. Sie beantwortete die üblichen Tauffragen mit Ja, und wurde im Namen des dreieinigen Gottes getauft. Die Koranna brachen in lautes Schluchzen und Weinen aus, dem Täufling strömten die Thränen über das Angesicht, und Gert Kloet, dem Dollmetscher, versagte die Stimme. Mit den Segenswünschen der drei Brüder Radloff, Lange und Zerwick und dem Gesange: „Hallelujah, Lob, Preis und Ehr" wurde der Schluß gemacht. Gert Kloet war tief betrübt, daß er noch nicht so weit war, die gleiche Gnade zu empfangen. Christiane aber glühte unter allen Krankheitsschmerzen vor inniger heiliger Freude, daß sie ein Glied am Leibe des Herrn Jesu geworden war, und verlangte, nun bald abzuscheiden und ganz bei Christo zu sein.

Zwei Monate später zogen die Koranna, Alt und Jung, singend hinaus vor die Station, um den neu ausgesandten Superintendenten Pehmöller zu empfangen. Er fand dort ein Häuflein von 150 Koranna gesammelt um das Wort, und manche heilsbegierige Seele unter der Schaar. Den frommen Dollmetscher Gert Kloet taufte er am 1. April 1838, und gab ihm, wie er nach dem Urtheil der Brüder eine Nathanaelsseele war, den Namen Nathanael. Und auch dieser suchte mit allem Eifer in der empfangenen Gnade fest zu werden. Er hatte vor seiner Bekehrung einen dreitägigen Kampf zu bestehen, Tag und Nacht. Seine Sünden waren ihm in seinem Gewissen so hoch gestiegen, daß er in halber Verzweiflung seine Brust mit einem Stein blutig schlug. Dann fand er Gnade und Frieden in Christo, und wurde von da ab der treue Helfer der Brüder, arbeitete, zum Trotz der trägen Korannanatur fleißig mit den Händen und half dem Bruder Wuras die erste Uebersetzung des kleinen Catechismus in die Korannasprache vollbringen.

Nathanaels Bruder, Zebra, war der Hottentottensünde der Trägheit so verfallen, daß er auf die Aufforderung, zur Schule zu läuten, antwortete, er sei zu faul, um aufzustehen; in den Gottesdiensten schien er der gleichgültigste unter allen Zuhörern zu sein. Da plötzlich überfiel ihn an einem Sonntag Abend eine solche Angst über seine begangenen Sünden, daß er die ganze Nacht schlaflos zubrachte. Am anderen Tage kam er zu den Missionaren in größter Bewegung, er wisse vor Angst seines Herzens nicht mehr zu bleiben, Gottes Zorn laste schwer auf ihm. Die Missionare wiesen ihn auf den Retter aus aller Noth, aber er ging ungetröstet von dannen. Er kämpfte redlich den Pnielskampf, bis der Herr auch ihm Frieden im Herzen schenkte. Nun rühmte er vor allen Koranna laut die Gnade des Herrn, die ihm widerfahren sei. Bald darauf fiel er in eine schwere leibliche Krankheit, in der er zu sterben meinte. Sein inniges Begehren nach der heiligen Taufe wurde ihm am 12. Januar 1840 erfüllt.

Nachdem die Erstlinge in die Scheuern des Herrn eingesammelt waren, begann ein kräftiges Regen in weiteren Kreisen zu arbeiten. Im September 1838 bekannte eine Taufcandidatin, sie könne dem Herrn auch für ihre Krankheit danken, denn sie wisse, nur aus Liebe habe er sie krank werden lassen. Ein anderer antwortete, um seinen Herzensstand befragt: „Einen Tag fühle ich die Liebe des Herrn in meinem Herzen, am anderen bin ich wieder leer!" Jan Pampier bekannte: „Ich bin ganz voll Sünden. Um dies zu sehen, hat mir Gott andere Augen gegeben, als meine leiblichen. Meine Augen sind in meinem Herzen. Auch habe ich andere Ohren empfangen, meine Ohren sind in meinem Herzen."

So konnten schon am 11. November 1838 wieder vier Erwachsene getauft werden, Klaas Jaar (Johannes Hofmann), Gert Jaar (Jacobus Müller, der Capitän der Zauberer), die alte Lena (Elisabeth), und Lees (Maria), welche alle ihren Glauben durch kräftige Zeugnisse ihres Lebens bewährt haben.

Letztere mußte während der Taufhandlung von zwei Frauen unterstützt werden, weil sie durch die Bewegung ihres Innern der Ohnmacht nahe war. Nach einigen Wochen kam sie zu Bruder Wuras mit dem Bekenntniß, der Herr habe die Größe seiner Liebe und Erbarmung in einem solchen Maße in ihrem Innern geoffenbart, daß nun ihr Herz zu eng sei, sie wisse nicht zu bleiben. Wuras fügte hinzu: „Bei ihr ist es nicht, wie bei manchen Anderen eine bloße vorübergehende Empfindung. Ihre Erfahrung des Herzens ist gegründet, und offenbart sich auch äußerlich durch einen christlichen Wandel. Ehe die Sonne aufgeht, findet man sie schon auf dem Felde betend. Sie lebt in Frieden mit Jeder-

mann. Sie ist eine stille und den Herrn innig liebende Seele. Sie ist selten recht gesund, dabei aber geduldig und ergeben in Gottes Willen. Eines Sonntags wurde sie von dem Gefühl der Nähe ihres Heilandes so überwältigt, daß sie ausrief: Wo soll ich doch bleiben vor der Größe der Liebe Gottes!"

Auch Johannes Hofmann lebte still und in der Liebe seines Gottes. Dem Jacobus aber gab Wuras das Zeugniß, daß er wohl der Geförderste sei an Erkenntniß und der Erfahrenste im Christenthum.

Da gab es zum Ende des Jahres 1838 ein fröhliches Weihnachtsfest; konnte es doch schon in Gemeinschaft mit sechs gründlich bekehrten Getauften des Korannavolkes gefeiert werden.

Am 19. Mai 1839 wurde das erste Gied aus diesem Volke in die oberen Hütten eingeheimst, die alte Griet, deren letzte Worte an ihren Mann gerichtet waren, daß er sich in Gottes Willen fügen solle. Sie war die erste Saat des Christenkirchhofs von Bethanien, die erste Korannin, die in einem Sarge begraben worden ist. Wuras schreibt dazu: Ein besonderes Gefühl ergreift uns, wenn wir gedenken, daß eine Seele aus den Koranna vor dem Throne Gottes steht, und dem Lamm, das für die Sünde der Welt geschlachtet ist, Ehre und Anbetung darbringt.

Das angefachte Feuer nahm immer größeren Umfang an. Eine alte Frau saß weinend vor der Thür des Missionars und sprach, sie habe ihre Sünden immer noch verbergen wollen, nun könne sie nicht mehr, sie lägen zu schwer auf ihrem Herzen. Eine andere Frau kam zu Radloff, um ihre Sünden zu bekennen. Aber eine Viertelstunde konnte sie vor Schluchzen kein Wort hervorbringen, bis sie endlich hervorbrach: „Wie soll ich selig werden?"

Freilich gab es unter den Angeregten auch manche, die rückfällig wurden, und manche, in denen die Erregung über Gefühle nicht hinaus kam, und andere, die, so eben in innigster Andacht, schon am folgenden Tage von dem alten Hottentotten-Leichtsinn wieder fortgerissen wurden. Aber es war in Bethanien wie mit einem reichblühenden Baume, von dessen Blüthen wohl manche taub zur Erde fallen, aber doch noch eine ganze Anzahl edle Frucht ansetzen. Und wenn auch selbst in den Bekehrten von alter Trägheit und Unreinlichkeit noch mancher häßliche Fleck übrig blieb, was für eine Macht des Worts war es doch, daß sie, diese an das Umherschweifen gewöhnte Nation, seßhaft geworden war um das Wort Gottes, daß sie dem Laster der Trunkenheit im offenen Kampfe entgegentraten, also daß in Bethanien kein Branntweinhändler mehr anhielt? daß die Sünden des Diebstahls und des Ehebruchs fast erloschen? daß man statt schreiender, keifender Weiber, mit halbabgebissenen Fingern und Nasen jetzt schon in

früher Morgenstunde die Stimme der einsamen Beter auf dem Felde, und die friedlichen Erzählungen von den Heilsthatsachen vernahm? daß Sonntags regelmäßig die Kirche sich füllte? daß sich die Erweckten auf eigene Hand zu Gebetsversammlungen vereinigten? daß hier und dort schon einer durch ordentliche Arbeit sein Brod verdiente? daß Männer und Weiber ihre mit Ungeziefer besetzten Fellkarosse mit europäischen selbst verdienten Kleidern vertauschten?

Wie tief aber der Sinn für Zucht und Ordnung bereits in die Gesammtheit des Volks eingeschnitten hatte, das zeigte sich darin, daß unter dem 20. Februar 1840 Wuras förmliche Platzgesetze veröffentlichen, und zu ihrer Handhabung zwölf Männer bestellen konnte, die darauf hielten, daß die Benutzung der Weideplätze nach bestimmter Ordnung geregelt sein, daß der Branntweinverkauf bei Strafe verboten, und eben so auch die sonst dem Koranna in Fleisch und Blut gewurzelte Selbstrache verpönt sein sollte. —

Von sämmtlichen Getauften aber schreibt Bruder Wuras im Jahre 1840: „Von den bereits Getauften habe ich die Zuversicht, daß ihre Namen nicht blos in das Taufbuch, sondern auch in das Buch des Lebens eingeschrieben sind. Dies zu wissen, läßt uns alle ausgestandene Angst, Sorgen und Kummer vergessen, und erfüllt unsere Herzen mit neuem Muth, Eifer und Freudigkeit, das herrliche Evangelium auch ferner unter ihnen zu verkündigen!“

15. Die Missionsarbeit unter den Buschmännern.

Am 28. Januar 1836 arbeitete Bruder Gregorowsky mit drei Koranna am Rietfluß, als plötzlich einige Buschmannsfrauen jammernd vorüberstürzten, und bald darauf ein Trupp von 10—12 Reitern ihnen folgte. Gregorowsky hörte zwei Schüsse. Er eilt näher heran und gewahrt einen der Reiter, der eben auf ein mit ihrem Kinde im Wasser schwimmendes Buschmannsweib angelegt hat. „Warum schießest du auf das Weib?“ rief ihm der Bruder zu; da ließ er ab, und alle Reiter nahmen eiligst die Flucht. Bruder Gregorowsky ruft nun schnell die anderen Brüder heran und sie finden auf derselben Stelle, etwa eine Viertelstunde von der Station drei Buschmannsfrauen schwer verwundet. Eine von ihnen floh in den Kraal, war aber schon in der nächsten Nacht verschwunden. Eine andere junge Frau war gerade durch den Leib geschossen, ihr einige Wochen altes Kindlein neben ihr; eine dritte alte Frau hatte eine schwere Kopfwunde, der Stein, mit dem sie geschlagen war, lag nicht weit davon. Während die

Geschwister um die armen Geschöpfe sich mühten, kamen von jenseits des Flusses drei Buschmänner heran, der eine heulte kläglich, denn jenes Weib mit dem Kinde war sein Weib. Beide Frauen starben in derselben Nacht.

Was war die Ursach? Buschleute hatten gestohlen, und nun war unter der Oberleitung von einem Bauer ein Griquacommando aufgebrochen, um unter den Buschleuten zu morden, und die Gelegenheit dazu zu benutzen, daß man Buschmannskinder raubte.

Gleich am folgenden Tage ritt Gebel zu dem Bauer, um die Verübung solcher Greuelthaten auf dem Schulplatz ein- für allemal zu untersagen. Er begegnete einem anderen Griquacommando, welches aussagte, sie seien gekommen, um mit den Buschleuten Friede zu machen, und wenn sie sich weigerten, sie todtzuschießen. Einige von ihnen waren unter den gestrigen Mördern gewesen. Das Commando ritt weiter. Eine Anzahl Buschleute barg sich in den Häusern der Missionare, wie auch wohl ein armes Vögelein vor den Klauen des Habichts in eine menschliche Wohnung flüchtet. Hier wurde den armen Verjagten zunächst Pfeil und Bogen abgenommen. Bald darauf erschien der Feldcornet und befahl, daß sie gebunden nach Philippolis zum Verhör transportirt werden sollten. Als aber Gebel verlangte, daß auch ihre Mörder also gebunden werden sollten, da ergab es sich, daß dann mehr Gebundene, als solche, die sie zu transportiren hätten, vorhanden wären. So wurde also festgemacht, die Buschleute sollten Frieden haben; würden sie wieder stehlen, so würden sie gestraft werden. Jetzt aber sollten sie in die Nähe der Station ziehen, damit die Missionare auf sie ein wachsames Auge haben könnten. Dann sollten sie ihre Waffen wieder bekommen.

Nach wenigen Tagen kam der Vater jenes Bauern, der die Mordbande angeführt hatte, demüthig auf die Station und bat um Verzeihung für das Geschehene. Es sollte nicht wieder vorkommen. Das junge Volk sei unverständig und er habe „braaf geknorrd“ und bäte, daß die Missionare nun nur „vrede geven“ (Friede geben) möchten. Er war nicht wenig in Angst, denn er hatte gehört, die Buschleute würden über Nacht bei ihm einbrechen, alle Pferde todtstechen und die Menschen erschießen. Das hatte in ihm Friedensgedanken erweckt gegen die armen Buschleute.

So wurde Bethanien ein Zufluchtsort für diese Aermsten unter den Elenden Südafrica's. Die Brüder erachteten es sofort für eine heilige Pflicht, ihnen das Wort Gottes zu verkündigen. Das war aber keine leichte Aufgabe. Dieses elende verjagte Wild glich kaum noch einem Menschen. Alles was sie in Bethanien suchten, war Nahrung und Schutz vor ihren Feinden. Ein Stück Tabak war ihnen lieber, als das ganze Evangelium.

Wenn die Brüder zu ihnen kamen (sie wohnten etwa eine Stunde von Bethanien), so war kaum das letzte Wort der Predigt verhallt, als sie auch schon allesammt schrieen: Tabak! Tabak! Einmal konnte Radloff sie gar nicht erst zur Aufmerksamkeit bringen, denn die ganze Zeit über waren ihre Augen auf seine Taschen gerichtet, in denen sie Tabak vermutheten. Ihm blieb nichts übrig, als ihnen den Tabak vorweg zu geben, damit sie nur zuhörten.

Aber da war kein Ohr zum Hören, kein Auge zum Sehen; die Welt, meinten sie, sei so nur von selbst entstanden, und wenn sie stürben, dann würde nichts weiter, als daß sie im Grabe blieben.

Ab und zu zog ein kleiner Trupp von den Buschleuten von dannen, andere kamen. Von den Abziehenden wurden die ganz alten Leute einfach zurückgelassen. Ein Bauer brachte einen alten Buschmann auf die Station, den er auf dem Felde gefunden hatte. Seine Frau war mit den anderen von dannen gezogen, ihm hatte man von Sträuchern einen kleinen Zaun gemacht, und ihn nebst ein wenig Kost hineingesetzt, damit er, wenn diese verzehrt wäre, verhungere, wenn nicht der mitleidige Zahn eines wilden Thieres vorher seinem Leben ein Ende machte.

Den Bauern der Umgegend aber war die neue Buschmannscolonie ein Dorn im Auge. Konnten sie doch fortan nicht mehr nach ihren Gelüsten sich der Kinder bemächtigen, aus denen sie sich Schafhirten heranzuziehen gedachten. Sie sprengten daher aus, daß von diesem Lumpengesindel allerlei Diebstähle in der Nachbarschaft verübt würden, und daß man solche Raubnester in der Nähe von menschlichen Wohnungen nicht dulden dürfe. Nicht lange währte es, da fingen sie auf andere Weise an.

Spitzkopf bei Bethanien.

Am Sonntag den 21. Januar 1838 kamen drei Bauern, mit Flinten bewaffnet zu einem der Buschmannskraale ganz in der Nähe der Station, und verlangten die Kinder. Als die Mütter schnell sie unter ihrem Karoß verbargen, ergriffen die Unmenschen eine derselben, warfen sie zu Boden und zwangen sie, ihr Kind nach dem in einiger Entfernung haltenden Wagen zu bringen; dann kehrten sie zurück und zwangen einen Buschmann in gleicher Weise, sein Kind zu bringen. Eine dritte Frau ließ es nicht erst auf die Mishandlung ankommen, sondern brachte ihr Kind freiwillig. Ein schon erwachsenes Buchmannsmädchen wurde ebenfalls mit fortgeschleppt.

Am folgenden Tage kamen die betrübten Mütter heulend und schreiend auf die Station und baten um Hülfe.

Wuras und Radloff sattelten ihre Pferde und ritten in Begleitung eines Koranna und der beiden Buschmannsweiber den Räubern nach. Diese weigerten die Herausgabe und behaupteten, neun Ziegen und etwas Tabak für die Kinder bezahlt zu haben, das müßten sie erst wieder haben. Die Brüder ließen sich auf keine Verhandlungen ein, sondern hoben das eine der Kinder dem Koranna Klaas Witfoet auf sein Pferd. Nun begannen die Bauern zu toben über diese „Landesverräther" und rissen das Kind wieder vom Pferde herab. Als Wuras nun aber allen Ernstes sprach: „Solche Menschen müssen gebunden und der Obrigkeit ausgeliefert werden," da gaben sie das Kind her. Das eine Kind war gerettet. Das andere wollten sie nicht hergeben.

Wuras eilte nach Bethanien zurück, um noch neun Koranna herbei zu holen. Als sie noch 3—400 Schritt entfernt waren, nahmen die Bauern ihre Gewehre aus dem Futteral und machten sich schußfertig. Der eine Bauer geberdete sich wie unsinnig, sprach von nichts als von Binden, Schießen, Blutvergießen, er fürchte auch den König nicht, denn er sei eben im Begriff nach Natal zu ziehen. Als aber Wuras ruhig und furchtlos auf sie zuritt, da gaben sie das Mädchen heraus und die Brüder konnten auch dies Kind ihren Eltern zurückgeben.

Die Buschleute erhoben, als die Brüder von ihnen ritten, ein großes Geschrei; und als die Brüder fragten, was das zu bedeuten hätte, antworteten sie, ihre Herzen seien voller Freude, daß weiße Leute sich ihrer angenommen und ihnen ihre Kinder wiedergegeben hätten.

Gegen solche Liebe war auch ein verstocktes Buschmannsherz nicht unempfänglich. Sie nahmen das Wort Gottes jetzt mit ganz anderen Gedanken auf und Radloff war bereits erbötig, selbst zu ihnen zu ziehen, um als ihr Missionar unter ihnen zu wohnen. Sein dahin gestellter Antrag mußte aber von Seiten des Berliner

Comité wegen der Geringheit der Zahl und der Unbeständigkeit der Buschleute abgelehnt werden.

So blieb denn freilich nichts anderes übrig, als ab und zu hinüberzureiten zu den Buschleuten (eine Stunde Entfernung), um ihnen zu predigen. Aber selten waren sie zu Hause, und waren sie gerade dabei, ein erlegtes Stück Wild zu zerschneiden oder ihre vergifteten Pfeile zu bereiten, dann hatten sie für nichts Ohren. Sie lebten ihr elendes Leben dahin, von den Koranna zu Knechtsdiensten gezwungen, von den Bauern je nach Umständen geplagt, auch gemordet. Ihre Zahl schmolz zusammen.

Am ersten Juli 1840 kam ein Bauer mit der Nachricht an, daß er fünf Stunden von der Station unweit des Kafferflusses 16 ermordete Buschleute gefunden habe, an deren Leichnamen Hunde, wahrscheinlich ihre eigenen, genagt hätten. Ein Bauer hatte einen Hottentotten nebst einem Buschmann zu einem seiner Freunde geschickt. Auf ihrer Rückkehr kehrten sie bei einem Buschmannskraal ein, um zu übernachten. Der Buschmann, glaubend, daß der Hottentott schliefe, forderte seine Landsleute auf, jenen zu ermorden, dann könne er bei ihnen bleiben. Der Hottentott schlief aber nicht, sondern sprang, als er den Rath seines Cameraden gehört hatte, auf, zu entfliehen. Die Buschleute ihm nach, trafen ihn mit drei Assagaistichen. Er aber entkam, erzählte alles seinem Baas, dieser rief ein Commando zusammen, welches zu jenem Kraal eilte und alles ermordete, was ihnen unter das Messer kam; so waren jene 16 Buschleute ums Leben gekommen, nachdem sie selbst zuvor ihrem Landsmann, dessen Rath vereitelt war, den Hals abgeschnitten hatten.

Den Brüdern brannte das Herz über das Unglück der Elenden. Sie verdoppelten ihre Anstrengungen, um doch wenigstens ihrer etliche für das ewige Leben zu retten. Und der Herr gab Gnade, daß ihre Arbeit nicht vergeblich war. Hier und da wachte doch in einem oder dem anderen ein göttlicher Funke auf und ergreifend ist der Bericht, den Bruder Wuras von einer blinden Buschmannsfrau einsandte, die in jener Zeit wie ein Brand aus dem Feuer gerettet wurde. Hören wir Wuras eigene Worte:

Ruth die blinde Buschmannsfrau.

„So bleibt mir besonders der Tod einer blinden Buschmännin Ruth, die als Kind ihren Eltern abgenommen und als Dienstbotin unter den Koranna groß geworden war, unvergeßlich. In der Zeit der Pocken erblindete sie, und da sie von jetzt ab keine Dienste mehr leisten konnte, war sie sich selbst überlassen, außer daß ein gläubiges Koranna-Mädchen, die selber krank war, sich ihrer annahm. Der Herr hatte ihr das Herz aufgethan; gern nahm sie den Unterricht auf und gelangte bald zu solcher

Erkenntniß, daß sie getauft werden konnte. Nun wurde sie krank; ihre Leiden waren sehr groß — ihre Blindheit trug zur Vermehrung derselben bei, — und dennoch sagte sie zu mir, wenn ich sie fragte, wie es ihr gehe: „Diese Blindheit hat der Herr mir auferlegt, damit ich ihn durch dieselbe verherrlichen soll." Eines Tages fand ich sie in einer sehr freudigen Stimmung. Als ich sie nach der Ursache fragte, sagte sie, in letzter Nacht wäre sie im Himmel gewesen; da habe sie die vor Kurzem heimgegangene Friederike und viele Heilige gesehen, mit denen sie dem Herrn Loblieder gesungen hätte. Zu einer andern Zeit, als sie gerade sehr leidend war, sagte sie zu mir, sie habe die Ueberzeugung, daß wir ohne Leiden nicht vollendet werden können. Manchmal, fuhr sie fort, nimmt der Herr mir alle Schmerzen ab und es ist mir, als wären meine Augen offen und könnten alle Dinge sehen. Niemals habe ich eine Klage aus ihrem Munde gehört; nur die Bitte, ich solle ihr ein paar Stückchen Holz senden, um sich am Feuer ein wenig zu erwärmen. Ihr Gebet und Wunsch war, daß doch recht Viele zum Glauben an Christum kommen möchten. In einer Nacht wurde ich zu ihr gerufen; man glaubte, sie würde sterben. Als ich sie fragte, wie es ihr ginge, rief sie aus: „Ich habe Vergebung der Sünden!" Das waren ihre letzten Worte, die sie gesprochen. Sie lebte aber noch zwei Tage. Als ich wieder zu ihr gerufen wurde, hörte ich in der Hütte Jemand beten. Es war das gläubige Koranna-Mädchen, der Erstling aus Bethanien, Christiane, die der Ruth bis zu ihrem Tode treulich beigestanden hat, — und als ich eintrat, sah ich, daß der Herr sie erlöst hatte!"

Während so auch in die arme Buschmannscolonie die Strahlen der göttlichen Gnade zu fallen begannen, schlug ein Hagelwetter auch diese junge Saat plötzlich zu Boden.

Am 26. Januar 1841 brachte ein Koranna dem Bruder Wuras die Nachricht, alle Buschleute sammt ihren Frauen und Kindern seien von den Bauern gefangen weggeführt worden. Am Abend desselben Tages kam ein Buschmann, der entlaufen war, und bestätigte die Nachricht. Die Brüder machten sich auf und ritten zu einem Bauer, der das Commando mitgemacht hatte. Derselbe entgegnete, es sei auf Befehl des Commandanten Overholster geschehen. Es seien mehrere Schafdiebstähle vorgekommen, die doch von Niemand anders, als von den Buschleuten vollbracht sein könnten, deshalb habe man die Buschleute aufgehoben, um sie als Dienstleute unter die Bauern zu vertheilen, damit sie sich etwas verdienen könnten. Als Bruder Wuras entgegnete, diese Buschleute wohnten ja auf unserem Waideplatze, ständen auch unter unserer Aufsicht und es sei nie ein Diebstahl ihnen nachge-

wiesen, da entschuldigte sich der Bauer, er habe dies nicht gewußt, Wuras möchte aber, da die Buschleute schon Dienste bei den Bauern genommen hätten, dies auf sechs Monate gestatten. Wuras, um nicht vor den Bauern den Schein zu haben, als wolle er die Buschleute von der Arbeit abhalten, willigte ein, und von da ab blieb die Missionsthätigkeit an ihnen gelähmt. Etliche entliefen zwar den Bauern, andere sammelten sich auch später wieder auf dem Missionsfelde, weil sie dort doch einigermaßen Schutz zu finden glaubten, aber die Predigt des Worts unter ihnen blieb von jetzt ab zumeist ein Säen auf Hoffnung. Einige wenige wurden noch getauft, dann verloren sie sich, namentlich seitdem das Wild vor den Colonisten sich in die nördlicheren Gegenden zurückzog, allmählich aus unserm Gesichtskreise.

Im Jahre 1865 kam wieder ein größerer Trupp Buschleute in Bethanien an. Es waren damals viele Kaffern durch Krieg und Hunger gezwungen, bei den Bauern Dienste zu suchen. Diese benutzten die Gelegenheit, um sich einer Anzahl Buschmannsdienstleute — besonders der alten und abgelebten, aber auch mancher jungen — zu entledigen, weil die Kaffern kräftigere Dienstleute abgeben. So besannen sich die Elenden auf Bethanien und namentlich wußten sie, daß auf Portjesfontein (einem etwa eine Meile von Bethanien auf unserem Stationsfelde gelegenen Vorwerk) ein Missionsbauer wohne (unser Bruder Mülke), der Buschleute dulde und bei sich wohnen ließe. Es kamen so viele, daß Mülke nicht Platz genug für alle fand. Er gab ihnen Beschäftigung und Speise. Die Armen lebten unter der menschlichen Behandlung auf, aber waren so in Trunksucht und Ehebruch versunken, daß viele von ihnen, da Mülke scharfe Zucht übte, es vorzogen, weiter hinauszugehen ihrer Freiheit nach. Andere blieben zurück. Es wurde dem Bruder Mülke mitgetheilt, daß sie alle Nächte heimliche Versammlungen abhielten. Er ging, um sie unbemerkt zu belauschen.

Er fand sie in einer Hütte um das Feuer im Kreise sitzend, mit rother Erde über und über gefärbt, die stechenden und sprühenden Katzenaugen aus dem rothen Gesicht glitzernd, völlig unbekleidet, Männer und Weiber durcheinander. Sie stimmten einen kläglichen Gesang an. Die Weiber klatschten in die Hände, während die Männer mit den Armringen rasselten und mit den Händen auf die Erde schlugen. Von Zeit zu Zeit sprang einer auf allen Vieren im Kreise herum und gebehrdete sich wie ein Wolf oder Hund. Das Ganze war eine Art Comödie, welche darstellen sollte, wie der Hund das Stachelschwein jagt, welches bei solcher Gelegenheit ein dem Rasseln der Armringe ähnliches Getöse macht. Dies Spiel können die Buschleute ganze Nächte durch betreiben und kommen dabei in die höchste Gluth der Aufregung, ohne zu

ermüden. Zu anderen Zeiten üben sie ihre Verschwörungen und Teufelskünste und andere Sünden und Schanden in einer Weise aus, daß dem Bruder Mülke darüber das Blut in den Adern erstarrte. Als derselbe ihnen diese Scheuslichkeiten untersagte, zogen wieder eine Menge davon; sie wollten lieber das sclavische Joch der Bauern tragen, als von diesen ihren Sünden lassen. Eine kleine Anzahl aber blieb. Denen predigt Bruder Mülke den Herrn Jesum. Bisher hat er kaum durch ihren Stumpfsinn und diebische Schlauheit durchbrechen können. Namentlich das Rauchen des Dacha (einer Art wilden Hanfs), welches ähnliche Wirkungen hervorbringt, wie das Opium, hat ihre Sinne gegen jeden geistlichen Eindruck fast ganz abgstumpft. Und dennoch findet auch hier und dort ein Wort Gottes eine gute Statt und hat unser Bruder Mülke hier und da eine Freude auch an den armen Buschleuten. Er schreibt unter dem 30. August 1871: „Manchmal meine ich, die Buschleute müssen ganz aufgegeben werden. Aber Gott der Herr hat doch wohl andere Gedanken, als wir Menschen. Denn den alten Magermann, glaube ich, muß der liebe Gott doch lieb haben, denn wie treu trägt der jedes arme magere Lämmchen der Heerde nach; wie behende hebt er jedes alte schwache Mutterschaf auf, wie treu und aufrichtig sucht er mich jeden Abend auf und berichtet, wie es den Tag über gegangen ist . . . . Sonntags Abends wird den Armen das Evangelium gepredigt. Da setzt sich der kleine Missionsbauer in ihre Mitte und die armen Verkommenen auf gemauerten Bänken rund um ihn her. Zuerst wird ein Lied gesungen und darnach ein Abschnitt aus dem neuen Testament gelesen und dann es auf das einfältigste ausgelegt, und darnach folgt die Ermahnung. Darnach wird gebetet und wieder gesungen und zum Schluß: „Lat my gan! lat my gan!“ (Laßt mich gehn! daß ich Jesum möge sehn!) Da habe ich denn doch lange gesückelt, um ihnen das beizubringen, und da sollten Sie mal hören, wie es der eine dem anderen zuvorthun will, so daß sie mir oftmals vorbeirennen und ich genöthigt bin, wieder von vorn zu beginnen. Der Herr wolle das geringe Thun segnen, und was ich nicht sehe, das sieht vielleicht Gott!“

Daß aber auch ein Buschmann trotz Dacha und Zauberei noch zum Glauben kommen kann und daß auch unsers Missionsbauern Thätigkeit nicht vergeblich gewesen ist, das hat der Herausgeber selbst erlebt, indem es ihm 1867 nicht nur vergönnt war, mit den Buschleuten auf den steinernen Bänken einer Abendstunde des lieben Missionsbauern mit beizuwohnen, sondern auch eine erweckte liebe Buschmannsfrau in der Kirche zu Bethanien zu taufen. —

16. Ein Capitel von guten und schlimmen Nachbaren.

Eine nicht geringe Hemmniß fanden unsere Missionare in dem Benehmen der um die Station her in wachsender Zahl sich seßhaft machenden Bauern, die, um der strengen Gesetzlichkeit des englischen Regiments sich zu entziehen, massenhaft über den Oranjefluß einwanderten. Dieselben überschritten nicht nur wiederholt die Grenzen der Station, um die Waideplätze abzuwaiden, sondern sie versuchten auch, sich auf bethanischem Felde seßhaft zu machen, um durch ihr längeres Wohnen auf dem Platze allmählich ein Eigenthumsrecht zu erwerben. Einer von ihnen, Hendrik Erasmus, gab auf Wuras Aufforderung, den Platz zu verlassen, die Antwort, er werde nicht weichen, sondern sein Recht nöthigenfalls mit der Flinte vertheidigen.

Diesen Eindringlingen wurde die Gegenwart und der Name der zendelingen immer verhaßter. Vor den Augen freundlich, hinter dem Rücken schmähend stellten sie ihrerseits unsere Brüder als Eindringlinge hin, die widerrechtlicher Weise sie in ihrem Besitzrecht stören wollten. Dazu suchten sie auf hinterlistige Weise von den Griqua Besitztitel auf Stücke von bethanischem Felde zu erwerben und dabei den Koranna einzureden, die Missionare seien gar keine rechten Lehrer, sondern brächten sie geradezu in die Hölle; diese Lehrer sollten sie nur erst fortjagen, dann würden sie ihrerseits ihnen rechte Lehrer aus Holland kommen lassen. Etliche drohten ganz offenkundig, man müsse diese „falschen Propheten" aus dem Lande treiben; denn alles Landesunglück sei nur durch sie gewirkt. Dann kamen sie, selbst nachdem sie eine Zeit lang gewichen waren, mit großen Viehheerden mitten in das bethanische Feld und erklärten, eher würden die Missionare die Heuschrecken vertreiben, als sie.

Freilich gab es auch ehrenwerthe Ausnahmen. Ernstere Bauern erkannten, daß auch die Missionare, namentlich durch Verabreichung von Medicin ihnen nützlich sein könnten, und suchten freundnachbarlichen Verkehr herzustellen, besuchten die Gottesdienste in Bethanien oder forderten die Brüder auf, bei ihnen Gottesdienst zu halten, zu welchem sie dann alle Nachbaren einluden. Aber dies waren doch die seltneren Fälle. Die meisten plagten und hinderten die Brüder auf empfindliche Weise.

Eines solchen schlimmen Nachbarn, des bereits erwähnten Hendrik Erasmus wußten die Koranna sich durch ein eigenthümliches Verfahren zu entledigen. Vier Jahre lang hatte er bereits allen Aufforderungen der Missionare und des Adam Kok, daß er den Platz verlassen müsse, Hohn und Gewalt entgegengesetzt und auf den Befehl des Bauercommandanten Overholster mit Schmä-

hungen und rasender Wuth geantwortet. Zuletzt kam der Commandant mit einer Anzahl Bauern selbst nach Bethanien, um dem Gesetz mit Strenge Recht zu schaffen. Allein als es zur That kommen sollte, da bestiegen die Herren Räthe, nachdem sie sich satt gegessen und den Missionaren nur Kosten verursacht hatten, der eine seinen Wagen, der andere sein Pferd und jagten davon. Denn vor diesem entschlossenen Erasmus hatten alle einen entsetzlichen Respect. Dieser wurde immer trotziger und verachtete selbst die Aufforderungen des englischen Magistrats in Colesberg. Da wußten sich die Koranna auf eigene Faust Recht zu verschaffen. Zuerst trieben sie das Vieh des Bauern aus unseren Grenzen. Erasmus schimpfte und tobte, aber wich nicht. Endlich machten sich zwölf Koranna, wohl wissend, daß nie ein Bauer mit freien Schwarzen auf demselben Platze wohnen blieb, mit dem sämmtlichen Vieh von Bethanien auf und bauten ihre Hütten dicht neben sein Wohnhaus. Es kam zu Zank und Schlägereien, aber da die Koranna nicht wichen, so räumte endlich der Bauer das Feld, nachdem er kurz zuvor sich hoch verschworen hatte, er würde dies nie thun. So wurden wir den einen lästigen Nachbar los.

Damit waren aber die Plagen von den übrigen mit nichten beseitigt. Immer neue Nöthe mußten sie der Station zu bereiten. Da die englische Regierung alle Bauern, auch die über den Oranjefluß verzogenen, für ihre Unterthanen erklärte, so wandten sich endlich die Brüder an die nächste englische Obrigkeit, den Magistrat von Colesberg. Dieser erließ Drohbriefe, — aber weil er weit weg wohnte, so verlachten und verspotteten die Bauern die Briefe. Der englische Gouverneur zog ein Commando zusammen; das schien zu helfen, die Bauern wurden kleinlaut. Als aber das Commando nichts that und zuletzt einfach wieder zurückgezogen wurde, und als hernach gar der Gouverneur einen von dem englischen Richter Mensis erlassenen Befehl widerrief, da wurden die Bauern um so trotziger und verwegener und die Uebergriffe in das bethanische Eigenthum und die gegen die Koranna verübten Gewaltthätigkeiten nahmen in dem Maße überhand, daß letztere mehrfach an Fortziehen dachten.

Das alles that der Wirksamkeit der Missionare sehr empfindlich Eintrag! —

17. Ein anderes Capitel von schlimmen Hausgenossen.

Wie die bösen Nachbaren das Werk des Herrn hinderten, so hatten die Missionare fast noch mehr Noth von den eigenen Hausgenossen. Sie mußten sich ja von Herzen freuen, wenn die Station recht zahlreich bevölkert wurde, denn um so weiter konn-

ten sie ja das Netz auswerfen. Aber unter den massenhaft eingewanderten Koranna fanden sich auch wiederum viele solche, die alle oben von uns näher beschriebenen heidnischen Greuel und Unsitten ganz frisch aus Satans Küche mit hineinbrachten und damit das gute Werk unter den schon länger in Pflege des Worts Genommenen trübten. Da gab es manchen Kampf und manche Noth.

Vor allem war es der Stamm eines kleinen Korannacapitän's Willem Saub, der viel Aergerniß anrichtete.

Als am 1. September 1838 die Brüder hinüberritten, um sie zum Gottesdienst des folgenden Tages einzuladen, fanden sie sämmtliche Koranna versammelt um einen Wagen, auf dem ein großes Faß Branntwein lag. Sie durften nicht lange rathen, was vor sich ginge, der Geruch des Branntweins und die taumelnden Koranna sagten es ihnen schon von ferne. Alt und Jung trank aus großen Bechern. Der Capitän war in seiner Hütte halb trunken; gegen die Brüder war er äußerst freundlich. Bald aber war die ganze Hütte mit trunkenen Koranna dicht besetzt. Der Capitän ermahnte alle Anwesenden, sie sollten doch ja alle morgen zur Kirche kommen. Zwischendurch, weil sie ihm nicht aufmerksam genug waren, begoß er sie alle mit Wasser. Dann begann er wieder zu sprechen, hielt aber sofort ein und fiel wüthend über einen Koranna her, der ihm nicht aufmerksam genug zu sein schien. Ein furchtbarer Streit begann; gern wären die Brüder hinausgegangen, wenn sie nur gekonnt hätten. Endlich wurde die Ruhe hergestellt, der Capitän versprach, alle seine Leute zur Kirche zu schicken. Das große Faß hatte er für sechs Ochsen gekauft; es dauerte etwa für zwei Tage. Alle Ermahnungen der Brüder, vom Branntwein zu lassen, fruchteten ebensowenig als die 100 Pfd. Strafe, die die englische Regierung gegen den Branntweinverkauf angesetzt hatte.

Natürlich kam von allen Eingeladenen kaum ein Einziger zum Gottesdienst. Zuletzt blieben die Männer dieses Kraals völlig fort, sie ergingen sich in Trunkenheit, Ehebruch und Diebstahl, während von ihren Weibern manche in das Netz des Herrn ging.

Weder der große Rath der Griqua in Philippolis, noch der von ihnen über die Koranna als Veldkornet eingesetzte Kliepit, des alten Piet Witfoet Sohn, straften solche Unordnungen mit Nachdruck. Die Griqua schrieben wohl an die Missionare, sie hätten Recht, und bedrohten die Missethäter mit Geldstrafen. Aber diese lachten, denn sie wußten, daß die Griqua nicht nur die Strafen nicht ausführten, sondern auch dieselben Sünden selbst begingen. Auch Kliepit hatte, seit er um Selbstrache willen aus dem Taufunterricht zurückgewiesen war, allen Halt verloren. Die

Koranna sind eben gesetzlos und ermannen sich ab und zu zu der Höhe, ernste Gesetze zu geben, selten aber zu der Höhe, auf ihre Beobachtung zu halten.

Wie eine Sünde die andre gebiert, so fiel Kliepit bald auch in das alte Räuberwesen der Koranna zurück und nahm am 30. October 1840 mit zwanzig Mann trotz der ernstesten Vorstellungen des Bruder Wuras an einem gemeinsamen Raubzug der Koranna gegen den Häuptling Sekonyela Theil. Da er mit reicher Beute zurückkehrte, erinnerten sich die Griqua sofort daran, daß er ja ohne ihre Zustimmung nicht Krieg führen dürfe und forderten ihn vor ihren Rath, daß er ihnen das Vieh herausgeben solle. Als er sich weigerte, ließen sie ihm sagen, er solle sich mit Gott versöhnen, denn er würde bald vor seinem Richter stehen. Sie riethen den Brüdern, einstweilen die Station zu verlassen, damit sie nicht mit zu leiden hätten. Einige Koranna flohen deshalb sofort, Zerwick holte das Vieh vom Felde; denn ein Griqua-Commando sollte schon unterwegs sein.

Als dies die Koranna vernahmen, begannen sie Kugeln zu gießen und riefen ihre Stammesgenossen von Nieuweland zu Hülfe. Sie wollten fechten. Die Bauern, lüstern nach dem Löwenantheil, legten sich ins Mittel und veranstalteten eine Untersuchung, in welcher Kliepit erklärte, die Griqua hätten sich nicht als eine Obrigkeit erwiesen, die auf Ordnung halte; so würde er sie hinfort nicht mehr als eine solche anerkennen; er schüttle das Joch ab und werde es nie wieder auf sich nehmen. Auf diese Antwort wurde beiderseitig gerüstet, 500 Griqua gegen 300 Koranna. Abermals legten sich die Bauern ins Mittel und verabredeten eine Zusammenkunft. Adam Kok war zu feige, um selbst zu erscheinen, und überließ den Bauern das letzte Wort. Die Koranna hatten ihren Kliepit ausdrücklich zum unabhängigen Capitän erklärt, forderten aber die Griqua auf, selbst nach Bethanien zu kommen, um alles in Frieden zu ordnen. Sie wußten sehr wohl, daß jene nicht kommen würden. Von dieser Zeit an war das Ansehen der Griqua in Bethanien völlig gebrochen. Der neue Capitän auf Bethanien aber hielt von jetzt ab auf Zucht und Ordnung.

Als der Koranna Stefanus Witfoet (15. Juli 1841) ein ganzes Faß Branntwein gekauft hatte, um ihn maßweise auszuverkaufen, stimmten die meisten der übrigen Koranna, Heiden wie Christen, den Vorstellungen der Brüder bei und untersagten es, nach Bethanien Branntwein zu bringen. Wenige Tage später hatte Willem Saup auf seinem Kraal ein großes Faß Branntwein aufgeschlagen. Die Brüder eilten hin und fanden eitel Jammer und Elend, sowohl auf Seiten der Trunkenen, als auf Seiten der wenigen Erweckten und Getauften, die sich im Stillen über ihre Verwandten betrübten. Ohne mit ihnen vom Heil ihrer

Seele sprechen zu können, kehrten sie nach Hause zurück. Am Abend kam die arme Sophia, Frau des Capitäns, zur Station und klagte, die Mishandlungen ihres Mannes nicht mehr ertragen zu können. Da endlich ermannten sich die Koranna zum Ernst. Bei der nächsten Gelegenheit banden sie alle Trunkenen mit Riemen fest. Dann goffen sie dem Willem Saup sein Branntweinfaß aus, und einem gewesenen Sclaven, der mit Branntwein nach Bethanien kam, thaten sie ein Gleiches, trotzdem daß die Inhaber des Branntweins auf sie zu schießen drohten. Das drang durch. Bald wagte kein Bauer mit Branntwein sich mehr auf den Platz, denn auch deren etlichen hatten sie die Branntweinfässer gewaltsam geöffnet und den Inhalt auf den Boden laufen lassen. Die Saup'schen aber beschlossen, weiter hinein in die Wüste zu ziehen, wo niemand sie mehr in ihrem wüsten Treiben hindern könne. Unter viel Elend und Jammer, Zanken und Drohen verließen sie Bethanien, unter ihnen leider auch vier getaufte Frauen, die unter all dem Elend nur um so reifer geworden waren und die nun jammerten und klagten, daß sie vom Worte Gottes gerissen würden. Nachdem die zwanzig Familien der Saup'schen fortgezogen waren, blieben bei Bethanien nur noch vierzig Hütten übrig. Die Station war entleert und die Brüder mußten wieder wie von vorn anfangen.

Durch so viel Elend und Jammer und Herzeleid ist die Missionsarbeit in Bethanien fortgegangen — Elendshausen! — Kleinpit aber wurde für seine gegen die Feinde der Ordnung bewiesene Treue also gesegnet, daß er in sich schlug, gründlich Buße that und zur Freude und zum Trost der Brüder die heilige Taufe empfangen konnte.

18. Arbeiten für die äußerliche Gestaltung der Missionsstation.

Wie im Verkehr mit den Nachbaren und den Stationsbewohnern, so war auch in den äußerlichen Arbeiten die Aufgabe der Brüder eine Arbeit durch Dornen und Felsblöcke. Von den heidnischen Koranna so gut wie gar nicht, von den christlichen nur in mangelhafter Weise unterstützt, waren sie überall auf ihrer eigenen Hände Schwielen angewiesen. Alles Baumaterial konnte nur mit Mühe herangeschleppt werden durch langwierige und höchst beschwerliche Reisen oder durch mühsames Ausbrechen und Zubereiten der Steine. Die gewaltigen Dämme, die zum Schutz der Quellen aus Felsblöcken aufgerichtet werden mußten, zerbrachen wiederholt unter dem Andrange der durch ungestüme Gewitterregen angeschwollenen Fluthen. Schwärme zahlloser Heuschrecken ver-

nichteten in weniger als Tagesfrist den Schweiß und die Mühe von Monaten. Ein fußhoch das Erdreich bedeckendes Hagelwetter zerstörte die ganze Erndte, zerschlug alle Fenster und setzte Häuser und Gärten unter Wasser und schwemmte den ganzen Damm völlig hinweg. Die Schafe wurden durch Gottes Barmherzigkeit von demselben nicht betroffen. Da Adons, der Mossutoschäfer, nach seinem Zaubermittel gegriffen und auf seiner Knochenpfeife nach allen Windrichtungen gepfiffen hatte, schrieben die Heiden das Vorüberziehen der Hagelschauer vor der Heerde natürlich dieser Zaubereikraft zu, während die Christen Gott dem Herrn die Ehre gaben. Die Viehzucht wurde aber in dem Maße gesegnet, daß im Jahre 1839 durch dieselbe ein Reinertrag von 600 Thalern erzielt werden konnte. Im Garten blühten bald 60 Obstbäume, 40 Feigenstöcke, 90 Weinstöcke, 40 Akazien, während die Mohrrüben, Bohnen, Kürbisse, Melonen und Kartoffeln auf dem durch künstliche Gräben überrieselten Lande trefflich gediehen.

Das erste größere Werk, das die Brüder unternahmen, war die Herstellung eines massiven Wohnhauses. Wenn sie ihre Arbeit in Schule und Kirche vollendet hatten, mußten sie in den Stunden, wo andere sich Ruhe gönnen, das Maurergeräth in die Hand nehmen. Bruder Zerwick arbeitete mit unermüdlicher Geduld und Ausdauer.

Nachdem dieses massive Wohnhaus mit zwei Stuben für Bruder Wuras und einer Stube nebst Kammer für Bruder Zerwick, so wie drei steinerne Kraale vollendet waren, dachte man mit Ernst an die Erbauung einer massiven Kirche. Bruder Schmidt kam, zu diesem Behuf wieder in den Dienst der Mission eintretend, 1839 von Colesberg nach Bethanien zurück. Die Koranna halfen nach Kräften, formten 20,000 Ziegelsteine, von denen der sorgsame Bruder Zerwick keinen zum Bau verwandte, wenn er nicht, mit dem Hammer angeschlagen, einen guten Klang von sich gab. Denn Bruder Zerwick hatte den Grundsatz, daß, was einmal gebaut werde, auch Dauer versprechen müsse.

Dann galt es, das nöthige Bauholz herbeizuschaffen, welches im Freistaat nicht wächst. Es hätte ja freilich von der Colonie aus zu ungeheuren Preisen beschafft werden können, aber das Geld reute die Brüder. Es wurde also beschlossen, Bruder Zerwick sollte mit seinen Wagen nach Kafferland fahren, dessen grüne Gebirgsabhänge noch bis heute große Waldungen mit schönen Stämmen tragen. Freilich war es ein gewaltiges Unterehmen, welches nicht weniger Zeit in Anspruch nahm als vom 30. Januar bis zum 12. April 1839. Da diese Reise uns ein Bild giebt von den Schwierigkeiten, welche zu jenen Zeiten an alle Unternehmungen in Südafrica sich anknüpften, führe ich aus demselben einige Einzelzüge an.

Am 30. Januar machte sich der Bruder mit drei gemietheten Ochsenwagen nebst etlichen Koranna und Hottentotten auf den Weg. Sorge und Noth begleiteten ihn von Anfang an. Bald liefen die Ochsen weg oder wurden von den Kaffern gestohlen und mußten Tage lang gesucht werden, bald erwiesen sich ihre Treiber träge, ungehorsam und widerspenstig. Dann wieder mußte man vom anhaltenden Regen ganz durchnäßt im Freien übernachten; bald waren reißende Flüsse zu durchfahren, bald wurde der Weg verloren. Ein Bauer verweigerte trotz der bestehenden Gesetze dem verhaßten Sendeling die Erlaubniß, auf seinem Felde auszuspannen oder die Ochsen zu tränken, und als dieser in der Nacht weiterfahrend dennoch durch den herabströmenden Regen zum Ausspannen genöthigt war, kam der Bauer am folgenden Morgen tobend heran, stieß dem Bruder Zerwick vor die Brust, drohte jedem, der sich widersetzen würde, mit Erschießen, pfändete die Ochsen und gab sie nur gegen Pfandgeld wieder frei, ohne daß der Feldcornet sich des gemishandelten Bruders angenommen hätte. So erreichte er am 17. Februar das Ziel seiner Reise, den Kuruman-Busch in der Nähe des Katflusses. Er kaufte für mehr als 200 Thaler Balken, Bohlen und Bretter, und trat am 2. März mit seinen drei schwerbeladenen Wagen den Rückweg an.

Aber hier warteten seiner noch größere Schwierigkeiten. Die Ochsen konnten die schwerbeladenen Wagen auf dem regenerweichten Thonboden nur mit Mühe fortschaffen, glitten und stürzten beständig; dann zerrissen die durch die Nässe verfaulten Trecktaue, eine Deichsel zerbrach und ein andermal eine Achse. In der Nähe war kein Stellmacher, der den Schaden hätte ausbessern können; es mußte alles selbst gemacht werden. Einmal fuhr der Hottentott Willem wie unsinnig auf einen tiefen Graben los. „Du wirst den Wagen zerbrechen!" — „Ja, das will ich auch!" antwortete der durch die Mühen des Wegs seiner Geduld beraubte Heide, und brach dabei in gräuliche Flüche aus. Andere seiner Begleiter verließen unseren Bruder Zerwick, und neugemiethete hielten aus Furcht vor den Bauern nicht lange aus. Zerwick selbst mußte durch Sturm und Regen in durchnäßten Kleidern die weggelaufenen Ochsen suchen. Seine Stiefeln zerrissen; naß zog er die zerrissenen Abends aus, um sie am andern Morgen naß wieder anzuziehen.

Noch lagen ganze Tagereisen zwischen ihm und der ersehnten Heimath, da gingen ihm die Lebensmittel aus und das Geld war zu Ende. Das kostete manche Thräne und manches Gebet. Einmal mußte er dann wieder in einem reißenden Strome bis an die Brust ins Wasser, um den schweren Wagen, den die Ochsen nicht herausziehen konnten, eines Theils der Last zu entledigen.

Ein andermal fiel er vom Wagen, der lange Strick seiner Ochsenpeitsche verwickelte sich mit einem Ende ins Rad, mit dem anderen um seinen Hals, so daß er im Morast zum Wagen hingeschleift, gerade noch im letzten Moment sich seiner Schlinge entledigen konnte. Dann fehlten wieder alle Ochsen. Vier wurden schon seit drei Tagen vergeblich gesucht. Er gedachte des Worts, daß schließlich doch nichts anderes übrig bleibt, als die Ochsen durch die Wüste hindurchzubeten. Er warf sich mit Thränen auf sein Angesicht, und vernahm in seinem Innern deutlich die Stimme: „So du glauben kannst, bekommst du all deine Ochsen wieder." Er glaubte und betete weiter, und siehe er erhielt sie allesammt wieder, wiewohl die letzten erst nach sechs Tagen.

Da mag jedermann sich die Freude vorstellen, als am 13. April die Brüder Radloff und Wuras den Langvermißten vom Bethanischen Spitzkopf heimgeleiteten in die Station. Das gab ein Loben und Danken, denn solche africanische Ochsenwagenfahrt ist keine Kleinigkeit! Als der Herausgeber dieser Geschichte 1867 die Balkenlage auf der Bethanischen Kirche, die sich zu senken begann, mit prüfendem Auge musterte, hatte er keine Ahnung davon, von welchen Mühen und Fährlichkeiten das jetzt so friedlich von oben herab schauende Holzwerk Zeuge gewesen war! —

19. Reiche Erndte der mühevollen Aussaat.

Solchen sandigen und steinigen Acker, wie das Korannavolk war, unter solchen schwierigen Verhältnissen, wie wir sie so eben kennen gelernt haben, zu bearbeiten, das soll kein Mensch sich unterfangen, er habe denn den Geist Gottes und setze seine Zuversicht allein auf den, der Gebete erhört, und dessen Kraft in den Schwachen mächtig ist. Unsere Missionare arbeiteten in diesem Geist, darum ließ es ihnen Gott gelingen.

Bruder Wuras, durch Bruder Radloff, und nachdem dieser am 30. Mai 1842 nach Zoar versetzt war, durch Bruder Winter unterstützt, nahm die Arbeit frisch und fröhlich in Angriff. Alle Tage wurde Vormittags von 9—12, und Nachmittags von 1½—3 Uhr Schule mit Erwachsenen und Kindern, und Abends mit Erwachsenen allein gehalten, Mittwoch Abends ein besonderer Gottesdienst, Sonntag wurde zweimal gepredigt. (Am 6. Juni 1841 hielt Wuras seine erste Predigt in der Korannasprache.) Zur Nähschule fanden sich 15—20 Schülerinnen ein, zur Abendschule bisweilen bis 60 Personen. Die Tagesschule wurde freilich sehr unregelmäßig besucht, die Zahl der Anwesenden wechselte zwischen 10 und 70. Es durfte nur ein Handelswagen ankommen,

so war alles gleich um denselben versammelt, oder ein Stück Wild vorbei laufen, so war alles hinterher. Die Stumpfheit der Koranna für geistliche Dinge, verbunden mit ihrer Hoffahrt, daß sie alles schon zu wissen glaubten, hemmte den gründlichen Fortschritt, und ihre Charakterlosigkeit, der zufolge sie heute voll Eifer und morgen träge und lässig waren, machte den Brüdern viel Noth, und kostete eine Geduldsprobe über die andere.

Ueber Erwarten aber öffneten die Koranna ihr Herz dem Worte Gottes. Sie sind ein gefühliges Volk, leicht erregbar und empfänglich, so daß die Predigten von Sünde und Gnade bald in vielen Herzen wiederhallten. Die Zeugnisse des in ihnen aufkeimenden neuen geistigen Lebens sind so urwüchsig und so eigenthümlich, daß wir es uns nicht versagen können, eine Blumenlese zu geben, theils von Bekenntnissen der Taufcandidaten und Neugetauften, theils von Briefen, die sie an ihre christlichen Wohlthäter schrieben, theils von Bekenntnissen solcher, die dem Tode ins Angesicht schauten.

Am 31. März 1840 fand Bruder Wuras eine Frau vor seiner Hausthür, die bitter weinte. — „Was weinst du?" — „Ach, mein Herr! Am Sonntag ging mir das Wort der Predigt so zu Herzen, daß ich meine Sünden erkannte. Darauf wurde ich krank und dachte, ich müßte sterben. In der Nacht träumte ich, ich sei gestorben, und als ich in den Himmel wollte, fand ich die Thür verschlossen. Da schrie ich: Herr! Mach auf!! Und endlich hörte der Herr mein Rufen, und that mir auf! Nun fühlte ich mich selig und lobte den Herrn. Als ich erwachte fühlte ich wirklich Trost und Frieden in meinem Herzen!" — Die Frau trat in den Taufunterricht und fand, was sie suchte. —

Ein Koranna, Namens Thystee, kam und bekannte, er könne gar nicht aussprechen, was in seinem Herzen vorgehe. „Sehe ich gen Himmel, so muß ich weinen, und sehe ich auf die Gläubigen, so muß ich auch weinen. Jacobus hat einmal, als ich krank war, Worte zu mir gesprochen. Diese Worte sind heute wieder auferstanden, und ich bitte, daß du mich in den Taufunterricht aufnehmest!" Auch er wurde ein seliges Kind Gottes.

Ein blinder Koranna sprach sich sehr verwundert aus über die Größe Gottes. Nur über einen Gedanken konnte er nicht hinwegkommen, wer denn wohl diesen großen Gott gemacht habe. Dieser Gedanke beschäftigte ihn so ernstlich, daß er Tage lang darüber in großer Unruhe hin- und herging und immer wieder zu Wuras zurückkehrte, damit dieser ihm Auskunft ertheilen möchte.

Ein Koramamädchen klagte mit bitteren Thränen dem Bru-

der Wuras, sie müßte immer weinen, wenn sie die Glocke zum Taufunterricht rufen hörte, und sie wäre noch nicht so weit.

In ähnlicher Weise kamen zahlreich heilsbegierige Seelen, die ihre Sünden bekannten, und die Gnade des Herrn Jesu und Aufnahme in den Taufunterricht begehrten. Bisweilen wirkte der Herr auch durch bedeutsame Träume mit, welche überhaupt in dem Leben dieser gefühligen Koranna eine wichtige Rolle spielen. Eine Korannafrau, Betje z. B., sah im Traume viele Menschen, die in zwei Klassen getheilt waren; die eine Hälfte waren Weißgekleidete, die andere sehr Schmutzige und Häßliche. Auch ihr wurde ein weißes Kleid gereicht, was solchen Eindruck auf sie machte, daß sie sich zum Taufunterricht meldete. Der Geist Gottes wehte mächtig durch die Todtengebeine; und wenn dann hier und da ein Einzelner oder ein Häuflein die Taufgabe empfangen hatte, dann gab es selige Stunden.

Klein Klaas Witfoet, ein Neffe des alten Capitän, bekannte: „Zu der Zeit, als ich zum Taufunterricht mich meldete, hat mir der Herr das Innere meines Herzens gezeigt. Da habe ich gesehen, wie viel Böses im Herzen verborgen liegt. Von der Zeit an bin ich sehr böse geworden auf mein Herz, und hätte es in meiner Kraft gestanden, so hätte ich es mit einem mal weggeworfen. Damals war ich wie ein zahmer Ochse, der sich das Joch geduldig auflegen läßt. Mir war es gegangen, wie ich es einmal von einer Schlange gesehen habe, die ihre Haut abwarf, und mit einem mal eine neue bekam. Mein Herz hat der Herr schon getauft, nun verlange ich auch nach der Wassertaufe." — Er empfing sie am 13. October 1840 und in ihr den Namen Theodor Prüfer. Während der Handlung strahlte aus seinem Angesicht ein heiliger Ernst und ein stiller Friede. Mit ihm zugleich wurde Nathanaels Schwester Kaatje mit dem Namen Hanna getauft. An einem der folgenden Abende sprach Theodor: „Als ich am Sonntag die heilige Taufe empfing, hörte ich in meinem Herzen die Stimme: „„Mein Kind! Mein Kind! Du bist gereinigt von deinen Sünden, du bist nun mein Eigenthum! Du gehst nun auf dem Wege, der dich zum Himmel führt!"" Da antwortete mein Herz: „Herr stärke meinen Glauben, daß ich dich über Alles liebe und dir allein diene!" Hanna aber fügte hinzu: „Von meinem Herzen sind jetzt alle Lasten hinweggenommen, die mich bisher gedrückt haben, nun ist mein Herz voll Trost und Friede!"

Am 10. Mai 1841 hatte Missionar Schreiner aus Philippolis den Gottesdienst abgehalten, in dem zum Schluß Bruder Wuras fünf Erwachsene taufte. Einen der Getauften fragte Bruder Schreiner am Abend: „Welche Gedanken sind dir dabei aufgestiegen, als du getauft wurdest?" — „Die Gedanken, daß

Hottentottengrab unweit Alt-Pniel.

ich dem Herren Jesu dienen müsse!" — Wie lange denkst du ihm zu dienen? — „So lange mir der Herr die Gnade dazu schenken wird!" — Wie lange aber wird dir der Herr dazu Gnade schenken? — „So lange ich zum Herrn beten werde!" — Werdet ihr hernach aber auch wieder lügen? — „Nein, mein Herr, früher haben wir viel Lügen gesprochen; seitdem wir aber den Herrn kennen, thun wir das nicht mehr!" —

Eine Getaufte sprach: „Mein Leben gleicht einem Baum, der anfängt Früchte zu tragen; ich fühle mich vor Gott nicht wie ein Mensch, sondern wie Staub der Erde!"

Mit einer der Getauften, der kranken Henriette, eilte der Herr, bald nachdem sie Christi Glied geworden war, zu einem seligen Ende. Hören wir darüber den Bericht, den die Brüder unter dem 19. September 1840 in ihrem Tagebuche geben:

Taufe und Heimgang einer Korannafrau.

Den 19. September 1840. „Eine kranke Korannafrau, die ungefähr eine kleine Stunde von Bethanien wohnt, schickte ihren alten Vater, Namens Gert (den Mann von der kürzlich getauften Karolina), zu Bruder Wuras, um denselben holen zu lassen. Als Bruder Wuras zu ihr kam, fand er auch schon unsere kleine Bethanische Gemeine in ihrer Hütte versammelt. Es herrschte eine feierliche Stille, die nur durch das Weinen des Einen und des Andern unterbrochen wurde. Die Kranke wandte sich zu Bruder Wuras und ließ durch ihre Mutter Karolina, die sehr gut holländisch versteht, folgendes sagen: „Meine Seele liegt in der Heiligkeit und Liebe Christi. Ich habe mich ganz an Christus übergeben. Bald wird meine Seele den Leib und alles Irdische verlassen, denn Alles ist Staub und Erde, und wird dann zu Gott gehen, der schon einen Platz für mich bereitet hat." Als die Kranke dieses gesagt hatte, war sie sehr erschöpft und stammelte nur noch die Worte: „Heilig! Heilig!" — Ihre Mutter rief aus: „O, daß ich tausend Zungen hätte, um dich, o Herr! zu preisen für die Gnade, die du an meiner Tochter bezeuget hast!" — Alle weinten. — Nun wandte sich die Mutter zu Bruder Wuras und sagte zu ihm, ihre Tochter hätte ihn darum rufen lassen, um noch vor ihrem Tode die heilige Taufe zu empfangen. Schon dreimal habe sie nach Bethanien fahren wollen, um dort in der Kirche die heilige Taufe zu empfangen, sie sei aber immer durch ihre große körperliche Schwäche daran verhindert worden. Da sie Bruder Wuras schon früher als eine erweckte und reumüthige Sünderin kennen gelernt hatte, und sie auch noch bei völligem Verstande war, so trug er kein Bedenken weiter, sondern

vollzog an ihr in der Gegenwart der Getauften das heilige Sakrament. Sie empfing den Namen Henriette. Ihr früherer Name war Ades."

Den 25. September. Bruder Wuras besuchte die kranke Henriette. Sie war heute viel schwächer als am Tage ihrer Taufe. Mit der größten Anstrengung konnte sie nur noch folgende Antwort auf meine Frage, wie es mit ihr gehe, geben: „Ich stehe in Christo." Nach einer kleinen Pause sagte sie: „Christus ist für mich gestorben und durch seinen Tod ist er vorausgegangen und wartet dort auf mich. — Nichts kann mich mehr auf dieser Erde halten, ich habe gänzlich von ihr Abschied genommen." — Der ganze Ausdruck ihres Wesens zeugte von innerm Seelenfrieden.

Den 28. September. Ich besuchte heute wieder die kranke Henriette. Sie war sehr schwach und elend. Mit kaum vernehmbarer Stimme sagte sie noch die Worte: „Dida Christip naba, Christip didi naba" (Ich bin in Christus und Christus ist in mir). Ehe ich sie verließ, vereinigten wir uns zum Gebet, daß der Herr diese arme Leidende bald erlösen möchte. Gegen Abend übergab Henriette ihren Geist in die Hände des Heilandes. Sie starb, wie es mir scheint, an der Halsschwindsucht.

Den 29. September. Abends 6 Uhr wurde Henriette begraben. Am Grabe wurde gesungen: „Jezus leeft en wy met hem, dood waar is uw schrik gebleven" (Jesus lebt, mit ihm auch ich, Tod, wo sind nun deine Schrecken ꝛc.) Hierauf Gebet und eine kurze Rede. Nathanael, Theodor, Samuel, Heinrich und Gotthold hatten das Grab gemacht. Sie liegt neben Magdalena begraben. Meine Seele freut sich, daß nun zwei Garben sicher in die ewigen Scheuern eingesammelt sind. Die andern stehen noch auf dem Felde hier unten und sind manchen Stürmen und manchem Wetter ausgesetzt. Werden auch sie und ich einst überwinden und getreu bis in den Tod sein? So frage ich oft bei mir selbst. Sehe ich dann auf mich untreuen Knecht, auf das Verderben der menschlichen Natur, auf die vielen äußern und innern Feinde, dann wird mir bange; aber verzagen kann ich nicht, wenn ich in den Abgrund der ewigen Erbarmung in Christo Jesu schaue, der sein Leben für seine Schafe gelassen und gesagt hat, Niemand solle sie aus seiner Hand reißen, ja, dann wächst der Glaube und sieht die an Christum gläubig gewordenen schon im höhern Chore, wo sie ihm Siegeslieder singen. O, welchen Trost giebt es doch für das Herz, zu wissen, der Herr ist es, der das gute Werk im Menschenherzen anfängt und auch vollendet! —

Die Zahl der Getauften stieg von Jahr zu Jahr; im Juni 1841 waren ihrer 28, Ende des Jahres 1844 war die Zahl sämmtlicher seit Anlegung der Station Getauften auf 55

gestiegen, an denen allen man die Arbeit des heiligen Geistes deutlich verspüren konnte.

Liebliche Bekenntnisse wurden in der Privatseelenpflege und besonders bei Beichtgesprächen zur Vorbereitung auf das heilige Abendmahl oder nach Empfang desselben gemacht. Johannes z. B. sagte einst: „Mein Herz ist seit dem letzten Abendmahl so gestärkt worden, daß ich kein Hinderniß mehr sehe auf dem Wege zum Himmel." Jacobus sprach: „Christi Liebe ist in meinem Herzen, darum kann mich nichts stören und mismuthig machen." Christiane sprach nach einem Abendmahlsgenuß: „Mein Herz gleicht nun einem Frühlingsfelde, wo das neue Gras nach dem ersten Regen wieder hervorkommt." Maria sprach: „Ich wünsche, dem Herrn Jesu zur Ehre und zum Wohlgefallen zu leben, fühle aber, daß ich hierin weit zurück bin, was mich sehr beschämt und betrübt. In vergangener Nacht konnte ich vor dem Gefühl meiner Unwürdigkeit nicht schlafen. Der Herr aber hat doch Mittel, wodurch er meinem Glauben immer wieder aufhilft und mich nicht fallen läßt. O, welche wunderbare Kraft liegt doch im Genusse des heiligen Abendmahls; dies habe ich bei der letzten Feier desselben recht gefühlt, und bin verwundert über solche Liebe des Herrn!" — Ein besonders inniger Christ, Simon, konnte sich lange Zeit nicht entschließen, zum Tisch des Herrn zu gehen, weil er mit seinen unwürdigen Lippen die heilige Speise nicht berühren dürfe.

Von den Briefen, die die Neubekehrten an ihre Freunde und Wohlthäter nach Deutschland schrieben, theilen wir nur einzelne mit:

I. „Geliebte Brüder! Ich bin immer sehr froh, wenn ich von Eurer Liebe zu uns höre, und daß Ihr für uns betet. Ich habe Euch lieb und bete für Euch. Ich war früher ein Bösewicht, Gott hat mich aber meine Sünden sehen lassen. In der Zeit der Pocken war ich dem Tode nahe, mir war angst und bange vor der Hölle, denn ich hatte schon davon gehört, nun dachte ich, ich würde in die Hölle kommen, wenn ich würde sterben. Nun kam ein Koranna, der schon Gottes Wort von seinem Lehrer kennen gelernt hatte, zu uns, der sagte uns von Gott. Ich habe nun gebetet; und habe lange gebetet, bis mein Herz leicht geworden ist. Nun hörte ich, daß auch für uns Lehrer gekommen wären, und nun machte ich mich auf und zog nach Bethanien. Hier habe ich die wahre Erkenntniß und Ueberzeugung bekommen. Durch Christus allein ist es, daß die Lehrer so weit zu uns gekommen sind, und seine Kraft ist es, die die Lehrer stärkt, daß sie für uns beten und uns ermahnen. Auch ich bete für die Lehrer, wie sie für mich beten. Meine Begierde ist, für Christus zu leben. Groß ist die Liebe Gottes! wenn sie einen Tag recht

über mich kommt, dann kann ich nicht sprechen, und bin ganz verwundert. Seit dem letzten Abendmahle hat der Herr sein Werk in mir erneuert und ausgebreitet. Ich grüße Euch, Brüder, und wünsche, daß Ihr in der Kraft des Herrn möget stehen bleiben.

Euer Bruder in Christo Johannes Hoffmann."

II. „Liebe Schwestern! Ihr habt uns nie gesehen und kennt uns nicht, und Ihr habt uns lieb und betet für uns, und grüßt uns. Wie wunderbar ist doch die Liebe Christi, die in Euch ist. Im Himmel werden wir uns kennen lernen, und zusammen freuen. Früher schlief ich fest in Sünden, wenn aber Christus seinen Geist giebt, dann wacht man auf. O, welche große Liebe hat Christus zu uns gehabt, um unsertwillen ist er arm geworden und der Unschuldige ist um meiner Sünde willen gestorben. Wo hätte ich Trost für mein Herz suchen sollen, wenn ich Christus nicht kennen gelernt hätte? Wer kann mich außer Christo trösten? Früher habe ich nicht gewußt, daß ein Platz im Himmel ist, nun aber weiß ich es. Hier auf dieser Erde habe ich keinen Platz. Früher war ich betrübt, wenn ich die Dinge dieser Welt entbehren mußte, nun aber sehe ich, wie unwürdig diese Dinge sind, um sich darüber zu betrüben. Früher hatte ich keine Gedanken, keine würdige Gedanken, meine Gedanken schweiften in den Dingen der Welt umher, nun habe ich Gedanken, ich denke Christus. Mit dem neuen Jahr ist Gottes Wort wieder neu und kräftig für mein Herz geworden. Ich fühle den Frieden Christi in meinem Herzen; Christi Liebe herrscht in meinem Herzen. Es ist Christus, der die Lehrer stärkt, daß sie uns immer von Christo sagen, und daß sie bei uns aushalten. Ich kenne Euch nicht, die Ihr uns habt grüßen lassen. Ich habe Euch lieb und fühle mich Eins in Christo mit Euch. Wenn Ihr uns grüßen lasset, dann wird mein Herz erfrischt, und zur Gegenliebe erweckt. O, daß ich arm und niedrig vor Christo bleiben möge! Um Christus willen bitte ich Euch, bleibet stehen im Werke des Herrn. Vergesset uns nicht in Euern Gebeten.

Seid gegrüßt von Eurer unwürdigen Schwester Maria."

III. „Liebe Schwestern! Schon von meiner Kindheit an, habe ich durch meine Eltern (sie sind Griqua und wohnten im Griqualande) Gottes Wort kennen gelernt, ich habe aber in Sünden gelebt, ich habe nicht gewußt, daß ich Christo angehörte. Christi Liebe hat mich nach Bethanien gebracht. Hier habe ich Christum in Seinem Leiden und Sterben kennen gelernt. Nun will ich den Herrn bekennen bis in den Tod. Ich fühle mich unwürdig Euch zu grüßen. Aber ich grüße Euch. Wir werden uns im Himmel sehen, und da werden wir uns ewig freuen.

Seid gegrüßt von Eurer unwürdigen Schwester Karoline."

IV. „Als ich Ihre Stimme durch den Brief hörte, so freuete sich mein Herz und dankte dem Herrn Jesu für die Liebe, die er unter unsern Freunden in dem fernen Lande erweckt hat. Mein Verlangen, Jesu Christo zu dienen, hat zugenommen. Ich muß mich aber anklagen, daß meine Gedanken nicht immer bei Christo sind. Zuweilen frage ich den Herrn über meine Worte und Handlungen, wie sie sein müssen, und so ist es gut; wenn ich aber den Herrn vergesse und ihn nicht frage, so fühle ich Bestrafung. Zuweilen denke ich, um alle Dinge hast Du doch nicht nöthig den Herrn zu fragen; wenn ich aber die kleinen Dinge, ohne den Herrn zu fragen, gethan habe, dann fühle ich Bestrafung. Auch kommen die Anfechtungen der alten Sünden wieder, der Herr aber giebt Kraft zum Ueberwinden; freilich zuweilen werde ich überwunden, aber einen bestimmten Platz bekommt die Sünde nicht in meinem Herzen. Der Satan ist sehr listig, und läßt gar keine Ruhe, ich setze mich aber gegen ihn. Mein Wunsch ist, daß der Herr, der mich so beständig geliebt hat, auch mein Herz mit einer starken Liebe erfüllen möge.

Es grüßt Elisabeth."

V. „Als ich durch die Pocken blind wurde, da war ich darüber in meinem Herzen sehr böse, und mit Allen unzufrieden, auch mit den Menschen, die mir in meiner Krankheit halfen. Da dachte ich, nun werden mich alle Menschen, Alt und Jung, verspotten, und war manchmal darüber so betrübt, daß ich weglaufen wollte. Nun nahm ich meine Zuflucht zu den Zauberern unter den Buschleuten, und wollte mich von ihnen lassen sehend machen, aber das war vergebens. Nun wollte ich nicht mehr zu den Zauberern gehen, aber meine Mutter drang darauf, ich müsse gehen, bis ich gesund würde. Da antwortete ich: Ich bin überzeugt worden, daß die Zauberer nicht helfen können; ist denn der Zauberer Gott, daß er mir helfen könne? Nun fing ich an zu Gott zu beten, und in meinem Herzen bekam ich die Antwort, daß Gott es sei, der mich habe blind werden lassen, damit ich ihn suchen sollte. Nun bekam ich Hunger nach Gottes Wort, und ließ mich nach Philippolis bringen, um dasselbe zu hören, — in jener Zeit waren noch keine Missionare in Bethanien. Mein Hunger nahm zu und ich wünschte auf einem Platze zu wohnen, wo Gottes Wort wäre. Nicht lange darauf hörte ich, daß Lehrer nach Bethanien gezogen wären, und mir war mein Herz erfreut. Ich zog hierher, um hier zu wohnen. Ich wurde überzeugt, daß der Herr uns die Lehrer gesandt habe. Jetzt ist die alte Unzufriedenheit und Betrübniß über meine Blindheit aus dem Herzen weg, und ich wünsche nur, daß ich dem Herrn für seine Liebe recht dankbar sein möchte. Ich fühle die Gewißheit, daß der Herr einst meine Augen im Himmel öffnen wird, und daß

ich ihn sehen werde. Dies tröstet mich. Ich fürchte, daß ich Gott nicht genug diene. Wenn ich bedenke, daß meine Freunde Gott noch nicht kennen, so bin ich betrübt, und wünsche, daß ich ihnen doch die geistige Speise so geben könnte, wie ich ihnen die leibliche Speise geben kann. Wenn ich denke, daß ich den Herrn wieder verlassen könnte, so wird mein Herz voll Traurigkeit. Es grüßt die blinde Hanna."

Besonders kräftig erwies sich der Trost des Evangelii an den Sterbebetten. So mancher konnte siegreich bekennen, daß alle Todesfurcht von ihm genommen sei, und daß er sich freue, abzuscheiden und bei Christo zu sein, während doch die Heiden im Gegentheil dem Tode gegenüber nur Schrecken und Grausen kennen. Benjamin Schulz, der am 30. Januar 1842 getauft wurde, saß am Abende seines Tauftages inmitten einer Schaar erweckter Christen und rühmte und pries die Gnade Gottes, die ihm widerfahren sei; er wisse, was Gottes Zorn sei, aber heute habe ihm Gott denselben hinweggenommen. Zwei Tage darauf war er selig und in Frieden heimgegangen.

Ueber den seligen Heimgang von Friederika berichtet Bruder Wuras:

Am 20. December 1842 wurde Friederika durch einen seligen Tod in die obere Gemeine aufgenommen. Beinahe zwei Jahre lang hatte der Herr sie durch Krankheit und Leiden geprüft und geläutert, und sie ist bewährt erfunden worden; denn bis zum letzten Athemzuge hat sie im Glauben und in der Geduld standhaft verharrt. Ihre Gespräche während ihrer Krankheit gaben deutlich zu erkennen, daß sie mit dem Herrn in innigem Umgange stand. Oft sprach sie ein Verlangen nach dem Himmel aus, um bei Ihm zu sein. Einmal, nachdem sie kurz zuvor das heilige Abendmahl genossen, sagte sie, es wäre ihr, als ob alle Schmerzen des Leibes seit der Abendmahlsfeier von ihr gewichen wären; sie fühlte sich Eins mit dem Herrn und nähme wahr, wie ihr innerer Mensch wüchse. Auch im Traume beschäftigte sie sich mit dem Herrn, und es diente ihr zur Glaubensstärkung, daß sie Ihn da in himmlischem Glanze gesehen und vor Ihm unzählige Schaaren in weißen Kleidern, welche sangen: Heilig, heilig, heilig! — Am letzten Abende ihres Lebens ließ sie noch den Missionar Wuras rufen, und sagte ihm, daß sie sich sehr schwach fühle. Auf die Frage, wie es mit ihrem Herzen stehe, antwortete sie, es beschäftige sich mit Gott. Der Missionar sprach noch Einiges zu ihrem Troste, und entfernte sich dann. Bald aber wurde er wieder gerufen und fand sie bedeutend schwächer. Auf sein Befragen wünschte sie zu ihrer Glaubensstärkung noch einmal das

heilige Abendmahl zu genießen. Er holte die Abendmahlsgeräthe; mehrere Gemeindeglieder hatten sich um die Sterbende versammelt und sangen das Lied: God, enkel licht (Gott, laut'res Licht). Nach dem Gesange redete der Prediger einige Worte und sprach hierauf die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls. Aber noch während des Sprechens brachen ihr die Augen und sie verschied. Alle Anwesenden fielen auf ihre Knie, und Bruder Wuras schloß mit einem Gebet. — Am 22. December wurde sie beerdigt. Die Schulkinder gingen vor der Leiche her und die Getauften folgten derselben.

Wir haben an einigen Zügen aus dem inneren Leben der Koranna ersehen, daß das Wort Gottes seine felsenzerschlagende und steinerweichende Macht nicht minder als seine wüstenbezwingende Keimkraft noch heute eben so hat, wie in der Apostel Tagen. Wie aber gestaltete sich seine Frucht im täglichen Leben? Wuras berichtet darüber: „Leider findet sich auch bei den Getauften vielfach Unreinlichkeit, Unordnung und Müßiggang. Der Hottentott ist leicht gerührt; er weint heute über seine Sünden und ist doch morgen schon derselbe zänkische und geschwätzige Mensch, wie ehedem. Es ist für mich nicht von so großer Wichtigkeit, was der Koranna sagt, als was er thut. Aus diesem Grunde liebe ich es auch nicht, die sogenannten Herzensgespräche aufzuschreiben. Auch auf das Weinen und Schreien der Leute während der Predigt darf man nicht zu viel geben; denn bei vielen ist das nur Nervenschwäche, da, wenn erst einer zu weinen anfängt, Alles mitweint. Deshalb habe ich schon seit Jahren das Weinen und Schreien der Leute aus dem Gottesdienst verdrängt und habe an dessen Stelle eine stille Andacht herzustellen gesucht, wodurch allein wahre Erbauung befördert werden kann; denn in der Herzensstille offenbart sich der Herr. Aber auch selbst auf das Beten, d. h. als äußere Sache darf man nicht zu viel geben bei solchen Leuten, besonders wenn sie sehr offen damit hervortreten. Ich weiß mich einer Zeit zu erinnern, wo des Morgens früh vor Sonnenaufgang — ja zuweilen mitten in der Nacht — und des Abends spät nach Sonnenuntergang von allen Seiten her Stimmen des Gebets gehört wurden. Und dennoch blieb Alles, wie es war, so daß ich weder etwas von einer Bekehrung, noch von einem besonderen Wachsthum in der Gnade gewahren konnte. Bis jetzt habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Bekehrungen meist in der Stille und unbemerkt vorbereitet wurden, so wie sich auch das innere Leben der Gläubigen mehr in der Stille und verborgen entfaltete. An das Außerordentliche knüpft sich nur zu leicht anderes Außerordentliches, das aber oft

die Freudenthränen in Schmerzensthränen verwandelt. Deshalb nehme ich niemals meine Zuflucht zu außerordentlichen Mitteln, sondern halte mich einfach an das lautere Wort Gottes. Wenn das keine Wirkung übt, so harre ich lieber und warte des Herrn, als daß ich zu menschlichen Mitteln greife!" . . . „Sollen wir bei der Wahrheit bleiben, so können wir nicht rühmen von unseren Getauften, wie manche Missionare zu thun pflegen, sondern alles, was wir mit gutem Gewissen von ihnen sagen können, ist, daß der Herr ein gutes Werk in ihnen angefangen hat und daß sie aufrichtigen Herzens sind!" . . . . „Es ist gewiß, das Evangelium wird auch hier siegen und eine neue Schöpfung ans Licht bringen. Aber wann? Das ist ungewiß! Uns bleibt nichts übrig, als anhalten am Gebet und geduldig sein in Trübsal! Die Welt kann künstlich die Entwicklung jedes Dinges beschleunigen und verfrühen, aber die Seelen aus dem Sündenschlaf zu bringen, dazu nützt keine Kunst noch Wissenschaft, da will Gott allein die Ehre haben!" —

Ja, wie leicht stellen sich auch in diesem Punkt die Missionsfreunde der Welt gleich und erwarten allzeit in den Missionsberichten so Außerordentliches, wie es daheim doch auch nur selten geschieht, und werden gleich ungeduldig, wenn einmal ein Heide, der in Sünden groß geworden ist, nach seiner Bekehrung noch Spuren des alten Adams an sich trägt, oder wenn nicht alle Tage von Hunderten Getaufter berichtet werden kann.

Von Kindern erwartet man nicht die Reife des Mannes und ein rechtschaffener Vater freut sich auch über die ersten Anfänge der Umkehr, die sich im Leben eines verlorenen Sohnes zeigen.

Aber solche Anfänge einer neuen Lebensgerechtigkeit zeigte auch die junge Korannagemeinde in schönen Früchten. Oder ist es nicht köstlich vor Gott, wenn Jacobus, nachdem er in einer unbewachten Stunde selbst in Ehebruch wieder verfallen war, ganz gebrochen zum Missionar kam und sich selbst anzeigte und anklagte und hernach in der Gemeinde ein herzzerreißendes Sündenbekenntniß ablegte und darnach für immer vor dieser Sünde sich hütete? Oder wenn derselbe Jacobus, so oft er verreiste, die Leute seiner Familie und seines Kraals um sich im Kreise versammelte und sie ermahnte, daß sie in seiner Abwesenheit sich in Frieden vertragen und die Gnadenmittel fleißig benutzen möchten? Oder wenn er, von der angeborenen Wanderlust der Koranna ergriffen, und gekränkt darüber, daß er als Häuptling unter einem andern Capitän stehen sollte, den Gedanken faßte und plante, mit auszuwandern, dann aber durch die Ermahnungen anderer gläubiger Koranna sich zur Besinnung rufen ließ, daß es doch besser sei, unter der Pflege von Gottes Wort zu bleiben, als seine Häuptlingsrechte auszuüben? Und war es nicht köstlich vor Gott,

wenn ein heidnischer Hottentott, nachdem er von einem Bauernhirten ein Schaf gekauft hatte, von ernsten Gewissensscrupeln befallen wurde, daß das Schaf ja vielleicht ein gestohlenes gewesen sein könne? Oder wenn ein anderer Koranna Gott den Herrn dafür pries, daß er nun ein neues Herz bekommen hätte, denn er könne nun alle Menschen, und selbst die Buschleute lieben? War es nicht eine köstliche Gottesfrucht, wenn Koranna nicht blos die früher gekauften oder geraubten Kinder ihren Feinden den Eltern zurück, sondern ihnen auch wohl noch ein Paar Ziegen mit auf den Weg gaben? Wenn die sämmtlichen Koranna eine Jagd zum Besten des Kirchenbaus veranstalteten? Wenn sie eine Armen- und Krankenkasse stifteten und dazu die einen einen Ochsen, die andern eine Ziege, der dritte ein Schaf, in Summa 45 Thaler an Geldeswerth zusammentrugen? Wenn die Beiträge zum Kirchenbau nach Vermögen gezahlt wurden? Wenn etliche der Getauften dazu den Zehnten ihres Ackerertrags hergaben? Und war es nicht eine Gottesfrucht, wenn selbst die heidnischen Koranna eine Wasserleitung gruben für ihre Gärten, und wenn sie ihre Streitigkeiten schlichteten, statt sie mit Steinen und Messerstichen auszugleichen? Wenn sie den Branntwein weder zum Verkaufen noch zum Verschenken auf der Station duldeten? Wenn der Ehebruch unter ihnen, der sonst allgemein gewesen war, jetzt zeitweise fast ganz ausgerotttet war?

Ja, wenn man den Zustand des Korannavolks, wie er unter der zehnjährigen Pflege der Mission geworden war, vergleicht mit dem, wie er beim ersten Eintreten der Mission in dasselbe gewesen war, so war der Vergleich wie zwischen Tag und Nacht, wie Leben aus dem Tode, wie Grünen in der Wüste.

Wir schließen daher diesen Abschnitt mit den Worten unsers Wuras, die er im Jahr 1843 schrieb:

„Als wir kamen, fanden wir den harten Boden des Herzens schon etwas locker gemacht, die Todtengebeine fingen an sich zu regen, und nicht lange dauerte es, so wurden die ersten Früchte durch das Sacrament der heiligen Taufe, die an Einigen vollzogen wurde, eingesammelt. Seitdem hat das Wort Gottes, dem Sauerteige gleich, langsam, still und verborgen fortgewirkt, und hat sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen eine Veränderung hervorgebracht. Da diese Veränderung aber mehr darin besteht, daß sie von ihren alten Sünden abgelassen, als daß sie ihre schlechten Hütten und Karosse für europäische Häuser und Kleider umgetauscht haben, so könnte mancher, der nur nach dem äußern Schein urtheilen würde, sagen: Wie, sollte ein solches faules, schmutziges Volk, ohne ordentliche Häuser und Kleider, nur in schmutzigen Karossen eingehüllt, sich verändert und Fortschritte gemacht haben? Aber dessenungeachtet, daß auch wir die Koranna

als ein faules und schmutziges Volk charakterisiren müssen, können wir dennoch mit Recht behaupten, daß das Werk des Herrn unter ihnen im Fortschreiten ist. Die erste und wichtigste Veränderung, die Grundbedingung, unter welcher allein ein weiteres Fortschreiten, sowohl in leiblicher als geistlicher Beziehung, zu hoffen, deren wir zuvörderst Erwähnung thun müssen, ist: daß sie ihr uraltes Nomadenleben, welches ihnen, so zu sagen, zur zweiten Natur geworden, jetzt aufgeben, und bereits neun Jahre, auch unter öfteren Kriegsunruhen und Landplagen, in Bethanien wohnen. — Wer sollte ferner nicht auch dieses als einen herrlichen Sieg des Evangeliums anerkennen, daß sie, anstatt wie früher, die Betschuanen zu bekriegen und ihnen ihre Kinder wegzunehmen, um Sclaven aus ihnen zu machen, jetzt in einem freundlichen Verkehr mit jenen stehen, und ihnen ihre Kinder wieder zurückgeben? — Ist es nicht ferner eine höchst erfreuliche Veränderung, daß das früher so tief eingewurzelte Laster der Trunkenheit jetzt ganz wie ausgerottet ist, so daß sich kein Wagen mit Branntwein in unsern Grenzen mehr aufhält, weil die Händler wissen, daß die Koranna keinen Branntwein mehr kaufen! — Wie oft hörten wir früher von den Sünden des Ehebruchs und des Diebstahls, jetzt aber kommt uns davon nichts mehr zu Ohren. — Nicht selten sahen wir früher blutiggeschlagene Köpfe, halbabgebissene Nasen und Finger; jetzt schämen sie sich dieser Dinge. — Wie erfreulich ists auch, daß man an der Stelle des frühern Tobens und Schreiens — bei ihren Zänken und Spielen — jetzt, zuweilen schon in der Morgendämmerung, die Stimme des Lobes und Dankes hört! — Ist endlich nicht auch dieses, daß sie Sonntags regelmäßig zum Gottesdienst kommen, daß Einer und der Andere, wenn auch zuweilen nur aus großer Verlegenheit, nach Arbeit fragt, um sich etwas zu verdienen, daß sie ihre alten Karosse, wenn auch nicht alle, doch mehrere, sowohl Männer als Frauen, mit europäischer Kleidung vertauschen, und jetzt mehr als früher auf unsern Rath hören; ist nicht auch dieses, sagen wir, dem Einflusse des Evangeliums zuzuschreiben, und eine Veränderung, ein Fortschreiten zu nennen? So wie wir nun eine Veränderung und ein Fortschreiten im Allgemeinen bemerkt haben, so auch im Einzelnen, und vornehmlich bei den Getauften. Aber auch bei ihnen findet sich in äußerer Beziehung noch manches Abstoßende, was allein durch Anhalten mit Unterweisen, Ermahnen und Bestrafen aus dem Wege geräumt werden kann. Daher muß man sie mit vieler Geduld tragen und zuversichtlich hoffen, daß er, der das gute Werk in ihnen angefangen, es auch vollenden, sie immer mehr und mehr vollbereiten, kräftigen, stärken und gründen werde."

20. Niederlage der Bauern gegen die Griqua.

Als die holländischen Bauern der Capcolonie, welche in den strengeren Rechtsformen der englischen Regierung und insonderheit in der Aufhebung der Sclaverei einen unerträglichen Eingriff in ihre persönlichen Rechte erblickten, ihre Auswanderung nach Norden über den Oranjefluß begannen (Bd. I p. 16), fanden sie nördlich von demselben bereits den halbcivilisirten und halbchristlichen Staat der Griqua vor, unter dessen Gesetze die vereinzelt ankommenden Weißen sich fügen mußten. Die englische Regierung ließ sie auch keineswegs aus ihrem Unterthanenverbande los, sondern setzte zu ihrem Schutze und zur Regelung ihrer Angelegenheiten an der Grenze der Colonie einen eigenen Magistrat zu Colesberg ein. Mit dem Griquastaat trat die Colonialregierung, nachdem ein Versuch, sie durch List und Gewalt unterthänig zu machen, gescheitert war (Bd. I p. 266), in freundliche Beziehungen, und Gouverneur D'Urban schloß 1834 sowohl mit Adam Kok, als mit And. Waterboer directe Verträge. Es lag im Interesse der Engländer, dem neu sich bildenden Staat von Farbigen gegenüber die Hand im Spiel zu behalten, um der ausgewanderten Bauern wahrzunehmen, daß sie nicht etwa zu einem unabhängigen Staate sich zusammen thäten, und auch die wichtige Verkehrsstraße für den Handel mit Straußenfedern und Elfenbein zu überwachen.

Als nun die Zahl der Bauernansiedler im Griquastaate sich mehrte, bedurfte ihr Verhältniß zur Griquaregierung einer besonderen Regelung. Sie trafen daher mit derselben 1840 ein Abkommen, vermöge dessen die Bauern zur Besorgung ihrer eigenen Angelegenheiten eine Art Bauernobrigkeit neben dem Griqua-Regiment bildeten, an dessen Spitze der Commandant Overholster stand, ein frommer, einsichtiger, tüchtiger Mann. In diesem Abkommen wurde ferner bestimmt, daß die Bauern im Griqualande nicht willkürlich umherziehen und das Land besetzen dürften, daß ihnen ihre Wohnplätze seitens der Griqua überhaupt nicht verkauft, sondern nur gegen Entrichtung einer (geringen) Pachtsumme vermiethet werden sollten, daß die Bauern als englische Unterthanen anzusehen seien, daß sie aber in Kriegsfällen (z. B. gegen Moschesch oder die Betschuanen) den Griqua thätige Hülfe zu leisten sich verpflichteten.

Alle diese Bestimmungen standen mit der Stellung, die der stolze weiße Ansiedler dem verachteten Farbigen gegenüber innerlich einnahm, in so schneidendem Widerspruch, daß sie von Anfang an nur in sehr unvollkommenem Maße von den Bauern beobachtet wurden. Dieselben gebehrdeten sich vielmehr bald wie die Herren im Lande, erlaubten sich gegen die Koranna und Buschleute und namentlich auch gegen unser Bethanien, das ihnen

ein Dorn im Auge war, so, als wären sie die Herren des Landes und auch den Griqua gegenüber warteten sie nur auf die Zeit, wo ihre Zahl sich genügend gemehrt haben würde, um die Verträge brechend die Griquaregierung zu stürzen und sich zu einem unabhängigen Staate, unabhängig sowohl von den Griqua als auch von den Engländern, zu constituiren. Die Engländer, deren wachsamem Auge diese Absichten nicht entgingen, schlossen daher im Jahr 1843 einen (vom Governor Napier unterzeichneten) neuen Vertrag mit den Griqua, der ihnen vorkommenden Falls die Macht gab, die Bauern in Abhängigkeit zu erhalten, und der andererseits den Griqua Schutz gegen die Bauern zusichern sollte.

Da indeß der englische Magistrat zu Colesberg den täglich mehr Ueberhand nehmenden Willkürlichkeiten der Bauern gegenüber nur Drohungen hatte, denen die energische That nicht folgte, wurden diese immer übermüthiger und plagten die Eingeborenen, namentlich auch die bethanischen Koranna, in dem Maße, daß diese bereits an massenhafte Auswanderung dachten und nur durch den Einfluß der Missionare und des Worts Gottes zurückgehalten wurden. Letzteres wußten die Bauern sehr wohl und sahen daher in den Missionaren ihre persönlichen Feinde, nannten sie Landesverräther und hätten sich gerne dieser weißen Sendlinge entledigt, durch welche das schönste Quellenland des ganzen Staates ihnen entzogen würde.

Wie sie sich Bethanien gegenüber stellten, davon geben wir aus vielen herausgreifend nur einen Fall, der uns in den Tagebüchern der Missionare ausführlich beschrieben worden ist.

„Den 1. Juli 1844: Es wurden heute von den Koranna mehrere Pferde gepfändet, welche in Theodor Prüfers Säeland gewesen waren. Diese Pferde gehörten einigen Bauern, die mit ihrem Vieh in der Nähe von Bethanien liegen, und gerade die Oberhäupter der sich vom Englischen Gouvernement unabhängig erklärenden Bauern sind. Deshalb glaubten wir, daß sie ihre Pferde nicht auslösen, sondern mit Gewalt nehmen würden, und befürchteten große Unruhen. Zuerst kamen einige Bauern und fragten, ob die Koranna ihre Pferde ohne Bezahlung abgeben wollten oder nicht. Die Koranna aber forderten Schadenvergütigung und erklärten, daß sie die Pferde unter keiner andern Bedingung abgeben würden. Die Bauern ritten wieder weg, ohne ein Wort zu sagen. Nun befürchteten auch die Koranna Gewaltthätigkeiten von Seiten der Bauern. Sie blieben aber auf ihrer Meinung fest, denn, sagten sie, geben wir die Pferde gutwillig ohne Bezahlung ab, so werden die Bauern dies unsrer Furchtsamkeit zuschreiben und an uns noch mehr Unrecht thun.

Den 3. Juli. Heute gegen Mittag wurde in einiger Entfernung ein Commando bewaffneter Bauern bemerkt, das sich im schnellen Anzuge befand und seine Richtung nach Bethanien nahm.

Es dauerte nicht lange, so hatten sie Bethanien erreicht. Bruder Wuras, dessen Hause sie sich zuerst näherten, begab sich sogleich vor die Thür und fragte, warum sie bewaffnet erschienen. Anstatt eine ordentliche Anwort zu ertheilen, schrieen alle durcheinander, und sprengten ganz wüthend und halbtrunken mit schußfertigen Gewehren nach der Hütte des Capitän Goliath. Hier sprangen einige von ihren Pferden ab, fielen über Goliath her, schlugen ihm den Hut vom Kopfe und brachten ihn an beiden Armen festhaltend unsern Häusern näher. Während dies geschah, standen Bruder Wuras und Winter vor der Mauer, welche unsere Häuser einschließt, Bruder Zerwick war auf dem Kirchendache bei der Arbeit, und unsere Frauen hatten sich mit den Kindern in Bruder Zerwicks Haus zurückgezogen, von wo sie sich, von Unruhe getrieben, doch von Zeit zu Zeit herauswagten, um zu sehen, was geschehen würde. Als nun Bruder Zerwick vom Kirchendache aus sah, wie sich die Bauern, Goliath in der Mitte habend, unsern Häusern näherten, und die Koranna sich nach ihren Hütten begaben, in der Erwartung, daß es jetzt zum Schießen kommen würde, so rief er: „Weg von den Häusern." Kaum hatte der Commandant der Bauern dies gehört, als er auch schon auf Bruder Zerwick angelegt hatte, und drohte, ihn vom Dache herabzuschießen. Jedoch blieb es nur beim Anlegen und kam nicht zum Feuergeben, welches der Herr in Gnaden abwandte. Unterdessen standen die Brüder Wuras und Winter mitten unter den Bauern, und baten sie, sich doch still und vernünftig zu betragen, damit Blutvergießen vermieden werden möchte; hätten sie aber eine Sache, so wären wir bereit dieselbe anzuhören. Zuerst fanden wir kein Gehör, denn des Tobens und Fluchens war kein Ende. Doch wurde der Anführer der Bauern nach und nach stiller und gab Acht auf das, was wir sagten. Endlich brachten wir ihn dahin, daß er sagte, er wolle fünf der ältesten Bauern nehmen und einen Rath halten, um zu sehen, wie die Sache in Frieden abgemacht werden könnte. Dem zu Folge begaben wir uns mit ihnen nach der Schulstube, da wir keinen anderen passenden Ort hatten. Kaum aber waren wir und die bestimmten Männer in die Schulstube getreten, als auch mehrere andere Bauern mit ihren Gewehren folgten. Dies verbaten wir uns und sagten, daß wir nicht zugeständen, Gewehre in unsere Wohnungen zu bringen. Sie erwiderten aber, daß sie ihre Gewehre nicht draußen vor der Thür lassen würden, denn es könnte mit ihnen eben so gehen wie mit Pieter Retief und seiner Mannschaft, die auch ihre Gewehre weggestellt und so von Dingaan wären ermordet worden. Wir bestanden aber darauf; und als sie es auch jetzt nicht thun wollten, so nahm sie ihnen ihr Anführer selbst ab und stellte sie draußen vor die Thür. Nun fingen die Bauern an die Koranna zu beschuldigen, daß diese ihre Pferde auf eine

unrechtmäßige Weise in Pfand genommen hätten, denn sie hätten das Säeland des Koranna besichtigt, aber keinen Schaden gefunden. Nun wären sie gekommen, ihre Pferde zu holen und die Koranna dafür zu strafen. Wir erwiderten, daß jener Koranna, der die Pferde gepfändet, gesetzlich gehandelt habe, denn hier in Bethanien bestehe ein Gesetz, wonach alles fremde Vieh, welches innerhalb der Grenzen von Bethanien gefunden würde, dem Capitän zur Ansicht übergeben werden müsse; und dann habe er auch mehrere Zeugen, die ihre Pferde im Kornfelde gesehen. Hierauf wollten sie aber durchaus nicht eingehen, sondern blieben darauf stehen, daß die Pferde keinen Schaden gethan hätten; und wenn dem auch so wäre, so wollten sie sich durchaus nicht von einem Schwarzen strafen lassen, denn die wären Kains Geschlecht. Endlich sagten sie, wir könnten selbst hinreiten, und uns überzeugen, daß kein Schaden im Korn gethan sei. Wir stimmten unter folgender Bedingung zu, daß nämlich nur fünf Mann, die wir selbst wählen würden, und zwar unbewaffnet, mit uns reiten, und die Andern sich wieder nach Hause begeben sollten. Diesem stimmte man bei, und so bekamen wir wieder Ruhe auf unserer Station. Als wir mit den fünf Männern, die wir noch für die verständigsten hielten, zum Säelande des Theodor Prüfer gekommen waren, fanden wir mehrere Pferdespuren darin, und da das Korn noch sehr klein, kaum aufgekommen war, so war freilich kein positiver Schade gethan, wir zeigten aber den Bauern die Spur der Pferde und sagten, daß dies zu leiden Niemand verpflichtet sei, und überdies seien die Pferde früher schon einmal im Lande gewesen und nicht gepfändet worden, sondern der Koranna Theodor habe den Herrn der Pferde wissen lassen, daß er dieselben zurückhalten und nicht wieder in sein Land kommen lassen solle. Die Bauern gaben zur Antwort, sie würden nun nach Hause reiten und einen anderen Tag wieder nach Bethanien kommen, um ferner über diese Sache zu sprechen."

Bei einer anderen Gelegenheit, als ein förmlicher Angriff der Bauern auf Bethanien zu befürchten war, hatten die Missionare schon ihre Frauen und Kinder an einem versteckten Platze in der Nähe der Station untergebracht, wo sie einen ganzen Tag unter freiem Himmel zubringen mußten. Wochen und Monate lang verging fast kein Tag, wo nicht Ungerechtigkeiten und Eigenthumsbeschädigungen gegen die Stationsbewohner von einzelnen ihrer Nachbaren versucht und verübt worden wären.

Nachdem die Zahl der Bauern im Griqualande auf ca. 200 Familien angewachsen war, hielten sie sich (im Jahr 1845) stark genug, um es mit der bewaffneten Macht der Griqua aufzunehmen, sie traten daher in förmlichen Kriegszustand gegen dieselben mit der Absicht, ihres ganzen Landes sich zu bemächtigen. Das gab vom März bis Mai 1845 schwere Tage für unsere Brüder. Denn die

Bauern überwachten die Station eifersüchtig, um die Koranna zu verhindern, daß sie nicht den Griqua Hülfe brächten; täglich erschienen sie daher theils einzeln, theils in Abtheilungen auf unserer Station und machten jede Verbindung nach außen unmöglich.

Der Moment war überaus bedenklich. Hätten die Bauern gesiegt, so war Bethanien für die Mission verloren. Der Commandant einer Bauernabtheilung, die gegen Philippolis zog, äußerte öffentlich: „Jetzt ziehen wir nach Philippolis, um Mittag zu essen, bei unserer Rückkehr werden wir in Bethanien frühstücken." Im Jahre 1848 haben sie wirklich in Bethanien gefrühstückt, und gezeigt, was schon 1845 ihre Absicht war.

Die Griqua in Philippolis zitterten. Denn obschon sie an Zahl den Bauern weitaus überlegen waren, so kannten sie die Ueberlegenheit des weißen Mannes im Kampfe zu wohl, als daß sie irgend einer Hoffnung des Sieges noch sich hätten hingeben dürfen. Sie wandten sich also an die Engländer, deren Interesse es jedenfalls war, daß nicht ein selbständiger, unabhängiger Bauernstaat an ihren Grenzen sich bildete. Der Gouverneur Maitland schloß daher mit den Griqua sub 19. Februar 1845 einen neuen Vertrag, und sandte ihnen Hülfstruppen, mit deren Hülfe dieselben den Kampf aufzunehmen sich entschlossen.

Im April 1845 kam es etwa fünf Meilen südlich von Bethanien bei Taumfontein zur entscheidenden Schlacht, in welcher die Bauern eine vollständige Niederlage erlitten. Die Engländer aber faßten von jetzt ab selbst im Griqualande festeren Fuß. An die Stelle des Britischen Magistrats zu Colesberg trat ein englischer Resident, der zunächst in Philippolis, dann von 1846 an in Blumfontein seinen Sitz nahm, um von hier aus die Angelegenheiten der Bauern-Einwanderer zu leiten. Die Griqua verhehlten sich nicht, daß dieses englische Gouvernement im Lande der Anfang des Unterganges ihres eigenen Staates sei; aber sie waren zu schwach, um Widerstand zu leisten; und hatte doch ihr Staat nur durch Hülfe der Engländer jetzt schon sein Bestehen gerettet. Immerhin aber schien es ihnen besser, unter englischer Bevormundung, als unter holländischem, willkührlichen Bauernregiment zu stehen.

Durch die Schlacht bei Taumfontein aber war nicht nur der Griquastaat, sondern, menschlich gesprochen, auch unsere Station Bethanien als Missionsstation gerettet.

21. Die Einweihung der Kirche und der Erziehungsanstalt in Bethanien.

Mitten in die Kriegsunruhen hinein fiel ein Tag, welcher in die Geschichte unseres Missionswerks einen Markstein setzt, die

Einweihung der neuerbauten massiven Steinkirche am 11. Mai 1845. Der schöne 60 Fuß lange und 20 Fuß breite Bau mit Plattdach war nur von Missionarshänden erbaut, die gerade während der letzten Kriegsunruhen doppelt thätig waren, um die Einweihung zum ersten Pfingsttage zu ermöglichen. Hätten die Bauern gesiegt, so wäre des Bleibens der Koranna sicherlich nicht lange gewesen und alle die sechsjährige schwere Mühe und Arbeit war umsonst. Um so fröhlicher konnte das Fest der Einweihung gefeiert werden. Dem Altar gegenüber saßen fünf erwachsene Heiden, einer von ihnen Petrus Oppermann, der in der heiligen Taufe den Namen Adam erhielt. Bruder Wuras vollzog die Weihehandlung, Bruder Winter die Predigt über den Text: „Hier ist nichts Anderes, wie Gotteshaus", Bruder Zerwick hielt das Schlußgebet. Die lieblichen Gesänge der Gemeinde fanden ihren Abschluß mit dem alten „Nun danket alle Gott!" Der Tag war ein reicher Segenstag und wurde noch manchen Heiden der Anstoß zu ernsterem Fragen nach der Seligkeit.

Während also die Gemeinde sich erbaute und innerlich erstarkte, reifte in den Herzen der Missionare ein anderer Gedanke. Die Mühe, die sie hatten, aus den innerlich und äußerlich zerlumpten Koranna auch solche Leute zu erziehen, die für das Leben brauchbar wären, tüchtig, fleißig, betriebsam, ordentlich, reinlich — ließ sie daran denken, aus der Kinderschaar eine Auswahl zu treffen, die von dem verderblichen Einfluß des Beispiels ihrer Eltern befreit, in einer eigenen Erziehungsanstalt frühe gezogen und erzogen werden könnten. Es handelte sich recht eigentlich um eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder. Sie theilten ihren Plan den Koranna mit und von diesen wurde bereitwilligst ein Häuflein Kinder den Brüdern übergeben, ein Freund in Deutschland gab das nöthige Anlagecapital her mit 400 Thalern, welche Summe nicht blos für die Einrichtungskosten, sondern auch für die Anschaffung eines kleinen Stocks von Schafen hinreichte, deren Mehrung eine stetige Einnahmequelle für die Anstalt zu werden versprach. Ein ausreichendes Häuslein war auch schon vorhanden. Es hatte zwar nur ganz niedrige Mauern von Feldsteinen, so daß das Dach fast bis zur Erde herabreichte, aber es waren doch zwei Stuben darin, die eine von 10 Fuß lang und 8 Fuß tief, die andere von 14 Fuß lang und 8 Fuß tief. Bis dahin hatte Bruder Zerwick es bewohnt. Nun wurde das vordere Zimmer Schlafzimmer der Knaben, das hintere Schlafzimmer für die Mädchen. Die Bettstellen wurden in die Erde befestigt, Pfähle in den Lehmboden, auf denen ein Rahmen von Lederriemen angeschraubt war. So blieb freilich für einen Platz zum Essen kein Raum. Derselbe war aber draußen vor der Thür um so größer, und die Erziehungsanstalt war fertig.

Auch der Hausvater war schon vorhanden, Julius Prüfer,

Bethanien im Jahre 1867.

ein getaufter Koranna. Sein Salair war ebenfalls sehr einfach. Als die Bruder ihn fragten, wieviel er begehre, antwortete er: Wie darf ich etwas annehmen, da die Freunde im Vaterlande schon so viel für uns gethan haben und auch das alles zum Besten unserer Kinder geschieht! Nur mit Mühe war er zu überzeugen, daß er ja vor den Kindern, denen er ein Vorbild sein solle, nicht in Lumpen oder im Karoß einhergehen könne, und daß, wenn er all seine Kraft den Kindern widme, er ja keine Gelegenheit hätte, sich Kleider und sonstige Bedürfnisse zu beschaffen. Endlich nahm er zu diesem Zweck einen Jahresgehalt von sechs Pfund Sterling (40 Thaler) an. Die etatsmäßige Summe für jedes einzelne Kind war auf zehn Thaler veranschlagt.

Nachdem alles zur Aufnahme von zwölf Kindern, mit denen der Anfang gemacht werden sollte, wohl geordnet war, rief am 5. Januar 1846 die Glocke von Bethanien Kinder und Erwachsene zusammen. Auch viele auswärtige Koranna hatten sich zu der Feier eingefunden. Alles versammelte sich in der Kirche. Die zehn, bis dahin von den Koranna angemeldeten Kinder setzten sich auf eine besondere Bank und Bruder Wuras hielt eine Anrede, in welcher er den Zweck der neuen Anstalt auseinander setzte. Er hatte kaum geendet, da wurde das elfte und zwölfte Kind herbeigebracht. Die Zahl war voll. Aber nun brachte noch eine alte Mutter ihr zwölfjähriges Töchterlein, die konnte doch nicht zurückgewiesen werden, ein Vater brachte seinen hoffnungsvollen vierzehnjährigen Sohn, für den mußte doch auch Platz geschafft werden. So kam noch einer nach dem anderen, bis es endlich ihrer 17 waren, 16 Koranna und ein Buschmann, andere meldeten sich, so daß die Zahl auf 20 stieg, gerade genug, um die großartigen Räume zu füllen.

Nun gingen die Kinder alle in Reih und Glied in das Häuslein, die meisten nackt, weil die Kleiderkiste noch nicht angekommen war. In der neuen Wohnung war ihnen ein Festessen bereitet aus Milchreis und Fleisch. Bruder Wuras betete mit den Kindern, ermahnte sie zum Gehorsam gegen den Hausvater und dieser empfing sie mit Handschlag. Das war die Einweihung der ersten Erziehungs- und Rettungsanstalt für die Koranna. —

So war für Jung und Alt gesorgt, für die Jungen im Häuslein mit geregelter Hausordnung, für die Alten in der schönen Kirche mit Wort und Sacrament. Wohnungen des Herrn waren entstanden in der Wüste von Elendshausen. Die Engel Gottes aber haben damals ihre besondere Freude gehabt. Hosiannah! —

Zweiter Abschnitt.

Die Mission im Korannalande

unter der Herrschaft der Engländer.

22. Hin nach dem Vaalfluß.

Wir haben bereits im ersten Abschnitt unserer Geschichte erzählt, wie bei der streifenden Weise der Koranna vielfach einzelne oder ganze Haufen dieses Volks nach Bethanien kamen, um ihre Stammesgenossen zu besuchen. Diese nahmen dann auch gern an den Gottesdiensten Theil, und die Missionare ahnten nicht, daß durch sie der Same des Worts ganz in der Stille bis tief in die inneren Theile des Landes getragen wurde. Die erste Kunde davon erhielten sie am 9. Juli 1841 durch einen zureisenden Koranna, welcher ihnen die willkommene Botschaft brachte, daß auch am Vaalfluß bereits eine Anzahl Angeregter zu besonderen Gebetsversammlungen sich vereinigten, und daß ihr großer Häuptling Jan Bloem (spr. Blum), der auch schon mit dem mächtigen Matebelenfürsten Moselekazzi (s. Band I p. 156) siegreich gefochten, ja der gesprochen hatte: „Einer von uns beiden muß unterliegen, Moselekazzi oder ich," dringend wünsche, auch unter seinem Volke einen Missionar zu haben.

Am 7. Januar 1842 erschien Jan Blum in Begleitung einer Anzahl seines Volks auf der Station Bethanien. Einen lebhaften inneren Zug nach Gottes Wort bekundete er nicht. Dagegen an einem seiner Begleiter hatte Wuras große Freude.

„Ich höre, du betest zu Gott, sprach Wuras zu ihm, und hältst unter deinem Volke Gottesdienst?"

Ja, ich thue so.

Wie machst du es, wenn du Gottesdienst hältst? — „Ich bete und singe!"

Kennst du aber auch den Gott, zu dem du betest, und den du Anderen verkündigst? — „Ja, ich habe ihn kennen gelernt!"

Wie und wo hast du Gott kennen gelernt? — „Als ich noch klein war, hörte ich im Namaqualande (s. Band I p. 50. 291) von Gott, und von der Zeit an habe ich nach diesem Gott gesucht, der mir verkündigt wurde. Zuerst fragte ich: Bist du der Gott, welcher Himmel und Erde gemacht hat? Bist du der Gott, der mich erhält? Hierauf erhielt ich in meinem Herzen

die Antwort: „Ja, ich bin der Gott!“ — Nun fragte ich weiter bei Gott und sprach in meinem Herzen: Wo bist du? Wo finde ich dich? Wohnst du allein bei Andres Waterboer in Griquastadt? Da erhielt ich in meinem Herzen die Antwort: „Ich wohne überall.“ Zu diesem Gott bete ich, und diesem Gott will ich dienen!“ — Wuras legte ihm den Weg zur Seligkeit durch Jesum Christum aus! —

Am 8. April waren so viele Koranna vom Vaalfluß gekommen, daß die Kirche von Bethanien die Menge nicht fassen konnte. Als Bruder Radloff ihnen den Werth des Leidens Christi auslegte, entstand eine so allgemeine Bewegung, daß man vor Schluchzen und Weinen bisweilen das Wort des Predigers nicht verstehen konnte.

Am 9. Mai kam eine Korannafrau vom Vaalfluß, mit Namen Candaze, die in Bethanien erweckt worden war, mit dem Begehr, in den Taufunterricht aufgenommen zu werden, und nach empfangener Taufe zu ihrem Manne nach dem Vaalfluß zurückzukehren.

Alle diese Erfahrungen machten in dem Bruder Wuras den Wunsch rege, die theuren suchenden Seelen in der Ferne einmal von Angesicht zu sehen. Am 20. Mai machte er sich auf den Weg, und fand am Modderfluß die von Bethanien ausgewanderten Koranna, denen er nun das Wort des Herrn verkündigen durfte. Auch am Vaalfluß predigte er, aber über denselben hinüber konnte er nicht kommen, weil er angeschwollen war; er sah deshalb Jan Blum auf dieser Reise nicht, zog aber über die Koranna am Vaalfluß nähere Erkundigungen ein.

Er erfuhr, daß gerade am Vaalfluß wegen der schönen Graswaide und des Holzreichthums seiner Ufer das Korannavolk seinen Hauptsitz aufgeschlagen hatte, und stromaufwärts und stromabwärts in zahlreichen Werften, etwa 20,000 Seelen stark, wohnte. Findet der Koranna die beiden Dinge, Gras und Holz, so hält er sich für glücklich und hat alles, was er wünscht und begehrt. Denn gutes Gras hält seine Kühe in solchem Stande, daß sie ihm reichlich Milch geben — und Holz schafft ihm das Vergnügen, ein kleines Feuerchen zu unterhalten, an welchem er dann, eine Pfeife Tabak rauchend und dann und wann einen Schluck Milch trinkend, Stunden lang so recht behaglich sitzen, und wenn er in Gesellschaft ist, fast die ganze Nacht hindurch recht lebendig sprechen und faullenzen kann. Das ist des Koranna ganze Glückseligkeit. Sechs Tagereisen weit am Vaalfluß hatte sich das Völklein in größeren oder kleineren Haufen unter ihren eigenen Capitänen niedergelassen. Der größte dieser Capitäne war Jan Blum.

Dieser war ein Sohn des älteren Jan Blum, der ein ge-

borener Preuße, ein Thüringer aus Ballhausen bei Schwerstedt war, woselbst Verwandte von ihm noch heute leben. Derselbe war etwa im Jahre 1780 als Schiffssoldat in der Capstadt von seinem Schiff abgegangen, hatte sich dort verheirathet, dann aber wegen Ermordung seiner Frau aus der Colonie über den Baalfluß flüchten müssen. Dort hatte er sich einem Korannastamm angeschlossen, und unter demselben, nachdem er 10 bis 12 Korannaweiber geheirathet, ein solches Ansehen sich zu verschaffen gewußt, daß der eigentliche Capitän des Volks, Chorabnu, nur noch ein Schattenkönig blieb und Jan Blum der eigentliche Häuptling des Volks wurde. Er machte dasselbe mit dem Gebrauch des Feuergewehrs bekannt und unternahm mittelst desselben viele glückliche Raubzüge unter den Betschuanen. Sein Sohn war in des Vaters Fußstapfen getreten, ebenfalls Polygamist, und ein so gefürchteter Räuber, daß er selbst dem Moselekazzi den Krieg machte, und ihm viel Vieh raubte. Jetzt herrschte er als ein solcher Tyrann unter dem Volk, daß alles vor ihm zitterte.

Als nun in der Mitte dieses Volks ein Begehren nach Gottes Wort sich kund gab, da erwachte in Bruder Wuras der Gedanke, ob nicht hier ein neuer Platz für die Verkündigung der Friedensbotschaft vom Herrn gewiesen sei.

„Sollte man nicht von ganzem Herzen wünschen (so schreibt er im Jahre 1843), daß auch diesen Koranna die Botschaft des Friedens gebracht werde, und besonders unter den jetzigen Umständen, wo sie das harte Joch der Sünde zu drücken anfängt, und sie ihre Hände ausstrecken und rufen: Kommt herüber und helft uns! — Sollte man sie zurückweisen und ohne Hülfe und Rettung ihrem Schicksal überlassen können? Hat nicht Christus sein Blut auch für sie vergossen, und seine Hände nicht auch nach diesen verlorenen Schafen ausgestreckt? Und wie, wenn es unserem preußischen Vaterlande vorbehalten wäre, das Mittel in der Hand des Herrn zu werden, dieses durch einen Preußen ins Verderben geleitete Volk aus demselben wieder herauszuführen? — Zweimal ist an uns der Ruf ergangen, zuerst von einem dort wohnenden Koranna, der uns eine schöne Quelle anweisen wollte, wenn wir kämen, das zweite Mal durch Bethanische Koranna, die uns die Nachricht brachten, daß wir eilen müßten, denn ihr Verlangen sei groß. Sollte das nicht ein Wink vom Herrn sein, auf den wir achten müssen?"

23. Zweite und dritte Reise des Bruder Wuras nach dem Baalfluß.

Am 28. November 1843 trat Bruder Wuras seine zweite Reise nach dem Baalfluß an. Bereits unterwegs begegnete er dem Häuptling Jan Blum, der zu einem Bauer reisen wollte. Als dieser in der entsetzlichen Hitze den Bruder durch die dürren Sandflächen reiten sah, rief er aus: „Wie stark muß doch das Wort Gottes sein, daß es die Diener desselben treibt, in solcher Hitze so weit zu Pferde zu reiten, um das Wort Gottes zu verkündigen! Es thut mir leid, daß ich jetzt nicht zu Hause bin, aber reite nur hin zu meinem Volk, sie werden sich freuen, das Wort zu hören, und auf dem Rückwege hoffe ich dich auch noch zu sehen und zu sprechen!"

Am späten Nachmittag des 1. December kam Bruder Wuras auf der etwa aus 100 Hütten bestehenden Werft von Jan Blum an, und stieg bei des Häuptlings Bruder Dietrich Blum ab, der gerade an einem Bambus (hölzernen Milchgefäß) schnitzte. Kaum hatte er abgesattelt, so kamen die Koranna zu Haufen, um ihn zu grüßen. Am Abend, beim hellen Mondscheinlicht, konnte er Hunderten das Wort Gottes predigen. Der älteste Sohn des Capitäns hatte ihm seinen Wagen zur Schlafstätte eingeräumt, und in denselben einen Bambus mit Milch gesetzt, damit der Missionar Nachts, falls er Durst fühle, trinken könne. Die innere Herzensbewegung ließ aber diesen nicht schlafen.

Am folgenden Morgen kamen viele Koranna, Männer, Frauen und Kinder, um ihn zu grüßen. Ein alter Koranna sagte ihm, er habe Tag und Nacht zu Cükoab (Gott) gebetet, daß er doch seine Diener senden möchte, um ihm den Weg der Seligkeit zu verkündigen, heute sähe er, daß Cükoab ihn erhört habe. „Ich habe vor Freuden die ganze Nacht nicht schlafen können, und habe Gott gedankt, daß er mir sein Wort gesandt hat. O wie gut ist doch Cükoab! Ich danke ihm für alles! Giebt er mir Milch, so sage ich: O Cükoab danke si! giebt er mir Wasser, so sage ich: O Cükoab danke si! giebt er mir Speise, so sage ich: O Cükoab danke si!"

Eine alte Frau, die vor einigen Tagen ins Feuer gefallen war, und sich schwer verletzt hatte, sprach: „O Herr! den Tag, als ich ins Feuer fiel, und mich verbrannte, da fühlte ich große Schmerzen, aber mitten in den Schmerzen dachte ich an das höllische Feuer, wie sehr doch dieses brennen müsse. O Herr, mein Herz ist nicht gut; und obschon mich Gott auf mein Herz hat wollen aufmerksam machen, bin ich doch so leichtsinnig und unbedachtsam!" — „Woher weißt du das Alles?" — „Die

gläubigen Koranna, die von Bethanien kommen, haben mir von Cükoab erzählt!"

Auch schon kleine Knaben kamen und baten um ein ABC-Buch, und brachten einen ihrer Gefährten zu Wuras, er möchte ihn doch schlagen, weil er durchaus das ABC nicht lernen wolle.

Am Abend war der Gottesdienst wieder zahlreich besucht; von den Gesichtern war die Farbe abgewaschen, manche waren auch an den Fluß gegangen, um ihre Kleider zu reinigen. Für den Sonntag den 2. December hatten die Koranna eine Schirmwand von Baumzweigen aufgerichtet, damit Bruder Wuras, wenn er predigte, nicht von der stechend heißen Sonne belästigt würde. Das Klappen der Ochsenpeitsche rief statt der fehlenden Glocke die Hunderte zum Wort Gottes. Wiederum große Stille während der Predigt, und nach derselben ernste Gespräche. „Wir suchen den Weg, sagte der eine, haben aber Niemand, der uns anleitet." Ein anderer sagte: „Ich suche nach Gott, aber unterweise mich, wie ich fest bleiben kann, denn ich weiche immer wieder ab!" In Tois Blum, dem Sohn des Capitäns, fand Wuras einen lieben jungen Mann, und besonders gefiel ihm Piet Blum, der Bruder des Capitäns, der nicht müde wurde, von geistlichen Dingen zu hören, und darum dem Bruder Wuras fast nicht von der Seite wich. Zum Nachmittagsgottesdienst hatten sich an 600 bis 700 Personen eingefunden. Die Hitze aber war fast unerträglich.

Auf der Rückreise am 4. December begleiteten Piet Blum und Andreas den Missionar. An einer Quelle unterwegs trafen sie Jan Blum, den Capitän, und erzählten ihm, daß sie Aussicht hätten, bald einen Lehrer an den Baalfluß zu senden. Bruder Fichardt von der letzten Aussendung war zu dem Werke bestimmt. Jan Blum war hocherfreut: „Das ist ja herrlich, wenn es wahr ist, rief er aus. Schon seit langer Zeit habe ich auf einen Lehrer gewartet, und immer keinen bekommen. Freilich, meine Freunde, die Griqua haben mir gerathen, keinen Lehrer für die Koranna anzunehmen, denn sie könnten ohne Gottes Wort leben; aber ich werde nicht nach ihnen hören!"

Am 24. Mai 1844 traf Bruder Wuras, begleitet von Bruder Winter nach neuntägiger Fahrt zum drittenmal am Baalfluß ein. Kurz vor ihnen waren zwei Branntweinwagen angekommen; deshalb waren von den Koranna viele betrunken und nur wenige kamen zum Wagen der Brüder, um sie zu begrüßen. Unter den wenigen, die kamen, war auch Dietrich Blum. Er sprach: „Ich hatte von eurem Kommen gehört, und bin darum immer auf einen Hügel gegangen, um zu sehen, ob ihr nicht bald kommen werdet. Ich habe genug gesprochen, daß die Branntweinwagen wegfahren müßten, aber Niemand half mir." Indeß

die Ankunft der Missionare war wirksamer, als die Worte Dietrichs. Kaum hatten die Branntweinhändler davon Kunde erhalten, als sie sich eiligst aus dem Staube machten. Denn wo Gottes Geist mit dem Branntweinsgeist zusammentrifft, muß einer von beiden jedesmal weichen. Dietrich aber, als er es vernahm, lachte und sprach: „Nun sehe ich doch, daß das Wort Gottes, wohin es auch immer kommt, Herr ist, auch über den Branntwein. Haben wir nur erst Lehrer hier, so darf kein Branntweinwagen mehr kommen. Bekommen wir aber nicht noch in diesem Jahre einen Lehrer, so mache ich mich auf und ziehe zu einem Schulplatz. Ich und meine Kinder sind ohne Gottes Wort aufgewachsen. Wenn sie verloren gehen, so müssen sie nicht sagen können, mein Vater ist daran schuld, sondern müssen sagen, es ist meine eigene Schuld!"

Eine Quelle wurde aufgesucht, der Bau einer kleinen Rohrkirche versprochen. Die Quelle war etwas verschüttet, zwei Stunden weiter fand sich inmitten der Korannawohnungen eine andere zugespülte Quelle, zehn Minuten vom Baalfluß.

Der Pfingsttag (26. Mai) war mit schwarzen Wolken bedeckt, die sich ergossen, aber nicht die Koranna vom Gottesdienst abhalten konnten. Auf einem Ochsenwagen kamen ihrer zwanzig an. Auch jener alte Koranna, der stets betet: O Cükoab danke si! hatte sich aus weiter Entfernung eingefunden. Bruder Wuras fragte ihn, bei welcher Gelegenheit er sein eines Auge eingebüßt habe. Er antwortete: „Ich wollte einen Zacken abhauen, der fuhr zurück und schlug mir das Auge aus. Nachdem ich den Schlag empfangen, sprach ich: O Cükoab danke si!" — „Aber wie hast du dafür Gott danken können?" — „Es kam ja von Gott, er hat's geschehen lassen!"

Am folgenden Morgen hörten die Brüder mehrere Koranna auf dem Felde hinter den Steinen ihr Gebet verrichten. Sie verabschiedeten sich vom Häuptling, der sein Versprechen, eine kleine Kirche bauen zu wollen, erneuerte, und also machten sich die Brüder auf den Rückweg. Am Modderfluß konnten sie auch den dortigen Koranna wieder predigen.

24. Gründung von Alt-Pniel.

Am 2. Juli 1845 brach der von Berlin aus mit dem Auftrag, bei Jan Blum eine neue Missionsstation zu eröffnen, neu ausgesandte Bruder Fichardt in Begleitung des Katecheten Bruder Winter aus Bethanien auf, um unter den Koranna des Baalflusses bleibend sich niederzulassen. Diesen war es zuerst gar

nicht recht, daß neue Brüder statt der alten kamen. „Unsere alten Missionare", sagten sie, „sind wie unsere zahmen Packochsen; sie kennen unsere Weise schon und springen nicht. Die jungen Missionare kennen wir nicht; sie können springen; darum möchten wir lieber unsere alten Missionare behalten!"

Die neuen Brüder sollten aber bald die Erfahrung machen, daß die glänzenden Hoffnungen, die bei Besuchsreisen unter dem Volk erweckt waren, für solche, die unter demselben wohnen wollen, nicht so ohne Weiteres sich erfüllen. Das Wort Gottes muß eben überall, wohin es zuerst gebracht wird, sich mühsam seinen Boden erringen.

Schon unterwegs am Modderfluß hatten sie von einem der dort wohnenden Bauern einen schlechten Segenswunsch mit auf den Weg bekommen. Derselbe hatte zu einem der Leute sich geäußert: „Nun gehen sie auch zu Jan Blum, um den zu verderben, denn der war bis jetzt noch gut!"*)

Als sie am 11. Juli am Baalfluß (25 Meilen von Bethanien) ankamen, war der Capitän, trotzdem er von der Ankunft der Brüder wußte, an demselben Morgen verreist. Auch von der versprochenen Pfahlkirche war keine Spur vorhanden. Die Koranna mußten also wiederum im Freien durch das Knallen der Ochsenpeitsche zusammengerufen werden. Sie kamen ziemlich zahlreich und Bruder Winter hielt ihnen die erste Predigt über Apg. 26, 17. 18.: „Und will dich erretten von dem Volk und von den Heiden, unter die ich dich jetzt sende, aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zu dem Licht, und von der Gewalt des Satans zu Gott; zu empfangen die Vergebung der Sünden und das Erbe sammt denen, die geheiliget werden durch den Glauben an mich!" Am Nachmittag predigte Bruder Fichardt über Joh. 3, 16. Aufmerksam lauschten die Heiden dem Wort.

Sechs Tage lang ließ Jan Blum die Brüder auf seine Rückkehr warten und als sie dann ihn um einen Ort fragten, wo sie bauen könnten, suchte er die Sache hinzuziehen und meinte, er müsse darüber erst eine Rathsversammlung abhalten. Erst als Bruder Winter darauf ernstlich drang, daß er nicht länger mit Weib und Kind im Freien liegen könnte, zeigte er ihnen eine Stelle, wo sie aber vergeblich nach Wasser gruben. Sie mußten sich entschließen, dicht am Baalfluß zu bauen, um wenigstens Trinkwasser in der Nähe zu haben. Als sie dorthin zogen, folgte ihnen ein schreiender Koranna: „Warum fliehet ihr? Was haben wir euch gethan? Was soll aus unserer Seele werden, wenn ihr fortgeht?"

*) Das soll nach Bauernanschauung so viel heißen, als „den konnten wir noch gut ausbeuten."

Die erste Arbeit des Bruder Winter (23. Juli) war der Bau einer Küche für seine Frau. Er bog dazu junge Baumstämme über sich zusammen, befestigte sie mit Riemen und durchzog sie mit anderem Gesträuch, damit war eine Küche, freilich ohne Schornstein und regendichtes Dach, fertig. Auch Bruder Fichardt fing mit mehreren Leuten an, ein Obdach herzustellen. Weiden, die am Flusse reichlich wachsen, wurden abgehauen, Löcher in die Erde gegraben, die Baumstämme eingesetzt, mit anderem Gesträuch durchflochten, mit Lehm beworfen und ein Dach von Binsen darauf gesetzt. Bruder Winter versuchte, aus dem mit Dornen dicht bestandenen Lande einen Garten zu gewinnen. Jeden Morgen hieb er mit dem Beil das Dickicht nieder und machte aus dem Gesträuch einen Zaun. So gab es die Woche hindurch Tagelöhnerarbeit in der heißen Sonne, Sonntags Predigt. Seine Körperkräfte erlagen bald, er zog sich einen Bruch zu und mußte bei der Arbeit unter den Dornen sich so manches Mal mit der Dornenkrone trösten, die sein Heiland für ihn getragen hatte. Seine Kräfte schwanden zusehends dahin.

Da saß er denn so manches Mal ganz erschöpft und schaute hinab auf die in einer Entfernung von 100 Fuß vorbeirauschenden Fluthen des Baalflusses. Seine Ufer waren mit schönen Bäumen bestanden, die Hügel zu den Seiten trugen verschiedene Arten Aloe und andre Blumen in herrlicher Pracht. In dem Dickicht der Bäume nisteten wilde Gänse, Perlhühner, Rebhühner und wilde Tauben. Im Flusse gab es Krokodile und giftige Wasserschlangen. Am Ufer trafen die Brüder oft Tigerspuren und die Koranna erlegten zwei Löwen. Auch Wölfe fanden sich ein und wilde Hunde fielen die Kühe auf dem Felde an. Giftiges Gewürm aller Art erfüllte den üppigen Graswuchs.

Alle Mühe, die auf die Anlegung des Gartens verwandt war, ergab sich bald als vergeblich; denn ohne künstliche Bewässerung wollte nichts gedeihen und diese selbst war zu schwierig. So gab es schwere Zeiten. Anstatt der Kirche mußten zwei Reihen Pfähle eingerichtet werden, die eine Art Dach trugen, welches doch wenigstens einen Schutz gegen die Sonne gewährte. Indeß ein Sturm brach auch dieses Gebäude bald darnieder.

Da Bruder Winter die großen Strapazen nicht ertragen konnte, kehrte er bereits im folgenden Jahre nach Bethanien zurück, um die dort einstweilen durch Bruder Zerwick verwaltete Schule wieder zu übernehmen. An seiner Stelle traf Bruder Meyfarth am 20. März 1846 ein und ihm folgte am 23. April Bruder Zerwick, um die Stelle des inzwischen aus der Missionsarbeit geschiedenen Bruder Fichardt einzunehmen. Beide miteinander griffen kräftig in die Arbeit.

Sie fanden die große Masse der Koranna (die dem Stamm

der Springböcke angehörten), so wie alle Heiden sind, roh, stumpf, hart gegen das Wort, von irgend einer Erinnerung an Gott kaum eine Spur; nicht einmal einen rechtschaffenen Aberglauben, der doch noch immer eine Empfänglichkeit für das Gefühl der Abhängigkeit von höheren Kräften bekundet, hatten sie behalten. Ihre Hoffahrt verbot ihnen das Arbeiten und ihre Trägheit beförderte die Trunksucht. Der Branntwein hatte auch die letzten Reste geistiger Kraft noch sehr geschwächt. So lange ein Branntweinwagen am Platz war, konnten sie auch ihr letztes Stück Vieh für diesen Teufelstrank hergeben; ja es soll vorgekommen sein, daß ein Koranna einem andern sein eigenes Kind um Branntwein verkauft habe. Von ehelicher Treue wußten sie fast gar nichts, viele waren durch die Lustseuche entnervt. Bei ihrem sogenannten Rietspiel tanzten Weiber und Mädchen völlig entkleidet. Im Uebrigen waren sie gutmüthig und wußten den Frieden und die Ruhe zu schätzen. Ein Europäer konnte unter ihnen eben so sicher reisen, wie daheim in Deutschland. In früheren Zeiten hatten sie Kriegszüge geliebt und auf denselben manche Grausamkeit verübt, einmal in der Noth sogar Buschleute geschlachtet, um deren Fleisch zu essen. Doch von solcher Roheit fanden die Brüder jetzt keine Spur mehr vor.

Bei alledem aber waren dem Worte Gottes unter dem Volke bereits die Wege gebahnt. Von der Wirksamkeit der Missionare Saß und Anderson (Bd. I p. 119) waren noch Spuren übrig geblieben, etliche von ihnen Getaufte lebten noch, obschon denselben kaum noch etwas anderes von der früheren Zeit übrig geblieben war, als die Kunde davon, daß sie getauft seien. Aber auch von den Griqua und den bethanischen Koranna hatten sie manche christliche Anregung empfangen; dazu sahen sie, daß andere Völker ihren Missionar hatten, und wünschten, diesen nicht nachzustehen. Und bei einer nicht unbedeutenden Zahl hatte der heilige Geist selbst ein Sehnen nach dem Frieden des Evangelii geweckt.

Am 22. März 1846 hielt Bruder Meyfarth Nachmittags seine erste Predigt über Joh. 3, 16., nachdem Winter Vormittags seine Abschiedspredigt gehalten hatte. Etwa 400 Seelen versammelten sich um ihn; in den Wochengottesdienst, wo er die Bibel von Anfang an durchging, kamen doch 30 bis 40 der Nächstwohnenden, in denen das Verlangen schon tiefere Wurzel gefaßt hatte. Dieselben wurden von den andern, welche damit ein Genügendes gethan zu haben glaubten, daß sie die Sonntagskirche besuchten, die „Frommen" genannt. Etliche meldeten sich sofort zum Taufunterricht. Beim ersten Abendmahl wurden die erwachsenen Getauften in besonderer Stunde vorbereitet, Sonnabends Abends eine seelsorgerische Sprechstunde angesetzt. Bald darauf wurde auch ein Anfang mit Missionsstunden gemacht, in welchen

die Heiden draußen durch Mittheilungen über den Missionsliebeseifer in der Heimath eben so erbaut wurden, wie wir uns in den Missionsstunden an den Früchten des Evangelii aus der Heidenwelt erbauen.

Kaum war Bruder Meyfarth einige Wochen am Ort und hatte sich noch nicht einmal häuslich recht eingerichtet, als er eines guten Tages eine Anzahl Kinder vor seinem Hause sich versammeln sah. Er glaubte, sie seien neugierig, die angekommenen Sachen zu sehen, und zeigte ihnen davon. Sie sahen alles mit Staunen an, kamen aber dann mit ihrem Hauptzweck bald zum Vorschein. Sie hatten geglaubt, wenn sie alle Tage wieder kämen, würde der neue Lehrer wohl anfangen, mit ihnen Schule zu halten. Als er ihnen antwortete, erst müsse doch das versprochene Haus zur Kirche fertig sein, waren die Alten sofort erbötig, einen Raum herzustellen. Pfähle wurden eingerammt und die Kinder brachten Matten herbei zum Schutz gegen die Sonne, dann flochten sie eine Wand von Schilf. Hierauf setzten sie sich in zwei Reihen nieder und die Schule begann. So mag wohl selten eine Schule entstanden sein. Die Zahl der Kinder wuchs in kurzer Zeit bis mehr als hundert. Leicht lernten sie die Melodien, schwerer den Text der Lieder, weil das Holländische ihnen eine unbekannte Sprache war. Dann gings ans Buchstabiren, ans Zahlenlernen, biblische Geschichte, die der Dolmetscher dolmetschte, ans Schreiben und die holländische Grammatik. Es erschwerte die ersten Anfänge nicht wenig, daß es an allem Schulgeräth fehlte; kein Buchstabirbuch, kein Katechismus, nur einige Tabellen mit dem Alphabet, dessen Buchstaben auf Brettchen geklebt wurden. Indeß Lust und Liebe zum Dinge macht Müh und Arbeit geringe, und es gab unter der Pnielschen Schuljugend bald ein solch reges Lernen, daß auch die Erwachsenen, die hinter ihren Kindern nicht zurückbleiben wollten, Unterricht begehrten.

Es war keine leichte Arbeit, die die Brüder übernahmen. Alle Tage von 8—¾9 Morgengottesdienst, 10—12 Vormittagsschule, 2—4 Nachmittagsschule, 4—5 Taufunterricht und Abendmahlsvorbereitung, 7—8 Abendgottesdienst und das alles in africanischer Hitze. Am freien Mittwochsnachmittag ritt Bruder Meyfarth zu einem 1½ Meile entfernten Kraale, um 80 Erwachsenen eine Predigt zu halten. Sonntags zweimal Gottesdienst. Und während Meyfarth also im Geistlichen arbeitete, mußte Zerwick Holz fällen und zimmern, denn das im vorigen Jahr erbaute Häuschen war jetzt schon so von den Würmern zerfressen, daß der nächste Windsturm es umzuwerfen drohte.

Reichlich sahen indeß die Brüder alle ihre Mühe belohnt, als sie am 26. Juli einen Mann und zwei Frauen taufen und eine als Kind getaufte Frau confirmiren konnten, die Erstlinge von Pniel.

Die Hauptsorge der Brüder war, ob es sich auch lohnen würde, in Pniel feste Wohnungen zu bauen, da die angeborene Wanderlust der Koranna jeden Moment es befürchte nließ, daß sie mit Sack und Pack aufbrechen und andere Wohnsitze suchen würden. Die Springböcke wollten sich von den Blum'schen trennen; in immer kleinere Abtheilungen zersplitterte sich das Volk. Im October wurde von ihnen eine Commission ausgesandt, um die Wohnplätze am mittleren Oranjefluß zu prüfen. Meyfarth entschloß sich, die gefährliche Reise mit ihnen zu machen, damit er ein Urtheil darüber hätte, ob man vorkommenden Falls den Wegziehenden folgen könne. Die große Volksversammlung entschied fürs Fortziehen, der Machtspruch des Jan Blum fürs Bleiben. Nun aber begann auch die Station sich zu bevölkern. Immer mehr Koranna machten sich in der Nähe der Brüder seßhaft, und es gab eine schöne frische Zeit. Nachdem im October noch sechs Erwachsene und zehn Kinder getauft waren, betrug die Zahl des kleinen Gemeindleins am Schluß des Jahres mit Einschluß der bereits früher Getauften, bereits 26 Seelen. Andere 19 traten in den Taufunterricht, unter ihnen Piet Blum, der Bruder des Capitäns. —

Wie es damals nach so kurzer Thätigkeit der Brüder in Pniel ausgesehen habe, darüber hören wir den Bericht, den der französische Missionar Lemue in dem Pariser Missionsblatt über einen kurzen Aufenthalt auf der Station veröffentlicht hat:

„Nachdem wir zwei Tage dem Vaalfluß entlang gereist waren, bot sich uns ein eben so neuer als erfreulicher Anblick dar, nämlich ein Bethaus von geringem Aeußern, und um dasselbe zerstreut mehrere Haufen von Korannahütten. Wir hatten vor uns das Dorf des ehemals wegen seiner Raubzüge hochberühmten Jan Bloem. Noch vor kaum zehn Jahren hätten wir diesem Orte nicht ohne ernste Besorgniß uns nähern können; aber jetzt wußten wir, daß die Gnade Gottes den Wolf in ein Lamm, und die Höhlen des Verbrechens in friedliche Wohnungen umgewandelt hatte. Unsere Erwartung wurde keineswegs getäuscht. Wir fanden bei unserer Ankunft den frommen und thätigen Missionar Zerwick von der Berliner Gesellschaft eben beschäftigt mit dem Bau eines großen Pfahlhauses. Der Häuptling, eine sehr stattliche Figur, unterließ nicht, uns willkommen zu heißen. Wir wünschten einen Sonntag an dem Orte dieser Araber Africa's zuzubringen, um mit eigenen Augen die Umwandlung zu sehen, von der man uns gesagt hatte. Am folgenden Tage ging unser Wunsch in Erfüllung; wir konnten zum Gebet und Preise Gottes uns miteinander vereinigen, und ich hatte das Glück, einer so eben entstandenen Gemeinde, die sonst in der Irre gegangen war, das Evangelium zu verkünden. Wer die räuberischen Sitten, welche

unlängst noch diesem Volke eigen waren, gekannt hat, der müßte von auffallenden Vorurtheilen erfüllt sein, wenn er die Wunder verkennen sollte, welche Gott hier augenscheinlich durch die Predigt seines Wortes gewirkt hat. Alle Zweige, aus welchen dieser alte Hottentotten-Stamm besteht, werden in diesem Augenblick von dem Hauch des göttlichen Geistes angeweht. Die Bekehrungen unter ihnen sind zahlreich, die Veränderungen in die Augen fallend, und die Frömmigkeit offenbart sich unter ihnen in aufrichtiger und unverkennbarer Weise."

So hatte das in Bethanien vor zwölf Jahren gepflanzte Reislein, nachdem es durch Gottes Gnade kräftig emporgeschossen war, seinen ersten Nebenzweig 25 Meilen weiter am Baalfluß getrieben, und auch dieser Zweig begann zu grünen und Früchte zu tragen. —

25. Pilgerhütten.

Inzwischen hatte Bethanien noch einen zweiten Absenker unter dem Korannavolk gezeugt.

Bereits in Capitel 12 haben wir gesehen, daß eine Anzahl Koranna von Bethanien, unzufrieden mit der auf dem Platz gehandhabten ernsten Zucht auswanderte, um am Modderfluß ihre Hütten aufzuschlagen, und daß mehrere getaufte Frauen und angeregte Männer nur mit tiefem Schmerz ihnen folgten, unglücklich, daß sie von Gottes Wort scheiden mußten. Aber der Herr unser Gott ist ein wunderbarer Gott. Während die zuchtlosen Heiden vom Schulplatz fortzogen, um nicht durch das Wort der Missionare gezwungen zu werden, zwang er sie auf ihrem neuen Platz durch die Zeugnisse der mitgezogenen Christen. Die getauften und ernst gläubigen Frauen unterwiesen ihre Kinder in Gottes Wort, und durch deren Zeugnisse wurden auch die Väter aus dem Schlaf wach gerufen. Eine Erweckung entstand unter dem Völklein, zehn Seelen begannen mit allem Ernst den Namen des Herrn anzurufen, ein Blinder, Namens Christian, hielt die Gebetsstunden, und bald erhob sich inmitten der 25 Korannahütten ein Bethäuslein von Rohr, in welchem regelmäßige Gottesdienste gehalten wurden. Wie Bruder Wuras, so oft er nach dem Baalfluß reiste, bei ihnen vorsprach und allzeit willige Hörer für seine Predigt fand, haben wir bereits oben Capitel 21 und 22 gesehen. Besonders erfreute er sich eines kleinen siebenjährigen Schulmeisters, der Jung und Alt Liederverse lehrte. Er hatte dieselben von seinem älteren Bruder, der in Bethanien die Schule besuchte und einige Wochen zum Besuch am Modderfluß gewesen war, gelernt, und wucherte nun mit seinem Pfunde. Der heilige Geist wählt

eben seine Werkzeuge immer auf seine Weise, und zu dieser Weise gehört auch die, daß er bisweilen die Herzen der Väter zu den Kindern bekehrt.

Am liebsten hätten die Koranna am Modderfluß nun denselben Bruder Wuras, dessen Ermahnungen sie vor wenigen Jahren sich durch ihr Fortgehen entzogen hatten, als Prediger bei sich behalten, und auch Wuras wäre gern bei ihnen geblieben, um das junge Bäumlein zu begießen. Weil er aber dies wenigstens für jetzt nicht konnte, beschloß er auf andere Weise für die Hungernden zu sorgen.

Am 14. Juni 1844 versammelte sich die Gemeinde in Bethanien zu einer besonderen Feier. Johannes und Maria wurden ihr als Diaconen vorgestellt, als Mithelfer für die Seelsorge in der Gemeinde, Johannes für die Männer, Maria für die Frauen. Mit ihnen zugleich empfing Jacobus Müller den Segen der Brüder, um als Helfer und Gemeindevorsteher für das Gemeindlein am Modderfluß abgeordnet zu werden. Alle drei bekannten unter vielen Thränen ihre Unwürdigkeit zu dem heiligen Amte, Jacobus hielt am Schluß der Feier ein so ergreifendes Gebet, daß alle Versammelten tief erschüttert waren. Dann zog er hin zu seiner neuen Gemeinde, die ihn mit Freuden aufnahm, und hat unter derselben sein Amt mit aller Treue und großem Segen verwaltet.

Als nun in Bethanien das Drängen der Griqua so mächtig geworden war, daß das Verlangen zum Fortziehen fast alle Gemeindeglieder mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßt hatte, mochte Wuras ihnen nicht länger widerstehen; er ließ sie gesegnet von dannen ziehen, indem er versprach, ihnen selbst zu folgen, sobald sie feste Wohnplätze gefunden haben würden. Ein Buschmann, David Danzer (von einem Korannavater und einer Buschmannsmutter abstammend), der am Vaalfluß eine ziemliche Strecke oberhalb Pniel wohnte, nahm die Bethanischen auf, und zeigte sich bereit, auch dem Lehrer einen Platz zu geben. Als aber Wuras zu ihm kam, war er anderen Sinnes geworden, er konnte mit den Koranna nicht Friede halten, und wußte unter allerlei Vorwänden auch Wuras Niederlassung zu verhindern.

In Bethanien hatten sich inzwischen die Verhältnisse völlig verändert.

Wir hatten oben Capitel 19 gesehen, wie durch die Griquaschlacht bei Taumfontein (April 1845) mit der Niederlage der Bauern die Gefahr einer völligen Auflösung der Station durch die letzteren gnädig abgewandt worden war. In Folge dieses Sieges schloß der Gouverneur Maitland mit den Griqua, seinen Verbündeten, einen Traktat ab, demzufolge die Griqua als Herren des Landes anerkannt und ermächtigt wurden, von den Bauern

wie bisher für die an sie verliehenen Ländereien und Quellen Pachtzins zu erheben; die Bauern selbst aber sollten als englische Unterthanen betrachtet werden, und zur Wahrung der englischen Oberhoheitsrechte ein englischer Resident, der zunächst 1845 in Philippolis, dann (seit 1846) in Blumfontein seinen Wohnort nahm, im Lande wohnen. In Betreff Bethaniens wurde festgesetzt: „Bethanien, das durch die Berliner Missionsgesellschaft und den Capitän Goliath occupirt wird, soll unantastbar sein."

Der Zusatz „und den Capitän Goliath," drückte das wirkliche Besitzrecht nicht genau aus. Er war richtig, wenn damit bezeichnet werden sollte, daß Goliath außer dem der Berliner Mission allein gehörenden Landstrich von einer Stunde Pferderitts nach allen Seiten von Bethanien aus, einen um denselben her sich streckenden Gürtel von noch einer zweiten Stunde zu Pferde, oder wie er beanspruchte, noch dreier Stunden zu Pferde als sein Eigenthum behauptete, besetzte und benutzte, von welchem Gürtel die Griqua die zweite Stunde zu Pferde ihm ausdrücklich zugestanden hatten. Falsch war der Zusatz, wenn dadurch dem Goliath das Recht des Mitbesitzes auf das unmittelbar um Bethanien gelegene Land zuerkannt wurde. Bruder Wuras versäumte daher nicht, diese Incorrektheit geltend zu machen, und die englischen Behörden brachten sofort in den nächsten Jahren dieselbe durch genauere Deklarationen zu Gunsten der Berliner Gesellschaft wieder in Ordnung. Goliaths Rechte wurden nicht in gleicher Weise wahrgenommen. Derselbe führte bei dem britischen Residenten Major Warden Beschwerde, daß mehrere Plätze um das Stationsland von Bethanien her, die er occupirt habe, an Bauern vergeben worden seien; auf dem also beschränkten Raume könne er nicht mit seinen Leuten wohnen. Warden antwortete: „Ich muß auch für meine Leute sorgen. Wo sollen deren Kinder bleiben? Ihr gehört gar nicht hieher, ihr gehört an den Vaalfluß. Da ist eure Wohnung!" Goliath hierüber entrüstet, beschloß mit seinen Leuten Bethanien zu verlassen und an den Vaalfluß zu ziehen, woselbst ihm Major Warden zugleich mit Danzer und der Berliner Missionsgesellschaft die Station Platberg überwies mit der ausdrücklichen Bemerkung „als Entschädigung für das Feld um Bethanien!" Goliath hat also hiermit nicht nur sein wirkliches Recht auf die zweite Stunde Land um Bethanien, sondern noch vielmehr sein angebliches Recht auf Bethanien direkt aufgegeben, obgleich er, durch habgierige Bauern unterstützt, immer neue Versuche machte, späterhin, als er durch Danzer von Platberg vertrieben war, Ansprüche nicht blos auf die um das Land von Bethanien herumliegenden Bauernplätze, sondern besonders auf das nur der Mission gehörende Land von Bethanien selbst zu erheben.

Die Bauern benutzten aber damals insgemein die Unbekanntschaft des neuen britischen Residenten Major Warden mit den Landverhältnissen, um sich durch schlaue Ränke in den Besitz von Bauerhöfen zu setzen, die ihnen nicht gehörten. So erhielt Bruder Wuras von Warden 1845 einen Brief des Inhalts, daß mehrere respektable Bauern (unter ihnen Abraham Gryssel) mit der Klage sich an ihn gewandt hätten, die Station Bethanien besäße mehr Land, als ihr zukomme, und beeinträchtige dadurch die umwohnenden Bauern in der Benutzung des von den Griqua gepachteten Feldes, er werde also selbst nächstens mit Adam Kok kommen, um neue Grenzen zu ziehen. Und als er nun wirklich kam, wurden diese Grenzlinien, trotzdem daß der Besitz einer Stunde Landes um Bethanien uns unbestreitbar gehörte, nach zwei Seiten bis auf etwas mehr als eine halbe Stunde zurückgedrängt, und wir verloren dadurch die Plätze Rodepoort (wo Abraham Gryssel wohnte) und Kraifontein, das früher Frederic Oppermann von uns gepachtet hatte. Doch gingen die neuen Grenzen bis dicht an diese Plätze heran. Unser Verlust betrug 4000 Morgen. Alles Protestiren von Seiten Wuras half uns nichts mehr, als daß in die schriftliche Grenzbestimmung die Bemerkung aufgenommen wurde: „Diese Grenzen sind nur um des Friedens willen gemacht, und sollen dem Gouverneur vorgelegt werden, daß derselbe sie sanktionire oder verwerfe."

Wenn mit dieser Bestimmung das Fortbestehen der Koranna-mission in Bethanien auf das Aeußerste gefährdet war, so war die Verfügung, die Major Warden am 23. Februar 1846 über den Korannabesitz um Bethanien her in Gemeinschaft mit Adam Kok traf, geradezu verderblich. Die Koranna beanspruchten, wie wir oben bemerkten, vier Stunden zu Pferde Land um Bethanien her, welches sie auch zum großen Theil schon bebaut hatten, die Griqua hatten ihnen die zweite Stunde zugestanden; nun aber wurde selbst dieser Gürtel nicht mehr respektirt und große Stücke aus demselben, (eben so wie aus dem Bethanischen Lande) herausgeschnitten und den Bauern zuerkannt, so daß das übrig bleibende Land selbst nach dem Urtheil der Missionare nicht mehr ausreichte, um die Koranna bei ihrer gewohnten nomadisirenden Lebensweise zu ernähren. Dieselben traten daher in ihrer großen Mehrzahl auf die Seite Goliaths, und beschlossen das Land ganz aufzugeben, und im Norden neue Wohnplätze zu suchen. Die Missionare, welche dieses alles voraussahen, hatten bereits in einer Versammlung am 26. Januar 1846 darüber Beschluß gefaßt, daß man auf keine Weise die Koranna, welche um des Evangelii willen auf Bethanien so viel gelitten und zur Umwandlung in eine christliche Station so große Hoffnung dargeboten hatten, verlassen dürfe, daß also Wuras den Fortziehenden folgen solle.

Als daher Goliath im August 1846 mit der großen Mehrzahl des Volkes wirklich aufbrach, so folgte Wuras den Fortziehenden nach dem Vaalfluß.

Hier hatten, als er am 23. October 1846 mit seiner von Bethanien herbeigeholten Familie ankam, die Koranna ihm bereits ein kleines Pfahlhäuschen zur Wohnung erbaut. Er fand 17 Erwachsene, die durch den Dienst des Jacobus und des blinden Christian erweckt waren, und konnte von diesem Platz aus auch viele Koranna (von den Stämmen der Esel, der Katzen, der Skorpione, der Taaiboſch'schen und Groß-Koranna), Betschuanen und Buschleute, die in der Nähe wohnten, mit dem Worte Gottes bedienen. Dreißig Schüler zählte seine Schule, und ein etwa zwei Meilen entfernter Betschuanenstamm 80 Häuser. „So hat mein Weggehen von Bethanien," schreibt er, „nur dazu gedient, das Evangelium weiter auszubreiten, und auch denen zu predigen, die noch nichts davon gehört hatten."

Da Bruder Wuras sich in seinem Herzen und Gewissen an den Hauptstamm der 1846 von Bethanien verzogenen Koranna gebunden fühlte, und entschlossen war, zu diesen zu ziehen, sobald sie einen bleibenden Aufenthalt gefunden hätten, und da auch der jetzt von den Jacobus'schen bewohnte Platz so wasserarm war, daß das Bleiben daselbst ohnehin keine lange Dauer verhieß, so sah er sein Wohnen auf dem Platze selbst von vorn herein nur als ein vorübergehendes an, und gab ihm deshalb den Namen: Pilgerhütten. Es geschah, wie er vorausgesetzt hatte, die Jacobus'schen sahen sich bald genöthigt, ihre Hütten abzubrechen, um sie eine kleine Stunde weiter, näher dem Flusse zu, wieder aufzubauen. Da auf dem neuen Platz auch die Goliath'schen Koranna, die sich von Danzer getrennt hatten, sich anbauten, so hatte Bruder Wuras nun seine alten Freunde alle beisammen, und gab der neuen Station den Namen: Hebron. Dort blieb er bis gegen das Ende des Jahres 1847.

26. Bethanien nach der Griquaschlacht.

In Bethanien wurde 1846 bei Wuras Abzug Bruder Winter zur Wahrung der Rechte der Gesellschaft zurückgelassen. Bei ihm blieben nur 78 Seelen aus der ganzen Bevölkerung, unter denen 27 Buschleute, aber auch einzelne recht treue liebe Bekehrte waren. Es schien, als ob es zu Ende ginge mit der Station; die von den Koranna verlassenen Plätze der Umgegend wurden sofort von Bauern, Griqua und Betschuanen besetzt.

Kaum war Wuras nach dem Vaalfluß abgereist, so begannen

die Machinationen der Bauern zur Beraubung unseres Landbesitzes von Neuem. Der britische Resident berief, um aus den Klagen heraus, mit denen ihn die Bauern bestürmten, einen Ausweg zu finden, eine Versammlung der Bauern nach Kalverfontein, wo er in Gemeinschaft mit Adam Kok den Grundsatz feststellte, es solle von allen Requesten, die seitens der Bauern vorgezeigt würden, der älteste gelten. Diese Requeste waren Bescheinigungen der Griqua von Philippolis, daß dieses oder jenes Grundstück diesem oder jenem Bauern zur Benutzung überwiesen sei. Die Requeste waren so unordentlich ausgestellt, daß kaum ein Grundstück in der Umgegend Bethaniens vorhanden war, über welches nicht zwei oder drei Bauern ein jeder einen besonderen Request aufzuweisen hatten, den er sich auf irgend eine Weise entweder von Adam Kok, oder dessen mächtigen Sekretaris Hendrik Hendrikse zu verschaffen gewußt hatte. Um nun aus diesen verwirrten Rechtsansprüchen einen Ausweg zu finden, wurde obige Bestimmung getroffen, es sollte derjenige Request, der das älteste Datum zeigte, als Rechtsgrundlage gelten. Wie leicht aber war ein Datum gefälscht! —

Unser Bethanien sollte sofort die verderbliche Wirkung der neuen Bestimmung erfahren. Denn kaum war sie proclamirt, als ein Bauer J. C. einen Request auf dem Bauernplatz Kareefontein (denselben, von dem die Koranna (Capitel 15) den Erasmus vertrieben hatten) vorzeigte, welcher vom Jahre 1834 datirte, während der Request unserer Gesellschaft für Bethanien erst im Jahre 1835 ausgestellt war. Der Request, der sichtlich gefälscht war, wurde ohne alle Untersuchung für echt anerkannt, und Kareefontein gedachtem Bauer zuerkannt, wodurch die Grenzen Bethaniens bis auf $\frac{1}{3}$ Stunde vom Ort nach der Seite des Rietflusses verengert wurden, und Bethanien abermals 4—5000 Morgen verlor.

Vergeblich protestirten die Brüder Winter und Joh. Schmidt; sie wurden abgewiesen, und Wuras, der in solchen Sachen mit Umsicht und Energie die Ränke der Bauern zu durchschauen und zu vereiteln verstand, war ja abwesend am Vaalfluß. Bethanien verlor dadurch die unentbehrlichsten Waideflächen jenseits des Retflusses.

Nachdem dieser Gewaltstreich so günstig für die Bauern gelungen war, wurde im Jahr 1847 sofort eine Versammlung zu ähnlichem Zweck in der Nähe von Bethanien abgehalten. Diesmal brachten zwei Bauern falsche Requeste über unsere Plätze Portjesfontein und Slangfontein. Aber diesmal hatte Bruder Winter den Bruder Wuras benachrichtigt, und derselbe war, Tag und Nacht reitend, was das Pferd aushalten wollte, herbei geeilt. Kurz vor Eröffnung der Gerichtsverhandlung langte er in Klipp-

fontein an, zum nicht geringen Schrecken der betreffenden Bauern. Er begab sich zum Major Warden, der auch über seine Gegenwart staunte, und zu dessen Secretaris Rex (der als natürlicher Sohn des Königs Georg galt).

Der Request wurde vorgebracht. Er trug richtig die Jahreszahl 1834. Aber nun hielt Wuras das Papier gegen die Sonne und — welcher Schreck für den Bauer! — im Papier war deutlich das Wasserzeichen seiner Anfertigung, die Jahreszahl 1840 zu lesen. Der Bauer stand verdutzt da; dann rief er seinem Hottentotten zu: „breng de peerde!“ und ritt im Galopp davon, der andere Bauer folgte ihm schleunigst mit seinem ebenfalls gefälschten Request! Der Gerichtstag wurde aufgehoben, sämmtliche Bauern eilten nach Hause.

Nun brachte Wuras die Angelegenheit des im vorigen Jahre abgeschnittenen Kareefontein wieder zur Sprache. Aber Major Warden erklärte, in der Sache sei bereits rechtsgültig durch ihn und Adam Kok entschieden, der Bauer besitze bereits sein Certificat, es lasse sich nichts mehr ändern; es schien, als ob dieses für die Station unentbehrliche Waidefeld für immer verloren sei, um so mehr, als der betreffende Bauer es sofort an den schon oben genannten Nachbar Abraham Gryssel verkaufte. Bald darauf verkauften die Brüder in einiger Uebereilung unseren Platz Portjesfontein an unsern frühern Missionar Ortlepp, um auf diese Weise den Besitz dieses schönen Grundstückes für die Mission gegen fernere Machinationen der Bauern zu sichern. Das Land von Bethanien füllte sich aber, nachdem Bruder Winter dem Adam Kok angezeigt hatte, er eröffne jetzt die Station für alle Schwarzen, die daselbst wohnen und gottesdienstlich bedient sein wollten, alsbald wieder mit Zuziehenden aus den Griqua und Betschuanen, so daß gegen Ende 1847 bereits wieder 235 Seelen dort wohnten, 85 Koranna, 86 Betschuanen, 24 Hottentotten und 35 Buschleute.

Unter diesen Umständen beschloß auch Bruder Wuras seine Arbeit in Bethanien selbst, das doch einmal unsere Mutter- und Hauptstation war, wieder aufzunehmen und kehrte im December 1847 dorthin zurück, zum nicht geringen Verdruß der umwohnenden Bauern, die mit Wuras Weggange bereits das ganze Land sicher in der Tasche zu haben vermeinten.

Und wie fand Bruder Wuras die Station? Durch alles Elend, durch alle inneren und äußeren Anfeindungen hindurch war das Häuflein der Gläubigen gewachsen und erstarkt. Die Gottesdienste waren zahlreich besucht, die betriebsamen Betschuanen hatten bereits große Gärten unterhalb der Quelle angelegt und bearbeitet und eine kleine Straße von Häusern angelegt, Richard Miles, unser alter Diacon, war ebenfalls wieder herbeigekommen, und

arbeitete als Schulmeister unter den Betschuanen eifrig und treu gegen ein Gehalt von 10 Pfunden. Das Beispiel der Betschuanen hatte auch die trägen Koranna zur Arbeitsamkeit angespornt, so daß sie begannen, ihre Gärten zu bestellen, an deren Gedeihen sie eine sichtliche Freude bekundeten.

Bruder Winter berichtete von schweren Nothzeiten, die die Station, auch abgesehen von den Plagen der Bauern, welche die Stationsfelder abweideten, durchgemacht hatte. Zahllose Schaaren von Wild hatten die Weideflächen bedeckt und kahl gefressen, während die Koranna, weil ihnen wegen des Bauernkriegs kein Pulver verkauft wurde, nicht im Stande waren, sie zu verscheuchen. Dann war eine Dürre gefolgt, durch welche mancher Koranna seine letzte Milchkuh verlor, bis endlich der Herr sich erbitten ließ, und im November und December fruchtbaren Regen sandte.

Unter allen diesen Heimsuchungen hatten die Schwarzen sich nur um so enger um Bruder Winter (der im Jahre 1847 die Ordination empfing) geschaart; derselbe hatte Jung und Alt mit Schulunterweisung und Gottesdienst reichlich versehen. Ihm hatten der Diacon Johannes Hofmann unter den Erwachsenen und Samuel in seiner Erziehungsschule unter den Kleinen treulichst zur Seite gestanden. Johannes hatte unermüdlich gemahnt, getröstet, gestärkt und die Heiden eintreiben geholfen zu der Heerde Christi, so daß Bruder Wuras bald nach seiner Rückkehr elf Erwachsene und elf Kinder taufen konnte.

Besonders lieblich hatte sich die Erziehungsschule gestaltet. Samuel, der Leiter derselben, dem die Brüder das Zeugniß gaben: „Er ist ein lieber, treuer, fleißiger Mensch und inniger Christ," hatte sich, seiner Korannanatur entgegen, keine Mühe verdrießen lassen, hatte mit seinen Kindern, die freilich für Sonntag und Alltag, Winter und Sommer kein ander Kleid, als ein Hemd besaßen, ein großes Stück Gartenland bearbeitet, hatte sie angeleitet, das Wasser in den Garten zu leiten, sich auch ihre Feldschuhe selbst zu nähen, hatte sein Häuschen von außen und innen weiß abgeputzt, und war eben im Begriff, mit Hülfe der Kinder, die die Ziegel formten, ein neues größeres Haus zu erbauen; die Kinder begannen, mit Ausnahme etlicher völlig Unbändiger, sich an Fleiß und Ordnung zu gewöhnen.

Dafür hatte ihnen Bruder Winter auch einen deutschen Weihnachtsabend bereitet. Der Zweig eines Pfirsichbaumes vertrat den Tannenbaum, jedes Mägdlein bekam von Winters Frau eine Nähtasche und einen Fingerhut und etliche Rosinen unter dem Baum. Die Kinder, welche so lange vor der Thür athemlos gelauscht hatten, traten, nachdem dieselbe endlich geöffnet war, ein mit dem Gesange: „Mache dich auf, werde Licht!" und jubelten bald über die brennenden Lichter und den Baum und die

ausgebreiteten Geschenke. Ein Weihnachtslied wurde gesungen, und Christus das Licht der Welt den Jungen und den Alten, die zahlreich zugegen waren, warm ans Herz gelegt.

An dreien Gemeindegliedern hatten die Brüder ihre besondere Freude und Herzstärkung gehabt, Samuel, Johannes Hofmann und Adam Oppermann.

Ersteren haben wir als treuen Kindervater bereits kennen gelernt. In ihm war die alte Korannanatur durch den heiligen Geist so völlig umgewandelt, daß er nicht blos betriebsam und fleißig, sondern auch demüthig und bescheiden war. Einmal schüttete er sein Herz aus gegen Bruder Wuras mit den Worten: „Wenn ich an meine Schwäche und mein Elend denke, dann fürchte ich. Aber durch das Wort Gottes bin ich erfrischt. Ich bin auf dieser Welt geboren, groß geworden und noch dazu habe ich Gottes Wort gehört. Ich fürchte, daß ich nicht werde ausharren bis ans Ende. Meine Schwäche ist so groß, daß ich denke, ich werde doch noch verloren gehen!" Bei einer Beichtbesprechung sprach er: „Ich weiß von nichts als von meiner Schwachheit zu sagen. Wenn mein Herr von den ersten Christen spricht, kann ich das nicht auf mich anwenden."

Johannes Hofmann, der bereits 1838 Getaufte, war eine tief innige Nathanaels-Seele, die sich wie Maria in den Herrn versenkte, allzeit bereit, seine Brüder als Diacon zu stärken und auf den Herrn zu verweisen. Er war an einem Augenleiden halb erblindet, in den letzten Jahren auch durch Verlust seiner Kühe und Schafe völlig verarmt. Dabei war er aber allzeit getrost in seinem Heilande. Einmal, als sein Gärtlein reichlicher getragen hatte, brach er in die Worte aus: „Wie wunderbar ist die Liebe, die mir der Herr an Leib und Seele beweist! Möge ich doch in der Laufbahn nicht einer von denen sein, die hinten, sondern die vorne sind, und mich unverrückt nach dem Herrn ausstrecken!" — Als er sich zum heiligen Abendmahl meldete, sprach er: „Ich bin sehr unwürdig. Jede Pflanze und jeder Wurm ist würdiger als ich!"

Ein andermal stellte er im seelensorgerischen Gespräch dem Bruder Wuras seinen Herzens-Zustand mit den Worten dar:

„Mein Zustand, worin ich stehe, ist so: Ich glaube, daß ich den Fußstapfen meines Heilandes nachwandle. Gleichwie Christus gelitten hat in dieser Welt, so will ich auch leiden. Nach dem Blute, das Christus für uns vergossen hat, verlange und frage ich. Ich bin so versichert von dem Leiden des Herrn, daß es mir ist, als ob ich selbst dabei gewesen wäre, als ob ich selbst gesehen hätte, wie Jesus ist geschlagen, verschmäht und gekreuzigt worden. Meine Seele verlangt sehr, den Herrn zu sehen. Oft denke ich, wie lange, Herr, dauert es doch noch, daß ich dich

Wuras.

sehen soll. In diesen Gedanken habe ich Ruhe." — Ein andermal sprach derselbe: „Ich erkenne, daß ich der Elendeste und Unwürdigste bin. Nur die Liebe Jesu treibt uns zum Abendmahl. Wenn wir des Morgens nach der Kirche zur Morgenandacht gehen, ist es mir immer, als ob der Herr seine Kinder zusammenruft, um ihnen Speise auszutheilen."

Der dritte von den dreien, Adam Oppermann, zeichnete sich neben seiner tief inneren Herzensfrömmigkeit durch sein Geschick, Fleiß und Betriebsamkeit aus. Da wir ihm in unserer späteren geschichtlichen Darstellung noch öfter wieder begegnen werden, so geben wir von seinen früheren Lebensschicksalen hier einie Nachricht:

„Sein Vater, Frederic Oppermann, war indischer Herkunft, seine Mutter eine Französin. Als Sklave kam er nach Africa und fand in Graaff Reynet einen wohlwollenden Herrn, der ihm gestattete, eine Familie zu gründen. Er, ein geschickter Schmied, sparte durch Sonntagsarbeit so viel, daß er hoffte, mit der Zeit sich und die Seinigen loskaufen und dann die Taufe empfangen zu können. Aber da verarmte sein Herr. Die Seinen wurden verkauft, und nur sein Söhnlein Petrus konnte er mit seinen Ersparnissen freikaufen, mit dem er bald darauf seinem neuen Herrn entlief. Er flüchtete über den Oranjestrom, und fand als geschickter Gewehrschmied bei den Griqua gute Aufnahme und wohnte eine Zeit lang am Rietfluß in der Nähe unseres Bethanien, bis die Bauern ebenfalls über den Strom kamen, um sich anzusiedeln. Der erste Bauer, welcher sich anbaute, hieß Badenhorst, und wohnte auf Boomplaats, welches seinen Namen von den ersten dort gepflanzten Pfirsichbäumen erhielt. Als derselbe Frederics Aufenthalt in der Nähe ausfündig machte, gelüstete es ihn nach dem Preise eines neuen (an 400 Thaler werthen) Wagens, den Frederics alter Herr auf seine Ergreifung gesetzt hatte. Mehrmals wurde Frederic wirklich gefangen, wußte sich aber jedesmal freizumachen, einmal dadurch, daß er Badenhorst und seinen Sohn jeden mit einer Hand im Halstuche faßte und würgte, so daß sie demüthig um Frieden baten. Dann ging Frederic zu Jan Blum nach Pniel, und unternahm mit ihm eine Reihe von Kriegs- und Jagdzügen; er kämpfte gegen Moselekazzi und gewann durch Raub und Jagd so viel, daß er sich gegen die Summe von 800 Thalern freikaufte, und nun ungehindert in der Nähe von Bethanien wohnte. Er erwarb von einem Koranna durch Kauf den eigentlich der Berliner Missionsgesellschaft gehörenden Platz Kraifontein, welchen er später seinem Sohne Petrus zu vermachen gedachte, als derselbe (s. o.) durch die Ränke der Bauern der Missionsgesellschaft und ihm verloren ging. Darauf erwarb er, etwa 16 Meilen nordwestlich von Bethanien,

ein sehr ausgedehntes Grundstück Dornfontein, und wurde durch seine Energie und Betriebsamkeit auf demselben ein reicher Mann.

Petrus, Frederics Sohn, den Bruder Wuras zum erstenmal in der Schule zu Philippolis als einen strebsamen Jüngling kennen gelernt hatte, 1839, kam 1840 nach Kraifontein, und blieb, als sein Vater nach Dornfontein ging, ganz in Bethanien; er fing in großer Armuth an, Bruder Wuras überwies ihm die Quelle Koelfontein, etwa eine Meile von der Station. Diese benutzte er mit solchem Fleiß, daß er bald einen eigenen Hausstand gründen konnte, und zu immer größerem Wohlstand sich emporschwang. Aber auch die Predigt des Worts ließ er nicht unbenutzt, also daß durch des Herrn Gnade er bald einen größeren Schatz besaß, als seinen irdischen Reichthum. Zu Pfingsten 1845, am Tage der Einweihung der neuen Kirche, wurde er nebst vier erwachsenen Koranna getauft; er erhielt in der Taufe den Namen Adam, und wurde wirklich ein rechter neuer Adam, ein Muster eines fleißigen, betriebsamen, gottesfürchtigen Hausvaters. Sonntags hatte er seine Freude daran, die Seinigen auf dem eigenen Ochsenwagen, oder auf seiner schönen Karre mit vier Pferden zur Kirche zu fahren. Und Alltags versammelte er Morgens und Abends seine Hausgenossen um Gottes Wort, das er so kräftig und eindringlich zu predigen verstand, daß auch die Nachbaren sich bald zu diesen Gottesdiensten hinzufanden und er also ein Segen werden konnte für weitere Kreise. Wie sein Herz zum Herrn stand, sprach er aus in dem Beichtbekenntniß: „Die Gnade und Barmherzigkeit des Herrn ist groß; wäre die nicht so groß, sondern handelte der Herr mit uns nach unseren Sünden, wo sollte ich bleiben, wo sollte ich mich verbergen? Aber die Barmherzigkeit des Herrn tröstet mich!"

Von einem merkwürdigen Erlebniß des Adam berichtet Bruder Winter aus dem Jahr 1847 folgendes:

„Zwei Koranna, Namens Piet, auf Bethanien wohnhaft, und Wilhelm Saub, der zum Besuche bei seinem Schwiegersohn hier war, waren einem Branntweinwagen, der über den Platz fuhr, nachgelaufen, und kamen betrunken zu Adam Oppermann, der bei einer zu Bethanien gehörenden Quelle wohnt. Dieser ermahnte beide, weil es schon spät sei, nach Hause zu reiten. Sie setzten sich zu Pferde, ritten einige hundert Schritte, stiegen ab und Piet rief Adam Oppermanns Viehwächter, der gerade mit dem Melken der Kühe beschäftigt war. Dieser antwortete aber: Ich kann nicht, ich habe meine Arbeit. Auf Piet's abermaliges Rufen, sagte er: „Adam hat ja gesagt, ihr sollt nach Hause gehen," worauf Piet seine Jacke auszog, seine Hemdärmel aufstreifte, Steine aufhob und den Wächter werfen wollte. Letzterer eilte zum Hause und ersterer folgte ihm, sagend: „Wo ist der Kaffer?"

Da er ihn nicht fand, drang er gewaltsam ins Haus und in die Küche, so daß die Frauen in Angst geriethen und Adam, der jetzt bei den Schafen war, riefen. Während dieser Zeit hatte auch Saub sich dem Hause genaht und die Flasche Branntwein, die sie noch hatten, ausgetrunken und an Adams Haus niedergesetzt. Durch Adams Zureden wurden sie bewogen, sich wieder aufs Pferd zu setzen und nach Hause zu reiten. Auf halbem Wege kehrten aber beide wieder um und Piet sagte: „Wo ist meine Branntweinflasche?" Adam antwortete: „Was geht mich deine Branntweinflasche an? Ich bin nicht der Hüter deines Branntweins." Als er die Flasche endlich fand und sah, daß sie leer war, sagte er: „Ich will die Flasche voll Branntwein haben oder ich mache sie voll Blut." Adam ließ einen Riemen holen, um ihn zu binden. Piet hatte aber sein Zuschlage-Messer aus der Tasche geholt, öffnete es und stach erst nach dem Viehwächter und dann nach Adam, Letzterer nahm einen Stock, um ihm das Messer aus der Hand zu schlagen, traf aber seinen Hals. Endlich konnte Adam ihm so beikommen, daß er ihn niederwarf und ihn band. Inzwischen hatte er aber auch schon Jemand zu Pferde zu mir geschickt und mich von der Sache in Kenntniß gesetzt. Da es schon spät, ich nicht wohl war und es auch regnete, rief ich die Koranna und sagte ihnen, sie sollten zu Adam gehen, ihm helfen, Piet binden und ihn liegen lassen, bis ich morgen frühe käme. Die Koranna scheuten aber den Regen und gingen nicht. In der Nacht hatte Piet gebeten, ihn los zu lassen, und gesagt, er wolle auch nie wieder mit dem Messer stechen. Ich ließ am Morgen Piet binden, vor mich bringen, die Koranna zusammenrufen und Adam den Letzteren die Sache erzählen; worauf ihm eine angemessene Strafe zuerkannt und er nach Vollstreckung derselben mit Ermahnungen von mir nach Hause entlassen wurde.

Dieser Adam, der eine halbe Stunde zu Pferde von Bethanien wohnt, ruft jeden Abend alle Leute, die bei ihm wohnen, zusammen, und hält mit ihnen Erbauung, darauf frägt er die Kinder, was sie in der Schule gelernt haben, und läßt sie buchstabiren und lesen."

Solche Früchte, wie Samuel, Johannes und Adam wachsen nicht auf einem Dornenbaum; sie können den Missionar wohl trösten in manchen Stunden, wo ihm die Geduld ausgehen und tiefes Leid sein Herz niederdrücken will.

27. Die Entstehung der Sovereignity.

Die Colonisation des Korannalandes nahm unter englischem Schutze seit dem Jahr 1845 ihren guten Fortgang. Immer mehr bedeckte sich das Land mit Bauerplätzen, so daß die weiße Bevölkerung bereits stark genug sich fühlte, den Schwarzen die Spitze zu bieten. Letztere, namentlich die Koranna, verkauften um ein Spottgeld, manche für einen alten Wagen, manche für ein Faß Branntwein ihr Land und vernichteten dadurch nicht nur den Boden ihres selbständigen Bestehens, sondern gaben sich als Dienstleute in die Hände der weißen Bauern, von denen etliche sie nichts weniger als christlich behandelten. Die Bauern selbst bewiesen wenig Talent, sich zu einem geordneten Staat zu gestalten, keine Kirche wurde gebaut, keine Schule errichtet, Wege- und Brückenbau vernachlässigt, ein Jeder begnügte sich, in dem engen Kreise seines Bauernhofes seinen Interessen nachzugehen, um das Allgemeine kümmerten sich nur Wenige. Die vereinzelten wirklich frommen Leute konnten nur mit Mühe einer Zahl wirklich gottloser Leute die Stange halten. Dem britischen Residenten, Major Warden, aber scheint die Gabe, in diese träge Masse Leben und Bewegung zu bringen, nicht verliehen gewesen zu sein. Er war mit den Verhältnissen des Landes wenig bekannt, ließ sich von den Bauern viel vorschwatzen und suchte sich den zudringlichen Bitten der Bauern um Ueberweisung von Land so gut als möglich zu erledigen, dadurch daß er — nicht selten auf Kosten anderer Besitzer, namentlich der schutzlosen Schwarzen — ihnen Bauernplätze anwies. Zur Blüthe kam das Land dadurch eben nicht.

Aber als am Cap der ebenso energische und ehrenfeste, als ernst-christlich fromme Oberst Sir Harry Smith als Gouverneur eingesetzt wurde, da gingen ihm die Zustände jenseits des Oranjeflusses zu Herzen und es verdroß ihn, daß ein so reiches Land nicht bessere Früchte tragen sollte. Hinzu kam, daß die Ergiebigkeit des neuen Staates in den Engländern den Wunsch, ihn in ihren speciellen Besitz zu bringen, erweckte. Kurzum Sir Harry faßte seinen Plan und machte sich im Anfang des Jahres 1848 auf den Weg, um das Korannaland und Natal zu durchreisen und zu sehen, was sich etwa erreichen ließe.

Im Januar kam er durch Bethanien und forderte die Missionare für den 23. d. Monats nach Blumfontein, um ihnen zu eröffnen, daß er das ganze Korannaland zwischen Oranje- und Vaalfluß unter die Botmäßigkeit der Königin von England zu bringen gedächte; sie sollten aber wegen Bethanien unbesorgt sein, er werde sie im Besitz des Landes schützen. Zu der Ver-

sammlung hatten auch etliche Häuptlinge sich eingestellt. Die Griqua, die in unangenehmer Weise protestiren wollten, jagte er zweimal zur Thür hinaus. Zu Morocco, dem Barolong-Fürsten von Taba Nschu sprach er: „Ich liebe euch alle, Schwarze wie Weiße, folgt nur dem, was euch die Missionare sagen, so werden eure Kühe fett werden und ihr alle in den Himmel kommmen!"

Hierauf eröffnete er den Bauern seine Gedanken. Wenn alle Bauern oder wenigstens vier Fünftel von ihnen mit ihm gleich dächten, so habe er vor, die Oberhoheit der Königin von England über das ganze Land zu proclamiren. Denn in dieser Weise könne es unmöglich weiter gehen, daß die Bauern weder Kirchen noch Schulen bauten und darüber ärger würden, als die Heiden selbst; eben so wenig könne er dulden, daß die Farbigen auf solche Weise, wie bisher, von etlichen harten Baasen gemishandelt würden. Ordnung müsse in das Land kommen; dann werde auch Friede, Glück und Wohlstand folgen. Eine Regierung solle eingesetzt werden, zumeist aus den Personen der Bauern selbst, als die ihre Sachen am besten zu ordnen verständen, und an der Spitze sollten Engländer stehen, die darauf hielten, daß die Ordnung wirklich gehandhabt werde. Zur Aufbringung der Kosten solle jeder den Pachtzins, den er bisher für sein Grundeigenthum erlegt habe, in eine gemeinsame Kasse zahlen und aus diesen Erträgen, so wie aus einer Taxe von 50 Pfd., die er auf die Erlaubniß von Handelsreisen legen wolle, sollte alles beschafft werden, was zur Einrichtung von Kirchen, Schulen, Wegen, Brücken und zur Handhabung des Gerichts und der Regierung nöthig sei. Nun möchten sie sich erklären; wenn nicht mindestens vier Fünftel aller Bauern ihm zustimmten, so würde er seinen Plan aufgeben; denn derselbe bezwecke nur ihr eigenes Bestes.

Die imponirende Würde, Festigkeit und Ruhe des ehrenfesten Obersten ließ jeden Widerspruch verstummen; alle stimmten zu und erst im Geheimen machten manche freiheitslustige Bauern, die herausfühlten, welche Fesseln ihnen und ihrer Willkühr durch englische Gerichtszustände angelegt werden würden, ihrem gepreßten Herzen in Widersprechen und Schmähen Luft. —

Am 27. Januar hielt der Gouverneur in Winburg eine ähnliche Bauernversammlung, zu welcher sich auch Moschesch einfand. Als selbst dieser Heide geltend machte, den Bauern thäte es noth, Kirchen zu haben, damit Gottes Wort gepredigt werde, da rief Sir Harry erstaunt aus: „Alles, was dieser Häuptling Moschesch mit mir gesprochen hat, hat mir sehr gefallen. Er sagt, ihr gebraucht Kirchen! Ist es nicht eine Schande, daß euch das ein schwarzer Mann sagen mußte? Vergeßt es nicht: Der erste von euch, der einen Schwarzen schlecht behandelt, hat es mit mir zu thun. Moschesch's Benehmen ist ganz vortrefflich; kein christlicher

König hätte sich besser benehmen können." Sofort legte er 20 Pfd. zum Bau einer Kirche auf und nicht nur das, er legte selbst den Grundstein mit den Worten: „Im Namen des allmächtigen Gottes lege ich hier diesen Stein zum Grundstein einer neuzuerbauenden Kirche." So wurde der Grund zur ersten Christen-Kirche in dem neuzugründenden Staate gelegt; Moschesch opferte dazu drei Pfd., sein Bruder ein Pfd.

Die Bauern wären dem Gouverneur, dessen Offenheit und Biederkeit allgemein die Herzen für ihn gewann, sämmtlich zugefallen, wenn nicht der Landdrost von Winburg, Willem Jacobs, einer von der Parthei der „Patrioten", entschiedenen Einspruch erhoben hätte. Derselbe erkärte offen und entschieden, er werde nimmermehr sich unter eine englische Regierung stellen. Würde dieselbe eingesetzt, so werde er mit seinem ganzen, sehr bedeutenden Anhange in das Innere von Transvaal ziehen und dort wohnen, wo seine Freiheit nicht beschränkt sei. So blieben die Stimmen getheilt. Als der Gouverneur aber seine Reise fortsetzte, folgten ihm eine ganze Anzahl Bauern, um ihm zu eröffnen, er möge sich doch nicht irre machen lassen, viele hätten nur aus Furcht vor Willem Jacobs nicht eingestimmt, die große Masse sei für den neuen Staat.

Alles hing von dem Erfolg ab, den eine Zusammenkunft des Gouverneurs mit Andries Pretorius, der mächtigsten Persönlichkeit unter den Bauernpatrioten, für Natal haben werde. Dieselbe war zum 1. Februar an der Fuhrt der großen Tugela verabredet, wo beide Theile sich treffen wollten. Denn auch in Natal trugen die eingewanderten Bauern schwer am englischen Joch, und waren zum großen Theil schon im Begriff nach Transvaal auszuwandern. Mit gespannter Erwartung sahen sie dem Resultate dieses Tages entgegen. Es gelang auch hier Sir Harry, die Herzen zu gewinnen und zu beruhigen. Alles schien in Frieden und Einigkeit abgemacht zu sein, und so erließ der Gouverneur unter dem 3. Februar 1848 eine Proklamation, worin er verkündigte, der Oranjestaat solle künftighin unter der Herrschaft der Engländer stehen, als Gebiet Ihrer Majestät der Königin von England. Die in dem neuen Gebiet wohnenden Weißen sollten unter dem Gesetze der Cap-Colonie stehen. Die Häuptlinge sollten ihre Unterthanen nach ererbtem Recht und Sitten regieren, und nur der oberen Entscheidung der englischen Behörden unterworfen sein, für ihr an die englischen Unterthanen abgetretenes Land sollten sie eine angemessene Entschädigung erhalten, alle Missionsstationen sollten unter dem besonderen Schutz Ihrer Majestät, der Königin von England, stehen; aus dem Erlös des Erbzinses für das Land, und der Licenzen der Händler sollten die Kosten der Regierung bestritten werden. Die Griqua behielten von dem großen

Lande, das sie ihr eigen genannt hatten, ein ihrer Seelenzahl entsprechendes großes Stück unter dem Namen Griqualand. Dem Adam Kok wurde als Entschädigung für die ausfallenden Pachtzinse eine Jahresrente ausgesetzt. Am 10. Februar erließ Sir Harry eine ähnliche Proklamation für Natal.

Nachdem alles wohl geordnet schien, kehrte der Gouverneur nach der Capstadt zurück. Aber kaum hatte er das Land verlassen, als die patriotische Bauernpartei, Andries Pretorius und Willem Jacobs an der Spitze, alles aufboten, um die neue Ordnung wieder umzustoßen. In den Märztagen 1848 wehte eben eine ganz absonderliche Luft über den ganzen Erdboden hin, und der Gedanke, daß den Schwarzen den Weißen gegenüber irgend ein Rechtszustand zugesichert werden könne, und daß der Bauer auf seinem eigenen Grund und Boden irgend welche Regierungsgewalt — noch dazu die der advokatischen Engländer — über sich anerkennen sollte, erfüllte ganze Massen von ihnen mit Abscheu und Entsetzen.

Der fromme Gouverneur versuchte noch einmal mit Güte, die Widerstrebenden zu gewinnen. In einer Proklamation vom 29. März 1848 hielt er den Bauern ernst und eindringlich den Zustand vor Augen, in dem er sie angetroffen habe, ohne Kirchen und Schulen, ohne Prediger und Lehrer, ohne Gesetz und Recht, wie sie auf geradem Wege zur Rückkehr ins Heidenthum sich befänden, wie er mit der neuen Ordnung nur ihr eigenes Beste im Auge habe, wie er aber zu dem Ende auch entschlossen sei, alle seine ihm zu Gebote stehende Gewalt in Anwendung zu bringen, um die Aufwiegler niederzuwerfen und die neue staatliche Ordnung in Kraft zu erhalten. Er bot in seiner Ansprache alle Mittel der Beredsamkeit auf, um die Wankenden zu gewinnen, theils durch die liebevollste Herzlichkeit, theils durch die ernsteste Entschiedenheit. Er erklärte, er werde die Sache durchsetzen und sollte sie ihm sein Leben kosten. „Ihr wißt, daß ich nie mein Wort gebrochen habe." Endlich schloß er mit dem Gebet, zu dem er alle Bauern mit ihm sich zu vereinigen aufforderte:

„Allmächtiger Herr und Gott, der du alle Dinge, gute und böse, ordnest nach deinem Rath, schaue nieder auf uns arme und sündige Geschöpfe. Lehre uns, wer unsere wahren Freunde sind, behüte und stärke uns unter allen Versuchungen, bewahre uns vor der Tücke der Gottlosen, und lehre uns, dir dienen von ganzem Herzen, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Erfülle unsere Herzen mit Liebe zum Nächsten; laß uns so leben, daß der Weg in diesem Leben uns leite zum ewigen Leben; laß uns vergeben unseren Feinden und lieben unsere Freunde; laß uns nach einem Leben in Frieden, den himmlischen Wohnungen entgegengehen, welche das Ziel unserer

Hoffnung auf Erden und der Ruheplatz für unsere unsterblichen Seelen sind. Wenn wir einst unser sterbliches Kleid ablegen und auf dem Sterbebette liegen werden, dann laß uns Frieden genießen mit dir, o Herr, Frieden mit der Welt, und Frieden in unserm eigenen Herzen! Dazu verhilf uns, allmächtiger Herr und Gott, durch Jesum Christum. — Amen."

Die Gemüther der „Patrioten" waren zu erhitzt, als daß sie durch diese treffliche Ansprache hätten besänftigt werden können. Andries Pretorius nebst Willem Jacobs brachten 1200 Bewaffnete zusammen, deren Zahl sich durch späteren Zuzug auf 1400 vermehrte. Der brittische Resident in Bloemfontein, der ihnen nur 70 Mann entgegenzusetzen hatte, mußte am 20. Juli gegen freien Abzug nach Colesberg capituliren. In der Capstadt langte die unerwünschte Nachricht von dem Aufstande bereits am 22. Juli an.

Oberst Smith entwickelte eine große Energie in Aufbietung aller der geringen ihm zu Gebote stehenden militärischen Kräfte. Andries Pretorius und Willem Jacobs wurden als Hochverräther proklamirt, und auf jenes Kopf die Summe von 1000 Pfunden, auf Jacobs 500 Pfund gesetzt. Die Truppen gingen trotz des eingetretenen Regenwetters in Eilmärschen, wußten, trotzdem daß die Fuhrten des Oranjeflusses von den Aufständischen bereits besetzt worden waren, den Uebergang zu erwirken, und marschirten von Philippolis aus, wo die Griqua und eine Anzahl von Koranna sich anschlossen, auf Bethanien und Blumfontein zur entscheidenden Schlacht.

In Bethanien war wiederum alles in hastiger Aufregung. Etliche Koranna waren dem Major Warden nach Blumfontein zu Hülfe gezogen, und als nun dieser mit den Truppen am 22. Juli die Station fliehend durchzog, da war kein Haltens mehr; auch der letzte Mann von der Einwohnerschaft Bethaniens ergriff mit seinem Vieh und seinen wenigen Habseligkeiten die Flucht. Unser Bruder Wuras, der gerade in dieser schweren Zeit (19. Juli 1848) sein liebes Weib durch den Tod verloren hatte, blieb bis zuletzt. Er konnte sich kaum entschließen, den ganz verödeten Platz zu verlassen. Bis zum Tode erschöpft durch die Nachtwachen und die Aufregung der letzten Tage, benutzte er die letzte Nacht dazu, um seine Habseligkeiten zu vergraben. Dann am 24. Juli folgte er seiner flüchtigen Gemeinde, die er in vollem Jammer und Elend, verhungert, halb erfroren von der Winterkälte, gegen welche sie weder Kleider noch Obdach hatten, wiederfand. Am 29. trafen sie in Philippolis ein, aber auch die Griqua dachten nur an Flucht. Die Bethanischen suchten Schutz in den Bergen, Bruder Wuras in Colesberg, wo er am 2. August eintraf.

Bald nach ihm langte der Gouverneur an, und beruhigte den Geängstigten mit der Versicherung, die Sache werde bald in Ordnung gebracht sein, und er, Wuras, dann sicher nach Bethanien zurückkehren. Auch Adam Kok und seine Räthe flüchteten ins Englische Lager.

Die Nachrichten, die aus Deutschland eintrafen, vermehrten die Unruhe und Angst der Missionare; schien doch hier ebenfalls alles aus Fugen und Angeln zu gehen und die Missionsgesellschaft selbst in ihrem Bestande erschüttert zu sein. Kein anderer Ausweg war geblieben, als der Blick nach Oben. Den hatte aber unser theurer Bruder fest und klar. Er schreibt in jenen Tagen aus Colesberg:

„Es scheint mir, als liege die Welt in Geburtsschmerzen, vor deren Kinde mir aber in der That bange wird, denn es wird ein Sohn der Freiheit sein, selbst erwählter Freiheit, die die Menschen bindet und aufhält, nach der wahren Freiheit der Kinder Gottes zu streben. Doch uns ist auch ein Sohn gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunderbar, Rath, Kraft, Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst. Im Glauben an ihn wird das Häuflein der Kinder Gottes den endlichen Sieg über die Welt davon tragen. Daß sein Name Wunderbar ist, habe ich hier schon oft erfahren; aber er heißt auch Rath. Welch ein Trost für mich in gegenwärtigen Umständen! Darum vertraue ich, er wird noch Alles herrlich hinausführen."

Inzwischen hatte Sir Harry alle seine Truppen beisammen, und marschirte, durch Griqua und Koranna verstärkt, auf dem Wege zwischen Philippolis und Bethanien, als er am 29. August 1848 bei dem Platze Boomplaats von den wohl vorbereiteten Bauern, die einen Hinterhalt gelegt hatten, plötzlich überfallen wurde. Verwirrung brach in die Reihen der englischen Truppen ein, aber Oberst Harry wußte mit kaltblütiger Tapferkeit die Ordnung bald wieder herzustellen, und ging seinerseits zum Angriff über. Die Folge eines dreistündigen Gefechts war, daß den Bauern 50 Mann getödtet, viele verwundet, und die übrigen alle theils gefangen, theils versprengt waren. Pretorius, der die Aufforderung, sich zu ergeben, trotzig abgelehnt hatte, war unter den Flüchtigen, der Preis auf seinen Kopf wurde auf 2000 Pfund erhöht; er aber ging über den Vaalfluß, um dort seinen Anhang zu sammeln und neu zu organisiren.

Sir Harry zog siegreich durch das Land und hielt am 7. September zu Winburg abermals eine Volksversammlung, in welcher nun alle versammelten Bauern und sämmtliche Häuptlinge ihre Unterwerfung unter die englische Krone aussprachen. Das Land, welches als Eigenthum der Königin von England den Namen Sovereignity erhielt, wurde in vier Distrikte getheilt, von

denen jeder seinen Residenten erhielt. Der vornehmste derselben, Major Warden, zog wiederum in Blumfontein ein. Im October 1848 kehrte Sir Harry, nachdem der Aufstand, wenigstens vor der Hand, niedergeworfen war, nach der Capstadt zurück.

Als die Nachricht von der Schlacht bei Boomplaats in Colesberg eingetroffen war, säumte Bruder Wuras nicht, seine Gemeindeglieder wieder aufzusuchen. Er traf sie am 11. September bei Philippolis, krank, verhungert, verarmt. Am 15. September betrat er sein geliebtes Bethanien wieder. Aber wie sah es hier aus! Wohnhäuser und Kirche waren gewaltsam erbrochen, und die darin aufbewahrten Sachen, selbst die Schulbücher und Schulmaterialien von den Bauern geraubt. Dieselben hatten auch den Platz im Garten ausfindig gemacht, wo Wuras seine Habe vergraben hatte, und hatten alles mitgenommen. Nur etliche Bücher fand er hier und dort zerstreut wieder. Der Zaun des Gartens war umgebrochen, das Bauholz, das die Bewohner mit vieler Mühe zum Bau neuer Wohnungen herangebracht hatten, verbrannt, die Saaten, Gärten und Aecker zerstampft; der Wohlstand der jungen Gemeinde war mit einem Schlage auf lange Jahre völlig geknickt.

Aber die Station selbst, die bei einem Siege der Bauern verloren gewesen wäre, war gerettet, und bald war alles in eifriger Arbeit, die Schäden des Krieges wieder auszubessern. Bruder Wuras erhielt als Entschädigung für seine Verluste von den Engländern eine ziemliche Summe. Johannes Hofmann, der treue Diacon, war wiederum geschäftig hin und her in den Häusern, um zu trösten, zu stärken, zu ermahnen. — Nur die Erziehungsschule, die so lieblich geblüht hatte, fiel als Opfer des Krieges. Samuel Kuntze, der treue Vorsteher, hatte nicht mehr das liebe Brod für sich und die Kinder, und Niemand war da, der es ihnen geben konnte, da Alle verarmt waren. Er mußte also nothgedrungen nach seinem eigenen Vieh und Garten sehen; die Eltern der Kinder, als sie hörten, daß letztere hungerten, kamen und holten sie nach dem Vaalfluß ab. So wurde die Zahl schwächer und schwächer, bis die Schule endlich gänzlich einging. —

28. Hebron-Platberg.

Nachdem (siehe Capitel 25) gegen Ende des Jahres 1846 Bruder Wuras in Hebron angezogen war, nahm er alsbald den Bau eines steinernen Wohnhauses in Angriff. Bruder Lange wurde ihm zur Hülfe gegeben. Seine geistliche Thätigkeit war so ge-

segnet, daß er im ersten Semester 1847 bereits zwölf — zumeist durch Jacobus und des blinden Christian Vorarbeit erweckte — Koranna taufen konnte, nebst sechs Kindern christlicher Eltern; 27 verblieben im Taufunterricht, darunter sieben Betschuanen, welche auf eine Entfernung von drei Stunden sonntäglich zur Kirche sich einfanden. Nachdem aber gegen Ende des Jahres Bruder Wuras, die Station unter der Pflege des Bruder Lange zurücklassend, wiederum nach Bethanien gezogen war, ging das geistliche Leben zurück, und Superintendent Schultheiß fand auf einer Visitationsreise die Station am 4. Januar 1848 fast in der Auflösung begriffen. Die Koranna hatten keinen Muth, an dem begonnenen Kirchlein weiter zu arbeiten, weil einestheils der Platz nicht ganz günstig gelegen war, und anderentheils zwischen den beiden Stämmen, den Goliathschen Rechtshändern und den Jacobusschen Zauberern die alte Eifersucht, welche sie schon in Bethanien entzweit hatte, wieder ausgebrochen war. Die Goliathschen wollten durchaus fortziehen, und zwar nach dem Platz eines Bauern van Zyl, den Nathanael im Traum gesehen zu haben behauptete, die Jacobusschen dagegen wollten bleiben. An wenigen wirklich gründlich bekehrten Personen fand Schultheiß seinen Trost über die herzerkältenden Zwistigkeiten.

Endlich war ein Platz gefunden, der allen Partheien genügte. Am Baalfluß, drei Stunden zu Pferde stromaufwärts von Hebron hatte im Anfang der dreißiger Jahre schon ein Missionar sich angebaut und den Ort Platberg genannt. Das Haus lag auf einer kleinen Erhöhung, vor der sich ein großes Kesselthal nach dem Fluß hinzieht. Von mehreren Seiten her war es schon aus der Ferne zu sehen. Durch seine erhöhte, freie Lage ist der Ort den Winden zugänglich, die ihn im Sommer schön kühl und gesund erhalten. Hierdurch und durch sein schönes Quellwasser hat er vor Pniel bedeutende Vorzüge. Der brittische Resident in Blumfontein, Major Warden, konnte dem Bruder Wuras die erfreuliche Nachricht mittheilen, daß der Gouverneur Platberg als eine Station der Berliner Missionsgesellschaft anerkannt, und das dazu gehörende Land dem Capitän Danzer (einem Buschmann-Koranna) und Goliath und der Berliner Missionsgesellschaft als Eigenthum überwiesen habe.

Bruder Winter, welcher in seiner Gesundheit neu gekräftigt im Anfange des Jahrs 1848 an Stelle des Bruder Lange die Verwaltung der Station Hebron übernommen hatte, erfuhr diese willkommene Nachricht im Februar 1849 und schickte sich alsbald zur Uebersiedelung an. Er ritt hinüber nach Platberg, und fand dort die Ruinen eines großen steinernen Hauses von zehn schönen Zimmern, die früher der weslehanische Missionar Archbell bewohnt hatte. Dieser war (Bd. I p. 337) mit seinem Betschuanen-

häuptling Marocco und dessen ganzem Volk vor längerer Zeit nach Taba Nschu übergesiedelt, und hatte die Station am Baalfluß völlig aufgegeben. Von dem Hause war das Dach und zum Theil die Wände eingestürzt, die Schlangen hatten es in Beschlag genommen, in dem Maß, daß Bruder Winter an einem Tage deren sieben, in zehn Monaten gegen 30 erlegte von allen Größen und Farben. Dort konnte er natürlich nicht sich wohnlich einrichten; er ließ sich daher zunächst eine Korannahütte bauen, und beließ Weib und Kind in Hebron, bis er eine eigene kleine Hütte für sie mit eigenen Händen gefertigt haben würde.

Bevor er indessen zu diesem Zweck nach Platberg übersiedelte, erfuhr er allerlei beunruhigende Gerüchte, die eine Reihe von Kämpfen und Nöthen in Aussicht stellten, und wenn sie begründet waren, das Bestehen der Station gefährdeten, noch ehe sie errichtet war.

Es hatte sich nämlich auf Platberger Grund und Boden ein englischer Händler, Namens Jeffries, eingenistet, der behauptete, den Platz von einem Bauern erstanden zu haben. Dazu warnte Jan Blum unseren Bruder Winter, er solle nicht mit den Koranna zu Danzer ziehen, dieser gehöre gar nicht dahin, er werde Krieg anfangen und Danzer über den Strom zurückwerfen.

Bruder Winter, um allen Streitigkeiten vorzubeugen, reiste daher nach Blumfontein und erhielt von Major Warden, dem brittischen Residenten, einen Brief an Jan Blum, welcher lautete: „Blumfontein, 24. März 1849. Ich habe gehört, daß Du David Danzer, Goliath und ihre Leute mit Krieg bedrohst, um sie zu nöthigen, daß sie den bei Platberg gelegenen Grund und Boden verlassen. Ich thue Dir hiermit kund, daß das Feld von Platberg, zwei Stunden zu Pferde Strom auf- und abwärts, und zwei Stunden nach dem Modderfluß zu, der rechtmäßige Grund und Boden von David Danzer und Goliath sein soll. Herr Prediger Winter ist der Mann, der die Schule daselbst errichten wird, und zwar binnen wenigen Tagen. Demnach wirst Du angewiesen, die Leute dieses Schulplatzes unbelästigt zu lassen auf der Station Namens Platberg, die hiermit der Berliner Missionsgesellschaft zuerkannt wird. H. D. Warden, Brittischer Resident."

Mit diesem Bescheide begab sich Bruder Winter nach seinem neuen Platz. In der Nacht zum Charfreitag traf er ein. Er wurde von Jeffries, dem er kurz zuvor einen Sohn von giftigem Schlangenbiß geheilt hatte, scheinbar freundlich aufgenommen. Aber hinter seinem Rücken verhandelte Jeffries mit Danzer, welcher sofort in drohender Haltung zu Winter kam mit der Frage, wer ihm erlaubt habe, dort zu bauen. Winter entgegnete ihm, wenn er bescheiden käme, so würde er eine Antwort erhalten, wenn er aber in solchem Tone sprechen würde, würde ihm kein

Wort erwidert werden, dann könne er in Blumfontein sein Recht suchen. Zornig ging der Buschmann seine Wege, der Engländer aber packte seine Sachen und zog eine Stunde stromaufwärts, um, wie er sagte, dort den Ausgang des Prozesses abzuwarten. Das Vieh des Bruders Winter, 26 Schafe und 11 Ziegen, nahmen seine Leute mit und überließen sie, als sie ihres Versehens inne wurden, auf freiem Felde den Wölfen und Schakals zum Raube.

Nach dreien Tagen kam Danzer wieder zu Bruder Winter, diesmal ganz freundlich. „Was begehrst Du" — „een pruim" — (Stück Tabak). Er erhielt es, und hörte dann Bruder Winter ruhig an und sprach: „Es reut mich, daß ich neulich so zu mynheer gesprochen habe." So war Danzer versöhnt; Jan Blum aber fuhr fort zu drohen, den Bruder Winter wollte er bei den Beinen aus seinem Hause herausziehen, den Goliath mit den Waffen vertreiben, und dem Jeffries das Land schenken. Schließlich that er natürlich nichts von dem Allen! —

So begann denn Bruder Winter seinen Lehm zu kneten, Wasser und Steine heranzutragen zum Bau. Die Koranna leisteten ihm geringe Dienste dazu. Eine Krankheit seiner Frau und Kinder rief ihn nach Hebron zurück; er fiel aber durch alle diese Gemüthsbewegungen selbst in eine schwere, gefährliche Krankheit, in welcher seine an der Augenkrankheit vorübergehend erblindete Frau, nach dem Medizinkasten tappend, ihn und seine kranken Kinder zu pflegen hatte. Nach drei Wochen schweren Elendes kehrte Bruder Winter nach Platberg zurück und konnte Ende August die Seinen in die inzwischen durch seiner Hände Arbeit vollendete Hütte herbeiholen.

Da auf Platberg die Getauften von Pilgerhütten und die Mehrzahl aus der altbethanischen Gemeinde zusammen kamen, so war die Gemeinde, die Bruder Winter zu versehen hatte, nicht unbedeutend, ja die größte aller unserer damaligen Korannastationen; sie zählte 66 Getaufte, und viele Angeregte. Der Missionsdienst auf derselben wurde wie in Bethanien und Pniel betrieben. Aber der Keim des Verderbens war mit dem alten Zwist zwischen den „Rechthändern" Goliaths und den „Zauberern" des Jacobus, und mit der Eifersucht der beiden Capitäne mit hinübergenommen, während David Danzer mit seinen Buschleuten sich zuerst abwehrend, dann entschieden feindlich stellte.

Auch auf Platberg kamen ergreifende Züge von der christlichen Umbildung des Korannavolkes vor, einzelne Erweckungen und Taufen, Beweise von wirklichem Kampf gegen die Sünde, namentlich den Branntwein und den Ehebruch und Diebstahl, der zeitweise wie völlig überwunden war, köstliche Glaubensfrüchte bei einzelnen Bekehrten, insonderheit unter den „Zauberern", die mit

inniger Liebe am Missionar, am Worte Gottes und den Gottesdiensten hingen.

Aber im Ganzen und Großen bietet uns die Geschichte von Platberg des Betrübenden mehr, als des Erfreulichen. Die beiden Hauptsünden der Koranna, die Trägheit, die nicht zu einem thatkräftigen Arbeiten im Schweiß des Angesichtes es kommen lassen wollte, und die Großmannssucht, welche sich nicht unter irgend welche Ordnung fügen wollte, vielmehr eine beständige Quelle von eifersüchtigen Streitereien zwischen den Häuptlingen und immer zunehmender Zersplitterung der Stämme und von Absonderung und Wegziehen einzelner Familien blieb, dazu die Feindschaft des heidnischen Danzer, und die List der Bauern, die sich das schöne Grundstück anzueignen trachteten, wurden der Grund, daß nicht nur die Station nach einer Dauer von wenigen Jahren unterging, sondern auch das dortige Korannavolk seiner Auflösung mit reißenden Schritten entgegenging. In welchen traurigen Kämpfen dieser elende Ausgang sich entwickelte, wird in dem nächsten Capitel im Einzelnen dargestellt werden.

29. Kämpfe und Nöthe in Platberg.

Als Bruder Winter 1850 in Platberg mit der Einrichtung seines Gärtchens vorangehen und mit Hülfe der Koranna das Land urbar machen wollte, da hatte der eine eine lahme Hand, der andere Brustschmerzen, der dritte Kreuzschmerzen, und während er nun sich selbst mühen mußte, schwoll über die Arbeit sein Bein an, mehrere Löcher brachen auf, denen ein schwarzbrauner Eiter entquoll, so daß er weder sitzen noch stehen konnte, und doch mußte die Arbeit gethan werden im Geistlichen und Leiblichen. Die Koranna (etwa 150 Goliathsche, 65 Jacobussche und 150 Danzersche) hatten an dem geschenkten Lande bald dies, bald jenes zu mäkeln, und sprachen bald offen aus, daß sie ganz aus der Nachbarschaft der Bauern herausziehen möchten. So konnte Bruder Winter von vorn herein auch nicht ahnen, wie lange seines Bleibens am Orte sein werde. Etliche der Getauften hielten sich treulich zu ihm, etliche konnte er taufen, so daß am Ende des Jahres 1851 die Zahl der sämmtlichen Gemeindeglieder auf 70 heranwuchs, und an dem Wandel manches unter ihnen hatte er seine herzliche Freude. Auch die Schlangen, deren er eine große Zahl, und die Skorpionen, deren er vier in seinem und der Seinigen Betten fand, durften ihm kein Leides thun. Aber bald führte der Herr ihn andere dunkle, schwere Wege. Sein altes Leiden, Krämpfe, die ihm die Sprache auf längere Zeit raubten,

Geschwüre, gänzliche Abnahme seiner Kräfte, ein krampfhafter Husten machten ihn Wochen und Monate lang arbeitsunfähig, bis die Stimme ihm endlich völlig den Dienst versagte. Mußte er dann Sonntags seine Gemeinde unversorgt sehen, so steigerten die Gemüthsbewegungen sein Leiden, so daß er endlich, als er kein Ende desselben absah, nach Bethanien zurückzukehren gezwungen war. Von dort aus hat er an der See und auf anderen Stationen bald Genesung gesucht, bald neue Arbeitsversuche gemacht, bis er endlich zu seinem tiefen Leidwesen sich gezwungen sah, sein liebes Africa zu verlassen, und nach Europa zurückzukehren, wo er noch jetzt (1872) mit gebrochener Kraft lebt.

An seine Stelle wurde der jüngstausgesandte Bruder August Schmidt, (der jetzt in Amalienstein arbeitet, nicht zu verwechseln mit dem uns schon von der ersten Aussendung bekannten Johann Schmidt,) im August 1850 nach Platberg versetzt, und Bruder Salzmann (im Januar 1851) von Itemba im Kafferlande aus, ihm zur Seite gegeben. Beide haben im Frieden miteinander gearbeitet, aber viel Elend erfahren.

Ihre erste Aufgabe war die Erlernung der schwierigen Korannasprache, dann der Bau eines kleinen Kirchleins, der zu Ostern 1851 vollendet war. Die Einwohnerzahl hatte sich bis zu 300 Koranna, eben so viel Buschmanns-Koranna und eben so viel Bastard-Betschuanen gemehrt. Die Buschleute waren für jede Einwirkung des Worts Gottes fast völlig unempfänglich. Von den übrigen konnte ab und zu ein Häuflein von vier bis sechs getauft werden.

Bald aber brach der alte Streit zwischen Jacobus und Goliath in hellen Flammen aus; Jacobus begehrte einen eigenen Missionar, da er es nicht länger neben Goliath aushalten könne. Er war zwar der minder schuldige Theil, aber seinem Begehren konnte ja doch unmöglich entsprochen werden. So zogen von seinen Leuten eine Familie nach der andern, theils nach Hebron, theils nach Bethanien, theils an den Oranjefluß; Jacobus selbst gedachte nach Bethanien zurückzukehren. Dabei war in seinen Stamm, wie in den des Goliath eine immer zunehmende Verarmung eingerissen, und die Heiden unter ihnen wurden immer mehr Sklaven des Branntweins, zu dessen Verkauf die Obrigkeit gegen eine gewisse Abgabe ausdrückliche Erlaubnißscheine ausgab. Zwar war noch immer ein handgreiflicher Unterschied zwischen den Getauften und den Heiden in der Sittlichkeit und der ganzen Haltung, aber auch die Feindschaft der letzteren wuchs in dem Maße, daß sie hier und da drohten, die christlichen Rathsleute, die auf Ordnung halten wollten, zu erschießen. Kirche und Schule, die regelmäßig gehalten wurden, bildeten keinen genügenden Damm mehr wider das unaufhaltsame Sinken des Volkes, so daß es

dem immer trotziger und feindlicher auftretenden Buschmann David Danzer keinen nachhaltigen Widerstand mehr entgegensetzen konnte. Die Reibungen zwischen den verschiedenen Stämmen nahmen einen immer drohenderen Charakter an.

Diesen Zustand der Dinge benutzten die Bauern, um mit Hülfe Danzers sich der ganzen Station zu bemächtigen. Danzer trat frech mit der Behauptung auf, er sei der alleinige Besitzer des ganzen Grundstückes, und forderte wiederholt und trotzig bald den Goliath, bald die Missionare auf, das Feld zu räumen. Er bediente sich zu dem Ende eines Briefes des Residenten, in welchem nur er, und nicht auch zugleich Goliath und die Berliner Mission als Besitzer erwähnt wurde. Plötzlich im Februar 1853 kamen die Koranna zu dem Missionar mit der Nachricht, Danzer habe die Pfanne (das beste Stück Ackerland) an einen Bauern verkauft. Bruder Schmidt eilt mit Wuras nach Blumfontein, und sie erhalten nach vielen Schwierigkeiten die Versicherung, daß das Land zugleich auch Goliath und der Mission gehöre, der Secretär des früheren Residenten Warden that sogar eidlich die Aussage, daß dem Goliath der Mitbesitz an Platberg ausdrücklich als Entschädigung für den Verlust des um die Station Bethanien her gelegenen Landes gegeben sei. Der Resident schrieb an Danzer: „Ich freue mich, daß Du nicht Platberg hast verkaufen wollen, denn es ist Dir gegeben und Goliath und der Berliner Mission." Bald nach dieser Reise wurde Bruder Schmidt von Platberg nach Pniel versetzt und Bruder Salzmann blieb allein auf dem Platz.

Aber nun rief Danzer Bauern herein, die das Land einfach mit ihren Viehheerden abweideten, und nach einiger Zeit ein anderes Schreiben des brittischen Residenten erwirkten, durch welches Danzer als alleiniger Eigenthümer von Platberg erklärt und ihm also das Recht ertheilt wurde, das Land an die Bauern zu verkaufen. Das hatten die letzteren gewollt. Goliath zog gegen Weihnachten 1853 mit den meisten Männern seines Volks von dannen. Der Platz wurde fast leer. Bruder Salzmann behauptete noch immer das Feld, und dehnte seine Missionsreisen desto weiter unter die umwohnenden Betschuanen aus, deren etliche er taufen durfte, während Danzer einen Bauernplatz nach dem andern gegen ein Spottgeld an die Bauern verkaufte. Die getauften Koranna drängten sich zwar enger an die Missionare, verloren aber auch ihrerseits allmählich den Muth, da sie sahen, wie Danzer, ihr bitterer Feind, von der englischen Regierung unterstützt wurde. Goliath, von dem die Brüder urtheilen, „sonst ein prächtiger Mensch," ergab sich nach seiner Wiederkehr dem Trunke, seine Capitänschaft wurde immer machtloser, sein Volk immer geringer. Vergeblich waren die Bemühungen der Mis-

sionare, ihm sein Recht zu verschaffen; aus den Akten von Blumfontein waren mit einem Mal alle Spuren desselben verschwunden.

Am 12. October 1854 sollte eine Commission der Bauern, die an Stelle der Engländer nach Aufgebung der Sovereignity das Regiment ergriffen hatten, in Platberg die Besitzverhältnisse regeln. Ein einziges Mitglied der Commission, ein Herr Dutoit erschien. Mit diesem glaubten die Bauern, die hinter Danzer standen, leichtes Spiel zu haben. Sie hatten sich aber verrechnet; er durchschaute die Sachlage und entschied, Goliath und Danzer hätten gleiche Rechte auf das Land. Goliath war zufrieden, Danzer aber, auf seine Bauern gestützt, drohte, er werde jenen mit den Waffen vertreiben. Der Commissionair erklärte, er sei gekommen, um Frieden zu vermitteln, gegen die Gewalt könne er nichts; er müsse beide Partheien sich selbst überlassen.

Schon am folgenden Tage, den 13. October wies Danzer den Bruder Salzmann an, daß er den Platz sofort zu verlassen habe, und Tags darauf fand zwischen ihm und Goliath das erste Gefecht statt; Goliath unterlag, sechs seiner Leute wurden erschossen und fast sein sämmtliches Vieh geraubt.

Unter diesen Umständen blieb dem Bruder Salzmann schließlich nichts übrig, als das Feld zu räumen, und zunächst nach Pniel sich zurückzuziehen. Das war das Ende unserer Station Platberg. Goliath hatte Hülfe von seinen Stammesgenossen jenseits des Vaalflusses, und es entbrannte ein förmlicher Krieg.

Als Superintendent Schultheiß im Januar 1855 eine Visitationsreise durch unsere Korannastationen machte, fand er Goliath mit wenigen Resten seines Volks wieder in Platberg. Die Häuser der Missionare standen noch, in einem derselben konnte er sich wohnlich einrichten. Die einst so blühende Christengemeinde war auf sieben Frauen (darunter zwei blinde) und vier Männer zusammengeschmolzen; die übrigen zerstreut, im Kriege gefallen, oder auf anderem Wege heimgegangen. Er ordnete an, daß dieses Häuflein von Pniel aus ab und zu besucht werde, und daß denen, die nach Pniel kommen würden, das heilige Abendmahl gespendet werde. Das Platbergsche Kirchenbuch wurde nach Pniel gebracht, eben so wie die Schulbücher aus der Platberger Schule.

Am 10. April 1855 ritt Bruder Zerwick von Pniel aus hinüber, um die Armen aufzusuchen. Sie hatten abermals von Platberg auswandern müssen, zum Theil durch Goliaths Schuld, der sich mit Munition zu versehen gesucht hatte, um den Krieg wieder aufzunehmen, weil er, wie er sagte, so arm nicht bleiben könne. Er war mit den Seinen auf eine etwa eine Viertelstunde lange, aber nur einige Minuten breite Insel des Vaalflusses gezogen; etwa 20 Familien wohnten in zehn Hütten, 80 Stück

Vieh hatten ihm Krieg und Lungenseuche übrig gelassen von all seinen Tausenden. Fünf erwachsenen Christen konnte Zerwick das heilige Abendmahl austheilen.

Im Februar 1856 bemerkte Goliath von seiner Insel aus, wie bei den Häusern von Platberg einige Feuer angezündet wurden. Er argwöhnte sofort, daß Danzer etwas Arges im Schilde führe. Zwischen seinen und Danzer's Leuten waren gegenseitige Pferdediebstähle vorgekommen, und auch Goliath hatte kein gut Gewissen. Er setzte sich also mit seinen drei Männern (die übrigen waren alle theils nach Bethanien zurückgekehrt, theils zerstreut) an das Ufer, um wo möglich das Commando der Buschleute abzuhalten. Gegen Morgen ließ er zwei Männer als Wache zurück, und suchte in seiner Hütte etwas Schlaf, aus dem er nicht eher erwachte, als bis der erste Schuß in sein Haus drang. Die Danzerschen waren gelandet und hatten die beiden Wächter überfallen und niedergemacht. Goliath ergriff sein Gewehr, und schoß unter das die Hütte umzingelnde Commando, worauf dasselbe ein wenig zurück wich. Goliaths Frau und Kinder krochen aus der Hütte, und suchten das entgegengesetzte Ufer der Insel, ein Sohn erhielt einen Schuß durch den Arm. Als die Taibosch'schen Koranna am anderen Ufer des Flusses das Schießen hörten, kamen ihrer etliche dem Goliath zu Hülfe. Aber es war zu spät, und ihrer zu wenige, bereits hatten die Danzerschen alles geraubt, die Hütten angezündet, das wenige Vieh fortgetrieben durch den Fluß. — So war Goliath ein Bettler geworden, der mächtige Stamm der Rechtshänder zersprengt, die letzte Spur unserer Missionsthätigkeit auf Platberg vertilgt. —

Platberg ist uns ein Gegenstück zu Bethanien. Es zeigt, was auch aus Bethanien geworden wäre, wenn nicht Bruder Wuras mit so zäher Energie unser Besitzrecht auf das Land gegen alle Versuche der Bauern und Koranna aufrecht erhalten hätte. Wäre es letzteren zugesprochen, so hätten sie es längst gegen Branntwein oder Decken an die Bauern verkauft, und die heute so gesegnete Missionsstation Bethanien wüßte nur noch aus Erinnerung, daß dort einst Gottes Wort den Heiden verkündigt worden sei. An den heidnischen Koranna aber begannen sich, weil sie die Zeit ihrer Heimsuchung als Volk nicht erkannten, die Gerichte des Herrn zu erfüllen. Sie gingen unter an ihrer Hoffahrt und Trägheit und an der Lustseuche und am Branntwein! —

30. Saron.

Einer der Vorfahren des im vorigen Capitel vielgenannten Capitän Goliath hatte zwei Söhne, von denen der eine linkshändig war. Dieselben stritten sich um die Herrschaft, dann theilten sie sich in dieselbe. So zerspaltete sich der Stamm in zwei, von denen der eine nach seinem Häuptling sich die arei cakua die Linkshänder, der andere amm cakua die Rechtshänder nannten. Zu der Zeit, da Goliath das Haupt der Rechtshänder war, herrschte über die Linkshänder der alte 90jährige, aber noch völlig geistig frische Hareip und sein Sohn Gert Hareip, oder auch Gert Links genannt. Sein Volk hatte sich in viele einzelne kleinere Horden zerstreut; und auch der alte Hareip hielt selten an ein und demselben Ort aus. Er zog mit seinen Viehheerden von einem Waideplatz zum anderen, und war auch dadurch, daß das Vieh weniger wurde, nicht zu seßhaftem Leben zu bringen. Alles in Allem gerechnet, mochte der Stamm der Linkshänder 1600 bis 2000 Seelen zählen. In einem Kriege konnte der Capitän 400 Reiter ins Feld stellen.

Unter diesem Stamm der Linkshänder war vielfach das Verlangen nach einem Missionar geweckt worden. Einige hatten tiefere Eindrücke, auch wohl schon die Taufe empfangen durch die Arbeit der englischen und französischen Brüder, die unter den benachbarten Betschuanen arbeiteten. Andere, unter ihnen der Capitän selbst, wünschten lediglich aus dem Grunde einen Missionar zu haben, weil sie das für ehrenhaft hielten, und weil sie den anderen größeren Häuptlingen, bei denen ein Missionar arbeitete, nicht nachstehen wollten.

Als die Berliner Brüder von diesem Verlangen hörten, machte zuerst Bruder Zerwick, dann Bruder Wuras in Gemeinschaft mit Johann Schmidt eine Untersuchungsreise zu diesem Volk. Das Ergebniß war, daß Johann Schmidt den Auftrag bekam, eine Station unter diesem Stamme anzulegen. Er hatte so eben im Kafferland durch die Verwüstungen des ersten Kaffernkrieges sein Arbeitsfeld und fast all seine Habe verloren, und nahm daher die ihm ertheilte Aufgabe mit Dank aus des Herrn Hand an.

Der Ort, wo dem Evangelio eine neue Stätte gewonnen werden sollte, lag außerordentlich gesund und schön, zwei Tagereisen stromaufwärts von Platberg, etwa zwei Stunden nördlich von dem Vaalfluß, in welchen dort der Fettfluß mündet. Er hatte reichliche Waidefelder, mehrere ergiebige Quellen und in der Nähe eine Salzpfanne, d. h. einen kleinen See von ½ Stunde Länge und ¼ Stunde Breite, dessen Untergrund so salzhaltig

ist, daß, wenn die Regen ihn füllen, das Wasser mit Salztheilen sich versetzt, welche hernach, sobald das Wasser durch die Hitze verdunstet, oft als fingerdicke Salzkruste zurückbleiben. Das hätte für die Koranna eine ergiebige Einnahmequelle abgeben können, wenn sie nicht durch ihre angeborene Trägheit abgehalten wären, sie auszunutzen.

Im Juni 1847 machte sich Johann Schmidt auf den Weg. Seine Reise war ein Vorspiel des mancherlei Ungemachs, das auf Saron seiner wartete. Als er den Modderfluß durchfahren war, ergab sich das gegenseitige Ufer als so steil, daß der Wagen halb aufrecht zu stehen kam. Die Sachen mußten einzeln abgeladen und mit den Händen hinaufgetragen werden, und also gelang es erst am späten Abend, den leeren Wagen die Höhe hinaufzuziehen. Inzwischen hatten die Löwen das Reitpferd aufgefressen, und der Wagen mußte, um aus dieser unheimlichen Gegend zu kommen, noch vier Stunden im Mondschein weiter fahren. Am Vaalfluß angelangt fanden die Reisenden denselben so hoch angeschwollen, daß sie nur mit großer Lebensgefahr ihn durchfahren konnten. Am 26. Juni endlich war alles Ungemach überwunden, und Bruder Schmidt spannte an der vorher dazu ausersehenen Quelle aus.

Hier fand er bereits einen Koranna, den die wirkliche Sehnsucht nach Gottes Wort herbeigerufen hatte. Er hatte, in der Ueberzeugung, daß, wenn ein Missionar dorthin ziehen würde, er sicherlich jene schöne Quelle zum Wohnplatz erwählen würde, schon auf diese Hoffnung hin seine Hütte neben dem Wässerlein erbaut. Ein schönes liebliches Angeld! — Bald fand sich auch zu ihm einer der Söhne des Häuptlings, der wirkliches Verlangen, unterrichtet zu werden, bekundete. Am Sonntag den 4. Juli konnte Bruder Schmidt vor etwa 100 zum Gottesdienst versammelten, aufmerksamen Zuhörern zum ersten Mal den Namen des Herrn verkündigen.

Die ersten Arbeiten an den zur Station nöthigen Bauten kosteten unsägliche Mühe und viel Schweiß. Die Koranna, die bereits zur Station herangezogen waren, rechneten sich alle zu den „großen Leuten", für die Arbeit sich nicht zieme. In Entfernung einer Stunde war zwar eine ziemlich große Betschuanenstadt (des Häuptlings Matlobane), deren Bewohner neugierig herankamen, um das Treiben des weißen Mannes zu begaffen, auch wohl zur Arbeit sich bereit erklärten, aber so hohen Lohn forderten, daß Bruder Schmidt sie nicht befriedigen konnte. Dazu kamen die Gemietheten erst, wenn die Sonne bereits hoch am Himmel stand, und fanden dies ganz natürlich, da sie ja solch weiten Weg zu machen hätten. Der Missionar war also abermals auf die Schwielen der eigenen Hände angewiesen.

Wenige Tage erst war er auf seinem neuen Wohnplatz gewesen, als Urson, der Häuptling eines kleinen benachbarten Stammes, ihn besuchte, um ihn aufzufordern, er möchte doch bei ihm wohnen und nicht bei Hareip, mit dem er in Feindschaft lebe. Auch er hoffte von der Anwesenheit des Missionars Hebung seiner Häuptlingswürde, und konnte sich zuerst gar nicht in den Gedanken finden, daß Bruder Schmidt von Saron aus ab und zu die fünf Stunden Wegs zu ihm reisen wollte, um sein Volk zu belehren. Schließlich ließ er es sich gefallen.

Am 13. October machte endlich auch der alte Hareip, der sich bis dahin gar nicht um den angezogenen Missionar bekümmern zu wollen schien, seinen ersten Besuch. Die Freude des Missionars aber dauerte nicht lange. Das Gewerbe des Häuptlings war nichts Geringeres, als daß er seine Absicht aussprach, aus dieser Gegend fortzuziehen, weil sie zu wasserarm sei, wie er sagte, — in Wahrheit aber, weil kein Koranna lange an demselben Wohnort aushalten kann. Er hatte von einem See gehört, (wahrscheinlich dem Ngamisee) auf dessen einer Seite die Rhinoceros, auf der anderen die Giraffen weideten. Dorthin stand sein Sinn; die sollten seine Kinder ihm schießen, derweilen er faullenzte. Als Bruder Schmidt, der so eben erst mit unsäglichen Mühen sein Häuschen und Gärtchen eingerichtet, und die Quelle eingefriedigt hatte, davon nichts wissen wollte, da wurde der Alte ganz ungeduldig, schalt und stritt, der Missionar sei sein Leib (leibeigen), Wagen, um ihn zu transportiren, hätte er auch genug; er werde ihn einfach aufladen und mitnehmen. Da ihm Bruder Schmidt fest entgegentrat, wurde er immer heftiger, und ging endlich in großem Zorn von dannen mit den Worten, er würde nun wohl noch öfter kommen, und mit ihm über das Wegziehen streiten.

Schon am folgenden Morgen stellte er sich wieder ein, diesmal ganz freundlich; er brachte eine schöne fette Kuh zum Geschenk. Er gedachte es nun auf diese Weise zu versuchen; denn das hatte er bereits genugsam von seinen Leuten erfahren, daß, falls der Missionar nicht mitzöge, auch ihrer wenigstens eine beträchtliche Zahl lieber beim Missionar zurückbleiben werde. Weil aber die fette Kuh bei Bruder Schmidt nicht mehr ausrichtete, als die zornigen Worte, zog er von dannen und ließ sich nicht wieder sehen. Auch Gert, des Häuptlings Sohn, der doch so begierig war nach dem Unterricht, redete immer bedenklicher vom Wegziehen. Hier galt es nun fest zu bleiben. Die Koranna gedachten, ihre alte Wanderlust, die es ja nie zu einem geordneten Schulwesen und Gemeindeleben hätte kommen lassen, mit dem neuen Most des Evangelii zu vereinigen. Aber sie waren bei Bruder Schmidt auf den rechten Mann gekommen. Wo der

stand, da blieb er stehen; und bald ergab es sich denn, daß ein Koranna nach dem andern kam, und sich einen Spaten zum Umgraben eines Gartens borgte. Sie wollten säen, also doch auch wohl erndten, und zu dem Ende wenigstens fürs erste seßhaft bleiben.

Bruder Schmidt arbeitete mit riesiger Anstrengung an Wohnhaus und Schule, welche beide Superintendent Schultheiß schon ein halbes Jahr nach Anlegung der Station vollendet fand. Eine Kirche war auch schon in Angriff genommen. Vorläufig wurde der Gottesdienst im Schatten von Bruder Schmidt's Wohnhause gehalten, Vormittags auf der einen Seite, Nachmittags auf der anderen.

Kirche und Schulhaus und Wohnung des Missionars grünten und blühten im eigentlichen Sinne des Worts. Die frisch gefällten Pfähle waren nämlich grün ausgeschlagen, und trieben ihre Zweige mitten durchs Dach und durch die Wände, so daß es wirklich ein luftiges Wohnen war, bis ein Regenguß dem Dinge ein Ende machte, und das Schulhaus bis auf den Grund wegspülte, durch das Wohnhaus hindurch aber einen Wasserlauf bahnte.

Bruder Schmidt mußte also von neuem an die Arbeit gehen. Diesmal sollte es ein Wohnhaus von gebrannten Steinen werden. Einer seiner inzwischen Getauften hatte seine Korannaträgheit so gründlich überwunden, daß er wie ein Tagelöhner mitbauen half, während die meisten Uebrigen gleichgültig es mit ansahen, daß der Missionar sich die Hände blutig riß und über seine fast mehr als menschliche Anstrengung wiederholt in schwere Krankheit verfiel. Ja wahrlich es kostete Geduld und Glauben, unter solchen Mühen den Muth nicht zu verlieren, und viel Liebe, um bei einem so stumpfen, trägen, gleichgültigen Volk auszuhalten. Unser lieber Bruder Schmidt erbat und erhielt beides vom Herrn, und blieb treulich fest und standhaft auch gegenüber allen wiederholten Versuchen der Koranna, den Stationsplatz zu verlassen.

Durch alle diese unsäglichen Schwierigkeiten hindurch fand das Evangelium seinen guten Fortgang. Auf die Kunde hin, daß ein Missionar in Saron sich niedergelassen habe, sammelten sich die Koranna des Links'schen Stammes von Monat zu Monat, so daß am Anfange des Jahres 1848 schon mehr als 400 bei einander waren, von denen der Missionar, wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, recht viele zu taufen, leichtlich die größere Zahl nach einigen Monaten hätte taufen können.

Bruder Schmidt aber hatte das abschreckende Beispiel von solchen Schwarzen vor sich, welche die Wesleyaner auf flache Gefühlsaufregungen hin getauft hatten, und die alsdann bald abgefallen, dem Christennamen Schande machten und in arges Heiden-

thum zurückfielen. Und als von den Erstlingen seiner eigenen Getauften auch zwei wieder in's Wanken und Fallen kamen, wurde er noch um vieles zaghafter, und schob die Taufe der 66 Katechumenen, die er im Unterricht hatte, mehr als auf Jahr und Tag hinaus. Vielleicht zu lange; denn etliche von ihnen ermüdeten und kehrten sich ganz ab vom guten Wege, so daß die Zahl der Taufkandidaten nach Jahresfrist auf mehr als die Hälfte herabsank. Um so mehr Freude aber hatte er dann an denen, die er wirklich taufen konnte, und die nun wirklich in der Furcht des Herrn als einfältige treue Bekenner, den Heiden zum guten Vorbild, ein Salz unter dem zügellosen Geschlecht wurden. Das kleine Gemeindlein wuchs auf mehr als 40 Seelen, von denen Schmidt berichten konnte, daß, so viel Menschen sehen können, ihre Namen wirklich im Himmel angeschrieben stehen, wie dies auch ein Bericht des französischen Missionar Fredoux, der einen Besuch auf der Station machte, erhärtet.

Auch im Aeußerlichen gewann die Station an Ansehen. Das Gärtchen des Missionars grünte und blühte, die Koranna begannen auch ein wenig das Feld zu bebauen, und als die von Berlin aus dem Bruder Schmidt als Entschädigung für seine Verluste im Kafferkriege bestimmte Summe von diesem zur Anschaffung einer Glocke und nöthiger Medikamente verwandt wurde, und als der mächtige gabelförmige Dornbaum fünf Stunden weit herangeschleift und dann zum Glockenständer eingerichtet war, und als nun das Glöcklein seine Inschrift „Lobet den Herrn alle Heiden, preiset ihn alle Völker" in die Ebenen Sarons hineinerklingen ließ, da klangen doch auch durch des müdegearbeiteten kranken Missionars Seele manche liebliche Glockentöne, und gaben ihm für alle Mühen und Entbehrungen reichlichen Ersatz.

Der Stamm der Linkshänder war unter den Korannastämmen einer der kräftigsten; Schultheiß fand bei seinen Visitationen unter ihnen viele wohlgestaltete kräftige Männer, denen man sonst nicht eben oft unter den Koranna begegnet. Daneben freilich aber war auch der Naturtrieb des Umherschweifens gerade bei diesem Stamm noch in seiner völlig ungebrochenen Kraft. Während in Bethanien das als einer der größten Siege des Evangelii anzusehen war, daß es gelang, Koranna zehn Jahre lang um das Wort Gottes her seßhaft zu machen, mußte Bruder Schmidt auf Saron es erleben, daß die Heiden beständige Berathungen pflogen über das Wegziehen, daß der größte Theil der Katechumenen, ja etliche Getaufte, mit in dies Fieber hineingezogen wurden, und daß nur einige, ganz wenige, diese aber auch goldtreue Christen übrig blieben, die entschlossen waren, Häuptling und Stamm fahren zu lassen, und selbst beim Missionar und dem Worte Gottes zu bleiben.

Mit einer Abtheilung am Fettflusse wohnender Stammes-

genossen wurden ganz insgeheim Zusammenkünfte verabredet. Die Rädelsführer vom Fettflusse kamen zeitweise herüber. Schmidt merkte das unheimliche Gebahren der Heiden, er sah die Redlichen aus der Gemeinde mit rothverweinten Augen herankommen; aber auch sie wußten nicht viel, und wagten nicht einmal das, was sie wußten, zu sagen. Ein Koranna, der seine sechs Stunden Weges zum Gottesdienst nicht scheute, auf den Bruder Schmidt besondere Hoffnungen gestellt hatte, ja der ihm persönlich sehr anhänglich gewesen war, der den Bruder Schmidt in seinen Krankheitszeiten auf das liebevollste gepflegt hatte, wurde ein Haupträdelsführer der Wegziehenden; alle Warnungen und Mahnungen des Bruder Schmidt prallten nicht blos an ihm ab, sondern verhärteten ihn nur um so mehr; während freilich andere, denen Bruder Schmidt dies nicht zugetraut hatte, sich desto fester und treuer erwiesen.

Endlich war der Plan ausgereift und in einer geheimen Versammlung am Fettfluß war festgesetzt, in aller Stille solle der Aufbruch vorbereitet werden, und wenn dann wie mit einem Schlage die ganze Bevölkerung ausgewandert sei, so würde, so meinten sie, der Missionar, der ja nur der Leute wegen dort wohne, wohl nachfolgen müssen. Der Tag war bestimmt, schon hatten die nächsten Hausdiener des Missionars, der Kuhmelker und die Waschfrau den Dienst gekündigt; es fehlte nur noch das Signal zum Aufbruch. Bruder Schmidt sah das alles, und war unfähig, das Geringste auszurichten, der große Strom ließ sich nicht halten. Dem Missionar blieb nichts anderes übrig als das Gebet, und der feste Entschluß, den Wegziehenden unter keinen Umständen zu folgen, sondern mit dem ganz kleinen Häuflein der Treuen auf der Station zu bleiben.

An dieser Standhaftigkeit brachen die ungestümen Wogen. Der Hauptanführer der Wanderlustigen erklärte plötzlich, er werde nicht ziehen, und er blieb fest, selbst als seine drei Brüder, alle drei Taufcandidaten, wirklich verzogen. Dem Anführer folgte einer nach dem anderen von den vornehmen Koranna und erklärte, mit dem Ausdruck der tiefsten Erschütterung dem Missionar, er werde bleiben. Welchen Kampf der Entschluß gekostet hatte, bekundete die heftige Gemüthsbewegung der Kommenden. Der schwache Capitän verschwand plötzlich zu Besuchen bei den benachbarten Bauern. Und als nun jede Nacht Wagen auf Wagen kam, um die Häuser nebst dem Geräthe der Abziehenden aufzuladen, da mußten sie oft Tage lang bepackt stehen bleiben, weil die einzelnen Familienglieder über die Frage, ob wandern, ob bleiben, nicht einig werden konnten. Viele Wagen mußten leer wieder abziehen, und schließlich belief sich die Zahl der Wegziehenden auf nur sieben Familien alles in allem.

Das Evangelium hatte einen mächtigen Sieg errungen. Wie viel Reisen, wie viel heimliche Zusammenkünfte, wie viel Zurüstungen hatten die Heiden gemacht, um ihren Plan auszuführen! Und was hatte der Missionar dem entgegenzusetzen, als das einfache Wort Gottes? Und dasselbe drang durch gegen den Willen des Häuptlings und des gesammten Stammes, und selbst der großen Zahl der Getauften und Taufcandidaten.

Nachdem dieser Sturm abgeschlagen war, begann der Feind seine List auf andere Weise. Die Gemüther wurden erfüllt mit Krieg und Kriegsgeschrei, von dem das Endergebniß immer wieder auf den Einen Punkt zurücklief: „Wir müssen ziehen!" Ja es kam wirklich trotz der Abmahnungen des Missionars zum Kriege gegen Taibosch. Geschlagen kehrten die Beuteluſtigen zurück, aber ihr Wort blieb: Eben darum müssen wir wegziehen!

Nun schlug der Feind wiederum andere Wege ein. Eine allgemeine Erweckung ergriff das Volk, aber in so ungeordneter und zügelloser Weise, daß während der starkgefüllten Gottesdienste das Wort des Predigers oft vom Weinen, Schluchzen und Heulen übertäubt wurde, und also aller Segen verloren ging. „Wer hätte da nicht unsichtbare Mächte im Kampf gesehen?" schreibt Bruder Schmidt. Es gelang ihm auch hier mit seiner ernstchristlichen, eindringlichen, aber geistig nüchternen Predigtweise und mit Mahnung an die Menschen und Gebet vor Gott, den Sturm zu beschwichtigen, und die wilden Gewässer in das ordentliche Bette eines biblischen Christenthums zurückzuführen.

Endlich, da alles nicht half, führte der Feind sein schweres Geschütz auf in Gestalt von Branntweinwagen, welche die Bauern wiederholt auf die Station brachten —, ein Angriff, dem die Schwarzen fast jedesmal unterliegen, und der heutzutage die Mission auf den Kaffernstationen zu einer fast hoffnungslosen zu machen droht. Indeß auch diesen Angriff gelang es dem festen entschiedenen Zeugniß des Bruder Schmidt abzuschlagen, und wie er schreibt, „auch dies hat nur dem Teufel neuen Verdruß und den Bauern vergebliche Mühe gebracht, obwohl des Capitäns Einverständniß darin versteckt war." Die Branntweinhändler, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß sie schlechte Geschäfte machten, zogen ab und kehrten nicht wieder.

Von dem allen schreibt unser lieber Bruder Schmidt am Ende des Jahres 1852: „Auch die zweite Hälfte eines Arbeitsjahres ist wieder dahinten, und indem ich mich anschicke, darüber zu berichten, schäme ich mich zuvörderst, daß ich, der ich schon ergraute Haare habe, so oft noch mit eigenen Schultern tragen zu müssen meinte, was ich in kindlicher Glaubenseinfalt ganz allein auf den Herrn werfen sollte, um so von keiner Bürde zu wissen, sondern nur von Freude, Dank und Anbetung. — Darum

möchte ich lieber alles überstandene Schwere verschweigen, wenn ich nicht davon reden müßte um Anderer willen. Es sind nicht ermuthigende Fortschritte, noch ins Auge fallende Siege, die den Raum meines Berichtes füllen können, sondern nur ein anhaltender fortgesetzter Kampf gegen die Macht der Finsterniß ist es, was mich so anstrengend beschäftigt hat, daß ich Tag für Tag mit vielem Kummer einhergegangen bin und meine Ohnmacht recht tief gefühlt habe. Wenn mein Bericht wenig der Art enthält, was man gewöhnlich erfreulich oder anregend nennt, so kann derselbe doch dazu dienen, den lieben Lesern zu zeigen, wo ein Missionar in meiner Lage die Freudigkeit und die Ausdauer für seine Arbeit hernimmt. Denn nicht der günstige Erfolg unserer Bemühungen, nicht die in unsere Augen fallende Frucht derselben ist es, was uns reizen und zum Beharren antreiben muß, anders — ich sage es offen — hätte ich wohl schon längst Herz und Hände sinken lassen und würde das Feld geräumt haben. Die Sache ist des Herrn; wir haben Seinen Befehl, auszugehen und zu lehren, und thun wir dieses im Gehorsam Seines Auftrags im Aufsehen auf Ihn, so werden Seine Verheißungen Ja und Amen werden. Jeder Widerstand und jede betrübende Erfahrung, die uns nach unserer Schwachheit ermüden und hindern will, muß daher nur zum neuen Sporen werden. In solcher Weise haben wir hier Aufmunterung genug!"

Nun das ist das Wort eines treuen Haushalters, und der Herr sucht ja an seinen Haushaltern nichts, gar nichts anderes, als daß sie treu erfunden werden. Frucht und Erfolg ist Seine Sache.

Es war nicht die Weise des Bruders Schmidt, über lebhafte Gefühlsäußerungen der Suchenden und Bekehrten besonders zu berichten. Er vermied es im Gegentheil grundsätzlich, weil er so oft erlebte, daß solchen ergreifenden Zeugnissen des neuen Lebens recht häßliche Aeußerungen des noch nicht völlig überwundenen Heidenthums folgten. Wir bedauern es, denn warum soll man sich nicht an dem Farbenschmelz der Blume, den Gott der Herr doch auch erzeugt hat, erquicken, wenn man auch weiß, daß die Blume bald geknickt sein wird, oder daß nicht alle Blüthen hernach dauernde Frucht ansetzen? Wie viel köstliche Zeugnisse aus dem Leben der 40 und etlichen Getauften der Station, die Bruder Schmidt wirklich unter den Versuchungen treu erfunden hat, sind uns auf diese Weise verloren gegangen!

Doch fehlt es auch nicht ganz an solchen Blüthen in den Berichten unseres Missionars. Unter dem 22. April 1850 schreibt er:

„Heute bestatteten wir die erste Leiche aus hiesiger Gemeinde zur Erde. Möchten wir alle späteren auf gleiche Weise zur Ruhe bringen können! Es war die Leiche eines Greises, der die

zwei Jahre seines Hierwohnens in kindlichem Glauben wandelte, und auf seinem letzten Krankenlager sehr geduldig und erbaulich war. Als ich nach der Predigt am dritten Sonntage nach Ostern zu ihm kam, stimmte er gerade mit lauter Stimme ein rechtes Jubilate an; dann nach einem starken und fröhlichen Ausruf: „Nun kommt der Herr, nun ruft er mich heim, nun ist alles gut!“ streckte sich sein krummer Leib zur ersehnten Ruhe.“ —

Die alte Feya.

Ein besonderer Trost war unserem in Mühe ergrauten Bruder die alte Feya, Frau des alten Häuptlings Hareip. Bruder Schmidt schreibt von ihr:

„Diese alte Seele kam von Anfang an stets pünktlich zur Kirche, und Wort und Miene sagtens gleichzeitig, daß sie sehr gern käme. Als ihre Gesellschafterinnen als die Ersten in den Catechumenen-Unterricht eintraten, sah man ihr es wohl bald an, daß sie gern mit darin wäre, sie meldete sich aber nicht. Doch klagte sie öfter über Unruhe und Betrübniß, weil sie es zu Hause gar nicht dazu bringen könne, so zu leben und zu handeln, wie sie bei Anhörung des Wortes sich getrieben fühle; sobald sie zu Hause anfinge über das Wort Gottes weiter nachzudenken, höre sie ihre Umgebung von anderen unnützen Dingen handeln. Dann werde sie ärgerlich, und verlöre darüber gleich wieder alle guten Gedanken. Nach einiger Zeit wurde sie krank, so daß sie einige Sonntage nicht kommen konnte, ließ mich rufen und entdeckte noch offener die Bekümmerniß ihres Herzens. Wieder gesund, war sie wieder pünktlich da. Als sie einmal wieder über ihre Unruhe klagte, sagte ich ihr: „Du wirst die Unruhe nie los werden, so lange du den Weg nicht einschlägst, welchen dir Gott gezeigt hat, denn hier ist Unterricht für solche Seelen, und alle die dessen begehrt, sind schon darin, worauf wartest du noch? — oder hat dich dein Herz nicht schon lange dazu angetrieben!“ Mit einem Seufzer ging sie nach Hause, kam noch zwei Sonntage zur Kirche, ohne etwas Weiteres zu äußern, aber am Donnerstag darauf fand ich sie vor der Unterrichtsstunde an meiner Zaunecke kauernd. „Hier bin ich,“ sagte sie, „ich kann nicht mehr außen bleiben, ich muß zum Unterricht.“ Dies war am 4. Mai 1848. Es waren ihr unterdeß bereits so viele vorangegangen, daß sie auf der Liste die 53ste war; aber ihr „Kann nicht mehr — ich muß —“ waren nicht Worte des Mundes nur, wie bei mancher Andern, sondern schon Geschichte des Herzens; daher erhielt sie in meiner stillen Hoffnung eine viel frühere Nummer, als die auf das Papier geschrieben ward. — Sechs Wochen darauf zog der Alte weg — nicht nur fern davon, die Gegenvorstellungen der Frau anzunehmen, sondern gerade in der Ab-

sicht, dieselbe von ihren „neuen Einfällen" abzubringen. Bis zu dieser Zeit sah man es ihr noch äußerlich in etwas an, daß sie eine große Frau sei, denn sie war gut versehen mit anständiger Kleidung. Seitdem beginnt nun ihr eigentliches Pilgerleben mit ihren Wallfahrten. Sie ist überall mit dem Alten mitgezogen, aber nur um Häuser zu bauen und einzurichten; dann trieb sie ihr „Ich kann nicht mehr" wieder auf eine Weile hierher, und oft wollte ihr kein Plätzchen auf ihren langen Märschen zum Ausruhen geeignet scheinen, bis sie vor meiner Thür sich setzen konnte. Zuweilen war sie kaum da, als Botschaft hinterher kam: sie müsse wieder kommen Häuser abbrechen; der Alte wolle wieder ziehen. War der Sonntag oder die Unterrichtsstunde nahe, so wartete sie so lange und war dann wieder schnell auf den Füßen. — Dies wurde stehende Weise, die sich stets wiederholte. Der Alte hat zuweilen seinen Dienern Befehl gegeben, sie zu schlagen, wenn sie wieder hierher wandern wolle; diese habens aber nicht gethan. — Ihre Kleider hatten aber nicht die Ausdauer wie ihre Füße und wie das „Ich muß" ihres Verlangens; darum dauerte es nicht gar lange, bis sie im Winter zur Kleidung und zu nächtlichem Schutz vor Kälte Nichts besaß, als ein schon kahl getragenes Kuhfell; und der Magen war oft noch übler daran. — That sie aber irgend eine bescheidene Bitte um Etwas bei dem Alten, so soll seine Antwort die gewesen sein: „Frag's von dem, welchem du nachläufst!" Diese Verweisung hat sie mehr und mehr zum Stillschweigen bewogen, mich aber fast zum harten Mann gemacht; denn meinem wahren Mitleid nach hätte ich dieser bedürftigen Seele oft eben so gern eine äußere Wohlthat erwiesen, als meiner leiblichen Mutter, aber um dem Alten keinen Stoff für seine böse Zunge zu liefern, und der Frau das Zeugniß: — daß sie lediglich wegen des Evangelii als ihrer Seele Bedürfniß komme — sicher zu bewahren, habe ich nichts weiter in dieser Beziehung für sie gethan, als den Johannes nachdrücklich ermahnt, daß er der Mutter die nöthige Fürsorge zuwende, wozu er vor seinen übrigen Brüdern am meisten verpflichtet sei, da er die Ursache der Bedürftigkeit ihrer Mutter zu würdigen wisse. So wie schon immer zuvor freundliche Herberge, so hat sie seitdem bei ihm auch das Allernothdürftigste gefunden. Doch bestand ihr Kirchen-Anzug auch noch fortan in einem Kuhfell, bis auf den letzten Tag der Vorbereitung, in welcher ich beiläufig auch erwähnte, daß die zu Taufenden doch auch ihre Kleider sorgfältig rein waschen sollten — eine für Koranna's niemals, selbst nicht an solchen Tagen überflüssige Ermahnung. — Wenn aber die Andern dieser Ermahnung schon fürsorglich zuvorgekommen, so fragte die alte Mutter beim Herausgehen mit sehr verlegener Miene: ob sie auch ihr Kuhfell waschen müsse, da die-

ses dadurch doch nur hart, aber nicht weiß werden könnte. Meine Frau hatte aber schon in der Stille diese Verlegenheit gehoben, so daß wir durch Ueberreichung eines passenden Anzugs sie freudig überraschen konnten." —

Nachdem sie in der heiligen Taufe den Namen Hanna empfangen hatte, war ihr ein schweres Loos beschieden. Ihr alter, stets umherschweifender Mann entzog ihr fast jede Gelegenheit Gottes Wort zu hören. Sie aber scheute die weitesten Fußwanderungen nicht, um einmal wieder ein wenig Lebensbrod sich zu holen. „Fast bewundernswerth ist es," (so schreibt Bruder Schmidt im Jahre 1851), „wie sie ihre Pflichten gegen ihren stets in der Ferne wohnenden heidnischen Mann mit ihrem Trachten nach Gottes Wort zu verbinden weiß, daß sie beiderseits nach bestem Vermögen ihr Genüge thut. — Herr, erhalte diese in deiner Gnade und vervielfältige bald die Zahl solcher Seelen!" — Nach einiger Zeit hatte sie die große Freude, auch ihre einzige Tochter, die bis dahin hartnäckig in die Fußstapfen ihres heidnischen Vaters getreten war, als eine wirklich heilsbegierige Jüngerin mitbringen zu können. So hat sie Treue gehalten bis zuletzt, als schon viele andere der Fernwohnenden erlahmt waren. Da schreibt Bruder Schmidt aus dem Jahre 1853: „Aus der Ferne kommt selten Jemand, außer der alten Hanna, welche aber nie ausbleibt, wenn nicht Krankheit oder der zu sehr angeschwollene Baalfluß sie abhält!" — Dies ist das Letzte, das wir über sie gehört haben. Jetzt ist sie sicherlich schon heimgegangen und preist nun am gläsernen Meer in Gemeinschaft mit Bruder Schmidt den Herrn für die Gnade und Errettung, die sie auf Saron gefunden hat. —

Auch von einem anderen jungen Koranna schreibt Bruder Schmidt, der früh heimgerufen wurde: „Der noch ziemlich junge Mann war eine der ehrlichsten Seelen hierselbst, und hat uns sowohl durch seinen Wandel in gesunden Tagen, als auch auf längerem Krankenlager nur Freude gemacht!"

Einen anderen von Bruder Schmidt auf Saron Getauften fand der Herausgeber im Jahre 1867 auf Mamusa. Es war Willem, der Bruder des Häuptlings Mosheu. Er hatte die langen Jahre hindurch Treue gehalten und arbeitete als Nationalhelfer unter seinem Volk. Und so mag noch manches Samenkorn, das nach der Aufhebung der Station und der Zerstreuung des Volks mit verstreut wurde, seine reiche Frucht getragen haben, von der Menschenohren nichts erfahren haben, die aber der Herr selbst mit in seine Scheuern aufbewahrt hat zur ewigen Erndte.

Wäre Bruder Schmidt nicht so fast peinlich ängstlich gewesen mit der Zulassung zur Taufe, so hätte er wohl sein Taufregister

mit Hunderten von Namen füllen können. Er schreibt aus dem Jahre 1851:

„Unser Gebet und unsere Arbeit ist aber nicht auf die Zahl, sondern auf das Heil der Seelen gerichtet und es stehet nicht in unserer Macht, die Zahlen groß zu machen. Menschlich hätte ich wohl schon im ersten Jahre die gegenwärtige Zahl auf das Doppelte bringen können; denn getauft zu werden, wird bei diesem Volke zunächst als äußere Ehrensache angesehen und darum ist der Zulauf im Anfang stets groß. Wie es aber in diesem Falle heute hier aussehen würde? Es würde um die Zucht in der Gemeinde gar kläglich stehen. Es ist gar wohl in Betracht zu ziehen, daß wir hier gänzlich aller äußeren Ordnungen und Gesetze entbehren und ich selbst nicht einen Finger breit Macht besitze, um irgend einer — auch der schreiendsten — Zuchtlosigkeit anders entgegen zu treten, als lediglich in dem Verhältniß eines Vaters zu Kindern. Dieses Verhältniß kann aber weder entstehen noch sich halten lassen, sobald die Gnade des Herrn dasselbe nicht dadurch vermittelt hat, daß die Getauften der Zucht des Wortes wahrhaft unterthan zu sein sich ehrlich bestreben. Es leben hier in der Umgegend manche schon vor zehn und mehr Jahren Getaufte mitten unter ihren heidnischen Brüdern, ohne auch nur je einmal Gottes Wort anzuhören oder nach dem heiligen Abendmahl zu verlangen. — Auch hier auf der Station ist seit länger als einem Jahre eine Frau, die vor langer Zeit von einem Wesleyaner Bruder getauft worden ist, seitdem sich aber schon überall herumgetrieben hat und auch jetzt noch als Heidin lebt."

Wir haben im Vorigen einzelne Lichtbilder aus dem mühevollen Leben des Missionars von Saron aufgeführt. Ihnen standen schwarze Schattenbilder mit überwiegendem Gewicht gegenüber. Namentlich das leidige Wegziehen kam den Leuten nicht aus den Köpfen, und trat, so oft der Missionar mit Wort und Gebet einen Sturm abgeschlagen hatte, in immer neuer Gestalt und mit immer neuen Motiven und Mitteln immer wieder auf die Tagesordnung.

Einmal schien sich den Unzufriedenen eine treffliche Gelegenheit darzubieten. Ein Deutscher fand sich beim Capitän ein mit dem Erbieten, als Lehrer mit ihnen zu ziehen und alle ihre Kinder Lesen, Schreiben und Gottes Wort zu lehren. Dieser Mann, Namens Schobel, ein früherer Handlungsgehülfe aus Hamburg, hatte, wie er selbst ausgab, im Kafferkriege mitgefochten, dann zehn Monate im Dienste der englischen Regierung gearbeitet, besaß ausgezeichnete Zeugnisse und Lehrgaben — nur

daß er nicht richtig deutsch schreiben konnte; — den Brüdern gestand er naiv, daß er, weil in der Colonie der Verdienst so schlecht sei, nothgedrungen ein besseres Auskommen suchen müsse. Von Bruder Schmidt abgewiesen, machte er sich an den Capitän und redete ihm vor, er wolle ihn durch Briefeschreiben zu einem sehr großen, angesehenen Mann machen. Das sagte natürlich dem Koranna zu, und er war auch fest überzeugt, daß Schobel der richtige Mann sei zu diesem Zweck. Er kam also mit demselben zu Bruder Schmidt mit dem Anliegen, es sei doch eine höchst wichtige Sache, daß sie ordentlich schreiben lernten, deshalb habe er dem Missionar einen zweiten Mann als Gehülfen gebracht, wie das ja auch auf anderen Stationen üblich sei. — Bruder Schmidt entgegnete ihm, daß weder der Capitän noch der Missionar das Recht hätten, einen zweiten Missionar anzustellen; daß er übrigens seine Kinder nur einfach regelmäßig zur Schule senden möchte, dann würden sie schon schreiben lernen. — Nun aber stampfte der junge Deutsche heftig auf den Boden und befahl dem Capitän, sogleich ein neues Schulhaus für ihn bauen zu lassen, denn auf diesem (rechten) Ufer des Baalflusses habe die englische Regierung nichts zu befehlen.

Der Capitän war im Gefühl seiner künftigen Hoheit gern geneigt, dem Fremden zu willfahren. Hatte er doch alsdann einen weißen Lehrer, der beim Wegziehen ihn auch begleiten würde. Der Contrakt wurde gemacht, jeder Familienvater sollte dem Lehrer monatlich ein Schaf bezahlen. Eine große Aufregung ging durch die Gemeinde, die sich in eine Parthei für, eine gegen den Missionar spaltete, — namentlich die Heiden natürlich alle für den Fremden. Aber das Spiel dauerte nicht lange. Es ergab sich bald, daß der Abentheurer von den großen Künsten, die er die Koranna lehren wollte, keine einzige selbst verstand. Und andererseits ergab es sich, daß die Koranna für ihn gar keine Schafe hatten. Da gab es vielfachen gegenseitigen Verdruß, bis der Hunger den Hamburger forttrieb, weiter hinein in den Transvaal. Der jüngere Bruder August Schmidt, welcher während der Zeit dieser Wirren dem Bruder Johannes Schmidt zur Hülfe beigesellt war, konnte nach nicht allzulanger Zeit wieder in sein früheres Arbeitsfeld zurückkehren. Der Erfolg dieser ganzen schweren Zeit war, daß die Leute thatsächlich den Unterschied zwischen einem Missionar und einem Abentheurer kennen lernten, und nun um so fester an dem ersteren festhielten, daß sie offener wurden und sogar nach Arbeit zu fragen anfingen.

Untergang der Station Saron.

Im Januar 1852 fand sich eine ganze Rotte jener zügellosen Koranna am Fettfluß, die den eigentlichen Heerd für die

Wegzugspläne ausmachten, auf der Station ein — zunächst unter dem Vorwande, einen Dieb fangen zu wollen, welcher — vor zwei Jahren! — Pferde gestohlen haben sollte. Sie trieben ihr heidnisches Wesen auf die ausgelassenste Weise, und machten, daß das Vieh von allen Seiten bei Tag und Nacht in den Missionsgarten einbrach und denselben völlig verwüstete und zerstampfte, und die ausgegrabene Quelle in eine Moderpfütze verwandelte. Nun hatten die Koranna, was sie wollten, nun war kein Trinkwasser auf der Station; nun mußte nothwendig fortgezogen werden. Vergeblich war es, daß Bruder Schmidt die Quelle wieder aufgrub und durch Aufdeckung eines zweiten Auges noch vergrößerte. Im März und April brachen die großen Massen wirklich auf, kaum 14 Hütten blieben stehen. Bruder Schmidt aber harrte aus und betete, und versah die Treugebliebenen mit Wort und Sakrament, — und siehe, schon im August kamen die Auszügler wieder zurück — mit den Resten ihres Viehes, welches an der ungewohnten Waide fast sämmtlich gefallen war.

Die Zurückkehrenden waren ungebrochen und finster; sie machten kein Hehl daraus, daß sie bei nächster Gelegenheit dennoch fortziehen würden.

Und der Missionar?

Er machte sich jetzt mehr und mehr fest, und nachdem er mit unsäglicher Mühe auf Hoffen wider Hoffen ein massives Wohnhaus erbaut hatte, nahm er gerade in der Zeit, wo die Station verödet war, den Bau einer neuen massiven Kirche in Angriff, damit die Arbeit desto ernstlicher an dem verkommenden, seiner Auflösung sichtlich entgegengehenden Volke fortgesetzt werden könne! — Er schreibt: „Wird aber im traurigsten Falle eines gänzlichen Auseinanderlaufens all das hier verkündigte Wort zum Zeugniß gegen dies Volk stehen bleiben, dann mag auch noch dies Gebäude ein Gleiches thun, welches aus Liebe und Sorge für das Seelenheil dieses Volkes in traurigen Zeiten hier aufgebaut worden ist!" Das ist Glauben!

Freilich nahten sich die Anzeichen, daß die Station auf die Dauer dennoch nicht werde gehalten werden können. Beweglich sind die Bitten um dringende Fürbitte der deutschen Christen, die Bruder Schmidt aus dieser Zeit herübersandte über das Weltmeer. „So weit wir mit unseren Augen schauen," (schreibt er in demselben Brief, in dem er den Beginn der Bauarbeit an der Kirche meldet), „ist eine völlige Auflösung dieses Volkes als solches nicht mehr fern. Diese Anschauung drängt sich mehr und mehr Allen auf, die dieses Volk kennen, und denen gerade am ernstesten und tiefsten, die es ehrlich lieb haben und für sein Heil bekümmert sind! — Hiermit ist unser Ergehen genug geschildert, damit Sie, geliebte Väter im Herrn und Alle, die herzlichen

Antheil an der Sache nehmen, unser vielseitiges Elend aufs Neue mit theilnehmender Fürbitte dem Herrn vortragen, der allein helfen, erwecken, heilen, neu machen, trösten, ja Alles kann, dessen wir bedürfen. In Seinem Namen haben wir ein neues Jahr begonnen; und je mehr unseren Augen jede Aussicht dunkel ist, desto einfältiger müssen wir auf Ihn allein schauen. Verleihe Er uns Allen Gnade dazu. Amen!"

Dieser vom 5. Januar 1854 datirte Brief ist der letzte aus Saron geschriebene. Der Herr hatte es anders geplant, als der treue, standhafte Bruder es sich gedacht hatte. Ein Hebel zur Auswanderung kam, welcher alle übrigen an Kraft überbot, das waren die Bauern.

Diese hatten, je mehr der Strom der Auswanderer aus der Capcolonie nach Norden drängte, desto mehr von den Saron umgebenden Grundstücken sich angeeignet, und zuletzt die Station bereits völlig eingeschlossen. Wenn sie zur Salzpfanne kamen, betrachteten sie die schöne Quelle und Gärten des Missionars immer mit so ganz eigenthümlichem Blick, und die erste vollständige Auswanderung der Koranna hätte sicherlich das Land keine Woche unbesetzt zurückgelassen.

Je lockerer das Band wurde, welches das Land zwischen Oranje- und Vaalfluß an die englische Regierung band, desto fester setzten sich die Bauern im Transvaal fest, woselbst sie 1852 bereits einen neuen eigenen Staat gebildet hatten (s. u.). Nachdem sie die Betschuanen aus der nahe bei Saron gelegenen Stadt vertrieben hatten, war es nur noch eine Frage der Zeit, wann sie auch des Gebiets von Saron sich bemächtigen würden, denn schon war bei der gereizten Stimmung der Bauern gegen die Engländer Saron auch ein politisch wichtiger Platz geworden, eine Art Vorposten für die Herren des Landes südlich vom Vaalfluß. Schon sahen die Bewohner von Saron in ihrer nächsten Nähe die Schafe der Bauern auf der Weide. Beunruhigende Nachrichten aus dem benachbarten Betschuanenlande setzten die Gemüther in Angst und Schrecken. Die englischen Missionsstationen Kolobeng und Mabotsa waren durch die Bauern bereits zerstört, und Edward, der Missionar der letztgenannten Station ob seines Berichts über die dabei verübten Gewaltthätigkeiten als Hochverräther verurtheilt, und nur in Betracht dessen, daß besagter Bericht vor Anerkennung der Transvaalrepublik verfaßt worden war, in so weit begnadigt, daß er die Gerichtskosten zahlen und sammt dem Missionar Inglis auf vorgeschriebener Marschroute das Land verlassen mußte. Von gewisser Seite kam die Nachricht, daß auch über unser Saron vom versammelten Rath der

Republik ein Schreiben bereits ausgefertigt sei, welches den Platz sammt dem Haus und Hof des Missionars einem gewissen Bauern als gesetzliches Eigenthum zuerkannte; von einem sicheren Freunde erhielt Bruder Schmidt den Rath, daß er auf seinen Abzug sich rüsten möchte, weil seines Bleibens doch nicht mehr lange sein würde.

Unter diesen Umständen hatte Bruder Schmidt bereits zum 11. Mai 1853 die sämmtlichen Brüder der Koranna-Stationen zu einer gemeinsamen Berathung nach Saron gerufen. Nach ernstem Gebet und eingehender Berathung war der Beschluß: Bleiben — Halten, so lange es sich halten läßt. Dem Bruder Schmidt, welcher unter den Koranna selbst vollauf Beschäftigung fand, wurde Bruder Krause (29. Juni 1853) zu Hülfe gegeben, vornämlich zur Beschickung der Mission unter den nahewohnenden Betschuanen. — Und es schien ja in nächster Zeit alles sich gut anzulassen. Die gefürchteten Bauern kamen nicht, die zum großen Theil fortgezogenen Koranna kehrten wieder. Es war der Station noch eine kurze Hoffnungsfrist gegeben.

Da erschien am 7. Februar 1854 der junge Präsident der neuen Republik, Martinus Wessel Pretorius, auf dem Platz. Er kam mit sieben Wagen und zwölf Reitern. Er gedachte mit den Betschuanen und Koranna eine Berathung über die Landfrage abzuhalten. Da die Nachricht von einem schrecklich verwüstenden Anfall des Bauernführer Potgieter auf einen Betschuanenhäuptling so eben eingetroffen war, weigerten sich die Betschuanen zu der Besprechung zu kommen. Pretorius blieb fünf Tage auf Saron, ohne etwas auszurichten. Gegen die Brüder war er überaus freundlich, und äußerte sich: „Ich bin zwar betrübt, daß ich den Zweck meines Hierherkommens vereitelt sehen muß; doch alle meine bedeutende Mühe sehe ich dadurch vollkommen vergütet, daß ich Euch in diesem Hause kennen gelernt habe." Die Brüder ihrerseits schreiben, daß sie den Präsidenten und seinen Commandanten Schütz hochachten gelernt haben, und den Eindruck von beiden erhalten hätten, daß es ihnen um Frieden und gutes Einverständniß mit Jedermann zu thun sei. Machten sie doch dem Capitän Gert Hareip dringende Vorwürfe, daß er nicht bei der Schule wohne, und überhaupt so wenige seiner Leute zu Gottes Wort heranziehe. Alles schien wohl geordnet, und das Bestehen der Station wiederum fest gesichert zu sein.

Aber kaum war Pretorius mit seinen unbewaffneten Begleitern abgereist, da war unter den Koranna kein Halten mehr. „Nun Pretorius hier gewesen ist," hieß es, „und unser Land genommen hat, müssen wir fliehen!"

Am 1. und 2. März 1854 zogen Alle ab, ohne die Missionare und die wenigen bei ihnen zurückbleibenden Koranna auch

nur zu grüßen, oder auch sich nach ihnen umzusehen. Sie erwählten ihre neuen Wohnsitze in Nieuweland an der Grenze von Moschesch's Lande.

Da die Betschuanen auch gegen einzelne Bauern sich Gewaltthätigkeiten hatten zu Schulden kommen lassen und deren Strafe befürchteten, ließ auch Matlobane den Brüdern sagen, daß er von dannen ziehen werde.

So waren die Brüder allein auf dem Schauplatz so schwerer Mühen und so heißer Gebete. Nur drei Korannafamilien waren bei ihnen geblieben. Mit diesen hatten sie am Palmsonntage den letzten Gottesdienst, und zogen dann am 10. April 1854, von den drei Korannafamilien noch durch den Vaalfluß geleitet, von dannen. Unser liebes Saron hatte aufgehört, Missionsstation zu sein! —

Und war die treue aufopfernde Arbeit unserer Brüder vergeblich gewesen? Dem äußeren Anschein nach schien es so. Aber: „Dennoch," so schreibt unser Mühlmann aus jener Zeit, „dennoch darf uns die Arbeit nicht gereuen, und wird es auch nicht. Je mehr ihrer im Tode bleiben, oder in den Tod zurücksinken, um so werther und wichtiger sind die Wenigen, die der Herr aus diesem Volke noch aussondert zum Leben. Und jedenfalls hat darüber, ob die Korannamission etwa eine allzuundankbare und hoffnungslose sein möchte, nur der zu entscheiden, der um der Neun willen unter den zehn Aussätzigen den Einen nicht verschmäht hat!"

Es wird allzeit ein kleiner Rest sein, der selig wird. Aber an diesem kleinen „Rest" hat es, dem Herrn sei Dank, auch in Saron nicht gefehlt, und Früchte dieser Arbeit in Hitze und Schweiß, in Hingebung und Glauben, hat es ja doch auch gegeben, Früchte, die für die Ewigkeit gesammelt sind! —

31. Neu-Pniel.

Wir haben unsere Brüder Cap. 24 in Alt-Pniel in segensreicher Arbeit verlassen. Im Anfange des Jahres 1847 aber ergriff das alte Wanderfieber auch in Pniel eine Anzahl der heidnischen Bevölkerung. Jan Blum unternahm mit einer Anzahl Griqua einen Zug gen Norden, wie er sagte, zu einer Elefantenjagd; aber in der That, um neue Wohnplätze zu suchen. Mit 13 Wagen und vielem Vieh zogen über 100 Koranna davon, so daß im Juni 1847 das Bestehen der Station wieder im hohen Grade zweifelhaft erschien, zumal die gefürchteten Bauern ihre Plätze bereits bis auf drei Stunden Entfernung an Pniel herangerückt hatten. Den Griqua und Koranna geht eben alle Einsicht

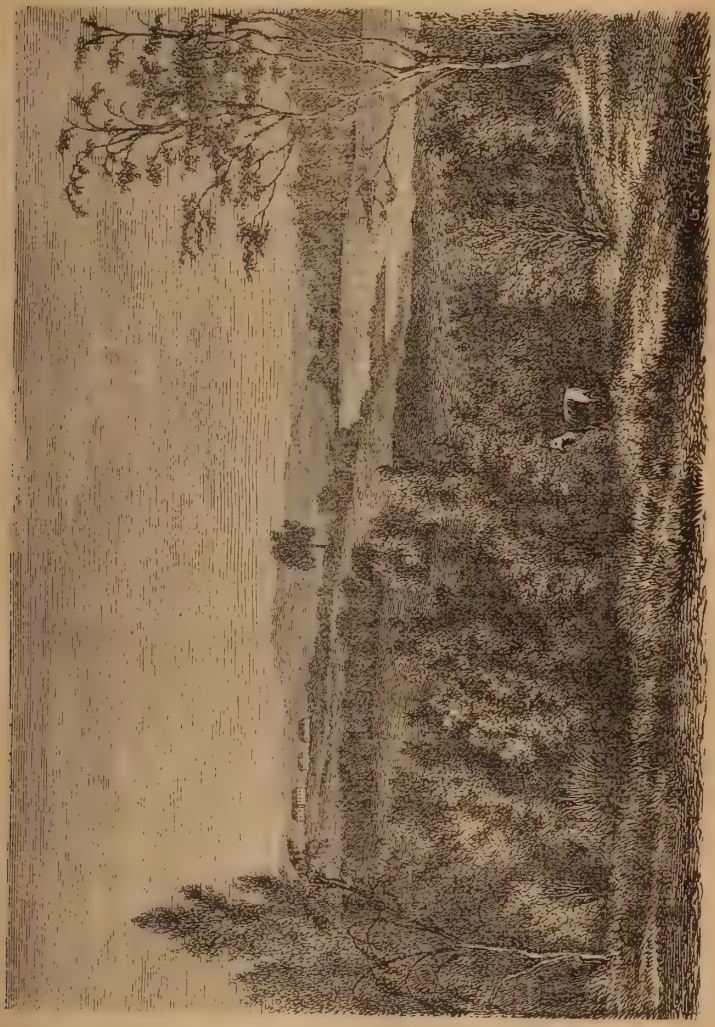
über die Bedeutung eines festen Grundbesitzes ab. Für einen Spottpreis verkauften sie einen Platz, eine Quelle nach der andern, stand ihnen ja die Welt bis zum Ngami-See offen, und bedurfte es nur eines Wanderzuges, um neue Wohnplätze zu erlangen. So blieb die Aussicht, eines Tages die ganze Station entleert zu sehen, wie ein Damoclesschwerdt über den Häuptern der Brüder. Sie hatten dieser Gefahr nichts entgegenzusetzen als das Wort Gottes und Gebet. Und beides erwies sich auch hier als siegreiche Macht. Eine tief einschneidende Erweckung unter den kleinen Springböcken im Anfange 1847 hatte so viel gewirkt, daß diese bereits offen erklärten, sie würden, wenn Jan Blum zöge, sich von ihm losmachen und beim Worte Gottes bleiben. Und da nun außerdem Zwistigkeiten unter den Familiengliedern Blum's eintraten, so war auch für diesmal die Gefahr abgeschlagen. Nur ganz vereinzelte Familien zogen davon. Eine große Anzahl anderer baute sich in der Nähe der Missionare an, so daß ihr Wohnhaus bereits von 50 Korannahütten umgeben war. Unter den 43 Catechumenen war ein starkes Wehen des heiligen Geistes zu spüren, viele wurden von einem tief einschneidenden Sündenbewußtsein und einem mächtigen Sehnen nach der Gnade und Vergebung der Sünden ergriffen. Getauft wurden im ersten Halbjahr 1847 zwar nur vier Erwachsene und zwei Kinder, während zwei andere getaufte Kinder neben Bruder Winter's Johanna ihren Platz auf dem stillen Friedhof fanden. Aber die Morgen- und Abendgottesdienste wurden fleißig besucht, eine Nähschule der Schwester Zerwick füllte sich mit Korannamädchen, in der Schuljugend zeigte sich ein frischer Sinn. Mit Entzücken genossen sie zur Anspornung ihres Eifers die kleinen Schulfeste deutsch-sinniger Art; indem sie mit den Lehrern hinauszogen, um Beeren zu suchen, im Freien mit Backwerk und Kaffee gelabt wurden, deutsche Kinderspiele spielten, und zwischendurch, wie natürlich, Loblieder zu Ehren des Herrn sangen.

Eine schöne Festlichkeit veranstaltete auch Teus Blum, als seine früher im Heidenthum geschlossene Ehe nach geschehener Taufe beider Ehegatten nachträglich die christliche Weihe erhielt. Er hatte rings um seine Hütte Baumzweige im Halbkreis gepflanzt, Matten auf den Boden gelegt, auf denen das Fleisch einer zum Fest geschlachteten Kuh auf sauberen Holzschüsseln herbeigetragen wurde. Die Heiden standen, während die Christen unter Gesang und Gebet fröhlich waren im Herrn, zuerst von ferne, durften aber dann auch näher herantreten und an der Freude des Festes theilnehmen.

Solche Lichtestage waren dann ein Trost für die Missionsarbeiter gegenüber den mancherlei Erfahrungen von Unreinheit und Undankbarkeit der Heiden, und von Rückfällen Getaufter. Sie

sahen doch, das Werk schritt vorwärts, und arbeiteten im Schweiß ihres Angesichts weiter.

Inzwischen erwies es sich je länger je mehr als eine Nothwendigkeit, daß die Station höher hinauf an den Baalfluß ver-



Pniel im Jahre 1867.

legt werde. Denn theils wohnten dort jenseits des Flusses eine Menge Koranna, die von Alt-Pniel aus schwer zu erreichen waren, theils hoffte man dort einen Brunnen graben zu können, der wenigstens Trinkwasser in dieser Wüste darböte.

Im September 1847 wurde die Uebersiedelung nach dem etwa 1½ bis 2 Meilen stromaufwärts gelegenen Platz von Neu-Pniel vollzogen.

Zwei Flächen, jede etwa eine halbe Stunde lang und breit, werden in zwei Halbkreisen von steinigten Hügelreihen umgeben und in ihrer Mitte durch eine Hügelwand von Steingeröll von einander geschieden. Am Fuße dieser letzteren, etwa 300 Schritte vom Fluß entfernt, erbauten die Brüder ihre neuen Häuser, die Wände von Pfahl- und Flechtwerk, das mit Lehm beworfen wurde. Bereits im October 1847 war den Brüdern vergönnt, auf der neuen Station zehn Erwachsene zu taufen. —

Im Uebrigen bot auch die neue Station zum Wohnen der Beschwerden mehr, als des Lieblichen. Der Baalfluß fließt 44 Fuß tiefer, als die Wohnhäuser liegen. Jeder Trunk Wassers mußte auf einer Ochsenschleife hinaufgeholt werden, eine so mühsame Arbeit, daß nicht leicht ein Koranna sich dazu entschloß, und daß sie nur durch betschuanische Dienstleute ausgeführt werden konnte. Dazu hatte das Wasser des Flusses den größten Theil des Jahres einen widrigen modrigen Geschmack, von den in demselben verwesenden Heuschrecken und Flußkräutern, wenn er niedrig floß, und von den Lehmmassen, die er mit sich führte, wenn das Wasser hoch floß, welche Lehmmassen ihm auch den Namen Baalfluß (gelber Fluß) zuzogen. Und doch war dies das einzige Wasser, auf welches die Geschwister angewiesen blieben, da alle Bemühungen, einen Brunnen zu graben, an einer in der Tiefe von 20 Fuß gefundenen Steinbank, und den unzureichenden Geräthen zu ihrer Durchbrechung scheiterten. Da in der Nähe der Häuser auch keine Gelegenheit zur Anlegung eines Dammes sich fand, waren die Geschwister auch zur Wässerung ihres kleinen vor den Häusern angelegten Gärtchens nur auf das mit der Schleife emporgeholte Flußwasser angewiesen, welches in dürren Jahren durchaus nicht ausreichte. Hatten sie aber wirklich es so weit gebracht, etliche Pfirsichbäume und Gemüse und sogar einen deutschen Rosenstock ins Wachsen zu bringen, so genügte ein einziger Gluthsommer, um alles verdorren zu machen, oder in regnichten Jahren einer der zahlreichen Heuschreckenschwärme (von denen einer einmal vier Tage lang von früh bis spät zog), um alle Mühe und Schweiß in kürzester Frist zu vernichten. Dazu durchfraßen die weißen Ameisen die Strauchwände der Häuser in dem Maße, daß nicht blos der Staub von den Decken herabregnete, sondern auch der ganze mühsame Hausbau nach wenigen Jahren dem nächsten Sturm zu erliegen drohte. Zu allem dem war es ein ungesundes Wohnen auf dem heißen dürren zugichten Ort, der sowohl Bruder Meyfarth als Bruder Schmidt

öfters monatelanges Krankenlager zuzog. Und doch mußten die Brüder aushalten auf diesem elenden Wohnplatz, die Liebe zu den verlorenen Koranna zwang und band sie fest, trotzdem daß letztere als Gegenliebe fast nur Undank entgegenbrachten. „So lieblich und zahlreich auch die Bekehrungen in Pniel sind," schreibt Schultheiß in einem Visitationsbericht von 1848, „so gewähren doch die äußeren Verhältnisse schlechte Aussichten für die Zukunft!" Unter solchen Umständen Treue zu halten, dazu gehört Geduld und Glaube der Heiligen! — Aber dieser Glaube hat denn auch seine Verheißung und seine Frucht, also daß trotz alles Schweren, was Pniel brachte durch Land und Leute, das Werk des Herrn stetig fortschritt.

Beim Wechsel des Stationsplatzes waren nur die Getauften und Angeregten den Brüdern in die unmittelbare Nähe der neuen Stationsgebäude gefolgt. Jan Blum, der trotzdem er einst in Griquastadt die heilige Taufe empfangen hatte, doch ein rechter Heide von Gesinnung geblieben war, suchte einen über eine halbe Stunde entfernten Ort für seine Hütte auf, um nicht durch die allzugroße Nähe des Gotteshauses und der Missionare belästigt zu werden. Im Laufe des Jahres 1848 aber, als die Transvaalschen Bauern sich gegen die Engländer auflehnten und der Krieg auch die Grenzen Pniels zu erfassen drohte, zogen sämmtliche Bewohner des Platzes über den Fluß, und nur die wirklich Angefaßten kehrten, nachdem die Gefahr beseitigt war, zu den Missionaren zurück, also daß in der Nähe der Station etwa 450 Koranna in 150 Hütten wohnten, während die übrigen 500 weit über das ganze Stationsland in kleineren Abtheilungen sich zerstreuten.

Hier galt es nun, den Verirrten nachgehen. Es wurden bestimmte Predigtplätze auserlesen, zu denen die Missionare an bestimmten Tagen ritten. In Ermangelung eines Reitpferdes bedienten sie sich dazu eines sogenannten Hummel oder Reitochsen. Das war ein ungemüthliches Reiten. Bruder Zerwick giebt von demselben folgende Beschreibung:

„Ich hatte mir einen jungen Ochsen angeschafft und anlernen lassen. Wiewohl nun dieses Thier sehr zahm ist, so mußte ich mich doch immer sehr fest setzen, um nicht, weil das Fell eines Ochsen sehr lose ist, und der Sattel nicht so fest geschnallt werden kann, das Gleichgewicht zu verlieren. Der Zaum eines solchen Reitochsen ist sehr einfach. Es wird ihm nur ein fingerdickes Holz, welches einige Zoll länger als seine Nase breit an einem Ende eine Gabel hat, durch die Nase gesteckt, an deren Enden ein dünner Riemen, der als Zaum dient, befestigt wird. Ist nun ein solches Thier von Natur zahm, so geht Alles gut, ist es aber das nicht, und hat es auch nicht Lust, heute seinen

Reiter zu tragen oder zu gehorchen, so helfen keine Schläge, kein Ziehen des Zügels, es läuft oder springt über Stock und Block, durch Dornen oder über Hecken, wobei der Reiter oft, wenn er nicht augenblicklich herunter springt, jämmerlich zugerichtet wird. Solche Reitochsen werden schon als Kälber von den Knaben zugeritten. Am liebsten hat man solche Ochsen, die keine Hörner haben, weil man bei den anderen, die Hörner haben, der Gefahr ausgesetzt ist, daß man sehr leicht, wenn sie stürzen, in ein Horn fallen kann und zu schaden kommen. Es giebt auch nur sehr wenige Ochsen, die recht bequem gehen, und wiewohl mein Ochse einer von denen ist, so griff es mich doch zuerst so an, als ob ich drei Tage zu Pferde geritten wäre. Diese Reitochsen dienten den Eingebornen, ehe die Pferde so allgemein waren, zur Jagd. Jetzt werden sie nur noch in Ermangelung der Pferde geritten, und zum Fortschaffen der Häuser oder Gepäcke von den Eingebornen gebraucht."

Die Aufnahme, welche die Brüder auf ihren Besuchsreisen fanden, war eine sehr verschiedene. Gewöhnlich versammelten sich auf ihren Ruf an 30, 40, 50 Zuhörer, die recht aufmerksam zuhörten, und von deren Zahl doch hier und dort auch ein Fisch im Netz hängen blieb und zu den Taufcandidaten sich einschreiben ließ. Dann aber in den Einzelgesprächen trat oft der traurigste Stumpfsinn und Gleichgültigkeit den Brüdern entgegen. „Over die ding zall ik nit stry met Mynheer, so lautete gewöhnlich die Antwort, wenn die Sonde des Evangelii tiefer eingesenkt wurde; het is alles waar, wat Mynheer zeggt, maar ons bly nu zoo!" (Ueber die Dinge will ich nicht streiten mit meinem Herrn; es ist alles wahr, was mein Herr sagt, aber wir bleiben einmal so!) Etwas eingehender antwortete eine Heidin: „Wir sind alle todtgeschlagen zum Guten, und können uns nicht rühmen; das Gute, das wir thun sollten, das thun wir nicht!" — Aber deine Seele? — „Nun, die ist auch todt!" Ein andermal kommt Bruder Meyfarth auf Klaas Kraal, und findet einen alten reichen Koranna, Namens Kort, dem der Krebs bereits den Schlund zerfressen hatte. Ehrerbietig stand der Alte auf, als der Missionar zu ihm trat.

„Ich komme heute zu dir, um mit dir über deinen Seelenzustand zu sprechen!"

Ich bete immer, und obwohl ich zu schwach bin, um hinter die Büsche zu gehen, so bete ich in meinem Hause!

„Um was bittest du denn?"

Um nichts, aber dennoch bete ich.

„Was sagst du, wenn du betest?"

Ich sage: Ach Gott!

Damit war die Geduld des Alten aber auch schon zu

Ende; er sah sich nach seiner Tabakspfeife um, die ihm ein Junge brachte.

Mit Mühe gelang es Bruder Meyfarth, nach einiger Zeit seine Aufmerksamkeit wieder ein wenig zu fesseln.

„Denkst du nicht daran, daß du bald sterben mußt?"

Ja, das weiß ich!

„Und wo wirst du nach dem Tode hinkommen?"

Das Fleisch verdirbt!

„Und deine Seele, was wird aus der?"

Das weiß ich nicht!

„Du weißt das nicht? Hast du nicht längst Gottes Wort gehört?"

Ja, vorzeiten in Griquastadt, und jetzt, wenn du mich besuchst. Aber mein Herz achtet nicht darauf! —

„Aber bedenke, wie schrecklich dein Zustand ist. Du weißt, du wirst bald sterben, willst du nicht die wenige Zeit, die dir noch übrig ist, benutzen, um deine Seele zu retten? Willst du nicht den Sohn Gottes bitten, daß Er dir Kraft gebe, das Wort zu verstehen?"

Ich bin jetzt zu dumm!

Damit war das Gespräch zu Ende, die Geduld des Alten war erschöpft! —

Auf dem Nachbarkraal fand Bruder Meyfarth einen Koranna, der das leibhaftige Bild des Elends war. Sein ganzer Körper bestand nur noch aus Haut und Knochen, das ganze Gesicht, Augen, Nase, Mund vom Krebs weggefressen, so daß man durch die äußeren Oeffnungen in die inneren Höhlen des Schädels sehen konnte, Finger und Zehen zum Theil ganz, zum Theil halb weg, die Beine von der Fußsohle bis zu den Hüften mit einer Borke überzogen, daneben ein Streifen rohen Fleisches, aus dem beständig Eiter troff. Und doch hart wie ein Stein gegen alle Einladungen zur Gnade des Herrn, keine Spur von Reue für die Kette von Bosheiten, mit der sein Leben erfüllt war, sein Mund immer noch voll frechen Spottes: „Es giebt kein Spiel und keinen Tanz unter den Koranna, den ich nicht kenne," rief er aus, und ergoß dabei die Lauge seines ätzenden Spottes über alle seine Umgebungen.

Ja, du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht! Nicht Unglück und Trübsal, sondern nur der Gnadenzug des Herrn vermag ein ungläubig Menschenherz zu bekehren.

Dazu kam der fortgesetzte Kampf gegen den Branntwein, dessen Verkauf von der Regierung trotz der inständigen Einsprache des Missionars nicht blos gestattet, sondern um der für denselben zu zahlenden hohen Licenz willen begünstigt wurde. Einmal war es gelungen, auf kurze Zeit ein Verbot der Regierung zu erwirken;

doch schon nach wenigen Monaten wurde dem Verbot die Clausel hinzugefügt: „wenn der betreffende Capitän der Schwarzen es nicht erlaubt" — und um diese Erlaubniß war nicht viel zu sorgen, die wurde nur zu bereitwillig ertheilt.

Die Brüder setzten alle Macht von Gottes Wort und Ermahnung gegen diesen erzbösen Feind, und es gelang ihnen wirklich, denselben von der Gemeinde, den Getauften und Taufcandidaten abzuhalten, nur einer der letztern fiel als Opfer, die übrigen blieben fest, dagegen unter den Heiden wüthete dieser böse Geist desto mächtiger.

Und doch nahm das Evangelium seinen, obgleich langsamen, so doch sichern Fortgang trotz aller dieser Hindernisse; die Zahl der Getauften, welche beim Beziehen der neuen Station 31 betragen hatte, wuchs im Jahre 1848 bis zu 41, 1849 zu 61, 1850 auf 70 Seelen.

Mit welchem Muth und in welcher Gesinnung die Brüder ihre schwere Arbeit an den harten Herzen verrichteten, davon ein Zeugniß aus ihrer eigenen Feder aus dem Jahre 1850:

„Ja gleich den africanischen Wüsten, welche von tausend schmalen Wegen durch das Vieh und Wild durchkreuzt und hart getreten sind, so scheinen die Herzen dieses Volkes zu sein. Was vom Samen auf die Wege fällt, fressen die Vögel und was in das dazwischen stehende Unkraut fällt, erstickt. — Aber wer sagt uns denn, daß es so sei? Ist das Wort Gottes nicht lebendig und kräftig, ein Feuer und ein Hammer, der Felsen zerschmeißt? Hat es nicht die Verheißung des wahrhaftigen Gottes, daß es nicht leer zurückkommen soll? Ganz gewiß. Wir sehen das ja auch mit unsern Augen. Hat doch der treue Herr aus diesem elenden Volke sich schon eine ziemliche Anzahl herausgenommen; und wer weiß denn, ob der Herr nicht gerade das Elend dazu gebraucht, um sein Heil demselben in noch reicherem Maße zuzuwenden, als es bisher der Fall war? Die Wege des Herrn sind ja immer so gewesen, daß die äußere Vernichtung zur innern Erhaltung dienen mußte. Uns geziemt es daher, stille zu sein und des Herrn zu harren, auch wenn er andere Wege geht, als wir erwarten, wenn er den Erfolg unserer Arbeit vor unsern Augen verbirgt. Unsere Aufgabe ist, den rohen Acker umzupflügen, Samen auszustreuen und zu begießen; das Gedeihen mögen wir ruhig Ihm überlassen, der das Seine gewiß zur rechten Zeit thun wird. Und wenn wir auch kein Körnlein von unserer Aussaat sollten aufgehen und Frucht tragen sehen, so erndten vielleicht Andere nach uns, gleich wie wir zu Anfange erndten durften, was Andere vor uns ausgesäet hatten. Dieser Trost bleibt uns namentlich auch in Bezug auf die Jugend, die, so viele von derselben die Schule besuchen, zwar reichlich im Worte des Lebens

unterrichtet wird, nichtsdestoweniger aber recht todt und oft recht gottlos ist. Einige zwar gehen beten, hören wieder auf, fangen wieder an, sind aber dabei in ihrem Wandel oft sehr ungezogen."

Gar liebliche Früchte schüttete der Herr seinen Knechten inmitten ihrer Frohndienstarbeit in den Schoß. Die gläubigen Koranna hängten sich mit immer größerer Festigkeit an sie an und machten mehr als einmal durch ihren tapferen Widerspruch die Fortwanderungspläne der Heiden zu Schanden; die gläubigen Frauen begannen je länger je mehr, ihre angeborene Trägheit überwindend, so fleißig zu arbeiten, daß sie ihren sauberen Kirchanzug sich verdienten, die gläubigen Männer ließen sich keine Mühe verdrießen, um an dem freilich unter vielen Unterbrechungen fortgeführten Kirchbau mit thätig zu sein, die Büsche und Steinklüfte waren oft Zeugen von tiefinnigen Herzensgebeten, und die Krankenlager und Sterbebetten gaben nicht selten hellleuchtende Beweise davon, daß auch in diesen Koranna der Glaube der Sieg war, der die Welt überwunden hat. Hören wir aus den Tagebüchern von Pniel von letzteren nur zwei Fälle; die beiden Erstlinge der Heimgegangenen von Pniel:

Die kranke Hanna.

„7. Juni 1849. Meyfarth ritt wieder zur kranken Hanna, von welcher wir hörten, daß sie sehr schlecht krank sei, um ihr, wenn sie es begehre, noch das heilige Abendmahl zu reichen. Als er hinkam, hatte sie dies Verlangen schon gegen ein Gemeindeglied ausgesprochen. Sie war sehr schwach und Meyfarth konnte nicht viel mit ihr sprechen; da erzählte sie in abgebrochenen Sätzen noch so viel: Ehe die Lehrer hier waren, hatte ich schon einmal angefangen, den Herrn zu suchen, aber ich fiel wieder ab in die Welt. Da ging ich denn wieder eine lange Zeit im Unglauben hin, auch noch als ihr Lehrer schon hier waret. Als aber die Ersten auf dem alten Platz getauft wurden, da faßte mich der Herr auf's Neue und hielt mich fest, daß ich ihm nicht widerstehen konnte. Von der Zeit an habe ich ihn ernstlich gesucht und nicht wieder verlassen. Dies letztere erklärte sie so: „Die groben Sünden — deren sie einige aufzählte, — habe ich nicht wieder gethan, wohl aber bin ich sonst vielfach vom Herrn und seinem Worte abgewichen." Auf Meyfarth's Frage: Wenn du bald vor dem Herrn erscheinen mußt, und er zu dir sagen wird: „Du bist eine große Sünderin," was willst du ihm dann darauf antworten? Ich werde sagen, antwortete sie: „Ja Herr, das bin ich wohl, ich habe dein Wort nicht gehalten; aber durch deine Barmherzigkeit habe ich die Vergebung suchen gelernt, darum wirst du mich nicht verstoßen." Darauf sprach sie unter Thränen das Sündenbekenntniß nach, wie es ihr vorgesagt wurde,

und erhielt dann die Absolution. Nach einem kurzen Gebet erhielt sie dann den Leib und das Blut des Herrn, worauf mit einem kurzen Gebet und Segen die Feier endete. Sie war erschöpft und Meyfarth verließ sie, nachdem er ihr noch einige Trostworte zugesprochen, um sie, so Gott will, übermorgen wieder zu besuchen. Eine solche Feier in einer armseligen Koranna-Hütte macht einen ganz eigenen Eindruck, sowohl auf den Missionar als auf die umstehenden Korannas. Der Missionar erkennt da so recht die Erhabenheit seines Amtes, ein Friedensbote zu sein; und letztere scheinen die heilige Handlung hier fast besser zu verstehen, indem sie das Heil dem Einzelnen so recht zugeeignet sehen. — Den 8. Juni. Die obige Hanna hat heute mit Sonnen-Untergang ihren irdischen Lauf vollendet. Nachdem sie das heilige Abendmahl empfangen, hat sie nur noch wenig gesprochen. Nur gegen einige Gläubige, welche sie besuchten, hat sie noch einige Aeußerungen wie folgende gethan: „Ach, das Fleisch ist sehr schwach und kann die Schmerzen nicht lange mehr tragen; aber meine Seele ist ruhig." Als sie gefragt wurde, ob sie noch einmal Medizin gebrauchen wolle, hat sie geantwortet: „Nein, es geht zu Ende." Darauf hat sie leise gebetet, bis ihr die Stimme vergangen und sie eingeschlafen ist. — Den 9. Juni. Die Leiche wurde mit unserm Wagen geholt und gegen 4 Uhr Nachmittag, als sie ankam, zur Erde bestattet. Die Gemeinde mit den Schulkindern war am Grabe versammelt und wir sangen erst drei Verse aus dem Liede: Jesus lebt, mit ihm auch ich ꝛc., darnach, während die Leiche eingesenkt wurde: Alle Menschen müssen sterben ꝛc. Hierauf wurde eine Ansprache über Ebr. 7, 27. gehalten und am Schluß der Leichnam mit den Worten Joh. 11, 25. 26. der Erde übergeben. Sie war die erste Erwachsene, welche aus dieser Gemeinde heimging.

Heimgang von Jeremias.

Den 13. Juni. Heute früh wurde Meyfarth zu dem kranken Jeremias gerufen, welcher sich sehr schwach fühlte. Als jener zu ihm kam, sagte er: „Meine Krankheit hat zugenommen, mein Leib, sowie meine Füße und Arme sind mehr geschwollen, aber ich fühle keine Schmerzen, denn der Herr ist bei mir." Meyfarth fragte ihn: „Fürchtest du noch den Tod?" „Nein," erwiderte er. „Aber bist du nicht ein Sünder und deshalb strafbar vor Gott?" „Ja," sagte er, ich bin ein großer Sünder, aber der Herr Jesus, der für mich gestorben, hat mich angenommen in der heiligen Taufe, darauf stehe ich, wie's auch immer nun kommen mag, ich lebe oder sterbe." Als Meyfarth dann noch einige Worte mit ihm gesprochen hatte über den Zustand seines Herzens und die Sünderliebe des Heilandes, gab er ihm noch einige Me-

dizin, welche ihm in der letzten Zeit die Schmerzen gelindert hatte, und verließ ihn. Zu Mittag ging er wieder hin, fand ihn aber noch schwächer, doch richtete er sich noch auf und sagte: „Ich bin zufrieden, wie's auch kommt, ich denke nur an den Herrn." Meyfarth verließ ihn bald wieder, nachdem er ihm etwas leichte Suppe und einige Tropfen Wein gegeben hatte, weil er sonst nichts genießen konnte. Kaum eine Stunde darnach ließ er Meyfarth wieder rufen und als dieser aus dem Hause kam, sah er schon, wie die Leute auf dem Kraal nach des Kranken, Hütte zu liefen, woraus er schloß, daß es zu Ende gehe; er eilte daher und als er in die Hütte kam, lag er wirklich im Sterben. Es schien ein harter Kampf zu sein, indem sich die Seele von der irdischen Hülle losrang; der Schaum stand vor dem Munde und bei dem schweren Athemholen hob der Leib sich hoch in die Höhe. Meyfarth rief ihm zu: „Jeremias, Jesus Christus, der die Auferstehung und das Leben ist, kommt und holt dich ab!" Bei diesen Worten schlug er seine Augen noch einmal auf und sahe jenen an, sprechen konnte er nicht mehr; dann schlug er die Augen wieder zu und nach ungefähr einer Viertelstunde war die Seele von der sterblichen Hülle erlöst. Meyfarth sprach dann noch einige Worte zu den anwesenden Leuten und betete mit ihnen. Darauf erzählten einige von diesen, daß er beim Herannahen des Todes gebeten habe, alle Gläubigen auf dem Kraal und den Lehrer zu rufen; dann von den Umstehenden Abschied genommen habe mit den Worten: „Heute noch werde ich euch verlassen und nach Hause gehen zum Himmel; ach, wie ist der Himmel so wunderbar, so hell, seht ihr nicht das große, schöne Licht? Betet für mich! betet fleißig! sagt auch meinen Brüdern, daß sie beten und sich bekehren. Wenn Willem vom Kommando — aus dem Nieuweland — zurückkommt und seine Frau ein Söhnchen bekommt, so sagt ihm, daß er es in der Taufe nach meinem Namen Jeremias nennen soll;" darauf sei ihm die Stimme vergangen. Alle Anwesenden waren sehr gerührt durch seinen Tod und bekannten, noch Niemand so sterben gesehen zu haben. — Den 14. Juni. Gegen Abend fand die Beerdigung in der oben beschriebenen Weise statt. Eine ziemliche Anzahl Gläubige und Ungläubige — meistens Frauen — waren dabei gegenwärtig. Die Leichenrede war über 1 Corinth. 15, 54—57. Dies waren in Kurzem zwei Garben, von welchen wir hoffen, daß sie in die himmlische Scheune des Herrn eingesammelt sind. Möchten doch Alle, welche ihnen von Pniel aus folgen und auch wir einst als solche befunden werden. Diese beiden waren die ersten Erwachsenen auf unserm Gottesacker; der Herr hat sie heimgeholt, bei ihm sind sie vor allem Ab- und Rückfall gesichert. Das ist auch nicht ein geringer Trost für uns Knechte des Herrn, denn welcher

Diener des Wortes möchte nicht gerne alle Schäflein, welche er dem Herrn zuleiten und weiden durfte, in völliger Sicherheit sehen? Doch in des Herrn Hand sind wohl auch die sicher, welche uns einmal nachkommen, aber wir Menschen möchten immer lieber sehen als glauben."

Neue Nöthe, neue Siege.

So liebliche Früchte wuchsen an Dornenhecken. Denn im Reich Gottes geht einmal alles wider die Natur, da wachsen Feigen an den Dornen und Trauben an den Hecken, und alle liebliche Frucht muß mit mühsamer Arbeit und viel Noth und Gebet dem Herrn abgerungen werden.

Kaum war die Aufregung wegen des Krieges der Bauern gegen die Engländer 1848 gedämpft, als im Jahr 1849 ein neuer Krieg alle Gemüther fesselte. Der Korannahäuptling Taibosch hatte in Nieuweland an der Grenze des neuaufblühenden Reiches von Moschesch (s. Theil I p. 343) neue Wohnplätze gefunden, war aber bald mit Moletsane, einem Unterhäuptling von Moschesch und dadurch auch mit letzterem in Grenzstreitigkeiten gerathen. In den hierob entbrannten Krieg wurden alle befreundeten Koranna, auch die von Pniel hineingezogen, so daß den ganzen Sommer 1849 hindurch fast die gesammte waffenfähige Mannschaft von Pniel zu Felde war. Da der Krieg einen ungünstigen Ausgang nahm, kehrten sie gegen Ende des Jahres ziemlich demoralisirt zurück. Taibosch, unzufrieden mit den neuen Grenzbestimmungen, verließ trotzig das ganze Nieuweland mit seinen reichen Waideplätzen, wohnte eine Zeit mit seinen Leuten auf Pniel, — freilich ziemlich hart gegen das Wort Gottes — und versuchte später vergeblich sein verlassenes Land wieder einzunehmen.

Noch tiefer einschneidend in das Leben der Station war die Besitzergreifung des Oranjefreistaats durch die Engländer im Jahr 1848 und 1849. Im Anfange hatten die Blum'schen Koranna den Engländern gern Beistand geleistet gegen ihre Erbfeinde, die Bauern. Als nun aber hernach die Engländer siegreich geblieben, sich als Herren und Vertheiler des Landes gebehrdeten, da erwachte der alte Korannastolz. Eine vom 14. März 1849 datirte Proclamation des englischen Residenten zu Blumfontein, wonach den Eingeborenen gestattet sein sollte, sich unter ihren eigenen Gesetzen durch ihre angestammten Capitäns selbst zu regieren, soweit dies in Zucht und Ehrbarkeit geschehe, daß aber im entgegengesetzten Falle die englische Regierung einschreiten werde, erachteten die stolzen Koranna für einen unerträglichen Eingriff in ihre Rechte. Jan Blum antwortete: „Ich höre das, will aber nun sehen, wie das Gouvernement handeln wird.

Will dasselbe Herr sein über das Land und das Land nach seinem Gefallen austheilen, so ziehe ich über den Strom, und werde meinen Fuß nicht wieder auf die andere Seite setzen!"

Ein Rechtsfall, in welchem Blum Leute seines Volks, die einen Mord begangen hatten, gegen die Strafe zu schützen versuchte, gab dem englischen Gouvernement die erste Gelegenheit zum Einschreiten. Es verlangte Zeugen und die Gegenwart des Häuptlings zum Gerichtstage in Blumfontein. Jan Blum aber begehrte hoch auf, zog sofort mit den Seinen über den Vaalfluß und verschwur sich hoch und theuer, nicht wieder zurückkehren zu wollen. Ja Pläne wurden geschmiedet, daß man ganz aus dieser Gegend fortziehen wollte. Wagen und Packochsen wurden zum Ziehen bereitet. Selbst Gemeindeglieder schlossen sich dem gemeinsamen Beschluß an.

Wie hierbei den Missionaren zu Muthe war, läßt sich denken. Binnen wenigen Wochen, so schien es, würde das ganze Stationsfeld leer sein, alle unsägliche auf den Bau von Häusern und Kirche verwandte Mühe vergebens, die ganze Gemeinde aufgelöst. Da haben die Brüder nicht blos bei Tage, sondern auch manche liebe Nacht hindurch mit dem Herrn gerungen im Gebet, daß doch nicht die ganze Station aufgelöst werden möchte.

Und das Gebet stieg auf vor Gottes Thron. Zuerst waren es einige der Gläubigen, die entschieden erklärten, sie könnten doch unmöglich ihre Kinder ohne Gottes Wort in die Wüste ziehen lassen, und auch selbst (da die Missionare entschieden sich weigerten, mitzuziehen) ohne Gottes Wort bleiben. Die Boten, welche ausgesandt waren, die neuen Wohnplätze zu suchen, kehrten auch mit ungünstigen Nachrichten zurück, und so entschloß sich auch Jan Blum wieder zu bleiben. Die Packochsen wurden abbestellt, und der Häuptling, durch das Kriegsunglück seines Freundes Taibosch gewitzigt, kam nicht nur über den Strom zurück, sondern sandte auch seine Gesandten am 24. October 1849 zu dem in Blumfontein angesetzten englischen Gerichtstag, ja er erklärte sich bereit, selbst aus der Hand der englischen Regierung Land sich anweisen zu lassen.

Nachdem auf diese Weise der Hochmuth der Koranna eine so empfindliche Demüthigung erfahren hatte, begann ein neues geistiges Regen auf der Station. Kirche und Schule, welche sich aus dem Grunde, weil die Koranna behaupteten, die Missionare zögen mit der Regierung einen Strang, und wollten sie darum nur bekehren, damit die Regierung desto fester sie unterwerfen könne, sichtlich geleert hatten, füllten sich wieder, und die Zahl der Heilsbegehrenden mehrte sich. Der Kirchenbau, welcher unter der Aufregung der Gemüther und den Kriegsunruhen fast ganz darniedergelegen hatte, wurde mit neuem Eifer wieder aufge-

nommen, die Koranna lieferten gern 50 Rindshäute zu Riemen, mit denen die einzelnen Stücke in Ermangelung von Nägeln zusammengebunden wurden, und arbeiteten nach ihrer Weise fleißig an dem Zustandekommen des Werks.

Es that auch wirklich noth, daß die Kirche vollendet werde, denn die bisherige provisorische Kirche von Rohr und Pfählen, welche nunmehr vier Jahre lang gedient hatte, wollte nicht mehr halten — abgesehen davon, daß sie eigentlich ein Stall war für Ziegen und Kälber, welche für die Zeit des Gottesdienstes ausquartirt wurden, um sofort nach Beendigung desselben wieder ihren Einzug zu halten. Es war daher keine geringe Freude, als zu Epiphanien 1852 der große neue schöne Dom am Baalfluß seine Vollendung gefunden hatte.

Die Einweihung der neuen Kirche in Pniel.

Schon bald nach der Beziehung der neuen Station, am 5. März 1848 hatte die kleine Gemeinde ein liebliches Fest gefeiert, indem die neue, schöne große, von den uckermärkischen Missionsfreunden geschenkte Glocke eingeweiht werden konnte. Für dieselbe wurden zwei mächtige Pfeiler von gebrannten Steinen errichtet, und unmittelbar hinter denselben wuchs die neue mächtige 84 Fuß lange, 24 Fuß breite Kirche, zu der am 16. März desselben Jahres der Grund gelegt wurde, aus dem steinigen Boden.

Die Brüder Zerwick und Meyfarth arbeiteten unverdrossen mit Hülfe sehr weniger Getreuen an dem großen Bau. Zerwick fand neben seiner Arbeit in der Schule die nöthige Zeit, um die gesammte Zimmerarbeit an Dach und Fach zu thun, dazu die Fenster, Thüren, Kanzel und Altar mit seinen eigenen Händen herzustellen, während Meyfarth beim Mauern und Kleben und Schneiden des Deckgrases treulich mithalf. Auch einzelne treue Gemeindeglieder leisteten unentgeltlich ihre Dienste, nur daß sie in Zeiten der Hungersnoth nothdürftig mit Speise versehen wurden. So wuchs inmitten der Unruhen und Stürme, die die Station oft bis zur Grundfeste erschütterten, das neue Gotteshaus aus dem Staube empor. Etliche Gläubige hatten selbst in Hungerzeiten, die Theilnahme an den Jagdzügen ablehnend, lieber mitgearbeitet trotz dem scharfen Spott der Ungläubigen. So betrugen sämmtliche Auslagen für den Kirchenbau — für Glas, Eisenwerk, Bretter ꝛc. nur 40 Pfund, das übrige hatte Alles die Gemeinde und der Fleiß der Brüder geleistet.

Dafür konnten letztere gegen das Ende des Jahres 1851 auch nach Hause berichten: „Wir haben Ursache, mit David zu singen: „Der Herr hat ein neu Lied in unsern Mund gegeben, zu loben unsern Gott!“ Können wir auch nicht wissen, wie lange es uns vergönnt ist, solches Lied zu singen, so wollen wir

doch die gegenwärtig uns geschenkte Freude uns nicht verkümmern lassen, sondern sie vielmehr zur Stärkung unseres Glaubens anwenden für künftige, vielleicht wieder trübere Zeiten, um auch dann männlich und stark sein zu können!"

Am 11. Jan. 1852 versammelte sich die ganze Gemeinde zu einem Jubeltage. Die letzte Arbeit an dem Dombau war gethan. Eine Decke von Rohr in der Hälfte des Daches war das Gewölbe, von innen und außen waren die Wände geputzt und geweißt, der Flur gelegt, und das Ganze mit Einschluß des Glockenstuhls mit einem Zaun umgeben, damit es nicht vom Vieh beschädigt werden könne. Der Altarplatz war gegen den übrigen Flur um 4 Zoll erhöht und auf demselben zu beiden Seiten die Sitze für die Familien der Missionare angebracht; eine Kanzel von braunem Weidenholz mit Gelbholzfüllungen war die Zierde des Inneren. Auf jeder Seite des Gebäudes sechs Fenster, freilich nicht im hohen Styl — sie enthalten jedes nur 12 Scheiben von 9 Zoll Höhe und 7 Zoll Breite — aber groß genug, um das nöthige Licht einzulassen. Bänke freilich waren aus Mangel an Geld noch nicht zu beschaffen gewesen, Kreidestriche auf dem Boden vertraten ihre Stelle, damit die Leute von vorn herein sich an ein geregeltes Sitzen gewöhnten. Zunächst dem Altar waren die Plätze für die Kinder, dann folgten die für die Gemeindeglieder, dann die für die Taufkandidaten, endlich die für die Heiden. Denn Ordnung muß sein.

Zur Feier der Einweihung war das neue Gotteshaus so gedrängt voll, daß die Einrede, es sei zu groß, bald verstummte. Bruder Meyfarth trat vor den Altar und die Schulkinder stimmten einen zweistimmigen Chorgesang mit dem Text Ps. 103, 1—4 an. Die Einweihungsrede hielt Bruder Meyfarth über 1 Kön. 8, 23—30. und 37—52., die Predigt Bruder Schmidt über 1 Mos. 28, 16. 17. Bruder Zerwick verlas einen Bericht über die Geschichte der Station und des Kirchenbaus, in welchem derer, die treulich mit geholfen hatten, mit Ehren Erwähnung gethan wurde. Die Nachmittagspredigt hielt Bruder Salzmann über Röm. 12, 1—6.

Den innern Jubel der Brüder zu ermessen ist nur der im Stande, der da weiß, was es heißt, solchen Bau mit alleiniger Hülfe von Koranna auszuführen. „Durch all dies Schwere, so schreibt Bruder Meyfarth, hat der Herr gnädig hindurchgeholfen, er hat damit gezeigt, daß seine Kraft in den Schwachen mächtig ist. Wir stehen beschämt da, wenn wir unsers Kleinmuths gedenken, der uns so oft beschleichen wollte. Da steht nun das liebe Haus in seiner Einfachheit vor uns als ein Denkmal der göttlichen Gnade und ihrer an den Herzen sich offenbarenden göttlichen Macht; als ein Zeugniß wider den Unglauben, der oft

gesagt hat: Humm ap la dóxosa d. h. das Haus wird nie fertig werden; als ein Zeugniß wider die spottende Welt, die höhnisch lächelnd sprach: Ist das ein Haus für solchen Platz? als ein Zeugniß endlich für den, wenn auch noch schwachen Glauben unserer Gemeindeglieder, denn diese Kirche ist die erste von solcher Größe, welche allein mit Hülfe einer Koranna-Gemeinde gebaut ist."

Nun sank denn unmittelbar nach der Einweihung der neuen Kirche die alte Rohrkirche, welche allmählich ein Aergerniß für die ganze Station und Gegend geworden war, in den Staub.

Aber mit der neuen Kirche wurde auch eine neue Ordnung eingeführt, der ganze vollständige Altardienst nach Löhe trat in Kraft, Teus Blum und Willem wurden zu Diaconen, Sara Blum und Magdalena Blech zu Diaconissen feierlich eingeweiht. Sie hatten auf Ordnung und Aufmerksamkeit in Kirche und Schule zu sehen und allerlei Dienstleistungen zum Besten der Gemeinde zu verrichten, dazu die Aufsicht über die Gemeinde und die Taufkandidaten zu führen, Kranke zu besuchen, den Missionaren Mittheilungen über die Zustände in der Gemeinde zu machen, und selbst vorbereitend dem Worte Gottes unter den Heiden die Bahnen ebnen zu helfen. Dazu versammelten sie sich alle Montage Nachmittags um die Missionare, um zu berichten und Weisung zu empfangen. Sie waren ja freilich Koranna und ließen es deshalb oft genug an der nöthigen Spannkraft in Ausübung ihres Amtes fehlen, aber sie leisteten anderntheils doch auch manchen Dienst und die ganze Einrichtung erwies sich als ein Segen für die Gemeinde.

In die Gemeinde selbst aber schien mit der Kircheinweihung ein neues Maß des heiligen Geistes ausgegossen zu sein. Die zahlreich zu den Gottesdiensten sich einfindenden Gemeindeglieder zeigten schon durch ihre reinliche Kleidung, daß sie andere Menschen geworden waren, dann aber folgten sie den Predigten mit gespannter Aufmerksamkeit und gaben in den Catechisationen oft überraschend treffende Antworten. „Der Herr ist mit uns und hat sein Werk allhier!" konnten die Missionare berichten. Zerwick arbeitete mit Lust unter seinen 100 Schulkindern, und seine Frau unter den Mädchen, für deren Nähschule die Koranna ein eigenes Gebäude hergerichtet hatten. Selbst auf Jagdzügen versäumten die getauften Koranna nie, sich aus Gottes Wort untereinander Sonntags zu erbauen und den Tag des Herrn durch Gesang und Gebet zu heiligen. — Die Zeit nach der Kircheinweihung können wir wohl als die Blüthezeit der Pnielschen Gemeinde ansehen.

32. Entwicklung von Pniel bis zum Ankauf des Landes.

Die neue Lebensströmung in Pniel wurde bald in die Feuerprobe geführt; aber sie hat sie bestanden.

Die erste schwere Probe war die Versetzung des Bruder Meyfarth von Pniel nach Amalienstein. Er erhielt ja freilich in Bruder August Schmidt einen eben so treuen, als eifrigen Nachfolger, aber es ist ein eigen Ding um das Verhältniß eines Missionars zu der schwarzen Gemeinde, die er mit Gottes Hülfe selbst hat erzeugen dürfen. Das bildet ein Pietätsband, fester als das, womit der Schwarze an sein Kind und an seinen Häuptling gebunden ist. Den Bruder Zerwick, der nach Meyfarths Abgang ordinirt und zum Stationsvorsteher erhoben wurde, hatten die Koranna bisher nicht als ihren eigentlichen geistlichen Vater angesehen, und Bruder Schmidt mußte erst allmählich ihre Liebe und Vertrauen sich erwerben. Um so einschneidender aber war Meyfarths Weggang, als er mit einer Hungersnoth und Dürre zusammenfiel, durch welche die alten Wandergelüste sofort erweckt wurden.

Am 4. September 1853 hielt Meyfarth seine Abschiedspredigt über Apg. 20, 25—32., Bruder Schmidt am Nachmittag desselben Tages seine Antrittspredigt. Am folgenden Tage reiste er, begleitet von den Brüdern und einem großen Theil der Gemeinde gen Süden. Es war ein tief ergreifender Abschied, viel Thränen wurden geweint. Nachmittags 3 Uhr sang Bruder Zerwick mit den Schulkindern das „Die Gnade unsers Herrn!" — dann gegenseitige Segenswünsche und Scheiden.

Das Herz des Bruder Meyfarth war sehr schwer, besonders wegen der sichtlich nahe bevorstehenden Aufhebung der englischen Sovereignity, die, wie er wohl im Voraus berechnen konnte, die alten Wandergelüste im Volk wieder wach rufen würde, — und nun mußte gerade er, der bisher das Volk wie ein Vater zusammen gehalten hatte, in dieser kritischen Zeit von dannen ziehen. Er sah im Geiste bereits die Gemeinde gelöst. Was sein Herz bewegte, schrieb er in einem Brief an das Comité: „Zunächst möchte ich Sie bitten, die Mission am Vaalfluß bis aufs Aeußerste festzuhalten, auch wenn die Verhältnisse noch um Vieles trauriger werden sollten. Es ist wahr, die Koranna-Mission ist die verachtetste in ganz Südafrica; aber Pniel und Saron sollten so lange nur möglich gehalten werden; denn die Mission am Vaalfluß wird uns noch einmal die Thür öffnen zu dem großen Betschuanenvolke jenseits und im Inneren." Dann verbreitet er sich über die Londoner Mission, die schon seit längerer Zeit keine neuen Missionare hergesandt habe, und die „ohne die Tüchtigkeit und

den Eifer ihrer Missionare irgendwie herabsetzen zu wollen, doch einmal nicht geeignet sind, einen festen kirchlichen Gemeindeverband zu schaffen und so die Kirche als Trägerin der Gnadenmittel fest zu begründen. Dazu fehlt ihnen ganz und gar die objektiv kirchliche Grundlage und Richtung, wie sie dies selbst bekennen in ihrem Grundsatz, daß das Christenthum nur an individual thing, nicht ein national thing sei (d. h. nur in den einzelnen Personen, nicht in ganzen Völkern Gestaltung suchen müsse). Sie mögen den Beruf haben, das allgemeine Gottes-Bewußtsein dieser tiefgesunkenen Völker wieder zu wecken, aber den, eine Kirche zu gründen, haben sie nicht." Er meint, daß die Londoner bald den Wesleyanern oder den Hochkirchlichen oder Römischen das Feld lassen würden, und erachtet die lutherische Kirche als die geeignetste, um wirklich feste dauernde Grundsäulen in diese verrotteten Heidenvölker zu bauen.

Seine Worte enthalten viel Beherzigenswerthes.

In Campbell und Bootschap öffneten sich unserer Mission auch die bereitesten Thore, um von Pniel aus in die Betschuanenbevölkerung einzudringen. Wäre diese Gelegenheit damals energisch benutzt worden, unsere Mission in Südafrica hätte vielleicht ganz andere Ausdehnung und Gestalt gewonnen! —

Die Aufhebung der Sovereignity, aus welcher Bruder Meyfarth die erste Gefahr für das Bestehen von Pniel fürchtete, lag noch in der Ferne, als das Unglück von einer anderen Seite kam. Eine allgemeine Dürre und Hungersnoth brach ein, und wirklich brach nun ein großer Theil der Bewohnerschaft von Pniel auf, um neue Wohnplätze zu suchen. Damals zogen die großen Springböcke fast sämmtlich von dannen, während die kleinen Springböcke, aus deren Zahl vornähmlich die Gemeindeglieder gekommen waren, der Mehrzahl nach blieben. Nur 11 christliche Männer mit ihren Familien blieben auf der Station, dazu fünf heidnische Familienväter um ihrer getauften Frauen willen. Diese alle wollten lieber auf Pniel hungern, als das Wort Gottes entbehren.

Wenige Monate später traf der gefürchtete Schlag ein, indem am 11. März 1854 der englische Resident G. Clerk, Blumfontein verließ, und damit die englische Herrschaft im Lande aufgehoben und an ihre Stelle ein Bauernfreistaat gesetzt wurde. Das gab wieder große Bewegungen unter den Schwarzen; es war nahe daran, daß zwischen den Griqua und den Bauern ein Krieg ausbrach. Und da der Griquacapitän Cornelis Kok, dem der Landstrich Pniel-Platberg zugehörte, einen Bauernplatz nach dem anderen verkaufte und auch Pniel zu verkaufen im Begriff stand, so schien der Untergang der Station unvermeidlich. Die Brüder faßten den Plan, für diesen

Fall ihren Koranna auf die rechte Seite des Vaalflusses zu folgen. Zwar kaufte Jan Blum Land von Cornelis Kok, den Platz Bankfontein, sein Sohn den Platz Sekretaris, aber die an diesen Kauf geknüpfte Hoffnung zerschlug sich sofort dadurch, daß Blum sein gekauftes Land bald wieder an einen Engländer um einen Spottpreis losschlug, als wollte er mit Gewalt sich und sein Volk heimathlos machen.

Und mitten aus all diesen Wirren heraus konnten die Brüder aus Pniel berichten: „Es geht vorwärts!" „Ein frischer Wind weht jetzt (1855) auf unserer Station und ruft in unseren Herzen nicht wenig Freude und Dank hervor!" Die in der Hungersnoth fortgezogenen sammelten sich wieder und obgleich nicht nach Hunderten, so wuchs doch die Zahl der Getauften langsam von Jahr zu Jahr. Ueber ihr inneres Leben berichten die Brüder: „Bei einzelnen ist freilich die ungetheilte, aufopfernde Liebe zum Herrn, die keinen Weg, keine Arbeit scheute, und keine Bequemlichkeit kannte, in den Hintergrund getreten. Sie lieben es, fern von der Station zu wohnen, um unbeaufsichtigt zu sein, und es fehlt ihnen an dem hohenpriesterlichen Mitleid mit den Heiden. Dagegen der größere Theil der Gemeinde wächst innerlich. Sie meinen es recht ernstlich mit ihrem Seelenheil, hangen ihrem Erlöser an, lieben ihn fast noch mit der ersten Liebe der Bekehrung, haben eine Abneigung gegen die Welt und ihr böses Herz, stehen im Streit mit der Sünde, befleißigen sich der Liebe zu dem Nächsten und können es nicht lassen, unter einander und auch vor den wilden Heiden, mit denen sie in Berührung kommen, von dem zu reden, was ihrem Herzen theuer und werth ist." Die Aeltesten halfen treulich mitarbeiten in der Gemeinde, und die Gemeindeglieder sah man vielfach früh vor Sonnenaufgang ihr Gebetsplätzlein im Freien suchen.

Auch Dietrich Blum wurde in dieser Zeit erweckt. Er kam (13. August 1856) tiefbewegt zu dem Missionar und legte folgendes Bekenntniß ab:

„Der Herr hat mir wieder meine Sünden recht deutlich vor die Augen gestellt, daß ich viele Frauen gehabt, auf Kommando gegangen und unschuldig Blut vergossen und sonst viel Böses gethan habe. Ich wußte vor Angst meines Herzens nicht zu bleiben, im Hause fand ich keine Ruhe und auch im Felde nicht; dazu kam noch, daß mir der Herr eingedenk machte, wie er schon so oft an meinem Herzen gearbeitet und mich auf den Weg zur Bekehrung gebracht hätte. Als junger Mann erkannte ich meinen verlornen Zustand, ging in den Taufunterricht des Herrn Anderson, aber vor Betrübniß, daß mir ein andrer Mann meine Frau entführt hatte und mir nicht Recht gethan wurde, verließ ich den Herrn und nach dem Tode des Herrn Anderson ging ich wieder

ganz in die Welt zurück. Auch in späteren Jahren arbeitete der Herr an meinem Herzen, aber ich habe des Herrn Werk mit Füßen getreten und getödtet, diesmal aber will ich nicht wieder zurückgehen. Es hat sich auch der Teufel in diesen Tagen an mich gemacht und gesagt: Was willst du zu einem Mann beten, der so Vieler Sünden auf sich hat? Ich bemerkte alsbald, daß dies der Teufel sei und sagte: Weg mit dir!"

Die Gemeinde wuchs in dieser Zeit bis nahe zu 200 Getauften.

Und allen diesen Segen nun dem Umstande preis zu geben, daß Cornelis Kok das Land an die Bauern verkaufen werde, das brachten die Brüder nicht übers Herz. Sie beschlossen selbst das Land anzukaufen, um der Mission auf Pniel eine bleibende Stätte zu bereiten.

Zweierlei Umstände beschleunigten ihren Entschluß. Einmal beabsichtigte Jan Blum mit seiner Familie abermals nach Bootschap zu ziehen, und die kleinen Springböcke, welche stets nur mit Unwillen und Widerstreben die angemaßte Herrschaft der hochmüthig auf sie herabsehenden Söhne Blums trugen, waren für diesen Fall willens, das Verhältniß zu der Blum'schen Familie völlig zu lösen, und stromabwärts zu wandern; zum andern aber hatte Cornelis Kok selbst mit unseren Brüdern nähere Beziehungen angeknüpft, um für sich und sein Volk einen Missionar aus der Berliner Gesellschaft nach Campbell zu bekommen.

Um Gewißheit darüber zu erlangen, ob Jan Blum oder Cornelis Kok wirklicher Eigenthümer des Pniel'schen Landes sei, berief Bruder Wuras, der damalige Vicesuperintendent unserer Mission, eine Versammlung sämmtlicher Koranna nach Pniel, auf welcher sich ergab, daß Jan Blum keinerlei Besitzrecht besäße, daß vielmehr das Land von Pniel dem Cornelis Kok gehöre; dieser war also der rechtmäßige Eigenthümer.

Im Februar 1857, bald nachdem Bruder Meyfarth aus Amalienstein zurückgekehrt war, woselbst ihn Bruder August Schmidt ablöste, reiste Bruder Zerwick in diesen Angelegenheiten hinüber nach Campbell. Ein Wort gab das andere, und Cornelis Kok sprach seinen dringenden Wunsch aus, daß ein Berliner Missionar zu ihm zöge. Da er darauf weiter äußerte, er beabsichtige auch das Feld von Pniel bald zu verkaufen, stellte ihm Bruder Zerwick vor, wie dieser Verkauf die Aufhebung dieser so eben aufblühenden Station zur Folge haben werde, und der Griquahäuptling wurde so bewegt, daß er der Berliner Mission den Platz selbst zum Kauf anbot, zu einem sehr geringen Preise (fast drei Quadratmeilen Land für ca. 600 Thaler). Er wollte dadurch, daß er der Berliner Mission zur Erhaltung der Korannastation verhalf, sie für sich geneigt machen, ihm einen Missionar

zu senden für sein eigen Volk. Zerwick benutzte sofort diese Gelegenheit, um den Kauf mit dem Griquahäuptling und dessen Räthen so weit festzustellen, daß es nur noch einer Commision bedurfte, um die Grenzpfähle festzustellen. Im Juli 1857 wurde in Campbell der Kauf durch die Brüder Wuras, Meyfarth und Zerwick definitiv abgeschlossen; einige Zeit darauf kam von dort die Landcommission, um die Grenzsteine zu setzen. So war durch Gottes Gnade, menschlich gesprochen, die Existenz unserer Schmerzensstation Pniel gesichert.

Aber wie verhielt sich die Korannagemeinde in Pniel zu diesem Schritt, den die Brüder doch nur in deren eigenstem Interesse thaten? Petrus Blum erklärte sogleich, nimmermehr würden die Koranna es sich gefallen lassen, auf einem Platze zu wohnen, wo die Missionsgesellschaft Grundherrnrechte besäße, sie würden alle fortziehen. Als die Landcommission erschien, um die Grenzsteine festzusetzen, brach der Sturm los. Behrendt Blum schickte der Commission Boten entgegen, sie möchten umkehren, er werde selbst nach Campbell kommen, um den Platz zu kaufen. Und als die Commission trotzdem erschien, berief er eine Volksversammlung zusammen, welche erklärte, nimmermehr könnten die Koranna unter einem Missionar leben, der zugleich Richter sei. Vergeblich wiesen die Missionare auf Platberg hin, welches aus Mangel an eigenem Grundbesitz aufgelöst sei, während Bethanien auf Grund seines Landbesitzes immer kräftiger sich entfaltete. Sie antworteten, sie selbst wollten den Platz kaufen und waren naiv genug zu verlangen, daß die Mission dazu ihnen das Geld vorschießen möchte; dann protestirten sie abermals auf das lebhafteste, und als dennoch die Sache ihren geordneten Gang nahm und die Documente ausgewechselt wurden, warf Jan Blum im Zorn die aufgerichteten Grenzsteine wieder um, und erhob Ansprüche auf das ganze Stück Land, auf welchem die Stationsgebäude ständen; Ansprüche, welche weil sie zweifelhafter Natur waren, später dadurch erledigt werden mußten, daß die Mission diese Landstücke auch von Jan Blum noch direkt kaufte.

Nachdem das Geschäft vollendet war, fanden sich die Koranna vor der Hand in die geschehene Thatsache; Teus und Hans Blum baten ihre etwas heftige Opposition ab, nur Petrus Blum verharrte in ihr und Behrendt nebst seinem Vater Jan Blum beschlossen, nie wieder das diesseitige Ufer des Vaalflusses zu betreten. Es war jetzt die Crisis gekommen, in welcher es sich entscheiden mußte, ob das Unabhängigkeitsgelüste der Koranna, welche um keinen Preis ein Gesetz und einen Herrn über sich erkennen wollten, stark genug war, um auch die Gnadenwohlthat des Evangelii mit Füßen von sich zu stoßen. Den Erfolg dieses Widerstreits werden wir in der nächsten Abtheilung unserer ge-

schichtlichen Darstellung erfahren. Hier aber wollen wir nicht mit dem Streit schließen, sondern einer lieblichen Blume Erwähnung thun, die mitten in der Erbitterung sich entfaltete, der ältesten Tochter von Hans Blum.

Dieselbe wohnte bei ihrer Großmutter, der ersten Frau von dem alten Jan Blum, und besuchte eine Zeit lang Kirche und Schule auf unsrer Station. Doch das Samenkorn schien erstorben zu sein. Da plötzlich mitten in den Wirren um den Platzkauf erkrankt das Mägdlein. Die Eltern wollten einen Doktor rufen; sie aber wehrte ihnen, denn sie wisse gewiß, daß sie bald sterben werde. Sie fürchte sich auch nicht zu sterben, denn sie gehe zu ihrem Herrn. Wenige Tage vor ihrem Tode sprach sie zu ihrer Großmutter: Du bist eine alte Christin, hast viele Jahre das Wort Gottes gehört, und kannst es selbst lesen; warum hast Du mich nicht früher angehalten, den Heiland zu suchen? Du hast das nie ernstlich gethan, aber ich habe ihn gleichwohl jetzt gefunden, und freue mich, daß ich bald zu ihm gehen werde. An ihrem Todestage (29. August 1857), als mehrere Getaufte ihr Lager umstanden, redete sie sie auf die gegenwärtigen Zerwürfnisse an: „Was seid ihr für Christen! Christen müssen einander lieb haben, aber ihr hasset und streitet euch und beneidet einander, das ist nicht christlich! Ich bin froh, daß ich bald von dieser Welt gehen kann dahin, wo wahre Liebe ist, in den Himmel zum Herrn!"

Die Umstehenden wurden zu Thränen gerührt; die alte Großmutter aber rief: „Muß das Kind uns solche Bestrafung geben, dann steht es doch wohl nicht recht gut mit uns!"

Das Kind aber wurde noch desselben Tages aus dem Leben des Streites entrückt, um den Herrn zu schauen von Angesicht! —

33. Bethanien in der Zeit der Sovereignity 1848—1854.

Nachdem die englische Herrschaft gesichert war, durften unsere Brüder in Bethanien sich der Hoffnung hingeben, daß nun endlich die Frage des Landbesitzes, diese in immer neuen Gestaltungen wiederkehrende Noth, von deren Beseitigung das Bestehen der ganzen Station abhing, ihre endgültige Erledigung finden werde. Bei dem Wohlwollen der englischen Behörden durften sie es sogar hoffen, daß der durch den Nachbarbauer unrechtmäßig an sich gerissene Platz Karreefontein durch eine Revision jenes gewaltsamen Verfahrens von 1847 wieder zurückgegeben werde. Aber die desfallsigen Anträge des Bruder Wuras wurden mit dem

Bemerken abgewiesen, die Sache sei endgültig entschieden. Eine höhere Instanz gebe es nicht. Nur ein allgemeines Certificat wurde ausgestellt, wonach der Platz Bethanien in das Landbuch als Eigenthum der Berliner Gesellschaft eingetragen und sein Besitz ebenso wie der jedes anderen Bauernplatzes gesichert wurde. —

So blieb denn Wuras in Betreff Karreefontein's, dessen Weideplätze unentbehrlich waren, nichts anderes übrig, als die allerhöchste Instanz nachzusuchen. Er trug die Sache Gott dem Herrn im Gebet vor, dann wandte er sich an das Gewissen jenes gedachten Bauern. Er wisse sehr wohl selbst, daß er den Platz durch eine Ungerechtigkeit erlangt habe, und möge die Strafe Gottes bedenken, die sicher nicht ausbleiben werde. Außerdem gab er ihm zu erwägen, daß eine Zeit kommen könne, wo die Regierung die Sache untersuchen und das Recht wieder herstellen werde. Der Bauer war in seinem Gewissen getroffen, er wagte nicht, sich zu rechtfertigen. Kleinlaut antwortete er, den größten Theil des Feldes habe er bereits an Abraham Gryssel für 2000 Riksdaler (1000 Thaler) verkauft, eine für damalige Zeiten hohe Kaufsumme. Aber gerade dies Stück Land war das, was Bethanien nicht entbehren konnte. Das Ende der Verhandlung war, daß der Bauer den größten Theil des Feldes, an 3000 Morgen, freiwillig zurückgab, und den übrigen, für uns entbehrlicheren Theil für 900 Riksdaler ankaufte, welche Summe als Abschlagszahlung gerade hinreichte, um Poortjesdamm von Bruder Ortlepp für die Gesellschaft wieder zurückzukaufen. Die englischen Behörden bestätigten bereitwilligst das neue Abkommen, und Abraham Gryssel wurde mit seiner Klage gegen jenen Bauer abgewiesen. Sein Anerbieten, an uns eine noch höhere Kaufsumme zu zahlen, wurde abgelehnt, dagegegen der Regierungsfeldmesser Moffat beauftragt, das Land der Station nun endgültig zu vermessen, und die Grenzsteine zu setzen.

Als derselbe die schönen Triften durchritt, rief er Wuras zu: Keep hold of Bethany (Haltet Bethanien fest!), so schön gefiel ihm das Land. Die Mahnung war für Bruder Wuras nicht nöthig, der hielt schon selbst fest mit einer Zähigkeit, die unsere ganze Station errettete.

Nachdem die Grenzen von Bethanien durch Moffat festgesetzt, und das also gesicherte Grundstück in das Landbuch eingetragen war, nachdem dann die englische Regierung auf Wuras Bitte (1851) der neuen schönen Karte Moffat's ein besonderes Certificat beigefügt hatte, daß dieses gesammte Land der Berliner Mission gehöre, und daß die provisorische Karte Moffats der noch zu entwerfenden specielleren als Grundlage dienen solle, glaubte endlich die Brüder, reinen Tisch zu haben. Superintendent

Schultheiß berichtete von einer Revisionsreise aus dem August 1851: „Die Landfrage ist erledigt. Der Landmesser hat das Gebiet der Station vermessen, eine Karte davon ausgefertigt, und das Gouvernement eine Bescheinigung darüber ausgestellt. So ist jetzt alles in Ordnung!"

Ja, wenn man nicht in Africa gewesen wäre! —

Was geschah? Plötzlich hört Bruder Wuras (Ende 1851), Abraham Gryssel lasse durch den Landmesser Ford eine neue Grenzlinie zwischen seinen Platz Roodepoort und Bethanien ziehen, und habe dazu die Erlaubniß des neuen Residenten Green, der kein Freund der Mission war, erlangt. Wuras nahm sofort den gewesenen Landdrost Stuart als Agent an und protestirte gegen die Messung beim Gouverneur Cathcart. Dieser erließ auch eine Proclamation, daß von jetzt ab keine Karte mehr durch den Residenten gezeichnet werden dürfe.

Inzwischen war die englische Regierung zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie die Sovereignity besser aufgebe.

Sie sandte zu dem Ende zwei Bevollmächtigte, an welche Abraham Gryssel sofort sich mit der Bitte wandte, den englischen Residenten trotz der Proclamation des Gouverneurs zur Zeichnung der neuen Gryssel'schen Karte zu ermächtigen. Dies geschah. Wuras war sofort zur Hand, um die Zeichnung für ungültig erklären zu lassen. Aber einer der beiden Commissare war zu Blumfontein eines plötzlichen Todes gestorben, der andere, Mr. Owen bereits auf der Rückreise nach der Capstadt. Wuras mit dem Advocaten Grant eilt ihm nach, und sie erreichen ihn glücklich noch in Philippolis. Aber als dem Commissarius die Documente vorgelegt wurden, wollte er sie gar nicht ansehen, bis ihm Grant zurief: „Herr, es ist Ihre Pflicht, es zu thun, damit Sie wissen, welche Ungerechtigkeit der Berliner Missionsgesellschaft zugefügt worden ist!" Nachdem er nun die Documente angesehen, rief der Commissarius aus: „Das habe ich nicht gewußt. Die Karte ist aber unterzeichnet, und wird so bleiben, Sie können machen, was Sie wollen." Damit reiste er ab, und Abraham Gryssel hatte ein Document in den Händen, mittelst dessen wiederum ein schönes Stück Landes von Bethanien abgerissen werden sollte.

Kehren wir nun zu der inneren Entwicklung der Station zurück, so können wir mit Dank gegen den Herrn berichten, daß, obgleich unter sehr schwierigen Verhältnissen dieselbe von Jahr zu Jahr zunahm.

Zunächst wuchs die Einwohnerzahl der Station, nachdem sie allen Farbigen geöffnet war, in beträchtlicher Weise. Einmal

kamen 100 Seelen mit einem Zuge, so daß die Seelenzahl Ende 1849 bis auf 520 stieg. Freilich kam auch eine große Anzahl liederlichen Volkes mit, welches den Missionaren viel Noth bereitete. Dem Bruder Wuras stand hierbei der aus Zoar mit Verlassung des Missionsdienstes gekommene Bruder Radloff, welcher in Bethanien einen Kaufladen aufsetzte, getreulich zur Seite. Er half beim Gerichtsverfahren, bewirthete die zahlreichen Gäste, und übernahm namentlich die mühevolle Verwaltnng des von der Regierung bewilligten sogenannten pound (Pfandstalls für das über die Grenze gelaufene Vieh), welcher in einem Jahre 73 Pfund einbrachte, so daß die Station in Stand gesetzt wurde, einen 1500 Fuß langen und stellenweise 20 Fuß hohen Steindamm zum Schutz der Quellen aufzurichten. Der Ackerbau wurde unter den Händen der betriebsamen Betschuanen ergiebiger, die Schafheerden mehrten sich und brachten einen schönen Wollertrag, so daß die Brüder die Zeit herannahen sahen, wo die Station die Kosten ihrer Erhaltung selbst aufbringen werde. Am 28. Mai 1852 konnte dazu der Grundstein zu einem stattlichen 80 Fuß langen und 28 Fuß breiten Gebäude gelegt werden, das als Erziehungsinstitut für die Kinder unserer sämmtlichen africanischen Missionare dienen sollte.

Freilich war die geistliche Arbeit unter der aus allerlei Volk gemischten Bevölkerung eine ungemein schwierige; Predigt und Schulunterweisung erforderte drei Sprachen, die Koranna-, Betschuanen- und holländische Sprache, und vielfach die Hülfe der Dollmetscher. Dazu schwand aus der Gemeinde das Bewußtsein der Einheit und des Zusammengehörens. Bei Taufen wurden zwar Pathen aus den verschiedenen Nationalitäten genommen, aber innerlich verachtete der hochmüthige, träge Koranna doch den fleißigen, arbeitsamen Betschuanen, der seinerseits äußerlich empor kam, während die Koranna je länger je mehr verarmten und darüber in ihrer Liebe zu Gottes Wort erkalteten.

Um inmitten der bunten Bevölkerung Ordnung zu erhalten, entwarf 1849 Bruder Wuras neue Localgesetze, zu deren Aufrechterhaltung zwei ernste Männer, Josua und Richard Miles besonders angestellt wurden. Dabei war es erfreulich, mit welchem Ernst die Schwarzen selbst die Schutzgesetze gegen ihren Erbfeind, den Branntwein, schärften. Einer von ihnen, der kürzlich hergezogen ist, trat auf und sagte: „Ich bin ein starker Trinker, aber ein geschriebenes Gesetz wird nicht im Stande sein, mich davon abzuhalten, daher ist es meine Ansicht, daß der Feldcornet (der Mann, welcher darauf zu sehen hat, daß das Gesetz in Ausübung gebracht wird) uns in den Weg tritt, uns umkehrt, wenn wir im Begriff sind nach einem Wagen oder nach einem Platz zu gehen, um Branntwein zu trinken. Ein anderer sagte:

Man muß uns Geld und Gut abnehmen, wenn es offenbar wird, daß wir Branntwein kaufen wollen, dann bleibt es doch für unsere Frauen und Kinder, anders machen wir Frau und Kinder arm, denn wir geben unser Letztes hin für Branntwein. Ja, so ist es, rief ein anderer, ich bin heut ein armer Mann, meine Heerden sind in den Händen der Branntweinverkäufer. Nein, sagte ein anderer, es muß kein Gesetz gegen den Branntwein geben, denn es wird doch nichts helfen, wenn der Mann nicht erst durchs Evangelium bekehrt wird. Ein anderer sagte, ich bin dem Branntwein, den ich erst so lieb hatte, so feind geworden, daß ich darauf antrage, daß der Mann, der nach Branntwein riecht, nicht in der Kirche geduldet werden darf, sondern sogleich am Arm hinausgebracht werden muß. Dieses hatte Bezug auf einen Fremden, der dem Gottesdienst beigewohnt und nach Branntwein gerochen hatte. Zuletzt kamen alle darüber überein, daß aller Branntwein, der bei irgend jemand gefunden würde, ausgegossen werden, und wer sich betrinkt, festgenommen und in ein Gefängniß — das freilich erst noch soll gebaut werden — gesetzt werden soll; für die Mühe, die man mit ihm hat, um ihn ins Gefängniß zu bringen, soll er einen Schilling bezahlen."

Die Gesetze waren freilich gegeben, ja es war sogar ein Mann mit ihrer Ausführung besonders beauftragt. In der zweiten Hälfte 1849 nämlich überbrachte Adam Kok selbst ein Schreiben des englischen Gouverneurs an den Residenten Warden, des Inhalts, daß Bethanien in Zukunft nicht mehr unter Adam Kok und den Griqua stehen, sondern sich einen eigenen Capitän erwählen solle, der die äußeren Angelegenheiten der Station verwalte, also daß die wichtigeren Sachen durch die englische Behörde in Blumfontein entschieden würden. Sofort wurde Richard Miles, der Betschuane, zum Capitän von Bethanien ernannt.

Ein Capitän also war vorhanden, Gesetze auch, aber deren Ausführung blieb zurück. Richard Miles wurde eitel über seine Würde, und that, anstatt ernstlich seines Amts zu warten, in seiner Hoffahrt einen tiefen Fall. Sein Gewissen schlug ihn bei einer eingetretenen Dürre und Hungersnoth so mächtig, daß er diese Dürre als Strafe für seine begangene Sünde ansah, und Nachts mit seiner Frau vom Lager aufstand, um auf den Knieen den Herrn anzurufen, daß er doch nicht um seiner Sünde willen die ganze Station strafen wolle. Als dann in derselben Nacht wirklich Regen erfolgte, kam er am anderen Morgen selbst zum Missionar, um sich der Sünde eines begangenen Ehebruchs anzuklagen; er mußte aus der Gemeinde ausgeschlossen werden.

So lag die ganze Last der Besorgung der äußerlichen Angelegenheiten wieder auf Bruder Wuras, dem Radloff treulich zur Hand ging. Zur Bestrafung der Uebertreter mußte ein Ge-

fängniß gebaut werden, in welchem freilich aus Mangel an Geld zur Bezahlung des Holzes die Thüren fehlten. Die Delinquenten wurden im Innern des Hauses durch eine Kette an einen Pfahl befestigt. Waren keine Gefangenen da, so diente das Local auch als Rathhaus.

Die Strenge in Handhabung der Ordnung wurde namentlich durch das Zuziehen einer Menge von Bastardhottentotten zur Nothwendigkeit, welche je länger je mehr sich als eine förmliche Räuberbande erwiesen. Sie konnten aber den Ernst der Zucht auf der Station nicht lange ertragen, und gingen davon.

Unter allen diesen inneren Schwierigkeiten wuchs die Gemeinde, zwar langsam aber in beständigem Fortschreiten, von Jahr zu Jahr. Erbauungsstunden wurden gehalten in holländischer, Koranna- und betschuanischer Sprache; unter den Betschuanen namentlich gab es zahlreiche Erweckungen, so daß die Zahl der erwachsenen Getauften, die nach dem Kriege 35 erwachsene Glieder betrug, im Jahre 1849 auf 44, im Jahre 1850 auf 59, im Jahre 1853 auf 71 Communikanten heranwuchs.

Aus dem inneren Leben der Station in dieser Zeit können wir uns nicht entbrechen, einige bemerkenswerthe Züge mitzutheilen.

Ein christlicher Betschuane brachte sein Kind mit den Worten zur Taufe: „Ich fühle mich wie ein Mutterschaf, welches im Kraal ist, dessen Lamm aber noch draußen ist, und nun nach dem Lamm blökt. So schreit auch meine Seele nach meinem Kinde, daß es in den Kraal Jesu Christi durch die Taufe aufgenommen werden möge." — Eine betschuanische Frau kam in tiefer Bewegung über ihre Unwürdigkeit zu Bruder Wuras mit den Worten: „Ich bin einem Baume gleich, der in einen Garten gepflanzt ist, nun aber sucht der Herr auch Früchte an mir!" —

Ein Betschuanenknabe litt seit vier Jahren an einem unheilbar kranken Finger, und schon gedachte Bruder Wuras, denselben abnehmen zu lassen. Da plötzlich eines Tages hebt er den Finger in die Höhe mit den Worten: „Gott wird diesen Finger gesund machen!" Nach wenigen Tagen war der Finger völlig geheilt.

Merkwürdig war die Arbeit des heiligen Geistes in einem fünfjährigen Betschuanenknaben, der von dem Gefühl seiner Sündhaftigkeit so ergriffen war, daß er seiner Großmutter nicht Ruhe ließ, bis sie ihn auf dem Rücken zu Bruder Wuras trug.

Hier bekannte er, er sei ein großer Sünder und verlange mit dem Herrn Jesu einen Bund zu machen, „denn," sprach er, „wer nicht im Bunde mit Christo steht, muß verloren gehen!" — Er sprach sein Begehr nach der heiligen Taufe mit so bewegtem Herzen aus, daß Bruder Wuras sich nicht berechtigt glaubte, dem Wasser zu wehren, und ihn durch die heilige Taufe in den Kraal Christi aufnahm.

Von zwei anderen Betschuanen berichtet Bruder Wuras aus dem Jahre 1853:

„Daniel, der schon seit Jahren an einer unheilbaren Krankheit — der sogenannten Lazarus-Krankheit — leidet, erzählt mir, auf welche Weise er zum Glauben gekommen sei: Er sei früher ein böser Mensch gewesen; wenn Andere zu ihm gesagt hätten, daß ein Gott sei, so habe er gelästert. Nun aber sei es geschehen, daß seine Frau angefangen hätte Gott zu suchen, und dieses hätte Eifersucht in ihm erweckt, indem er glaubte, seine Frau habe nur die Absicht ihn zu verlassen. Alle Versuche, seine Frau von ihrem Suchen nach Gott abzubringen, wären gescheitert. Endlich hätte er seine Zuflucht zum Veld kornet — ein kleiner Beamter des Capitäns — genommen, und seine Frau bei demselben verklagt. Dieser aber habe ihm geantwortet: Deine Frau thut ein gutes Ding, sie sucht Gott, und wird dich nicht verlassen. Darüber fühlte er sich beruhigt und kam zu dem Beschluß, auch einmal zu dem Gott zu beten, den seine Frau suchte. An einem Mittage geht er daher ins Feld, wirft sich aufs Angesicht nieder, und indem er dieses thut, — es war ein Gewitter am Himmel — fährt dicht neben ihm ein Blitz herab, so daß er davon betäubt eine Zeit lang besinnungslos auf dem Boden liegt. Als er wieder zu sich selbst kommt, ruft er aus: „Gott du lebst!" Von jetzt an suchte auch er Gott, und zog darauf nach Bethanien, wo er nebst seiner Frau im Jahre 1848 getauft wurde.

Ein anderer Betschuane erzählte mir: „In einem früheren Kriege sei er von dem Feinde verfolgt worden. Als er erschöpft war, flüchtete er sich auf einen Baum, der in der Nähe eines Flusses stand. Der Feind warf schon seine Assagaien nach ihm hinauf; er stieg bis zum Gipfel des Baumes, und hier richtete er sein Auge auf zum Himmel, seufzend, ach wenn doch dort oben eine Hand wäre, die dich hinauf zöge! Während dieses Gedankens bricht der Zweig, den er fest hält, und er fällt auf den Boden. Unbeschädigt richtet er sich schnell wieder auf und springt in den Fluß. Glücklich erreicht er das jenseitige Ufer, und der Feind steht davon ab, ihn weiter zu verfolgen. Als dieses geschah, fügte er am Ende seiner Erzählung hinzu, war ich noch Heide, und seit ich Christ bin, schreibe ich diese Errettung Gott zu; stets will ich mich dieser Errettung dankbar erinnern."

Sehr merkwürdig ist auch die Lebensgeschichte des

Petrus Kibit,

den Bruder Wuras im Jahre 1850 taufte. — Wir geben sie hier mit den Worten des Bruders Wuras wieder:

„Der frühere Name des Mannes war Kibit, jetzt Petrus. Mehrere Male war er in Lebensgefahr; einmal von einem Wagen übergefahren, ein anderes Mal von Hunden und Löwen zerrissen zu werden. Als er noch ein Knabe war, leitete er des Nachts einen Ochsenwagen, den sein Onkel trieb. Nicht weit vom Wege sieht er mehrere Ochsenwagen ausgespannt, und bei den Wagen verschiedene Feuer, bei welchen Menschen sitzen, die einen — wie er ganz naiv erzählt — ohne Kopf, die andern ohne Arme u. s. w. Er fürchtet sich, und fragt seinen Onkel, ob er jene Menschen ohne Kopf sehe. Dieser antwortet, er sehe nichts, weder Wagen noch Feuer. In diesem Augenblick springen zwei große Hunde, die von jenen Wagen herkommen, auf ihn zu. Er läßt den Riemen der Vorochsen los und läuft zum Wagen, um aufzusteigen. Indem er aber aufsteigen will, fällt er bewußtlos vor die Räder des Wagens, und nur die Hand seines Onkels, die ihn beim Kragen festhält, rettet ihn vom Ueberfahren des Wagens. Des andern Tages, sagt er, sei er denselben Weg zurückgekehrt, und habe bei jener Stelle nach der Spur der Wagen und Menschen gesucht, habe aber keine Spur davon entdecken können.

Als er etwas älter war, und selbst einen Ochsenwagen treiben konnte, hatte er eines Tages auf der Reise seine Ochsen verloren. Er geht suchen, findet aber die Ochsen nicht. Am Abend, schon etwas spät, kehrt er zum Wagen zurück. Auf seinem Rückweg kommt er zu einer Quelle, die nicht weit von einem Bauerplatz lag. Er geht zur Quelle, um zu trinken, und indem er sich niederlegt und schöpfen will, kommen 10 bis 12 wilde Hunde auf ihn zugesprungen. Er hat gerade noch so viel Zeit, um bis zu einer der Quelle gegenüber liegenden Steinwand zu kommen, die ihm den Rücken deckt. Die Hunde dringen auf ihn ein, er wehrt sich mit seinem Stocke eine Stunde lang. Er ruft um Hülfe, aber niemand hört ihn. Jetzt ist er schon ganz erschöpft vom Abwehren, und sein Stock ist bis auf die Hälfte zerschlagen, als ein Stück Wild zur Quelle kommt, um zu trinken. Die Hunde verlassen ihn, und verfolgen das Wild. Jedoch fürchtet er sich, seine Stellung zu verlassen, und bleibt einige Minuten. Jetzt aber kommen die Hunde zurück, und dringen noch wüthender auf ihn ein. Er kämpft mit den Hunden bis nach Mitternacht — die Hunde selbst ermüdet, haben ihn dann und wann ruhen lassen —, von seinem Stock hatte er nur noch ein kleines Stück in der

Hand, und nun glaubte er einen fürchterlichen Tod sterben zu müssen. — Am andern Tage hörte er, daß auf derselben Stelle dieselben Hunde einen Buschmann, der in der Nacht kam, um zu trinken, zerrissen hatten. — Er weint und seufzt zu Gott um Errettung. Da kommt ein Wolf zur Quelle. Jetzt verlassen ihn die Hunde und verfolgen den Wolf. Diese Gelegenheit benutzt er zu seiner Flucht. Als er eine Strecke gelaufen ist — der Tag fing an anzubrechen — sieht er eine Staubwolke, die sich ihm nähert. Er biegt aus, aber die Staubwolke bleibt in derselben Richtung nach ihm zu, wohin er sich auch wendet. Es sind die Hunde mit dem Wolf. Jetzt sind sie ihm so nahe gekommen, daß er das Bellen der Hunde hört. In seiner Angst wirft er sich in einen Strauch nieder mit zur Erde gekehrtem Gesicht, und deckt sich mit seiner Jacke zu. Auf einmal gehen Wolf und Hunde über ihn weg, und nehmen seine Jacke noch ein paar Schritte mit fort. Der Wolf war schon müde, und der Zug ging nur langsam vorwärts. Doch fürchtet er, die Hunde werden zurückkommen, und ihn wieder anfallen, so hält er es fürs Beste, dem Zuge sich anzuschließen und die Hunde gegen den Wolf zu hetzen. Er thats, und die Hunde tödteten den Wolf. Nun kehrte er zurück. Kaum war er ein paar Schritte weit gegangen, als ihm die Baßstimme eines Bauers entgegen donnert: „Wer ist da?" Vor Schreck kann er keine Antwort geben, seine Zunge ist wie gelähmt. Der Bauer ruft wieder. Keine Antwort. Nun zieht er den Hahn des Gewehrs auf, um zu schießen. In dem Augenblick aber besinnt er sich, und denkt, daß es der Hottentott seines Nachbars sein könnte, der sehr schwer hört. Der Bauer bleibt eine ganze Weile in seiner Stellung. Es wird heller, und so erkennt er den in Todes-Aengsten sich befindenden Petrus. Es war der Bruder seines Herrn, der Petrus gut kannte. Das Gebell der Hunde und das Geheul des Wolfes hatten den Bauer aus seinem Schlaf gestört — der Wolf war bis an die Thür des Hauses, und zwischen die Vieh-Kraale gekommen —, und ihn veranlaßt den Wolf zu verfolgen, und so stieß er auf Petrus.

Eine geraume Zeit diente Petrus unter den Bauern in der Gegend von Graaff Reynet. Er hatte aber keine Ruhe in seinem Herzen, und verlangte auf einer Missionsstation zu wohnen. Einige Freunde von ihm wohnten am Katriver auf der Station des Missionar Read. Dorthin begab er sich um das Jahr 1830. Hier wurde er sehr krank, und seine Frau glaubte schon, daß er sterben würde, weshalb sie eines Tages die Nachbarn und Freunde zusammen rief, um am Sterbebett ihres Mannes zu sein. Dem Anschein nach starb er auch, und nach Sitte der schwarzen Leute ließ man die Leiche allein im Hause. Vor die Thür des Hauses (wahrscheinlich war keine Thür, sondern nur ein Eingang des

Hauses) schleppte man Zacken. Er war nur scheintodt, wie später zu ersehen. In diesem Scheintode, der fast einen ganzen Tag dauerte, hatte er folgenden merkwürdigen Traum, der ihm noch so lebendig vor der Seele steht, obschon ein Zeitraum von 20 Jahren dazwischen liegt, daß er auch die kleinsten Umstände ganz genau weiß. Ich befand mich, so erzählte er, auf einem breiten ausgefahrenen Wege mit meinem Bündel auf dem Rücken. Der Weg führte mich auf eine kleine Anhöhe. Von hier aus sah ich einen weiß gekleideten Mann mir entgegen kommen. Aber bevor ich mit jenem Manne zusammentraf, faßt mich jemand bei der Schulter. Ich sehe mich um, und erblicke einen Mann, der mir nachgelaufen war, mit einem fürchterlichen Gesicht; lange Zähne, wie die eines Ebers, ragen über seine Unterlippen vor. „Wohin willst du?" fragte mich der Mann. Nach Hause, war meine Antwort. „Du mußt erst mit mir nach jenem Platze kommen, den du von hier zur linken Seite des Weges liegen siehst." Ich folgte dem Manne unter großer Furcht. Als ich zum Platze kam, sahe ich viele Menschen auf einem großen Felde arbeiten. Ich fühlte mich hungrig und durstig. Ich entdeckte viele Bäume mit herrlichen großen Früchten. Der Mann nöthigte mich, Früchte des Gartens zu essen. Ich nahm erst einen Apfel, fand ihn aber so bitter und häßlich von Geschmack, daß ich ihn wegwarf. Nun versuchte ich die anderen Früchte, aber alle waren ungenießbar. Der Mann brachte mich nun zur Quelle, da ich großen Durst fühlte. Aber auch das Wasser war von demselben Geschmack und nicht trinkbar. Hierauf sagte der Mann hohnlachend: Warum trinkst du nicht? Das ist die Quelle, wovon wir alle hier trinken. Nun führte mich der Mann nach dem Hause, und sagte zu dem Herrn desselben: Hier bringe ich dir wieder einen Mann, worauf dieser antwortete: „Er, Petrus, hat keine Seele, was soll ich mit ihm?" Als ich noch vor der Thür des Hauses stand, sahe ich, wie man viele Leute an Pfähle festgebunden hatte und sie unbarmherzig schlug. Nachdem sie geschlagen worden waren, wurden sie nach einem Abhange gebracht, und hinabgestürzt. Ich ging näher und sah in einen tiefen Abgrund, worin unzählbare Menschen lagen und gepeinigt wurden. Ich schauderte, und verließ den Ort des Schreckens. Indem ich mich hinwandte zu dem Wege, von welchem mich der Mann mit den langen Zähnen abgeführt hatte, bemerkte ich jenen weiß gekleideten Mann, noch auf derselben Stelle stehend, wo ich ihn zuerst gesehen hatte, als ob er auf mich wartete. Ich nähere mich demselben und will ihn grüßen, ihm meine Hand gebend; er aber wendet sich um und giebt mir zu verstehen, daß ich ihm folgen soll. Mein Herz fühlte sich zu diesem Mann so hingezogen, daß ich ihn nicht wieder verlassen konnte. Der Weg führte zu einer Pforte, die sich öffnete. Der

Mann geht hinein, mir aber zeigt er einen schmalen Fußsteig. Dieser führte mich auf eine Anhöhe, von wo aus ich ein herrliches Wasser und einen schönen Platz sah. Das lag aber auf einem entgegengesetzten Berge, der durch eine tiefe Kluft von dem Berge geschieden war, worauf ich stand. Ich stieg auf Stufen den Berg hinab, und kam bis zu einer Stelle, wo ein Faden über die tiefe Kluft führte. Am andern Ende sah ich wieder den weiß gekleideten Mann stehen, der mir zurief: Komm herüber. Ich antwortete: Ich fürchte, der Faden wird reißen. Nun kam er selbst zu mir, nahm mich bei der Hand und führte mich hinüber. Ich kam in einen schönen Garten, wo ich viele Menschen unter den Bäumen mit Büchern in den Händen sitzen sah. Als ich mich ihnen näherte, fingen sie das Lied an zu singen: „Jezus neemt de Zondaars aan" d. h.: „Jesus nimmt die Sünder an." Jetzt trat der Mann zu mir, und fragte mich: Dürstet dich? Ich antwortete: Ja, ich habe großen Durst. Er führte mich zu einer Quelle, und schöpfte Wasser, welches mich erquickte. Hierauf erhielt ich ein Buch, und obschon ich nie lesen gelernt habe, so konnte ich doch lesen. Willst du hier bleiben? fragte mich der Mann. Ich antwortete: Ja, hier ist es schön. Nein, du kannst noch nicht hier bleiben, erwiderte der Mann; und führte mich jetzt in einen schönen Saal. In seiner Hand sah ich einen glänzenden Becher, worin Wasser war. Hier taufte er mich, und nannte mich Petrus. (Als ich ihn vor Kurzem taufte, kam er zuvor zu mir und sagte, ich solle ihn Petrus taufen, damals wußte ich nicht warum, erst heute sagte ers mir, daß dieses der Name sei, der ihm von jenem Manne, den er im Traum gesehen, gegeben worden sei.) Nach der Taufe öffnete er eine Fallthüre, da ließ er mich an seiner Hand hinab, und ich erwachte. Beim Erwachen sah ich, daß ich allein war, und die Thür des Hauses mit Zacken zugemacht. Ich rief, niemand antwortete mir. Endlich kam meine Frau durch Zufall ins Haus und sah, daß ich wieder lebte. Das Haus wurde bald voll von Menschen, um mich zu sehen, denn sie glaubten, ich sei vom Tode auferstanden. Meine Freunde drangen in mich, Katriver zu verlassen; sie meinten, ich würde hier meinen Verstand verlieren. Nach ein paar Jahren brach der erste Kafferkrieg aus, ich wurde commandirt und diente vier Jahr als Soldat. Mehrere Jahre lebte ich in der Gegend von Cradok, wo ich bei einem Engländer arbeitete. Von hier zog ich über den Oranjefluß zu meinen Freunden, die in der Gegend des Caledon lebten. Von hier ging ich mit einem Bauer, den ich von früher her kannte, tief ins Innere des Landes. Ich that es, um dem armen Mann und seiner Familie zu helfen, denn er wollte zu seinen Freunden ziehen, die in der Gegend von Moselekazzi wohnten. Jenes Land ist voll von Löwen. Eines

Tages sah ich vier. Ich schoß nach einem derselben, traf ihn aber nicht auf der rechten Stelle. Er sprang auf mich zu, glücklicherweise war aber mein Hund zwischen mir und ihm. Der Löwe jagte den Hund, und unterdessen gewann ich Zeit wieder zu laden. Gerade als ich geladen hatte, kam der Löwe bis auf einige Schritte mir nahe. Ich legte an auf ihn, und schoß ihn durch den Kopf. — Ich sehnte mich wieder zurück nach meinen Freunden, und vor einigen Jahren kam ich wieder in diese Gegend. Ich hatte keine Ruhe in meinem Herzen, ich suchte, und wußte nicht was. So kam ich zum Beschluß, wieder nach Katriver zurückzukehren. Eines Tages erschien mir jener weiß gekleidete Mann wieder im Traum und sagte: Geh nach Bethanien, dort wird dir der Lehrer — er sagte, jener Mann habe mich ihm im Traume gezeigt, und auch meinen Namen genannt, den er nie zuvor gehört — den Weg der Seligkeit zeigen. Er kam gleich darauf mit seiner Familie hierher. Jeden Gottesdienst besuchte er regelmäßig. Seine Aufmerksamkeit und Thränen machten mich auf diesen Mann besonders aufmerksam. Ich sprach mit ihm, und so entdeckte er mir sein großes Verlangen nach dem Weg der Seligkeit. Ich nahm ihn auf in die Klasse der Erweckten. Er war mein Treiber auf meiner Reise nach Kafferland. Noch nie habe ich einen so gehorsamen Diener auf Reisen gehabt als ihn. Tag und Nacht war er bereit zu dienen. Dabei zeigte er ein großes Verlangen, in der Erkenntniß zu wachsen. Nachdem ich zurückgekehrt, habe ich ihn kürzlich getauft. Dieser Mann macht mir in der That große Freude."

Wir brechen hier unsere Special-Mittheilungen über Bethanien ab, und schließen diesen Abschnitt mit einem Rückblick auf die Zeit, während welcher das Korannaland und unsere Koranna-Mission unter der Herrschaft der Engländer gestanden hat. Viel Anfechtung, Mühe, Noth und Bedrängniß haben wir überstehen müssen, beides von den Farbigen und Weißen. Unsere beiden hoffnungsvollen Stationen, Platberg und Saron, sind ihnen erlegen. Aber das Werk des Herrn ist gewachsen unter allen Kämpfen.

Bethanien sowohl als Pniel, in ihrem Grundbesitz befestigt, hatten gezeigt, daß das Wort Gottes stärker ist, als das Verderben des Heidenthums. Eine ganze Anzahl unsterblicher Seelen waren in die Scheuern Christi eingesammelt, der Sinn für Gesetz, Ordnung und christliches Leben gekräftigt, und unter Umständen, die mehr als einmal unser ganzes Werk zu vernichten drohten, war es — wenn auch langsam — doch stetig gewachsen. Gott allein die Ehre! —

Dritter Abschnitt.

Die Mission im Korannalande

unter der Herrschaft des Oranjefluß-Freistaates.

34. Die Aufhebung der Sovereignity.

So wohlmeinend die Absichten des ehrenfesten Sir Harry Smith gewesen waren, den Bauern zwischen Oranje- und Vaalfluß Gesetz und Ordnung zu bringen, so hatte er doch die wirklichen Verhältnisse nicht genügend gewürdigt und die in denselben bedingten Schwierigkeiten unterschätzt. Die Parthei der „Patrioten" unter den Bauern selbst, die nur mit Widerwillen die englische Ordnung trugen, war viel bedeutender, als er vermuthet hatte, und sie hatten für den Fall eines Aufstandes eine sehr kräftige Rückenstärkung an den unter Pretorius sich immer mehr und fester zusammenschließenden Bauern jenseits des Vaal. Dazu erforderten die beständigen Reibungen und Feindseligkeiten der kleinen Häuptlinge, wenn anders die englische Regierung ihr Ansehen ihnen gegenüber behaupten sollte, ein wiederholtes Einschreiten, welches bei den dortigen Verhältnissen wohl Mühe, aber keinen Gewinn brachte. Ueberhaupt aber waren die finanziellen Vortheile, welche ein Behaupten der Sovereignity für die Engländer brachte, nicht nur sehr unbedeutend, sondern drohten, bei der eigenthümlichen Lage des Freistaates, in ihr Gegentheil umzuschlagen.

Namentlich war das Jahr 1851 ein Jahr voller Bedrängnisse und Schwierigkeiten. Wir haben bereits oben wiederholt auf den Krieg hingewiesen, den der Korannahäuptling Taibosch in Nieuweland gegen Moletsane, einen Unterhäuptling von Moschesch, führte. Derselbe nahm mit der Zeit immer größere Dimensionen an; Moschesch zog Moletsane zu Hülfe und überfiel den mit den Engländern verbündeten Barolongfürsten Morocco in Thaba Nschu. Dieser suchte die Hülfe der Engländer nach, und dieselben verlangten von Moschesch die Herausgabe des geraubten Viehes. Als dieselbe verweigert wurde, waren die Engländer genöthigt, ihm den Krieg zu erklären. Aber dem Major Warden standen nur 135 Mann regelmäßiger Truppen zur Verfügung, die Bauern, denen dieser Krieg unliebsam war, stellten mit Mühe und Noth 90 Mann; außerdem stießen 900 Mann Schwarzer (Koranna und

Betschuanen) und 200 Griqua zu ihm. Er hatte also in Summa 1325 Mann mit zwei Feldgeschützen, denen Moschesch mehr als die zehnfache Zahl, darunter über 5000 wohlbewaffnete Reiter entgegenstellen konnte. Major Warden wagte trotzdem am 30. Juni 1851 den Angriff, wurde aber mit so großem Verlust zurückgeschlagen, daß er nur mit Mühe sich und seine Truppen zurück zu ziehen vermochte. — Zu diesem Kriege hatte auch Bethanien 15 Mann stellen müssen, von denen sieben der besten, unter ihnen unser lieber Erziehungsvater Samuel, und unser Diacon Josua und der treue, fromme Abraham blieben.

Major Warden, um die empfangene Scharte auszuwetzen, raffte alles zusammen, was er an kriegsfähigen Mannschaften auftreiben konnte, Schwarze und Weiße; er brachte seine Armee auf 3000 Mann, welchen Moschesch seinerseits 30,000 Mann entgegenstellte, von denen eine nicht geringe Anzahl mit Feuergewehren versehen war. Die Bauern der Sovereignity aber schlossen auf eigene Hand Frieden mit Moschesch. Während die Engländer unter solchen Umständen mit der Erneuerung des Angriffs noch zögerten, kam plötzlich die Schreckensbotschaft, Andries Pretorius sei mit seiner Mannschaft (October 1851) über den Vaalfluß eingebrochen und habe, angeblich in der Absicht, Frieden zwischen den Engländern und Moschesch zu vermitteln, bereits Winburg besetzt, und gewinne unter den Bauern der Sovereignity bedeutenden Anhang.

Nun blieb den Engländern nichts übrig, als mit beiden Theilen in Verhandlungen einzutreten. Der neue Gouverneur in der Capstadt Sir George Cathcart, dem der noch immer nicht völlig beendigte Aufstand der Kaffern die Hände band, sandte zwei Commissare zur gütlichen Unterhandlung nach der Sovereignity, welche mit den Transvaalbauern sub 16. Januar 1852 einen für diese äußerst günstigen Friedensvertrag abschlossen. Die Transvaalrepublik wurde als unabhängiger Staat, und Andries Pretorius als ihr Präsident anerkannt. Letzteren, der bis dahin als ein geächteter Hochverräther gegolten hatte, auf dessen Kopf 2000 Pfund gesetzt waren, ließ man nun in Blumfontein als Märtyrer und Vorkämpfer der Freiheit hochleben. Unter den acht Punkten, welche für die künftigen freundschaftlichen Beziehungen des neuen Staats zur Capcolonie als Grundlage dienen sollten, waren die vornehmsten: Freier Handel, freier Durchzug der Engländer durch die Republik, Aufhebung der Sklaverei in jeder Form und gegenseitige Auslieferung der Verbrecher.

Mit Moschesch schloß Commissar Hogge das Abkommen, daß derselbe das geraubte Vieh, 10,000 Stück, herauszugeben versprach.

Die Engländer hatten bei dieser Gelegenheit zur Genüge ge-

Bethanien im Jahr 1867.

sehen, daß der Unterbau ihrer Herrschaft in der Sovereignity ein überaus morscher sei, und faßten schon jetzt den Plan, letztere völlig aufzugeben. Zu dem Zweck kam im December 1852 Sir George Cathcart selbst ins Land. Der Aufstand in Britisch Kafferland, der bis dahin alle disponiblen Militär-Kräfte der Engländer in Anspruch genommen hatte, war so weit niedergeschlagen, daß der Gouverneur wagen konnte, eine Anzahl Truppen mit sich zu nehmen. Als seine Hauptaufgabe schien er anzusehen, die im vorigen Jahre den Engländern durch Moschesch beigebrachte Niederlage zu rächen, und auf diese Weise das Ansehen der Engländer unter den Schwarzen wiederherzustellen.

Zum 13. December 1852 bestellte er daher alle betreffenden Häuptlinge, Moschesch (Bassuto), Moletsane (Bataung), Sikonyela (Mantäti), Morocco (Barolong), Gert Taibosch (Koranna) zu sich in sein Lager nach Platberg. Alle stellten sich pünktlich ein, nur Moschesch nicht. Derselbe sandte zwei seiner Söhne, welche aber der Gouverneur nicht annahm.

Dieser schickte vielmehr am folgenden Tage seinen Commissionair Owen zu Moschesch auf seine Bergveste Thaba Bossigo mit der Botschaft, er habe die dem Commissar Hogge versprochenen 10,000 Stück Vieh nicht bezahlt, wenn er dieselben nebst 1000 Pferden nicht binnen drei Tagen an den britischen Residenten ausliefere, so werde er, der Gouverneur, selbst in sein Land kommen und sich dreimal so viel Vieh holen. Außerdem müsse er versprechen, den beständigen Diebereien der Bassuto ein Ende zu setzen.

In Folge dieses Briefes erschien Moschesch am folgenden Tage, begleitet vom französischen Missionar Casalis im Lager. Die Unterhaltung des Bassutohäuptlings mit dem Gouverneur ist so charakteristisch, daß wir einzelnes wörtlich mittheilen müssen:

Gouverneur. Ich hoffe, Dich in Frieden zu sehen, denn ich achte Dich als einen großen Häuptling in diesem Lande.

Moschesch. Auch ich hoffe so. Denn Friede ist gleich dem Regen, der das Gras wachsen macht, Krieg gleich dem Sturmwind, der es vertrocknen macht. Du thust recht, daß Du auf mich siehst.

G. Hast Du meinen gestrigen Brief erhalten?

M. Ich habe ihn erhalten, weiß aber nicht, wo ich das Vieh herbekommen soll.

G. Ich verlange nur 10,000 Stück Vieh, obschon Dein Volk viel mehr gestohlen hat. In drei Tagen müssen sie bezahlt sein.

M. Die Zeit ist kurz, und des Viehes ist viel, willst Du mir nicht sechs Tage vergönnen?

G. Du hast Zeit genug gehabt bisher.

M. Aber ich war auch doch nicht ganz unthätig, ich habe ja Vieh ausgeliefert.

G. Aber nicht die Hälfte der Zahl. Bist Du nicht im Stande, das Vieh zusammen zu bringen, so werde ichs mir holen, dann aber alles nehmen, was ich finde.

M. Sprich doch nicht von Krieg. Ich scheue ihn; aber der Hund, wenn er geschlagen wird, weist seine Zähne.

G. Darum liefere die Diebe aus, daß ich sie hängen kann.

M. Auch Deine Gefängnisse sind voller Diebe. Ich wünsche nicht, daß Du sie hängest, sondern daß Du zu ihnen sprechest und ihnen Rath gebest. Wenn Du sie hängst, können sie nicht reden.

G. Wenn ich sie hänge, können sie nicht stehlen. Aber ich bin des Redens müde. Lieferst Du in drei Tagen das Vieh nicht ab, so hole ich es.

Moschesch ging, und bat, den Tag der Unterredung nicht unter die drei Tage zu zählen. Am 18. December erschien Nehemiah, Moschesch's Sohn, mit 3500 Stück; wahrscheinlich hatte Moschesch all sein eigenes Vieh gegeben, und das Vieh friedfertiger Bassuto, um nur den Krieg zu vermeiden, denn seine Macht reichte nicht so weit, um die zahlreichen Diebe in seinem Volk zu zwingen.

Da auch am 19. December kein weiteres Vieh angebracht wurde, ließ Cathcart am 20. seine Truppen ausmarschiren, sie sollten das am Berge Berea zahlreich weidende Vieh der Bassuto nehmen und sich dann vor Thaba Bossigo vereinigen.

Als Moschesch sah, daß alle seine Friedensversuche vergeblich geblieben waren, zog er all seine bewaffnete Mannschaft zusammen, und schritt selbst zum Angriff. Alle drei Abtheilungen der Engländer wurden, wie diese selbst berichten, „mit der größten Ordnung und Taktik" durch die Bassuto angegriffen. Oberst Eyre mußte die von ihm erbeuteten 30,000 Stück Vieh, da er nur über 500 Mann verfügen konnte, bis auf 1500 wieder fahren lassen. Der Kampf dauerte von früh Morgens bis spät am Abend. Um 5 Uhr Nachmittags, als sich die drei hartbedrängten Colonnen der Engländer vereinigt hatten, sahen sie sich einem Bassutoheer gegenüber, das nicht weniger als 6 bis 7000 Mann „gutbewaffneter und geübter" Cavallerie zählte, welche die in Bivouac ziehenden Engländer bis zum Einbruch der Dunkelheit angriffen. Es bedurfte der ganzen Kaltblütigkeit und Energie der Engländer, um sie zurückzuweisen, und endlich durch Raketen und Granaten zum Schweigen zu bringen, und zu zerstreuen.

Das war die Schlacht bei Berea. Die Basuto hatten 5 bis 600 Menschen und 6000 Stück Vieh eingebüßt, aber auch die Engländer 38 Todte, darunter einen Capitän und vier Lieutenants. Zweien Rittmeistern, einem Major und einem Fähnrich waren die Pferde unter dem Leibe erschossen, und sie hatten sich nur mit Hülfe einiger Lanziers, die sie auf ihre Pferde nahmen, retten können. Der Gouverneur selbst und seine Umgebung mußten mit dem Degen in der Hand sich vertheidigen.

Solche Tapferkeit und solche Armee hatte Sir George nicht erwartet. Es war ihm daher durchaus nicht unwillkommen, daß Moschesch selbst am folgenden Tage um Frieden bat; er bewilligte denselben mit verbindlichen Ausdrücken für Moschesch. Die Ehre der englischen Waffen war gerettet. Sir George konnte nach Kafferland zurückkehren, wo seine Gegenwart sehr nöthig war. Die wegen Aufhebung der Sovereignity zu treffenden Maßregeln nahmen ihren ungehinderten Fortgang.

Mit Schrecken sah eine gemäßigte Parthei der Bauern in der Sovereignity die durch Abzug der Engländer drohende Wiederkehr alt holländischer Zustände. Insonderheit aber hatte unser Bethanien Ursach, mit Bangen der Zukunft entgegen zu sehen. Bei dem Vertrag mit der Transvaalrepublik sollen die Transvaalschen Bauern die königlichen Commissarien gefragt haben: „Und was sollen wir mit den Missionaren machen?" Die Antwort soll gelautet haben: „Mit denen könnt ihr es halten, wie ihr wollt!"

Es mag an dieser Nachricht wahr oder falsch sein, was da wolle, der Erfolg zeigte, daß die Transvaalschen mit den Missionaren gar übel verfuhren. Sie verwüsteten Kolobeng, die Station Livingstone's, und mehrere andere Stationen, machten einzelnen Missionaren als Hochverräthern den Prozeß, und schienen die Mission jenseits des Vaalflusses völlig ausrotten zu wollen, so daß sich selbst Moffat am Kuruman bereits auf seinen Abzug rüstete. Was Bethaniens Schicksal gewesen wäre, wenn diese Parthei in das Erbe der englischen Herrschaft eingetreten wäre, das war nicht schwer zu errathen. Zwar war nach dem Tode des alten Andries dessen Sohn Martinus Wessel Pretorius als Präsident der Republik erwählt worden, und derselbe zeigte sich in Saron unsern Brüdern, wie wir oben gesehen, freundlich, hat sich auch seither nie der Mission feindlich entgegengestellt. Aber das wußte man einestheils damals nicht, und wenn man es gewußt hätte, war er denn als Präsident stark genug, dem Andringen der alten Patriotenparthei gegen die Mission Widerstand zu leisten? Und war es nicht mehr als wahrscheinlich, daß er auch Präsident des neuzubildenden Oranjefreistaats werden würde?

Dazu kam, daß die Verhältnisse in der bethanischen Ge-

meinde selbst, von dem Tage an, wo es verlautbarte, daß die Engländer die Sovereignity aufgeben wollten, immer schwieriger und verwickelter sich gestalteten. Schon jene Botschaft des Gouverneurs, die Adam Kok 1849 nach Bethanien brachte, daß dasselbe künftighin nicht mehr unter den Griqua stehen solle, hatte große Aufregung verursacht. Seitdem hatten die Koranna, die sich als die eigentlichen Herren des ganzen Landes betrachteten, mit wachsender Erbitterung gesehen, daß die Station sich immermehr mit einer betschuanischen Bevölkerung füllte, unter welcher sie eine immer unbedeutender werdende Minorität bildeten. Ihr altes hoffärtiges Unabhängigkeitsgelüste erwachte, sie wollten weder unter den Engländern noch unter irgend einer Autorität stehen; die Leidenschaftlichkeit, mit der sie diesen Gedanken verfolgten, bewirkte, daß sie auch in ihrem christlichen Leben und Wandel rückwärts gingen und sich selbst den Missionaren gegenüber, die sie beschuldigten, ihr Landbesitzrecht gekränkt zu haben, mißtrauisch und feindlich stellten. Dazu kam Goliath, der Capitän, nachdem er im Kriege gegen Danzer (s. o.) zum Bettler geworden war, von Zeit zu Zeit nach Bethanien, und schürte die Unzufriedenheit. Er war ein so arger Säufer geworden, daß er 1853 sein Pferd in Saunahspoort für Branntwein verkaufte. Dieser erhob seine alten Ansprüche auf Bethanien, und veranlaßte fünf Koranna, daß sie das Land zum Verkauf ausboten. Bauern, die die Gelegenheit günstig erachteten, waren bei der Hand, auf den Kauf einzugehen; denn sie konnten bei dem Aufgeben der englischen Herrschaft, trotz der so vielfach verbrieften Rechte der Berliner Gesellschaft, auf Ersatz hoffen. Drei der auffätzigen Koranna kamen zwar bußfertig und bereuten ihr Unrecht, aber das Damoclesschwerdt war drum nicht beseitigt. So gab es also wieder schwere, bange Tage in Bethanien. Sollte wirklich all der saure Schweiß, der auf diese Station verwandt war, vergeblich gewesen sein, wie in Platberg und Saron?

Im Februar 1854 erschien der britische Resident Sir George Clerk in Bethanien, um vor seinem Abgange die Landfrage definitiv zu ordnen. Er war sehr freundlich und sichtlich bemüht, manches in der Landangelegenheit von Seiten der Engländer Gefehlte wieder gut zu machen. Er gab 10 Pfund zum Bau des Erziehungshauses, 70 Pfund für die Wittwen der im Kriege gegen Moschesch gebliebenen bethanischen Leute, 100 Pfund als Entschädigung für die mancherlei Unkosten, die wir durch Abraham Gryssel gehabt hatten. Er leitete es ein, daß eine von Moffat entworfene neue Karte die definitive Bestätigung der Regierung erhielt, daß wieder einmal Wuras berichten konnte: „Der Grundbesitz ist gesichert" — bis auf weiteres, hätte er hinzufügen müssen.

Unter dem 23. Februar 1854 schloß der englische Regierungsbevollmächtigte mit den in der Sovereignity wohnenden Bauern eine Convention ab des Inhalts, daß die Engländer allen Hoheitsrechten in der Sovereignity völlig entsagten und den Bauern gestatteten, innerhalb dieses Gebietes zu einem eigenen Staat sich zu constituiren. Im § 2 wurde ausdrücklich erklärt, daß die Engländer mit keinem der eingeborenen Häuptlinge nördlich vom Oranjefluß (mit Ausnahme von Adam Kok) in einem Vertragsverhältnisse ständen und daß sie weder Absicht noch Wunsch hätten, späterhin mit irgend einem Häuptling in solcherlei Bündniß einzutreten, damit die Regierung des Oranjeflußfreistaats in der Ausbildung ihrer Staatsform, so wie in der Verfolgung ihrer Interessen auf keinerlei Weise gehemmt sei.

Endlich am 11. März 1854 verließ Sir George Clerc mit den englischen Truppen Blumfontein, um sich in die Colonie zurückzubegeben. Die Sovereignity war aufgegeben. Wie in Folge dessen unsere Station Saron sofort fiel, haben wir oben erzählt. Bruder Joh. Schmidt eilte von dem verödeten Saron nach Bethanien, um dem Bruder Wuras in den schweren Zeiten, die bevorstanden, zur Seite zu sein.

35. Die Bildung des Oranjefluß-Freistaates und die nächsten Folgen davon für Bethanien.

Nach Abzug der Engländer also constituirten sich die Bauern der Sovereignity zu einem eigenen Staat unter dem Namen Oranjefluß-Freistaat. Die oberste gesetzgebende Gewalt bildete ein Volksraad von gewählten Deputirten, mit einem von ihm gewählten Präsidenten an der Spitze, welcher seinerseits einen engeren Ausschuß um sich bildete zur administrativen Führung der Geschäfte. Das Land wurde in größere Districte getheilt, an deren Spitze ein Landdrost stand, diese wiederum in kleinere Kreise, die durch einen Feldcornet verwaltet wurden. Die von den Schwarzen erworbenen Grundstücke wurden in das öffentliche Land-Register eingetragen und dadurch nebst ihren Bewohnern integrirende Theile des neuen Staats, der, genau so, wie dies zur Zeit der Sovereignity der Fall gewesen war, die Jurisdiction über diese neuen Theile ausübte, während in denjenigen Theilen, die die Schwarzen als Eigenthum behielten, die Angelegenheiten derselben durch ihre angestammten Capitäne verwaltet wurden und nur in wichtigen Fällen der Oberhoheit des neuen Staates untergeordnet blieben.

Unsere Brüder waren bei der Bildung des neuen Bauern-

staats auf das Schlimmste gefaßt. Wenn die Ansichten der politischen Patrioten über die Stellung, die den Schwarzen im Staate, und die Ansichten der Doppers (einer strengen reformirten Secte, die die altererbte reformirte Form der Frömmigkeit in Tracht, Lehre und Leben festhalten wollte) über die Stellung, die den Schwarzen im Reiche Gottes gebühre, zur Geltung gebracht wurden, dann war es nicht nur um Bethanien, sondern überhaupt um die Missionsarbeit im Lande geschehen und der saure Schweiß der vergangenen zwanzig Jahre war verloren. Die Griqua sowohl als die Koranna rüsteten sich bereits zum Abzuge aus dem Lande und unsere Brüder hatten Noth, die eigenen Gemeindeglieder von voreiligen Schritten zurückzuhalten. Sie brachten ihre ernsten Befürchtungen vor den Herrn und sammelten ihre Seele im Gebet. Und siehe, der Herr half wunderbar und herrlich über Bitten und Verstehen.

Der erstgemählte Präsident Hoffmann war ein ernster frommer, gerechter Mann. Eine seiner ersten Unternehmungen war, daß er Bethanien besuchte, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen. Er erkannte in Gemäßheit der von den Engländern gestellten Bedingung, daß jeder Grundeigenthümer im Lande im ungeschmälerten Besitze desjenigen Landes bleiben müsse, welches die Engländer ihm gesetzlich zugesprochen hatten, das Recht der Berliner Missions-Gesellschaft auf den Grundbesitz in den von G. Clerc gezeichneten Grenzen auf Grund der Moffat'schen neuen Karte einfach an und wies die von den Koranna geltend gemachten Ansprüche auf das Land als unberechtigt entschieden zurück. Er erklärte, daß Bethanien so wie jeder andere Bauernhof als Theil des neuen Freistaats angesehen werden und als solcher auch die Staatsabgaben und Lasten tragen solle. Zugleich ordnete er an, daß Bethanien seine eigenen Platzgesetze haben solle, wonach es als Missionsstation sich selbst zu regieren habe. Die Platzgesetze wurden sofort entworfen und Bethanien in denselben, als der Berliner Missions-Gesellschaft zugehörig, von allen Bewohnern der Station anerkannt. Ein eigener Hauptmann wurde für Bethanien aus den Schwarzen selbst erwählt. Die Wahl fiel auf Adam Oppermann, dem sechs Räthe zur Seite gegeben wurden, um ihm in der Verwaltung und in der Handhabung der Polizei zur Hand zu sein. Der Platzhauptmann durfte bis 25 Thaler Geldstrafe, oder 20 Hiebe, oder 14tägige Strafarbeit verfügen, alle ernsteren Straffälle mußte er vor das öffentliche Gericht nach Blumfontein verweisen. Zur Aufbringung der Kosten für Constabler und Richter mußte jeder Familienvater monatlich 6 Schilling (2 Thlr.) bezahlen. Außerdem war jeder Platzbewohner zum fleißigen Besuch der Kirche und Schulpflicht seiner Kinder angehalten, sowie zur Zahlung eines Beitrags für die Mission und

einer geringen Taxe für Benutzung des Landes. Als Goliath mit seinen Koranna Widerspruch erheben wollte, wurde er von dem Präsidenten mit den Worten zur Ruhe verwiesen, wer sich der Ordnung nicht fügen wolle, der könne seine Straße ziehen und sich ein Feld ohne Gesetz und Ordnung selbst suchen, auf welchem der Teufel das Regiment habe.

Nachdem Alles also wohlgeordnet war, reiste der Präsident nach Blumfontein zurück; zwanzig Berittene der Station gaben ihm das Ehrengeleite.

Trotz dieser Entscheidung des Präsidenten erachteten fünf Koranna (unter denen drei Ausgeschlossene), aufgestachelt durch Bauern, welche von ihnen das Land um einen Spottpreis zu erhandeln gedachten, den Zeitpunkt für günstig, um mit Geltendmachung alter unbegründeter Ansprüche das Land in Besitz zu nehmen und zu verkaufen. Sie fanden auch willige Käufer unter den Bauern, welche mit dem Feldcornet auf der Station ankamen, um die Sache zu untersuchen. Wuras erklärte ihnen rundweg, in der Sache sei nichts zu untersuchen, die Besitzdocumente seien in guter Ordnung; wolle er aber untersuchen, wer von den Koranna sich den neuen Platzgesetzen nicht fügen wolle, so möge er es thun. Da fanden sich unter allen Koranna nur neun, die Opposition erhoben, unter diesen noch etliche, die, um die Zahl der Opponenten zu verstärken, aus der Nachbarschaft hereingekommen waren, ohne wirklich Stationsbewohner zu sein. Die Uebrigen hielten treu zu den Missionaren und ertrugen dieserhalb willig den Spott und die Feindschaft der Widersacher, ja von diesen letzteren kamen auch bald etliche, um reumüthig um Verzeihung zu bitten.

Die benachbarten Bauern fanden sich in das Unvermeidliche und die besseren unter ihnen trösteten sich mit dem Gedanken, daß Bethanien ihnen gute, folgsame Dienstleute erziehen könne, worin sie sich auch nicht getäuscht haben.

Präsident Hoffmann blieb nicht lange an der Regierung. Schon im Februar 1855 nöthigte man ihn, zurückzutreten. Er wurde beschuldigt, an den Bassutokönig Moscheseh 50 Pfund Pulver verkauft und ein Document, das in dieser Sache gegen ihn zeuge, vernichtet zu haben. In einem tumultuarischen Auftritt wurde das Pulvermagazin und das Versammlungshaus des „Volksraths" von Bauern eingenommen und der Präsident mußte abtreten. An seine Stelle wählte man einen Mann, der sich schon in der Natalcolonie unter allen besser gesinnten Bauern den Ruf eines einsichtsvollen und gemäßigten Regierungsbeamten erworben hatte. Er hieß Boshoff.

Aber so umsichtig der neue Präsident bemüht war, die sehr schwierigen Verhältnisse des Freistaats, namentlich die Grenzstreitigkeiten mit den schwarzen Nachbaren, zu ordnen, so ging

ihm doch die speciellere Einsicht in unsere bethanischen Verhältnisse ab, und er stand unter dem Einfluß einzelner besonders hervorragender Bauern, zu denen auch unser Nachbar Abraham Gryssel gehörte. Er erklärte, das letzte von Clerc unterzeichnete Document habe keine Gültigkeit, da die von Gryssel vorgelegte Karte von Ford älter sei; diese letztere sei also normgebend. So mußte die Sache dem Volksrath vorgelegt werden. Unsere Brüder und der von ihnen später als Advocat angenommene Richter Hamelberg in Blumfontein achteten aber hiezu die Zeit der Präsidentschaft von Boshoff, so wie die folgende von Pretorius, weil beide für Gryssel stimmten, nicht geeignet, und als später der durchaus unpartheiische und gerechte Präsident Brandt ans Ruder kam, mußte zunächst die fehlende Autorisation unseres Wuras durch das Comité beschafft werden, so daß die Zeit bis zum Jahre 1864 sich hinzog. Dann aber entschied der Volksrath zu unseren Gunsten. Gryssel legte die Revision ein; dieselbe konnte aber, da inzwischen der Krieg mit Moschesch ausgebrochen war und in Kriegszeiten alle Civilklagen ruhten, nicht sofort vollzogen werden. So traf der Herausgeber die Sachlage, als er im Jahr 1867 in Bethanien war. Aber das alles hinderte nicht, daß durch allerlei, unten zu beschreibende Gewaltthätigkeiten in der Zwischenzeit mehr als ein wüster Angriff auf unser bethanisches Land von Bauern und Koranna versucht wurde.

36. Die erste Sauerteigsarbeit unter der neuen Betschuanenbevölkerung von Bethanien.

Die von uns bereits oben angedeutete massenhafte Zuströmung von Betschuanen auf das bethanische Stationsland brachte in das Leben und die Arbeit der Missionare eine völlige Umwälzung. Es war, als ob sie noch einmal von vorn anfangen müßten, um die Station aus dem Rohen herauszuarbeiten.

Wir haben in der ersten Abtheilung gesehen, wie diese Arbeit aus dem Rohen heraus an den Koranna die lieblichsten Früchte getragen hatte. Aus einer Masse hochmüthiger, fauler, aufsätziger Leute war ein schöner Kern wirklich bekehrter, den Missionaren in Liebe ergebener, an Seßhaftigkeit, theilweise an Arbeit gewöhnter Christen herausgewonnen, ein Gemeindlein, an dem trotz aller vielfach noch anhaftenden Mängel und Ueberreste alten heidnischen Wesens, doch die Missionare, indem sie das Arbeiten des heiligen Geistes an ihnen wahrnahmen, ihre stille Freude haben konnten. Sie kannten beides die Schwächen und Gebrechen, aber auch die guten Seiten ihrer christlichen Koranna, und wußten dieselben dem-

gemäß zu nehmen, so daß sie unter ihren Landsleuten ein lebendig Salz wurden, und das Werk Gottes im beständigen Fortschreiten unter denselben blieb.

Jetzt war die Physiognomie von Bethanien eine völlig veränderte geworden. Die eingewanderten Betschuanen waren nicht etwa aus einem einheitlichen Volksstamme, sondern waren zersprengte Ueberreste, aus vielen theils durch Moselekazzi den Matebelen (Bd. I p. 156), theils durch die Mantäti (Bd. I p. 269), theils durch die Bauern völlig vernichteten und aufgelösten kleinen Staaten. Man unterschied 1855 in Bethanien sieben Hauptstämme, denen die eingewanderten angehörten. Da waren Batlaru von jenseits des Kuruman, da waren Barolong, die sich vor den Assagaien der Krieger Moselekazzis geflüchtet hatten, da waren Seyoya, deren Stamm von den Koranna vernichtet war (unter ihnen Jasson mit seiner Werft), da waren Bagaruorimosana, da waren Bagamatsi, die früher den Taibosch'schen Koranna unterthänig gewesen waren, da waren Makana, Bastarde von Buschleuten und Betschuanen, die vom Vaalfluß herangeflüchtet kamen, da waren Bakuena vom Moriquafluß her, die Moselekazzi verjagt hatte. Sie alle sprachen zwar betschuanisch, aber ihre Dialekte waren oft so verschieden von einander wie deutsch und holländisch. Dazu brachten sie keinerlei Reste ererbter Gesetze oder Häuptlingschaften mit sich, an die man eine gesetzliche Ordnung hätte anknüpfen können. Sie waren eben alle nur einzelne Menschen, die keineswegs etwa durch das Verlangen nach Gottes Wort und Sakrament, sondern nur durch den Umstand nach Bethanien gezogen waren, daß dort Aecker und Weideplätze waren, deren Benutzung ihnen die Besitzer nicht verwehrten. Dem Platzgesetz, daß sie zum Gottesdienst und ihre Kinder zur Schule kommen mußten, unterwarfen sie sich, weil eben sonst ihres Bleibens auf der Station nicht gewesen wäre; aber es ist leicht zu ermessen, was für eine Felsenspreng-Arbeit die Missionare an dieser neuen wüsten, unordentlichen Heidenmasse hatten.

Dazu kam, daß die früheren Koranna-Bewohner die hereinziehenden Flüchtlinge im innersten Herzen verachteten, als elende Hunde, die da arbeiteten, was doch keinem freien Manne gezieme; ja daß sie die wahrhaft bekehrten Koranna, ihre Brüder selbst, darum scheel ansahen, daß diese mit den getauften Betschuanen in brüderlicher Eintracht verkehrten. Die heidnischen Koranna hatten bald ihre Viehheerden um Branntwein und Gewehre und Pferde hingegeben und zerlumpten und verarmten, während die betriebsamen Betschuanen im Wohlstand zunahmen. Das Wort des Lebens, das sie so lange gemisachtet hatten, wurde ihnen zum Geruch des Todes, die Heiden schweiften umher in alter Weise und zogen Getaufte ihres Volks mit in ihr Gewerbe, so daß auch

manche von den letzteren theils ausgeschlossen, theils des Platzes verwiesen werden mußten. So kam, wenn man von einzelnen hervorragenden Treuen absieht, in die alte Korannagemeinde ein Anstrich der Sattheit und Lauheit und Zuchtlosigkeit, während sich die heidnischen Koranna gerade durch die Eifersucht auf die Betschuanen in dem fast zum Wahnwitz gesteigerten Gedanken erhitzten, sie seien die eigentlichen Besitzer des bethanischen Landes, die Missionare nur Eindringlinge, die sie bevortheilten und betrögen; ja all ihr Denken schien auf den einen Punkt sich zu concentriren, den Besitz des Landes wieder zu erstreiten; namentlich waren es landgierige Bauern, die sie in die Ueberzeugung von ihrem vermeintlichen Recht hineinhetzten, und ihnen die Mittel und Wege anwiesen, wie sie ihr Recht verfolgen könnten. Die Koranna gedachten das Land an Bauern zu verkaufen, um das Kaufgeld binnen kürzester Frist zu vergeuden; den gedachten Bauern aber war es ein fast unerträglicher Gedanke, daß Bethanien, das schönste Stück Land des Freistaats, mit seinen herrlichen Quellen für immer dazu bestimmt sein sollte, von diesen verachteten Schepsels und den verrotteten Sendlingen bewohnt und ausgenutzt zu werden. — Und doch war andererseits das Festhalten am Besitz von Bethanien der einzige Weg, um die Missionsarbeit im Lande festzubehalten. Wo in aller Welt hätten die nach und nach bis zur Zahl von fast 1000 gesammelten Schwarzen Ort und Gelegenheit gefunden, das Wort Gottes zu hören, wenn sie nicht auf der Station um den Missionar her ein Asyl fanden.

Auf der anderen Seite bot die neue betschuanische Bevölkerung (welche Anfang 1856 in 150 Hütten wohnte, während die

Betschuanische Wäscherin.

Koranna deren nur noch 15 hatten,) viel Schwierigkeiten dar. Zwar waren sie fleißig und betriebsam und boten nach dieser Seite hin den Koranna ein gutes Vorbild dar, auch gaben sie nicht eben Grund zur Klage wegen polizeilicher Vergehungen, aber daneben waren sie vielfach geizig, eigensüchtig, stumpf, nur auf das Irdische bedacht, dann wieder mistrauisch, den politischen Unruhen und Gefahren gegenüber ungewiß, ob es sich verlohnte, in Bethanien seinen Acker fleißig zu bestellen, da es ja nicht sicher sei, ob die Mission ihn morgen noch besäße; viele Reste des alten heidnischen Lügenwesens und Aberglaubens brachten sie mit, durch die sie selbst die Getauften unter ihnen nicht selten in schwere Versuchung und Verirrung führten. Entgegen dem gefühlvollen Koranna lebten sie mehr ein Phantasieleben, hatten daher, namentlich in den Zeiten der ersten Anregung, viel mit Träumen zu thun, wie wir ähnliches ja in der Geschichte der Bassutomission bereits zur Genüge kennen gelernt haben.

Endlich bot das zerstreute Wohnen der Betschuanen auf dem Stationsfelde noch ganz besondere Schwierigkeiten dar. Sie suchten, in einzelne Werfte und kleinere Häuflein zerstreut, natürlich die Quellen und Saatgründe auf, also daß der eine hier, der andere dort vereinzelt wohnte, manche 1½ Meile weit von der Kirche entfernt. Wie erschwerte das nicht den Kirchen- und Schulbesuch und den seelsorgerischen Verkehr und die sittliche Ueberwachung. Wie sollte man in diese jährlich durch Zuzug und Wegzug wechselnde wirre, unorganische Masse, die sich obendrein zeitweise noch zu Dienstarbeiten unter den benachbarten Bauern zerstreute, hineinkommen mit dem Worte des Herrn? Man mußte ganz von vorn anfangen und ein Neues pflügen. Das kostete aber unsägliche Arbeit, Mühe und Geduld; und mancher Missionsfreund in Deutschland, der damals auf dem Sopha sitzend die Missionsberichte aus Bethanien unbefriedigt weglegend ausrief: „In Bethanien ist der Tod im Topf", hätte besser gethan, für die auf heißeste Rade-Arbeit angewiesenen Brüder sein Gebet und Fürbitte zu thun; vielleicht hätte ihm der Herr dann auch ein Auge dafür gegeben, zu erkennen, wie unter allen diesen unsäglichen Schwierigkeiten dennoch zwar langsam aber stetig von Jahr zu Jahr das Werk des Herrn und die Zahl der Getauften zunahm, bis endlich nach Ueberwindung der Schwierigkeiten Bethanien ein kräftiger Baum geworden ist, der seine Früchte reichlich bringt!

Die Brüder erkannten richtig, daß eine der ersten und Hauptaufgaben für sie sei, — abgesehen von der geregelten Verkündigung des Worts in Kirche und Schule —, in diese unorganische Masse Zucht und Ordnung zu bringen, die herumtreibenden und nur vorübergehend Bethanien ausnutzen wollenden zu einem seßhaften Leben, die seßhaft gewordenen zu einem bürgerlich recht-

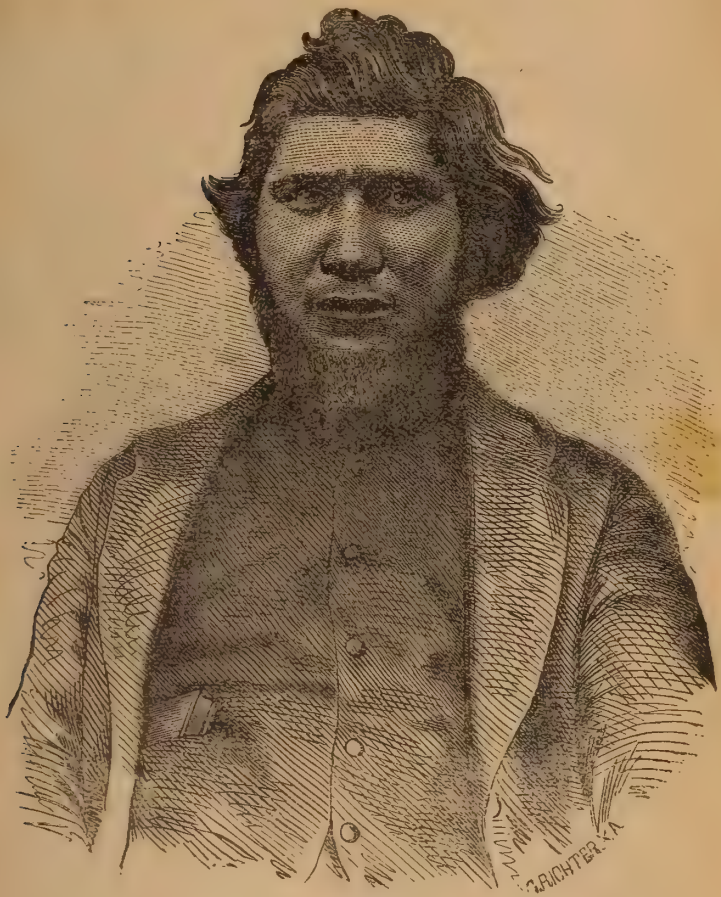
schaffenen Wandel zu erziehen. Letzteres war sogar eine Lebensfrage für die Station. Denn wie mit Argusaugen lauerten die umwohnenden Bauern-Nachbaren auf die ihnen widerwärtige Bevölkerung von Schwarzen, um Stoff zu sammeln zu der Anklage, daß sie durch Diebstahl und Raub die Nachbarschaft gefährdeten. Da mußten unsere Brüder also doppelt scharf aufpassen und die Zucht handhaben. Und zu diesem Werk hatte ihnen der Herr einen Gehülfen gegeben, der bald ihre rechte Hand wurde, den wir bereits oben mehrfach kennen gelernt haben. Es war:

37. Adam Oppermann, der Schulze von Bethanien.

Adam war, wie wir schon oben hörten, weder ein Betschuane noch ein Koranna, sondern seine Vorfahren stammten aus Indien und auch etwas französisches Blut war in seinen Adern. Durch schwere Jugendschicksale geläutert war er zu einem Charakter erstarkt, wie man deren unter den Schwarzen wenige findet, und seine Treue zu Gemeinden an den Herrn Jesum ist unter den mannichfaltigsten und schwierigsten Verhältnissen erprobt.

Wenn er in seinem Gerichtszimmer auf seinem europäischen Stuhl hinter dem Tisch saß, auf welchem Papier, Feder und Tinte zum Protokolliren bei der Hand war, um ihn her seine sechs Beisitzer, drei Koranna und drei Betschuanen auf Feldstühlen, dann litt er nie, daß zwei zu gleicher Zeit sprachen, oder daß irgend einer der Anwesenden den Hut aufbehielt; denn Ordnung muß sein. Der Angeklagte mußte stehen und durfte nur das sagen, darnach er gefragt wurde, die Zeugen mußten in einem nebenliegenden Ort warten, bis sie einzeln hereingerufen wurden. Eingehend und unpartheiisch prüfte er jede Sache, bis er seinen Spruch gethan hatte; war er aber gethan, so mußte er auch ausgeführt werden, der Schuldige mochte vornehm oder gering, erwachsen oder ein Kind sein. Etliche Betschuanenkinder, die ein Stück Vieh gestohlen hatten, erhielten ein jedes seine zehn Hiebe und mußten, da sie Strafgelder nicht zahlen konnten, acht Tage lang am Damm Schanzarbeit thun. Die Eltern wurden zum Urtheilspruch herbeigerufen und erklärten sich völlig einverstanden, weil sie wußten, der gestrenge Herr Schulze ließ nicht mit sich reden. Als über die Benutzung der Felder zu viel Streitigkeiten entstanden, so daß er nicht durchfinden konnte, sorgte er dafür, daß (1858) ein eigener Feldcornet aus den Schwarzen mit vier Thaler monatlichem Gehalt angestellt wurde, der die Ordnung auf den Feldern zu bewachen hatte. — Zu Hause aber war der gestrenge Herr Schulze die Freundlichkeit und Liebe selbst, jedem zu Dienst und Handreichung gewärtig, und ein Vorbild eines

gottesfürchtigen Haushalters. Deshalb wurde er nicht blos allgemein gefürchtet, sondern er genoß auch die allgemeine Liebe und das allgemeine Vertrauen aller Stationsbewohner — mit Ausnahme der Ruchlosen unter ihnen.



Adam Oppermann.

Adam Oppermann und der Regenmacher.

Am 12. December 1857 zog über Bethanien ein schweres Gewitter herauf — ohne Regen, — aber Blitz folgte auf Blitz und Schlag auf Schlag. Mit einem Mal fuhr ein Blitz herab, der die Stube des Bruder Wuras hell erleuchtete, und unmittelbar darauf folgte ein furchtbarer Donnerschlag. „Das hat ein-

geschlagen!" rief Wuras, „wenn nur kein Unglück geschehen ist!" — Er hatte kaum sich von seinem Schrecken erholt, als athemlos ein Betschuane hereinstürzte: „Der Blitz hat Paul erschlagen!"

Wuras lief unter fortwährenden Blitzen zu Paul's (eines Getauften) Hütte, die 800 Schritt entfernt stand. Welcher Anblick! Ein Betschuane hielt den entseelten Paul in den Armen, während dessen Frau und Tante ein furchtbares Geheul erhoben. Wuras ließ kaltes Wasser über den Leblosen gießen und that ihm einige Hofmannstropfen in den Mund — vielleicht war er nur betäubt. Aber er regte sich nicht; er blieb todt. Der Blitz hatte ihn, während er seiner Frau ein Gefäß mit Milch darreichte, am Kopfe getroffen. Wuras Trostworte konnten das Geheul der Leidtragenden nicht zum Schweigen bringen; kaum erreichte er so viel Stille, daß er sein Gebet an der Leiche thun konnte.

Am 14. December kam Bruder Joh. Schmidt zu Wuras mit der Nachricht, die Kinder in der Schule hätten ihm erzählt, die Betschuanen haben den Rasego gerufen, um das vom Blitz getroffene Haus zu bezaubern. Rasego war ein alter Regenmacher, Zauberer und Doctor, der mit den übrigen Betschuanen in Bethanien eingewandert war und bis dahin still und unbemerkt unter ihnen gelebt hatte. Wuras ging also am 15. sofort zu der Hütte Pauls, um sich des Näheren zu überzeugen. Als er bis zur Umzäunung der Hütte (einer dünnen Rohrwand) gekommen war, hörte er drinnen ein leises Murmeln. Er trat herein. Da saß der alte Rasego, mit bemaltem Gesicht, einen Kranz auf dem Kopfe, die Haare mit einer Mischung von Fett und pulverisirtem Glimmer eingerieben. Neben ihm saß sein Diener. Vor ihm stand ein großer hölzerner Napf mit Wasser angefüllt, worin verschiedene Kräuter; mit diesem heiligen Wasser werden die Verwandten des Erschlagenen und die Erde da, wo der Blitz eingeschlagen hat, gereinigt. Bei dem Zauberer lag das Fleisch einer frisch geschlachteten Ziege, daneben der Magen mit seinem Inhalt zu besonderem Gebrauch bei der Ceremonie.

Wuras voller Entrüstung rief dem alten Sündenknecht zu: „Fort mit Dir! Du Teufelskind!" Der Alte lachte ihn freundlich an und rief „dumela!" d. h. Sei gegrüßt, — die Frau lief erschrocken fort, zwei andere Frauen — (alle drei Gemeindeglieder) liefen in die Hütte, warfen sich auf die Erde und bedeckten ihr Gesicht. Magdalena rief: „O mein Lehrer, mein Herz ist nicht bei diesen Dingen." Rasego entfernte sich. „Ihr Uebelthäter," rief Wuras den Weibern zu, „wie könnt ihr solche Greuel zulassen? Ihr alle wisset, was geschehen ist, und seid mitschuldig an dieser Zaubereisünde. Wir werden weiter darüber sprechen!"

Eine strenge Untersuchung folgte. Die Betschuanen entschuldigten sich, Rasego hätte nur als Doctor den Leuten den

Schreck aus den Gebeinen wegcuriren sollen. Magdalena gab an, sie sei hingegangen, nicht um an den Ceremonien Theil zu nehmen, sondern um dem alten Rasego seine Zaubereisünde vorzuhalten. Sie hätte zu ihm gesagt: „Gott allein ist groß und mächtig, er sendet den Blitz; wie kannst du gegen Gott etwas thun; welche Sünde ist es, gegen Gott aufstehen!“ Als Wuras eingetreten, sei ein großer Schreck über sie gekommen, sie habe sich deshalb auf die Erde geworfen und, ihr Gesicht bedeckend, ausgerufen: „O mein Lehrer, ich habe mit diesen Dingen nichts zu thun!“

Das mochte mit Magdalena seine Richtigkeit haben, aber Rasego hatte wirklich gezaubert und Rebecca auf Rath ihres Vaters ihn dazu herbeigerufen. Die Betschuanen entschuldigten sich, sie hätten nicht gemeint, eine so große Sünde zu thun. Adam Oppermann mit seiner Milde suchte auch alles zum Besten zu kehren und sprach: „Ich glaube, unsere Brüder haben nicht gedacht, daß diese alte Betschuanen-Gewohnheit eine so große Sünde sei.“ Daniel aber, ein alter Betschuane, antwortete: „Ich selber habe in früherer Zeit als Heide solche Dinge gethan; aber mit dem Christenthum habe ich alle diese Dinge weggeworfen, denn sie sind Werke der Finsterniß. Alle die, welche nicht dagegen gesprochen haben, die haben sich schwer versündigt.“ Seine Worte fanden allgemeinen Anklang unter den Versammelten.

Es wurde also von Adam Oppermann ein ordentlicher Gerichtstag angesetzt. Rasego mußte auf dem Rathhause erscheinen und alle seine Zaubersachen mitbringen.

Hören wir den Bericht über die Versammlung mit Wallmann's Worten:

„Missionar Wuras war auch mit zur Sitzung geladen. Der Doctor brachte drei Fellsäcke voll allerhand Dinge mit, die er nach und nach auskramen und erklären mußte, weil er behauptet hatte, er thue weiter nichts, als die Leute gesund machen. Da kam denn aus den Säcken heraus das Fell einer Leguaneidechse, zu Pulver gemahlen und mit dem Fette des Leguan vermischt und so in einem Stückchen Fell des Leguan am Halse getragen, schützt es gegen Bezauberung, ist der Mensch aber schon bezaubert, so macht man kleine Einschnitte an Arm und Brust und reibt eine Salbe ein, welche aus dem Nierenfett des Leguan und aus der Asche vom verbrannten Leguanfleische bereitet ist, erklärte der Doctor, und Adam und Wuras hörten still zu. Weiter kam aus dem Sacke heraus etwas vom Dachs, mit Salz gemischt ist es gut gegen Magenschmerz, mit Fett und Asche vom Leguan gemischt ist es ein starkes Gift und wird als Gegengift bei Vergiftungen gebraucht; dann Mochotloane, eine Wurzel, wenn man sie kaut, hilft sie gegen Erkältung und als Pulver geschnupft ist es gut

gegen Kopfweh; dann Mochoche, auch eine Wurzel, in allen Kinderkrankheiten gut, welcher Art sie auch sein mögen; dann Sewitewite, eine Wurzel, in Leberkrankheiten und gegen die Ruhr; dann Khoba, eine Wurzel, wird den Hunden eingegeben, wenn man auf die Schakalsjagd geht, damit dieselben besser spüren und fangen; dann Thobeg, eine Wurzel, pulverisirt und mit Fett gemischt eine gute Salbe bei Arm- und Beinbruch; dann Lechuku, eine Wurzel, wenn man sie kaut, kann man sehen, ob man bezaubert ist, denn dann vomirt man danach; dann Aprentjeshout, eine Wurzel, gekaut, giebts Glück auf der Jagd; dann Motlona, eine Wurzel, pulverisirt und in Einschnitte auf Arm und Bein gerieben, macht Schnellläufer und starke Arbeiter; dann Sitlari-ari-chucha, eine Wurzel, gegen Syphilis; dann noch viele Klauen von Ziegen-, Schaf- und Wildlämmern nebst kleinen Holzfiguren, werden wie Würfel geworfen und man sieht dann aus ihrer Lage z. B., wer der Dieb ist, wo das gestohlene Vieh sich aufhält u. dergl. Das alles und noch viel andere Dinge kramte der Doctor aus seinen Säcken heraus und mußte die Geheimnisse seiner Kunst dem Schulzen getreulich vermelden. Der machte ein sehr ernstes Gesicht und fragte ihn noch, was er da am Halse hängen habe. „Das ist ein Ramhorn und eine Klaue vom Leguan," erwiderte der Delinquent, „gehe ich zu einem, der bezaubert ist und soll ihn gesund machen, so mache ich ein Stückchen Schlangenfell zu Pulver und thue es in das Horn, dann kann mir der Zauberer meines Kranken keinen Schaden thun." Nun hatte Adam genug. Das Urtheil war bald fertig: Entweder hört der Heide mit seinen Quacksalbereien und seinem Gegenzaubern auf und giebt all den Kram heraus, damit er vergraben werden könne, oder er verläßt Bethanien; solch Treiben kann auf einer Missionsstation nicht geduldet werden. Der Doctor sagte: „Meine Medicin kostet Geld; ich muß für eine einzige Wurzel zehn Schilling bezahlen; darum kann ich nichts herausgeben und werde den Platz verlassen." „Verläßt den Platz," sagte der gestrenge Schulze und ließ dem Manne bloß noch etliche Tage Frist, bis seine Frau gesund würde, die jetzt nicht mitreisen konnte. Der Schulze hatte seine Sache nach Recht und Gerechtigkeit ausgerichtet. Nun fing der Missionar die Seinige an. „Warum machst du deine Frau nicht gesund?" fragte ihn Wuras. „Ich kann nicht," war die Antwort des armen Doctors. Da hieß ihn Wuras mit zu seinem Hause gehen und gab ihm Medicin für die Frau. Das rührte den armen Schelm so, daß er versprach, er wolle alle seine Mittel an Wuras abliefern, nicht mehr curiren und auf der Station bleiben. Nach drei Tagen kam er richtig mit seiner Apotheke an. Es war gerade Epiphaniasfest. Und er that seine Schätze, die drei Knapsäcke, auf, wie weiland die Weisen aus dem Morgenlande

und legte die Kostbarkeiten vor Wuras nieder, der nahm sie und vergrub sie hinten in seinem Garten."

Die Kur mit dem alten Zauberdoctor war eine radicale gewesen, das zeigte ein pitscho im folgenden Jahre. Es war eine bewegte Zeit; die Erwählung des Präsidenten Pretorius (s. u.) hatte alle Schwarzen des Freistaates mit einem panischen Schrecken erfüllt; die Griqua rüsteten zum Abzuge, weil sie meinten, nun sei doch nicht ihres Bleibens, die Koranna schlossen sich an sie an; auf einigen Betschuanen-Werften waren bereits Packochsen von ihren Landsleuten aus Nieuweland angekommen, um ihre Sachen fortzubringen.

Adam Oppermann berief ein pitscho (allgemeine Versammlung) und sprach zu den Erschreckten treffliche Worte, um sie zu beruhigen; er hielt ihnen alle Vorrechte vor, die sie auf dem bethanischen Platze genießen, wie auch besonders für ihre Kinder gesorgt, und eben ein Schulhaus gebaut werde mit vieler Aufopferung. Dann zeigte er durch Beispiele, z. B. den Goliath'schen Koranna, welchen Fluch sie durch ihren Ungehorsam gegen ihren Lehrer auf sich geladen hätten. Auch die Missionare sprachen. Aber alles machte keinen Eindruck; vier Betschuanen standen auf und erklärten, morgen würden sie abziehen nach Nieuweland; dort bliebe der Regen nicht aus, und dort hätten die Leute Korn genug. Wenn sie dorthin kämen, um Korn gegen Schafe einzutauschen, so müßten sie Spottreden hören: „Warum bleibt ihr in einem Lande, da es nicht regnet?" — Adam fragte den einen: „Was hattest du, als du vor acht Jahren herzogest?" Antwort: „Nichts!" — Und was besitzest du jetzt? Keine Antwort, denn der Gefragte hatte eine gute Anzahl Schafe und Rindvieh! — Doch das alles schlug nicht durch. —

Da erhob sich endlich der alte Regenmacher und sprach: „Sollen Kinder ihren Vater verlassen und ihn dadurch betrüben? Sollen wir seinen Rath nicht annehmen? Sollen wir in der bösen Zeit entfliehen? Wer sagt uns, daß Modimo (Gott) immer so viel Regen in Morocco und Moschesch's Lande wird fallen lassen? Kann er ihnen nicht eben so wohl wie uns den Regen entziehen? Er kann uns in diesem Jahre Regen geben, und ich glaube, Er wirds auch thun! Darum laßt uns bleiben! Sorge ein Jeder, daß sein Vieh von den Ländereien abgehalten wird, damit wir das Wenige, was geblieben ist, erndten können!" — Damit war das pitscho geschlossen. Der Sturm war abgeschlagen. —

Oppermann und Goliath.

Wir haben bereits oben auf die mancherlei Versuche auf-

merksam gemacht, die unternommen wurden, um Bethanien seines großen (23000 Morgen umfassenden) Landbesitzes zu berauben, und wie namentlich unser Nachbar Abraham Gryssel — (dem Vernehmen nach auch ein dopper) sich des unglücklichen Goliath bediente, um das Land zu erlangen. So kam derselbe denn, wie Bruder Wuras berichtete, auch gegen Ende December des Jahres 1857 „mit seinen 20 Männern nach Bethanien und fragte erst um Erlaubniß, wieder nach Bethanien ziehen zu dürfen, und zwar unter der Bedingung, daß er als Capitän hier regiere, d. h. mit anderen Worten, er wollte sich an die hier bestehende Ordnung nicht kehren, sondern nach der alten Koranna-Weise zucht- und gesetzlos hier leben. Wir gaben ihm hierauf zur Antwort, daß wir auf seine Bedingung nicht eingehen könnten; wolle er wieder nach Bethanien ziehen, so stehe ihm das frei, aber er müsse sich der hier bestehenden Ordnung unterwerfen, wie jeder andere Einwohner von Bethanien. Goliath schwieg und entfernte sich. Es war uns auffallend, wozu er 20 Männer mitgebracht hatte, die sich nicht bei uns angemeldet hatten, obschon sie das hier bestehende Gesetz kannten, wonach jeder Fremde sich bei uns anmelden muß. Unterdessen hörten wir von einem Manne, der der Goliath'schen Parthei nicht angehört, daß Goliath gekommen sei, um an Bethanien Ansprüche zu machen. Nach einigen Tagen kam Goliath mit seinen Leuten zu uns, und erklärte Bethanien als sein Eigenthum. Nachdem Goliath dieses erklärt und als er nun hiesige Koranna aufwiegelte, so waren wir genöthigt, ihm schriftlich anzuzeigen, daß er jetzt Bethanien verlassen müsse, da er gekommen sei, um Unheil hier anzurichten. Hierauf ritt Goliath nach Bloemfontein zum Präsidenten des Freistaates, um von ihm die Erlaubniß zu erhalten, sich in Bethanien aufhalten zu dürfen. Der Präsident hatte aber geantwortet, dazu müßte er die Erlaubniß von uns einholen. Nun ließen wir Goliath vor uns kommen und fragten, warum er unserer Aufforderung kein Gehör gegeben hätte. Er gab zur Antwort, er werde nicht gehen. Hierauf wandten wir uns an den Ortsrichter und sagten ihm, er müsse das Gesetz in Ausübung bringen, und er wisse, was er mit solchen Ungehorsamen, die die hier bestehende Ordnung umwerfen wollen, zu thun habe."

„Am anderen Tage" (so berichtet Wallmann weiter) „saß Adam zu Pferde; mit ihm waren 50 berittene Bethanier; so viel hatte er sich auf die Station bestellt, um, wenn Goliath nicht weichen wollte, ihn mit Gewalt über die Grenze zu treiben. Es war ein ganz stattliches Commando, als Adam an der Spitze von seinen 50 Mann ausrückte; er hatte aber befohlen, alle Waffen zu Hause zu lassen. Goliath war noch ruhig an Ort und Stelle und hatte keine Lust zum Aufbrechen. Adam sandte drei seiner

Leute zu ihm und ließ ihm sagen, daß er ihn noch einmal sprechen möchte. In einer kleinen Entfernung von der Hütte, wo sich Goliath aufhielt, ließ der Schulze seine Mannschaft Halt machen und ritt zu Goliath, der vor der Hütte stand. Er sagte zu ihm: „Verlaß jetzt augenblicklich den Platz, oder ich muß dich als einen Rebellen gefangen nehmen und nach Bloemfontein transportiren; auch deine Pferde, die ohne Erlaubniß im Bethanischen Felde weiden, muß ich pfänden." Goliath erwiderte: „Jetzt, wo du es befiehlst, werde ich nun erst recht nicht gehen." Da gab der Schulze seinen Leuten Befehl, den Mann zu greifen und seine Pferde zu pfänden. Goliath sprang in die Hütte, ergriff sein Gewehr und lief querfeldein auf Abraham Gryssel's Platz los. Abraham Gryssel ist aber ein Bauer, der, so lange er dort wohnt, immer das Gegenstück von dem Nachbar gewesen ist, den Dr. Luther im Katechismus zum täglichen Brote rechnet. Wer etwas gegen Bethanien und die Missionare vorbringen kann, der kommt bei Abraham Gryssel stets gelegen. Einige von Goliath's Leuten liefen ihrem Häuptling nach, die anderen griffen zu den Knitteln und setzten sich zur Gegenwehr. Es mengten sich auch Weiber und junge Mädchen, welche sich zu Goliath's Parthei geschlagen hatten, dazwischen, warfen mit Steinen auf die Mannschaft und schrieen aus vollem Halse: „Wir müssen unserm Capitän Goliath helfen!" Adam hatte Mühe, die Betschuanen abzuhalten, daß sie nicht über diese weiblichen Combattanten herfielen. Die Schlacht war indessen bald gewonnen; die Koranna konnten der wackeren Polizei von Bethanien nicht Stand halten und begaben sich auf die Flucht; nur einer wehrte sich verzweifelt, wurde gefangen und gebunden in das Gefängniß geschleppt, Adam entließ ihn jedoch schon nach etlichen Stunden, da er demüthig bat und versprach, ohne Erlaubniß nie wieder nach Bethanien zu kommen. Auch Goliath sandte noch an demselben Tage drei Männer und ließ demüthig um seine gepfändeten Pferde bitten, die er denn auch, und zwar ohne Unkosten, zurückerhielt."

Goliath kehrte zu Abraham Gryssel zurück, der ihm alsbald anderweitigen Rath gab. Er mußte beim Volksrath, welcher gerade in Blumfontein tagte, eine Petition einreichen, daß derselbe ihm doch Bethanien zuerkennen möchte; er wolle das Land sofort an die Bauern verkaufen, daß sie daselbst ein Dorf erbauen könnten. Das war längst der Wunsch der Bauern gewesen, und es gab auch in der That einige Stimmen im Volksrath, welche für Goliath sprachen. Aber in der Versammlung war doch die Stimme des Rechts überwiegend, man wies die Petition ab, und Goliath kehrte unverrichteter Sache nach dem Vaalfluß zurück. Das geschah im Jahre 1858. Der alte Capitän Piet Witfoet und sein Bruder Klaas kamen in demselben Jahre als arme,

zerlumpte Bettler und baten um Aufnahme. Sie erhielten dieselbe unter der Bedingung, daß sie sich den Stationsgesetzen unterwarfen.

Die Bauern aber versuchten es nun auf andere Weise. Im Februar (1858 oder 1859) erschien in Bethanien eine Landcommission auf Ansuchen von fünf Bauern, die sich auf Bethanien Requeste hatten geben lassen. Es war nämlich ein neues Gesetz erlassen, wonach kein Bauerhof mehr als 3—6000 Morgen haben dürfe. Jeder Freistaatsbürger aber konnte gegen Erlegung von fünf Schillingen (1⅔ Thlr.) von der Regierung einen Request sich geben lassen, auf solches Land, das noch nicht in Besitz genommen war, oder dessen Besitztitel ungenügend sei. Nun machten die Bauern das neue Gesetz geltend, verlangten, das Land von Bethanien solle auf 3000 Morgen beschränkt werden, und sie wollten sich in das übrige theilen. Die Landcommission erschien, um die Angelegenheit zu ordnen. Wiederum schien die Station am Ende ihres Bestehens angelangt zu sein. Aber in jenem Gesetz war die Clausel enthalten, daß dasselbe auf solchen Grundbesitz, der von Adam Kok selbst verliehen sei, keine Anwendung fände. Unsere Brüder brachten ihre von Adam Kok selbst unterzeichneten Besitztitel vor, und auch diese Commission mußte unverrichteter Sache wieder sich entfernen. Ein Anerbieten der Bauern, Bethaniens Grund zu kaufen, um ein Kirchdorf darauf zu erbauen, wiesen die Brüder natürlich zurück.

Da dies nicht gelang, so reichte ein Nachbarbauer eine mit vielen Unterschriften bedeckte Klage beim Volksrath ein, daß die Bewohner Bethaniens durch ihre Diebereien die Umgegend gefährdeten. Beweise brachten sie weiter nicht bei, als die Schlußfolgerung, jeder Mensch müsse doch etwas haben, wovon er lebe, die Einwohner von Bethanien hätten nichts, also müsse untersucht werden, wovon sie lebten, und ob nicht von dem im letzten Kriege gestohlenen Vieh etliches sich in Bethanien fände. Der Volksrath wies auch diese Petition ab.

Trotzdem erschien schon am 25. Januar 1859 eine neue Landcommission in Bethanien, um auf Ansuchen eines Nachbarn „die Grenze zu berichtigen." Die Karten wurden vorgebracht und die bethanische Grenze deutlich dargethan. Als dies die Commission einsah, sprang der Bauer auf mit den Worten: „Ihr seid alle zusammen verkehrt!" Die Commission suchte nun einen gütlichen Vergleich zu erzielen, worauf der Bauer sofort einging mit dem Bemerken, es sei ihm gar nicht so sehr um Land, als um Wasser für sein Vieh zu thun, er wolle zufrieden sein, wenn man ihm ein kleines Stück Feld herausschnitte, das an das Wasser des Faurreespruits heranreichte. Als Wuras erwiderte, er dürfe auch ein kleines Stück von dem Eigenthum der

Gesellschaft nicht hergeben, erklärte die Commission, sie würde nun selbst eine Grenze machen. Die Pferde wurden gesattelt. Wuras, der sehr wohl wußte, wie schwer es war, eine von einer Landcommission bestimmte Grenze wieder umzustoßen, bat um Aufschub, damit er die Meinung der übrigen Brüder einholen konnte. Bruder Schmidt gab keine bestimmte Antwort, Meyfarth und Zerwick riethen, lieber das kleine Stück Feld fahren, als es auf einen Prozeß ankommen zu lassen, so willigte Wuras in den geringen Schaden, um größeren zu verhindern, und von Bethanien wurden, mitten aus seiner geradlinigen Grenze heraus, über 100 Morgen Land herausgeschnitten.

Inzwischen war unser Adam Oppermann der vielfachen Mühen und Plagen seines Schulzenamts müde geworden, und hatte, nachdem er bis dahin wiederholt den dringenden Bitten des Bruder Wuras nachgegeben hatte, endlich gegen Ende 1859 sein Ortsrichteramt niedergelegt. Er war in Bethanien durch seinen Fleiß und seine Umsicht zu einem wohlhabenden Mann geworden, und das bethanische Feld, das ihm zugewiesen war, brachte nicht Futter genug für seine stark herangewachsenen Schaafheerden. Er hatte also das 84 (?) englische Meilen (etwa 18 deutsche Meilen) entfernte Bauerngut Vogelstruiskooje gekauft, und wohnte abwechselnd sechs Monate dort und sechs Monate auf Bethanien. Während seiner Abwesenheit wurde das Richteramt durch einen Betschuanen Abraham Motsabe verwaltet, der zwar unpartheiisch und gerecht, aber bei weitem nicht so charakterfest als Adam Oppermann war. Demselben wurde nach einiger Zeit das Schulzenamt definitiv übertragen. Aber als es sich ergab, daß er doch nicht die nöthige Autorität sich verschaffen konnte, fand sich Adam nach einiger Zeit bereit, das Amt in halbjährigem Wechsel zu übernehmen unter der Bedingung, daß man in seiner Abwesenheit den Abraham Motsabe eben so sehr respectiren wolle, als ihn. Zu wichtigen Angelegenheiten versprach er persönlich in Bethanien sich einfinden zu wollen. Es währte nicht lange, da mußte er herbeigeholt werden.

Goliath war wieder durch Abraham Gryssel vom Vaalfluß gerufen worden und hatte am 24. August 1861 im bethanischen Felde einen neuen Grenzstein aufgesetzt, durch welches ein bedeutendes Stück unsers Feldes abgeschnitten wurde, das er sofort an Abraham Gryssel verkaufte. Er selbst setzte sich mit seinen 20 Mann in den hüglichten Felsköpfen am Zwartpoort, ½ Stunde von Bethanien, mitten im bethanischen Felde fest. Sein Agent war der uns von früher bekannte Richard Miles, der wegen Trunksucht aus der bethanischen Gemeinde ausgeschlossen worden war. Auf die Aufforderung von Wuras, sofort die Feldmark zu verlassen, erwiderte er, er sei Herr von Bethanien. Es mußte

also zu Gewaltmaßregeln geschritten werden. Ein expresser Bote eilte zu Adam Oppermann, welcher auch sofort sein Pferd bestieg und die 84 englische Meilen in einem Nachmittag und einem Vormittag zurücklegte.

Kaum angekommen, commandirte er 100 Mann bethanischer Leute, 80 zu Pferde mit Feuergewehren, und 20 zu Fuß mit Assagaien bewaffnet. In kurzen Entfernungen mußte die Truppe Halt machen, Adam Oppermann stieß den von Goliath gesetzten Grenzstein um und warf ihn in einen tiefen Graben. Dann ritt er, sein Commando in der Ferne lassend, mit Theodor Wuras und den Brüdern Mönnig und Mülke, bis an den Fuß des Zwartpoortberges, auf welchem Goliath mit seiner Bande lagerte. Er rief Goliath zu, herab zu kommen. Derselbe kam auch nach einigem Zögern, blieb bei seiner Behauptung, er sei Herr des Landes, und floh, als nun das Commando heranrückte, auf den Gipfel des Berges zurück. Adam commandirte die Hälfte seiner Mannschaft zum Angriff. Aber oben hatten sich sämmtliche Weiber und Kinder der Koranna als eine Mauer aufgestellt, hinter ihnen die Männer, die Gewehrläufe zwischen den Köpfen der Weiber hervorgestreckt. Wäre es zum wirklichen Handgemenge gekommen, so hätte gar leicht auch das Blut von Weibern und Kindern fließen können. Das wollte Adam vermeiden. Er ließ also sein Commando abmarschiren und besetzte den Weg zum Rietfluß, um den oben auf dem Berge Campirenden das Wasser abzuschneiden, wodurch sie in kurzer Zeit zum Wegziehen genöthigt worden wären. Als die Goliath'schen dies sahen und wohl verstanden, flüchteten sie mit Hinterlassung ihrer Wagen und Hütten zu dem nahe gelegenen Platz von Abraham Gryssel, der sie freundlichst aufnahm. Damit schien die Sache abgemacht, denn auf Adams Aufforderung durften die Goliath'schen ihre Wagen und Hütten nachholen.

Aber bald hatte Abr. Gryssel einen anderen Plan ersonnen. Er behielt alle Weiber und Kinder der Koranna bei sich und sandte die Männer nach Zwartpoort zurück, augenscheinlich in der Absicht, es zum Blutvergießen kommen zu lassen und dadurch allgemeine Entrüstung gegen die Missionare zu erwecken.

Um diesen Plan zu vereiteln, brachten die Missionare die Angelegenheit vor den Präsidenten Pretorius, der nach einigem Zögern dem Goliath den Befehl zugehen ließ, sofort Zwartpoort zu verlassen, auch alle diejenigen Männer, die Adam Oppermann fordern werde, an ihn auszuliefern. Unter denselben waren auch zwei Pferdediebe. Goliath wagte keinen Ungehorsam, zog zu seinem Freunde Gryssel zurück und lieferte die von Adam verlangten vier Männer aus. Zwei von ihnen wurden als Eindringlinge mit 25 Hieben bestraft, von den beiden anderen, den Pferde-

dieben, wurde der eine, da er bei einem Fluchtversuch thatsächlich sich wiedersetzte, durch Oppermanns Leute erschossen.

Trotz allem dem errichtete Goliath mit Abr. Gryssel auf bethanischer Feldmark einen neuen Grenzstein, der jedoch von den Unsrigen sofort umgeworfen und in den Rietfluß versenkt wurde. Gryssel trieb seine Schafe in das beanspruchte Feld, dieselben wurden über die Grenze gejagt, waren aber schon am folgenden Tage wieder da. Einen betschuanischen Feldposten, dem Wuras das bestrittene Stück Landes zur Benutzung überwies, wußte Gryssel durch Drohungen zum Wegziehen zu zwingen und Goliath bot in Gemeinschaft mit Richard Miles alles auf, um die Einwohner von Bethanien gegen die Missionare aufzuwiegeln. Letzterer sprach es geradezu aus, er werde nicht ruhen, bis Bethanien das Schicksal von Bethulien (Verkauf an die Bauern unter Aufhebung der Missionsthätigkeit) erfahren hätte. Auch in der Blumfonteiner Zeitung erschienen Artikel über Artikel, um Goliath's Recht auf Bethanien darzuthun. Unsere Brüder hatten aber die Freude und Genugthuung, daß kein einziger von den bethanischen Einwohnern sich durch alle diese Aufreizungen zum Abfall bewegen ließ; alle ohne Ausnahme bewahrten sie der Mission und den Missionaren die Treue.

Gegen Abr. Gryssel aber wußte Bruder Wuras sich schließlich nicht anders zu retten, als daß er das von ihm beanspruchte Land einem befreundeten Bauern Gert Kloete zur Benutzung überließ. Gegen diesen wagte der feindliche Nachbar keine Gewaltthätigkeit und so hatte die Station wieder Ruhe — wenigstens einige Jahre! —

Unser Schulze Adam Oppermann aber hatte sich von Neuem als ein eben so zuverlässiger, als energischer und umsichtiger Freund in der Noth bewiesen. —

---

38. Inneres Wachsthum von Bethanien unter äußerer Unruhe und Noth.

Die in den vorigen Capiteln von uns gezeichneten Unruhen und Nöthe waren nicht die einzigen, welche einem gesegneten Aufbau des Reiches Gottes in Bethanien sich entgegenstellten. Es kamen auch eine Reihe geschichtlicher Ereignisse hinzu, welche tief in das Herz der bethanischen Bevölkerung eingriffen.

Im Jahre 1857 wurde sie schwer beunruhigt durch die Nachricht, daß der Präsident der Transvaal-Republik Martinus Wessel Pretorius, der Sohn und Nachfolger des uns schon bekannt gewordenen gefürchteten Andries Pretorius, den Freistaat

als sein väterliches Erbe in Anspruch nehme, und im Anzuge sei, denselben einzunehmen. Da die milde und humanere, namentlich auch der Mission und den Schwarzen geneigtere Gesinnung von Pretorius noch nicht so bekannt geworden war, knüpften sich bei den letzteren an den Namen Pretorius alle die Schreckenserinnerungen von den seitens der Bauern-Patrioten gegen sie geübten Ungerechtigkeiten, und sofort suchten schon auf das bloße Gerücht hin eine Anzahl derselben Schutz und Zuflucht bei den unter Moschesch gesammelten oder unter dessen Schutz wohnenden Bruderstämmen. Diesmal war die gefürchtete Gefahr nur ein Schreckbild. Pretorius fand, obschon ein bedeutender Anhang seines Vaters vorhanden war, doch auch viele Gegner; 1000 Mann wurden gegen ihn commandirt, unter denen auch 22 Mann aus Bethanien. Die Sache verlief ohne blutigen Zusammenstoß.

Im Jahre 1858 wurde die kaum gewonnene Beruhigung durch einen Krieg der Bauern gegen Moschesch wieder vernichtet, dessen Raubschaaren bis in die Nähe von Bethanien vordrangen, so daß man von dessen Hügeln den Rauch der verbrannten Bauerhöfe aufsteigen sehen konnte. Auch zu diesem Kriege mußte die Einwohnerschaft Bethaniens 10 Mann stellen und mit Pferden und Gewehren ausrüsten. Der neue Cap-Gouverneur Sir G. Grey vermittelte den Frieden; er scheute es nicht, selbst zu Moschesch zu gehen, als dieser sich sträubte zu ihm zu kommen. Der fromme christliche Herr sprach zu dem Heiden ernste Worte, und sagte es ihm gerade zu, daß für ihn und sein Reich nur seine gründliche Bekehrung zum Herrn Jesu eine Bürgschaft der Dauer gäbe; bliebe er derselbe zweideutige wetterwendische Heide wie bisher, so werde er untergehen und sein Königreich dazu. Gern hätte der Gouverneur auch eine Conföderation der Capcolonie mit dem Freistaat zu Wege gebracht. Im Volksrath stimmten auch 12 Stimmen gegen 11 für eine solche, allein die allgemeine Stimmung des Landes ließ den Vorschlag unausgeführt bleiben.

Der Rückschlag gegen die englische Parthei unter den Bauern war im Gegentheil so stark, daß, als 1859 die Präsidentschaft erledigt wurde, es dem Pretorius gelang, seine Wahl durchzusetzen. Er zog wirklich als Präsident in Blumfontein ein. Sein erster Antrag war, die Vereinigung des Freistaats mit der Transvaalrepublik.

Hierob fuhr ein allgemeiner Schrecken durch die gesammte schwarze Bevölkerung des Landes. Sie sahen schon im Geiste die Scenen von Mabotsa, die Mord- und Brandzüge durch das Land der Betschuanen im Freistaat wiederholt, — und obschon Pretorius Antrag an dem Widerstreben der Transvaalrepublik

(die ihn seiner Stelle als Präsident enthob, um die Vereinigung zu hintertreiben) scheiterte, so war doch nun kein Haltens mehr. Die Griqua führten einen lange vorbereiteten Plan aus; sie verkauften ihr Land an die Weißen gegen eine ziemliche Summe und gegen Anweisung neuer Wohnplätze, welche ihnen die englische Regierung in dem südlich von Natal gelegenen Nomansland bereitwilligst überließ. Im Mai 1860 zog die erste Abtheilung bereits ab und Philippolis hörte auf, Griquastadt und Missionsstation zu sein. Alle anderen Schwarzen aber erklärten: Wenn selbst dieser mächtige Griquastaat sich nicht mehr länger halten kann, wie soll es uns Einzelnen ergehen! In Bethanien erfüllte eine allgemeine Gährung die Gemüther; keiner wollte sich fest anbauen, weil er ja nicht wissen könnte, ob er nächstens aus den Früchten seines Fleißes herausgeworfen würde; die Meisten gedachten fortzuziehen nach Nieuweland, wo noch eizelne Capitäne der verschiedenen Völkerschaften eine Art nationaler Selbständigkeit behaupteten. Als nun in Folge dessen, daß die Bauern dem Moschesch im letzten Kriege ein großes Stück Land abgenommen hatten, auch die französischen Stationen Berseba, und später auch Bethulia durch den Verkauf der Ländereien an die Bauern, aufhörten Missionsstationen zu sein, da stand es unter Schwarzen wie Weißen ziemlich fest, daß Bethanien in nächster Zeit demselben Geschick verfallen müsse.

Etliche feindliche Bauern säumten nicht, die Angst und Besorgnisse der Schwarzen anzuschüren; Pretorius, sagten sie ihnen, werde ihre Kinder ihnen rauben, die Alten erschießen und die Männer und Weiber zu Sclaven machen. Sie sollten doch nur ja nicht glauben, wenn die Lehrer ihnen vorredeten, sie hätten auch einen Gott, für die Schwarzen sei kein Gott da. Wie sie überhaupt von den Missionaren urtheilten, das gab sich bei dem ausgesprochenen Gerücht kund, der dopper-Prediger Postma sei eigentlich nur ein für die Kaffern ausgesandter Sendeling (Missionar) und kein richtiger Pastor für die Weißen. Ein Schrecken ergriff dessen weiße Gemeinde; als aber das Gerücht (mit Recht oder Unrecht) widerlegt war, da seufzte ein frommer dopper getröstet tief auf, und sprach: „Habe ich es doch gleich gesagt, daß das Gerücht falsch sei, denn ein böser Baum kann doch nicht gute Früchte bringen!" Die Missionare rechnete er ohne Weiteres zu den bösen Bäumen, die nur böse Früchte bringen könnten. Natürlich waren es ja in den Augen eines frommen Patrioten höchst böse Früchte, wenn man das Zwarte schepsel auch zu dem Wahn verführte, es hätte auch einen Gott und einen Himmel! —

Allen diesen Befürchtungen und Aufhetzereien hatten die Brüder nichts entgegenzusetzen, als das einfache Gottes-Wort und

das Vertrauen, das sie sich durch ihr bisheriges Benehmen bei den Schwarzen erworben hatten. Adam Oppermann stand ihnen in den dieserhalb gehaltenen Versammlungen mit kräftigem Zeugniß treulich zur Seite. Aber wer an den Erlebnissen von 1848 und in den Wahlversammlungen die Erfahrnng gemacht hat, wie wenig bei solchen fieberhaften Massenaufregungen die Stimme der Besonnenheit verfängt, der wird es nur als ein Wunder der Gnade des Herrn ansehen können, daß Bethanien auch diesen Sturm überstand, und daß nur eine ganz geringe Anzahl (12—15) bethschuanischer Familien sein Heil in der Auswanderung suchte, eine Zahl, die in kürzester Frist durch die doppelte Zahl der von Berseba und Bethulien Zuziehenden ersetzt war. Diese Frucht zeigt wahrlich, daß so sehr die Fortschritte des geistlichen Lebens durch diese Zeiten der Unruhe und Unsicherheit gehemmt wurden, doch in Bethanien noch etwas anderes im Topf gewesen ist, als der Tod.

Von den an Pretorius Regierungsantritt geknüpften Besorgnissen ist übrigens keine einzige in Erfüllung gegangen. Er hat sich freundlich und gerecht gegen die Schwarzen benommen, und obschon die gelegentlich gegen unsere Brüder gethane Aeußerung, ob denn nicht in Folge des Maitland'schen Contracts Goliath ein Recht auf Bethanien habe, zeigte, daß er auch nach dieser Seite hin für den Einfluß der patriotischen Parthei nicht unempfänglich war, so hat er doch, wie wir oben gesehen haben, in allen öffentlichen Akten Recht und Gerechtigkeit gehandhabt, und uns, sowie Bethanien, gegen versuchte Eingriffe kräftig unterstützt. —

Und abermals ein Gnadenwunder von dem Herrn ist es vor unseren Augen, daß selbst in diesen Zeiten beständiger Kriege, Unruhen und bürgerlichen Wirren und Zwistigkeiten, in diesen Zeiten, wo das Damocles-Schwerdt allzeit über Bethanien schwebte, die Station nicht blos erhalten worden, sondern langsam und stetig gewachsen ist, und liebliche Früchte in der Bekehrung einer bedeutenden Zahl, namentlich betschuanischer Heiden, gezeitigt hat.

Während der Unruhen von 1854 konnten 18 Erwachsene und 10 Kinder in einem halben Jahr getauft werden, so daß die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder auf 79 Seelen stieg. Jeder folgende Jahresbericht konnte neben der Nachricht von der Verminderung der Gemeinde durch Sterben oder Verziehen zugleich die Taufe einer kleinen Schaar mittheilen, so daß in dem Schreckensjahre 1860 die Zahl der Getauften bereits auf 160 Seelen, (unter denen 100 Erwachsene) herangewachsen war, und daß Bruder Wuras die Worte hinzufügen konnte: „Mit des Herrn Hülfe und Segen wird unser Bethanien Schritt vor Schritt

vorwärts gehen, und so lange Jesus ist der Herr, gehts alle Tage herrlicher. Das treue Walten des Herrn in unserer Station, die Er unter allen Stürmen bis heute noch erhalten hat, läßt uns mit Vertrauen auf die Zukunft blicken!" —

Mit Dank gegen den Herrn konnte Bruder Wuras daher nicht blos von geistlichen Früchten in der Gemeinde, sondern auch von dem im Ganzen durchaus befriedigenden sittlichen Zustand der doch weit überwiegend aus Heiden bestehenden Gesammtbevölkerung berichten. Er schreibt:

„Der unter den Stationsbewohnern herrschende Geist unterscheidet sich augenfällig auch für solche Leute, welche eben kein besonderes Interesse an der Mission haben, zum Unterschiede von anderen uns bekannten Stationen, durch größere Bescheidenheit und Zucht. Hier auf dem Platze ist das oft wahrzunehmen, wenn reisende Eingeborne von andern Stationen in den hiesigen Kaufladen kommen; mit welcher Unverschämtheit, Großmäuligkeit und Grobheit treten sie da auf, so daß ihnen schon öfters die Thüre hat gewiesen werden müssen; in Betreff unserer Leute ist nie in dem Grade Klage über solches Betragen gekommen. Ebenso dürfen wir im Ganzen nicht klagen über solche Frechheit und Unehrerbietigkeit gegen uns, wie wir von Missionaren anderer Stationen oft schmerzlich darüber haben klagen hören. Ihr Betragen ist im Allgemeinen höflich und freundlich, sie nennen uns sogar Väter und sind unsern Anweisungen gehorsam, und wo sich ja einmal Ungehorsam zeigt, so tritt er selten offen und frei zu Tage, sondern versteckt sich meistens unter, wenn auch nichtssagenden, Entschuldigungen. Dasselbe können wir in Bezug auf Zucht sagen. Die Bauern, welche mit so scharfen Augen auf Bethanien und dessen Einwohner sehen und bei jeder Gelegenheit Klagen und Beschuldigungen aufzubringen suchen, sind seit 18 Monaten nur einige Male mit Klagen über Viehdiebstahl vor das hiesige Ortsgericht gekommen und auch in diesen Fällen konnten sie kein einziges Mal den Beweis liefern, daß das von ihnen vermißte Vieh von bethanischen Leuten gestohlen sei, noch weniger fanden sie das Vieh selbst bei ihnen vor. Dagegen liegen aber viele Fälle vor, wo die Leute, zuweilen ganz ohne Veranlassung von unserer Seite, durch unser Feld hindurch ziehende Diebe oder entlaufene Verbrecher aufgefangen und der Obrigkeit in Blumfontein überliefert haben. Vor dem hiesigen Laden liegen Jahr aus und ein Güter auf offener Straße und noch nie ist etwas davon entwendet worden. Fielen Diebstähle hier vor, so geschahen sie gewöhnlich unter den Eingebornen gegen einander, meistens durch Kinder und junge Leute durch Viehschlachten verübt, was aber auch, sobald es offenbar wurde, wie jedes andere Vergehen gegen die Platzgesetze, durch den allmontäglich sitzenden

Ortsrath untersucht und bestraft wurde, wie denn Letzterer im Ganzen respectirt wird und diejenigen, welche nicht geneigt waren, sich ihm zu unterwerfen, gewöhnlich nicht lange hier verweilten, sondern bald das Weite suchten. — Endlich können wir auch noch auf die Arbeitsamkeit der Leute hinweisen, die trotz einzelner Fälle von Trägheit hier vorhanden ist. In der ganzen Umgegend von mehreren Meilen weit ist kaum ein Damm, Garten- oder Landmauer, die nicht von bethanischen Leuten gemacht wären und in der Schurzeit kaum eine Schafheerde, die nicht von ihnen geschoren würde. Auch hier auf dem Platze hat es bei ihnen nicht an Arbeiten gefehlt; die Betschuanen haben öfters große Strecken Landes mit Kaffernkorn besäet und auch an mehreren Quellen ist urbares Land angelegt worden, aber theils durch anhaltende Dürre, theils durch das Unvermögen der Leute, diese Ländereien in gehörigen Bewässerungszustand zu setzen, sind ihre Arbeiten häufig nutzlos gewesen."

Diese Thatsachen zeigen zum Wenigsten, daß hier noch ein Geist der Zucht und Ordnung, also noch ein Boden vorhanden ist, auf dem mit des Herrn Hülfe weiter gebaut werden kann.

Die Brüder erkannten mit richtigem Blick, daß Erziehung zur Arbeitsamkeit und Darbietung der mit einem seßhaften Leben verbundenen Früchte die sicherste Grundlage sein würden, um dem Worte Gottes die Bahnen vorzubereiten. Das Comité in Berlin kam ihren Gedanken deshalb auch bereitwilligst entgegen, dadurch daß ein Handwerkerbruder Mönnig zur Hebung der Industrie, und ein Oeconom Mülke zur Verwaltung der Oeconomie nach Bethanien gesandt wurden. Sie trafen am 30. August 1859 ein; Mülke freute sich, mit den Apprentis (gewesenen Sklaven) in holländischer Sprache bald regelmäßige Erbauungsstunden abhalten zu können.

Aus der inneren Entwicklung der immer mehr im christlichen Glauben und Leben erstarkenden Gemeinde in diesem Zeitabschnitt geben wir ebenfalls einige liebliche Sonderzüge an:

Maria Golzmann und ihr Sohn.

Unter den im ersten Semester 1857 Getauften war auch eine alte fast hundertjährige Frau, eine frühere Sklavin, die der Herr noch in der eilften Stunde angenommen hat. Als sie noch Sklavin war, hatte die Tochter ihres Herrn, eine gläubige Christin, sich gemüht, ihr einiges von christlicher Erkenntniß beizubringen. Aber es war nicht tief gegangen. Ihr mit einem Deutschen außerehelich erzeugter Sohn Jan Golzmann wurde an einen andern Herrn verkauft. Nach der Freilassung der Sclaven suchte er seine Mutter auf und nahm sie zu sich. Seine Frau hatte längst einen Zug zum Herrn gehabt. Wenn ihr baas Familien-

andacht hielt, so versteckte sich die Magd, der öffentlich theilzunehmen nicht gestattet war, in die Nebenkammer, um doch einige Brocken vom Worte Gottes zu empfangen. Das Wenige von christlicher Erkenntniß, was ihr auf diese Weise geschenkt wurde, suchte sie mit aller Treue zu verwerthen, indem sie sowohl ihren Mann, als auch ihre alte Schwiegermutter auf Jesum, als den alleinigen Helfer hinwies. Endlich wußte sie es durchzusetzen, daß ihr Mann einwilligte, nach dem 15 Tagereisen entfernten Colesberg zu ziehen, damit sie das Wort Gottes hören könnten. Ohne Geld, ohne Fuhrwerk brach Jan Golzmann mit seiner Frau und seiner alten Mutter auf. Für seine Kleider tauschte er unterwegs Speise ein, seine alte Mutter, deren Kräfte nicht ausreichen wollten, trug er ganze Strecken weit auf dem Rücken. Mann und Frau wurden reichlich belohnt; sie konnten sich satt essen am Lebensbrod und wurden von Missionar Atkinson nach kurzem Unterricht getauft. Die alte Mutter und die Kinder blieben noch Heiden. Ungefähr 1852 zog Golzmann mit seiner Familie nach Bethanien. Als dann eine von Golzmanns Töchtern erweckt und getauft wurde, wandte sich Wuras in Gemeinschaft mit ihr oft an die alte Mutter mit dem ernsten Vorhalten, daß sie doch die Kürze ihrer noch gelassenen Lebensfrist bedenkend, den Herrn suchen möchte. Die Alte hatte nichts entgegenzustellen und sprach öfters den Wunsch aus, doch auch glauben zu können. Aus dem Wunsch wurde ein Gebet und das Gebet erhörte der Herr. Immer lieber wurde ihr das Wort Gottes. Eines Abends ließ sie Wuras rufen und sprach zu ihm: „Ich sehe nichts Gutes in mir, nur Sünde! Ich kann mir selber nicht helfen, aber Christus will mir helfen; Er hat sein Blut für mich vergossen. Ich fühle mich leiblich sehr schwach; der Tod kann bald kommen. Nun ist es aber mein Wunsch, ehe ich sterbe, einen Bund mit Gott in der heiligen Taufe zu machen. Das ists, monach ich verlange!" — Ihr Wunsch wurde erfüllt. Am 7. Juni 1857 empfing sie die heilige Taufe und in derselben den Namen Maria.

Wenn nun hernach Mutter, Sohn und Enkelkind miteinander von vergangenen Tagen sprachen, dann konnten sie die Gnade Gottes von Herzen rühmen, die ihnen in Bethanien so reichlich zu Theil geworden war. Ach, sprach einst Jan, mir blutet mein Herz, wenn ich dran gedenke, wie ich früher in der Sclavenzeit auf Befehl meines Herrn meine Mutter habe mit dem Sambock schlagen müssen. Hinter mir stand der Sohn meines Herrn, um mich zu schlagen, wenn ich nicht geschlagen hätte, und hinter dem stand wieder sein Vater, um ihn zu schlagen, wenn er mich nicht geschlagen hätte. Jetzt suchte Jan nicht blos an seiner Mutter, sondern auch an anderen alten Leuten das frühere Unrecht seines Lebens wieder gut zu machen. Als die Gemeinde die Sorge für

die Wittwen und Alten thatkräftig in Angriff nahm, gab er nicht blos seinen Beitrag, sondern pflügte auch, obgleich selbst 70 Jahr alt, ein Stück Land für sie um.

Zuletzt wurde die alte Maria vom Alter bisweilen auch schon kindisch, oft aber war sie auch lieblich wie ein Kind in ihrem Glauben. Eines Tags rief sie: „Ich lebe nur von der Gnade. Gott thue mit mir, wie es ihm gefällt!" Bisweilen fiel ihr auch ein Lied ein, das sie früher auswendig gelernt hatte; z. B.: „Liebster Heiland, Deine Gnade ist viel größer, als man denkt!"

Die Sorge für die Alte lag lediglich ihrer Schwiegertochter Lees ob, welche bis zur letzten Stunde ihre Kindespflicht an ihr treulich erfüllt hat, obschon sie noch einen kranken Mann zu pflegen hatte.

Als nun am 17. Mai 1863 die alte Mutter selig heimfuhr, rief ihr kranker Sohn aus: „Einen Sarg muß sie haben, verkauft den letzten Ochsen, den ich noch habe und laßt meiner Mutter einen Sarg machen!"

Wenige Monate später lag er selbst auf dem Sterbebette. Er hatte noch manchen Kampf gegen geistlichen Hochmuth und Selbstgerechtigkeit. Er sprach zwar mit dem Munde, daß er ein armer Sünder sei, aber sein Herz dachte oft gar anders. Endlich brach das Eis; auch er konnte fest bekennen, daß er nur noch an Jesu als den Heiland der verlorenen Sünder sich festhalten wolle. So empfing er das heilige Abendmahl. Kurz vor seinem Tode sah ihn Wuras noch einmal; er beantwortete die ihm vorgelegte Frage, ob er seine Seele in die Hand des Heilandes beföhle, mit einem leisen Ja. So ging er heim am 7. Dezember 1863. —

39. Der alte David und sein Haus.

Am 1. December 1861 starb in Bethanien der alte hundertjährige David, der, bis in sein hohes Lebensalter ein Heide, endlich mit Josua sagen konnte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" Denn er starb wie ein Patriarch, selbst getauft und der Gnade seines Heilandes gewiß, inmitten getaufter Söhne, Enkel und Neffen, von welchen mancher als ein Stern glänzte in unserer bethanischen Gemeinde. Wir wollen deshalb auch auf sein Leben hier ein wenig näher eingehen.

Der Heidenname des alten David war tamaga d. h. „rothbunter Ochs." Ein mit seinem Vater befreundeter Betschuane hatte ihm denselben gegeben und also der Koranna einen Betschuanen-Namen erhalten, sowie er schließlich in einer betschuanisch

gewordenen Korannagemeinde heimgegangen ist. Er gehörte zu dem Stamm der „Zauberer," sein älterer Bruder war der letzte Capitän dieses Stammes. Er hieß ausahab d. h. „Warum bleibst du so lange?", ein rechter Adventsname, der in seinem Sohne, dem uns aus der ersten Geschichte von Bethanien als eine Säule der Gemeinde bekannten Jacobus Müller, herrlich sich erfüllte.

David wohnte bis ums Jahr 1818 in dem Wohnplatz seiner Väter Channi Noab am südlichen Ufer des Oranjeflusses, woselbst er um das Jahr 1760 geboren war. Hier wurden ihm auch seine sieben Kinder geboren, von denen bei seinem Tode noch vier am Leben waren, der eine der uns von früher bekannte treue, fromme, innige Diacon Johannes Hofmann, der andere der blinde Christian, der Wecker seines Volks und seines Vaters, die dritte eine Tochter, eine Getaufte in Pniel, der vierte Behrendt, zwar noch Heide, aber dem Reiche Gottes nicht fern.

David war, im Gegensatz zu dem trägen Charakter seines Volks, von Jugend an ein sehr thätiger Mann; er war Schmied, Drechsler, Kürschner und machte als solcher Milchgefäße, Schüsseln, Löffel und Stampfblöcke, Messer, Beile, Picken, Assagaien, Karosse. Dabei war er ein eben so umsichtiger Viehbauer, als sicherer Schütz. Mit den Bauern trieb er Tauschhandel. Er war der erste Koranna, der eine Quelle zur Bewässerung des Gartens ausleitete. So kam er in Wohlhabenheit; aber ein einziges Jahr der Dürre raubte ihm mit seinem verschmachteten Vieh seinen ganzen Reichthum; er konnte Gott danken, daß er sein eigenes Leben erhielt, während viele der Seinen Hungers starben, andere mit alten Fellen und Riemen und dem Fleisch geschlachteter Buschleute mühsam ihr Leben fristeten. David, der in diese Weise nicht eingehen mochte, vermiethete sich auf zwei Jahre an einen Bauer, verdiente einiges Vieh und kehrte mit demselben in seine Heimath zurück.

Hier vernahm er die Nachricht, daß an einem Ort, wo viel Rohr wuchs (Rietquelle), Lehrer angekommen seien, die die Leute ermahnten, zum wahren Cükoab (Gott) zu beten. Sofort machte er sich auf, um das Wort zu hören. Der Lehrer war kein anderer, als unser Ebener, ein Schüler Jänicke's. David verstand wenig holländisch, also auch wenig von den Predigten, aber das Wenige genügte, um ihn zu bewegen, daß er von jenem Tage an zu Gott betete. Später hörte er das Evangelium auf dem vier Tagereisen entfernten Griquastadt. Was er gehört und behalten, brachte er treulich seinen Landsleuten zurück und begann, mit denselben in Gemeinschaft zu beten. Das war damals eine schöne selige Frühlingszeit unter seinem Stamme. Viele wurden von der Sehnsucht nach Gottes Wort hingezogen nach Griquastadt und bekamen dort reichliche Nahrung, bis die Oberhoheitsstreitig-

keiten zwischen Griqua und Koranna die schöne Blüthe wieder verdorren machten. Zugleich mit den Wanderungen nach Griquastadt hörten auch die Gebetsversammlungen auf. Um sich nicht unter die Griqua beugen zu müssen, zog das Volk von dannen in die Gegend von Fauresmith. Aber hier machten wieder die Griqua von Philippolis Hoheitsrechte geltend. Der alte Dam Kok machte mit ihnen Krieg, der aber unentschieden blieb, weil beide Theile sich in so respectvoller Entfernung von einander hielten, daß von jeder Seite nur ein Mann fiel.

Nachdem Commandant Overholster den Frieden vermittelt hatte, trennte sich Goliath Yzerbek (urri amkua, Eisenmund) von den Zauberern, ohne den Frieden anzunehmen. Die übrigen vereinigten sich mit den Griqua, machten mit ihnen (etwa um 1830) einen Raubzug gegen Moselekazzi, dem der alte David auch beiwohnte. Das Commando schlug die unvorbereiteten Schaaren Moselekazzi's, wurde aber dann von demselben verfolgt und von den 800 Mann, die ausgezogen waren, kehrten kaum 100 zurück. Unter diesen war auch David. Er hatte eine Schulterwunde von einem Matebelen empfangen, jedoch denselben, als er zum Todesstreich ausholte, niedergeschossen. Dann hatte er sich in einen nahen Busch verkrochen und war fast auf wunderbare Weise erhalten worden, bis er zu Fuß durch die Wüste hindurch, ab und zu ein Wildpret erlegend, seine Heimath wiederfand. Die Gnadenhand des Herrn hatte ihn für ein besseres Leben aufgespart.

Im Jahr 1837 besuchte Bruder Wuras von Bethanien aus die „Zauberer," um sie aufzufordern, daß sie doch nach Bethanien ziehen möchten. Er sah da den alten David zum ersten Mal. Derselbe zog durch seine Thätigkeit sofort die Aufmerksamkeit unseres Bruders auf sich. In geistlicher Hinsicht war er scheinbar verschlossen und todt. Späterhin erfuhr Wuras von Johannes Hofmann, daß sein Vater damals in der Stille gebetet und hernach seine Kinder ermahnt habe, Gottes Wort zu hören. So kamen die „Zauberer," wie wir oben gesehen (C. 6), nach Bethanien. Wir haben aber ebenfalls bereits berichtet, wie durch Goliath's Hinkommen (1839) die alte Eifersucht erwachte, indem Goliath die doch dem Jac. Müller zustehende Capitänschaft auch über die Zauberer beanspruchte. Die Feindschaft ging so weit, daß eines Tages sich beide Partheien schußfertig gegenüber standen. Des Streitens müde zogen die Zauberer von dannen; ein Theil zog nach dem Lande ihrer Väter Channi Noab zurück; sie wollten sich lieber Waterboer, als Goliath unterwerfen; der andere Theil zog an den Modderfluß; mit diesem der alte David und seine Söhne Behrendt und der blinde Christian. Der älteste, Johannes Hofmann blieb als Diaconus in Bethanien.

Als Wuras von Bethanien aus die Koranna am Modder-

fluß besuchte, fand er den blinden Christian eifrig predigend und durch seine Zeugnisse eine Anzahl seiner Landsleute erweckt, unter ihnen war auch der alte Vater David. Er zog bald mit seinen Leuten weiter nach Pilgerhütten und war überglücklich, als Wuras nicht nur dort die kleine Gemeinde besuchte, sondern auch bald wiederzukommen versprach, um unter ihnen zu wohnen. Kaum war Wuras abgereist, so begann auch schon der alte David, der damals 86 Jahre alt, aber noch ganz rüstig war, mit seinen eigenen Händen für den sehnlich erwarteten Missionar ein eigenes Pfahlhäuschen zu bauen, welches derselbe, als er nach zwei Monaten ankam, mit seiner Familie sofort beziehen konnte.

David war der erste in Pilgerhütten, der sich zum Taufunterricht meldete; er konnte gar nicht genug hören und lernen. Am 7. Februar wurde er mit noch elf anderen in einem kleinen Pfahlkirchlein getauft, das ebenfalls der alte 86jährige Mann größtentheils mit seinen eigenen Händen errichtet hatte. Bruder Wuras schreibt: „Nie werde ich jenen Tauftag vergessen. Es war ein Tag himmlischer Freude!" Nachdem Ende 1847 Wuras nach Bethanien zurückversetzt war, folgte ihm der alte David dorthin bald nach. Von da ab hat David ein stilles gottseliges Leben geführt in aller Gottesfurcht und Ehrbarkeit. Bis in sein hohes Alter war er stets arbeitsam und dabei liebreich und freundlich gegen Jedermann. Die Kinder von Bruder Wuras hatten ihn sehr lieb und nichts konnte sie mehr erfreuen, als wenn sie dem alten Vater eine Gabe bringen durften. Kaufmann E. Fichardt unterstützte ihn, daß er nicht Noth leiden durfte.

Dabei war der alte 100jährige Vater aber immer noch beschäftigt; er grub in seinem Gärtchen, oder er holte ein Stück Brennholz für seine Frau vom Rietfluß, oder er schnitzte Bambusse. Er litt viel am Magenkrampf, aber auch unter den heftigsten Schmerzen zeigte er die größte Geduld. Sein Lieblingswort, das er in Freuden- und Leid-Zeiten vielfach sprach, war: Heilig! Fragte ihn Wuras in schwerer Schmerzenspein: „Wie gehts? Hast du große Schmerzen?" dann antwortete er bisweilen nur: „Heilig!"

In einer Nacht, als er plötzlich erkrankt war, ließ er den Bruder Wuras rufen. Der fand ihn in entsetzlichen Schmerzen, aber kein Klagelaut kam über seine Lippen. Mit schwacher Stimme sprach er: „Ich habe dich rufen lassen, nicht um Medicin und Linderung meiner Schmerzen zu bekommen, sondern ich verlange geistlichen Trost. Der Teufel setzt mich in Schrecken wegen meiner begangenen Sünden. Ich habe ihm gesagt, daß er von mir weiche; denn Christus hat alle meine Sünden mit seinem Blute ausgetilgt, aber dennoch wird meine Seele geängstigt." Wuras blieb bei ihm, betete mit ihm und stärkte ihn aus Gottes

Wort. Ehe er fortging, rief der Alte freudig aus: „Der Teufel ist überwunden; meine Seele ist gestärkt; denn ich fühle, daß Jesus alle meine Sünden vergeben hat!" Von dieser Krankheit erholte er sich noch einmal.

Seine letzte Krankheit dauerte kaum 24 Stunden, vom Sonnabend bis Sonntag Mittag. Noch wenige Tage vorher hatte man ihn im Garten arbeiten gesehen. Am Sonnabend früh ging er noch umher. Niemand ahnte, daß sein Ende so nahe sei.

Am Sonntag früh, 1. December 1861, ließ er alle Gemeindeglieder zu sich rufen, konnte aber nur wenige Worte sprechen. Er sagte: „Ich habe verlangt, euer Angesicht noch einmal zu sehen und Abschied von Euch zu nehmen. Meine Zeit ist gekommen; ich gehe nach Hause zu meinem Heilande!" Weiter konnte er nicht sprechen. Die Glocken läuteten zum Gottesdienst. Man glaubte nicht, daß er so bald heimgerufen werde. Einige gingen zum Gottesdienst in die Kirche; andere blieben bei ihm. Sein Sohn, der blinde Christian, tröstete und vermahnte ihn im Herrn Jesu. Etwa um 11 Uhr sprach er zu diesem: „Ich danke dir, mein Sohn, deine Worte haben mich gestärkt im Tode. Nun aber möchte ich noch meine Lehrer noch einmal von Angesicht sehen, ehe ich sterbe. Das kann aber nicht sein, denn sie sind jetzt in der Kirche!" Damit schloß er seine Augen, um sie nicht wieder aufzuthun in dieser Zeit. Selig entschlief er in Christo, seinem Heilande, den er von Herzen geliebt und auf Erden mit hellem Zeugniß bekannt hat.

Am folgenden Tage, Montag Nachmittag, wurde er beerdigt. Herr Fichardt hatte für einen anständigen Sarg gesorgt, der von acht Gemeindegliedern getragen wurde. Die Schuljugend ging voran, die Gemeinde folgte. Bruder Meyfarth hielt ihm die Leichenpredigt über die Worte: „Der Gerechte wird nimmermehr verlassen werden!"

Anna, Davids Wittwe, war Jahre lang leidend an einer offenen Wunde in der Brust; sie trug ihr Leid ergeben in Gottes Willen. Ihre Schwester, die blinde Bertha, diente dem Herrn in stillverborgenem Marienſinn. Beide verpflegte Behrendt, David's jüngster Sohn, der damals noch Heide, aber ein gutmüthiger Mensch war.

Zehn Glieder aus Davids Verwandtschaft waren getauft zur Zeit seines Abscheidens. Einigen von ihnen (Jacob Müller, Johannes Hofmann, der blinde Christian) sind wir mehrfach begegnet in unserer geschichtlichen Darstellung. Bruder Wuras nahm nach dem Tode des Vaters Gelegenheit, mit deren etlichen eingehender zu sprechen und ihre Selbstbekenntnisse aufzuzeichnen. Dieselben sind uns ein Zeugniß von dem Geist, der damals in

den Getauften herrschte. Wir theilen dieselben deshalb hier wörtlich mit den Worten des Bruder Wuras mit:

Johannes:

„Ich habe in meinem Leben wenig gesprochen, habe mich auch der Gesellschaft der andern entzogen, weshalb ich „der Stille" genannt wurde. Mein Vater nannte mich sein gehorsames Kind, und ich habe auch niemals Schläge von ihm erhalten. Ich war immer um meinen Vater, half ihm bei allem, was er that. Mein Vater sagte auch zu mir, ich müßte zu Tsü Coab beten, das that ich auch. Aber recht gebetet habe ich erst in der Zeit, als die Pocken unter uns herrschten und viele Menschen daran starben. Nicht lange nach dieser Zeit hörte ich, daß Lehrer gekommen wären, die die Koranna unterrichten wollten. Ich zog mit Frau und Kind nach Bethanien (im Jahre 1835), hier hörte ich Gottes Wort. Erst hatte ich nicht gewußt, daß ich ein Sünder war, nun aber lernte ich mich als Sünder kennen. Ich blieb stille und sagte an niemand, was in meinem Herzen vorging. Erst im Jahre 1837 entdeckte ich meinen Zustand meinem Lehrer, der mich näher unterrichtete und im darauf folgenden Jahre mich taufte. In der Taufe war's mir so, als wenn jemand stirbt. Nach der Taufe fühlte ich mich als ein neuer Mensch. Nun lebte ich mit meinem Herrn Jesu Christo in beständigem Umgang. Jahre lang fühlte ich nichts als Friede und Freude. Nun sollten aber die Prüfungen kommen. Meine Augen, woran ich schon etwas gelitten hatte, wurden schlimmer und ich fürchtete blind zu werden. Ich hatte ungefähr 40 Stück Rindvieh und eben so viel Schafe. Durch frühere Trockenheit und sehr kalten Regen (vor etwa 14 Jahren) verlor ich fast alles Rindvieh. Nicht lange darauf verlor ich auch alle Schafe. — Diese sind wahrscheinlich gestohlen, denn sie konnten nirgends gefunden werden. Der Wächter war vor zwei Männern geflohen, die auf ihn zukamen und hatte die Schafe im Felde gelassen. — Nicht lange danach verlor ich durch die Augenkrankheit auch das wenige Rindvieh, das übrig geblieben war. Doch hat der Herr mich nicht verlassen, Er hat dennoch für mich gesorgt und ich habe mich Ihm ganz ergeben. Das schwerste Jahr aber, das ich durchgelebt habe, war das Jahr der großen Dürre. Die mir geliehenen Kühe zum Melken verhungerten; alles, was ich gepflanzt hatte, vertrocknete. Nun kam der Gedanke in mir auf: Was soll ich nun anfangen? Ich bin blind, niemand wird mich in seinen Dienst nehmen. Wie aber schon in früherer Zeit in Hungersnoth der Herr oft wunderbar geholfen hat, — einmal sprang ein Trupp Wildebeeste in den Rietfluß, die auf der anderen Seite, da das Ufer sehr steil war, nicht herauskonnten;

mein ältester Sohn war in der Nähe, sprang in den Fluß und drückte wohl an vier oder fünf unter das Wasser, bis sie ersoffen, und so hatten wir auf lange Zeit Fleisch — so hat der Herr auch in dem schweren Jahre der großen Dürre geholfen. Ich hielt fest im Glauben an den Herrn. Die Augenkrankheit ist seit einiger Zeit so schlimm geworden, daß ich fast gänzlich blind bin; nur einen schwachen Schimmer sehe ich. Nachdem Gott wieder Regen gab, habe ich und meine Frau einen Garten gemacht; unsere Arbeit ist gesegnet worden, wir erndteten viele Kürbisse und Milis. Durch den Segen Gottes angetrieben, wollten wir im nächsten Jahre einen größeren Garten anlegen, aber das ging nicht, denn die Stelle ist zu tief und eng, so daß das Quellwasser nicht weiter geleitet werden kann.

Daher kam ich auf den Gedanken, den Garten auf der anderen Seite des Hügels zu machen, wo ein großes Stück Flächenland liegt. Aber wie das Quellwasser dorthin kriegen? (Ohne Wasserleitung kann man hier auf keine gewisse Erndte rechnen.)

Ich sah wohl ein, daß der Hügel durchgraben werden müsse, um das Wasser jenseits leiten zu können. Die Arbeit war groß.*) Ich sah meinen schwachen Leib und meine Blindheit; aber dennoch ging ich an die Arbeit. Meine Speise bei der Arbeit war etwas Kürbis und etwas Milch mit Wasser gemischt. Aber ich fühlte weder Hunger noch Müdigkeit. Darüber habe ich oft bei meiner Arbeit Freudenthränen vergossen. Nun ist die Arbeit fertig, das Wasser läuft nun bis zur jenseitigen Fläche, wo ich einen kleinen Damm gemacht habe zum Auffangen des Wassers. Ich selbst wundere mich, wie die Arbeit ist fertig geworden. Ich betrachte sie auch nicht als meine Arbeit, sondern der Herr, der mir die Kraft dazu gegeben hat, der hat sie gemacht, und darum preise ich ihn dafür. Nachdem nun alles so weit fertig war, daß das Land bewässert werden konnte, haben wir beide, meine Frau und ich, gegraben und gepflanzt. Kaum war aber die Saat aufgegangen, da kamen die Heuschrecken und haben alles abgefressen. Nun kann ich nichts anders thun, als im Glauben an den Herrn festhalten, ja ich bleibe im Glauben und halte fest am Herrn und Seinem Wort."

Der blinde Christian:

„Der älteste Bruder Johannes war meinem Vater gehorsam, ich war aber ungehorsam und sehr wild, weshalb ich von meinem Vater viel Schläge bekommen habe. Als ich größer wurde, gab

*) Der Leitgraben mußte mehr als 200 Schritte lang sein, um das Wasser nach jener Fläche hinzubringen und dann an einigen Stellen, wo gerade die Erhöhung des Landes ist, ziemlich tief sein.

ich mich allen Sünden hin; besonders der fleischlichen. Als ich mir eine Frau genommen hatte, wurde ich etwas zahmer. Nun kamen die Pocken, und auch ich bekam sie, und zwar so stark, daß ich beinahe daran gestorben wäre; doch ich blieb am Leben, aber meine Augen habe ich dadurch verloren und bin nun schon 32 Jahre lang blind. O, die Blindheit war schwer für mich! Ich war früher ein leidenschaftlicher Jäger und war gern in fröhlicher Gesellschaft. Nun mußte ich auf einem Flecke stillsitzen, und die Leute hielten keine Gesellschaft mit mir. Mein Vater zog nach Bethanien und ich zog mit ihm. Hier hörte ich Gottes Wort, es machte aber nicht viel Eindruck auf mich. Eines Tages — im Jahre 1840 — hörte ich den Lehrer sprechen vom letzten Gericht, wo der Herr zu denen, die zu seiner Linken stehen, sagen wird: Gehet weg von mir, ihr Verfluchten, in's ewige Feuer ꝛc.; da erschrak ich und glaubte, ich würde auch einer von denen sein, die zu seiner Linken stehen würden, und er würde auch zu mir sagen: Gehe weg, du Verfluchter! Nun sahe ich die Menge und die Größe meiner Sünden. Ich betete, aber meine Angst blieb, denn meine Sünden waren immer vor mir. Ich sah keinen Ausweg, dem gerechten Gerichte zu entgehen. Nun aber hörte ich erst recht, daß Jesus Sünder annimmt. Ich kam zu ihm, und durch Unterricht lernte ich den Weg der Seligkeit kennen. Ich verlangte nach der Taufe, aber da war eine gewisse Furcht in mir. Ich sprach mit meinem Lehrer, der mir sagte, daß ich getauft werden könne, wenn ich an Jesum Christum glaube und mich ihm übergebe; die Taufe sei das Bad der Wiedergeburt. Ich wurde im Jahre 1841 getauft. Ja, nach der Taufe fühlte ich, daß ich ein neuer Mensch geworden war. Nun verkündigte ich auch anderen, wo ich nur konnte, was der Herr Jesus an meiner Seele gethan hatte. Der Herr hat mich schwere Wege geführt, doch habe ich seine Hand nicht losgelassen. Nachdem ich Christ geworden war, verließ mich meine Frau unter dem Vorgeben, sie wolle nach Unterland gehen und dort ihre Eltern besuchen. Sie kam nicht wieder. Ich hatte niemand außer meinen Verwandten, die aber auch sehr arm sind, der für mich sorgte. Nachher hörte ich, daß meine Frau im Unterlande einen anderen Mann genommen habe, aber schon ein Jahr darauf gestorben sei. Ich war blind und hülflos; dazu kam noch, daß ich all' mein Vieh, wovon ich lebte, in der Trockenheit verlor. Da aber alle Leute Vieh verloren und jeder für sich selber zu sorgen hatte, mußte ich zwar öfter Hunger leiden, aber ich bin nicht umgekommen. Ich bin stille und hoffe auf den Herrn. Oft wird es in meiner Seele dunkel, und mein Glaube will schwach werden, aber der Herr hilft mir wieder auf. Das ist mein Kummer, daß ich nicht mehr so feurig in der Liebe bin, wie früher."

Moses Müller.

(Enkel des ältesten Bruders von David.)

„Der Herr hat mir viel Hauskreuz auferlegt. Alle meine Kinder sterben, wenn sie ein paar Monate alt sind, — es war ihm wieder ein Kind gestorben — und als ich meinen Vater — Jacobus Müller — (derselbe war nach Amalienstein gereist und hatte bei A. Schmidt um einen Missionar angehalten; auf dieser Reise hatte derselbe alle Ochsen verloren und konnte nicht zurück, da er Kinder und Frau bei sich hatte; er vermiethete sich einstweilen in Prinz Albert, bis sein Sohn Moses ihn holen würde) — von Prinz Albert holte, verlor ich 16 Zugochsen; und mit großer Mühe und unter viel Noth konnte ich meinen Vater nach seiner Heimath — am Oranjefluß — bringen. Nun bin ich nach Hause gekommen, und da höre ich, daß fast all mein Vieh durch die große Dürre vor Hunger gefallen ist. Wie manchen Wunsch hat der Herr mir unerfüllt gelassen. Ich dachte darüber nach, warum der Herr so mit mir verfahre. Da kam Licht in meine Seele. Ich sah, daß alles, was Er gethan, nur heilsam für mich ist. Er will meinen Willen brechen. Nun danke ich Ihm, daß Er meine Wünsche nicht erfüllt hat. Ich danke Ihm, daß Er mich lehrt, wie die Dinge dieser Welt so vergänglich und Eitelkeit sind. Ich fühle, daß nur Gottes Wort meinem Herzen Kraft und Leben ist."

So ist dieser alte Gottesknecht David mit seiner Familie ein lebendiges Zeugnis des Wortes gewesen. Ob die Sünde mächtig geworden ist, ist die Gnade doch viel mächtiger geworden. Die Barmherzigkeit des Herrn aber sei gepriesen, daß er auch aus den Koranna solche Blüthen und Früchte für sein himmlisch Zion sich zubereitet hat!

---

40. Andere Früchte in der Gemeinde von Bethanien.

Aus dem ersten Halbjahr 1857 berichtet Bruder Wuras: „Die Gemeinde besteht aus schwachen Kindern in Christo, die mit vieler Geduld getragen werden müssen. Aber der Herr nährt sie mit seinem Wort und Sacrament, und so werden sie ja auch wachsen am innern Menschen, wenn wir es auch nicht immer bemerken. Freilich sagt aber der Herr, daß man den Baum an seinen Früchten erkennen soll. Eine solche Frucht des Glaubens, als eine kindliche Unterwerfung unter die Führungen des Herrn, wenn sie auch gegen Fleisch und Blut sind, haben wir an einigen

Müttern bemerkt, von denen jede ein Kind durch den Tod verloren hatte. Eine dieser Mütter ließ uns rufen, als ihr Kind gestorben war. Wir glaubten, die Mutter in großer Betrübniß zu finden, aber nach dem äußern Scheine zu urtheilen, schien sie fast gleichgültig zu sein. Das befremdete uns. Wie wir aber näher sahen, so war es nicht Gleichgültigkeit, sondern stille Ergebung in Gottes Willen. Sie äußerte sich, wie folgt: „Das Kind war mir nur für kurze Zeit vom Herrn gegeben; der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobt!" Eine andere Mutter, die ebenfalls ihr Kind durch den Tod verloren hatte, sagte in Bezug darauf: „Wir alle sind Fremdlinge auf Erden; auch mein Kind war ein Fremdling, es ist nach Hause gegangen. Gott wird auch mich einst abrufen. O, daß ich wachend gefunden werde!" — Man kann zwar im Allgemeinen auf solche Herzensergüsse, die oft aus einer augenblicklichen Gemüthsaufregung hervorgehen, und auch meistens spurlos verschwinden, nicht viel geben; aber hier, wo unter schwerer Prüfung sich solcher Herzenszustand kundgiebt, ist es etwas anderes." —

Wie in dieser Zeit der Herr die Betschuanen, ihrer nationalen Eigenthümlichkeit entsprechend, auch durch Träume rief, davon wird uns ein Beispiel berichtet, unter dem 11. und 18. October 1859:

„August, ein hiesiger Motschuane, erzählte mir, der Herr hätte ihn vor vier Jahren gerufen, sich zu bekehren, er habe aber auf die Stimme des Herrn nicht gehört. Ich glaubte, er meinte die Stimme des Herrn durch sein Wort des Evangeliums, er aber meinte damit einen Traum, oder, nach seiner Aussage eine Erscheinung, ein helles Licht, das ihn in der Nacht umschienen habe, und es wäre ihm gewesen, als hätte eine Stimme zu ihm gesagt: Du mußt dich bekehren. Ich sagte ihm, daß der Herr uns täglich zurufe: Bekehre dich! und daß Niemand seine Bekehrung aufschieben müsse, da.... Während ich noch mit ihm sprach, läutete die Glocke zum Unterricht; höre, sagte ich zu ihm, die Glocke ist auch eine Stimme, die uns zum Hause Gottes ruft, wo Gott durch sein Wort uns den Weg der Seligkeit lehren will. Der Mann sprang auf, und sagte mit Entschlossenheit: „Ja, von jetzt an will ich den Herrn suchen." Er besuchte den Unterricht."

Der Motschuane August kam heute (18. November) früh zu mir, und erzählte, er habe in dieser Nacht einen besondern Traum gehabt; es habe ihm geträumt, er wäre in der Kirche gewesen, dort hätte er ein herrliches Licht, heller als die Sonne, gesehen, und eine Stimme habe zu ihm gesagt, warum wendest du dich nicht von ganzem Herzen zum Herrn. Neben ihm hätten

zwei fremde Betschuanen gesessen; die hätten ihn durch ihr lautes Getöse sehr gestört ꝛc. — Das veranlaßte mich, mit ihm über seinen Herzenszustand besonders zu sprechen. Dergleichen Leute kann man nicht genugsam auf das allein selig machende Evangelium hinweisen.

Unsere Brüder gaben wenig auf dergleichen außerordentliche Träume, die dem Gebiet der Phantasie, oder auf heftige Thränenergüsse, die dem Gebiet des Gefühlslebens angehören, sondern warteten mit der Taufe oft geraume Zeit. Bruder Wuras schreibt in jener Zeit: „Wir sind der Ansicht, daß man mit Ertheilung der Taufe nicht so eilen darf, sondern besonnen und vorsichtig zu Werke gehen muß. Zuweilen ist die sogenannte Erweckung nichts weiter als ein Anflug vorübergehender Gefühle, oder es ist bei einigen nur ein Mitlaufen mit den anderen, um doch den Namen eines Gemeindeglieds zu haben, denn dann wird man doch von den anderen Bruder und Schwester genannt. Dazu kommt bei manchen die verkehrte Ansicht, als müsse man nun als Gemeindeglied seine Kleider und Blinkschuhe tragen." Dem Bruder Wuras schwebte als ein Schreckbild der Bericht des Schulzen Abraham Motsabe vor, der in Moschesch's Lande zugegen gewesen war, als die Getauften eines ganzen Kraals heidnisch gekleidet unter heidnischem Fressen und Greueln sich „des Christengottes begaben, er habe ihnen zwar nichts zu Leide gethan; aber sie wollten doch lieber zu ihrem alten Herrn zurückkehren." Um so mehr wird dasjenige, was er bei einer Taufhandlung (23. Juni 1860) zur Charakteristik der damals in die Gemeinde Aufgenommenen berichtet, geeignet sein, uns einen tieferen Blick in den Herzenszustand der Neugewonnenen thun zu lassen.

Er schreibt: Könnten wir in die Geschichte der Seelen dieser vorher wirklichen Heiden — wir nennen sie wirkliche Heiden im Gegensatze zu den in der Colonie wohnenden, die von Kindheit an mehr oder weniger unter bürgerlicher und christlicher Ordnung stehen — tiefer hineinblicken, wie der Herr den ersten Lichtstrahl in ihre finstern Herzen hat hineinstrahlen lassen, wie er den einen Knoten nach dem andern gelöst, womit sie an das heidnische Wesen gebunden waren, und sie soweit geführt hat, bis daß sie am Altar des Herrn dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen abschwören und sich von ganzem Herzen dem dreieinigen Gott zu seinem Eigenthum und seines Namens Ruhm ergeben konnten: so würden wir die unendliche Herablassung, Barmherzigkeit und Liebe des guten Hirten, der diese verlorenen Schaafe zu seiner Heerde wieder zurückgeführt hat, mehr loben und preisen. Bei dem von Natur zu innerer Verschlossenheit geneigten Charakter der Heiden können wir nur wenig von dem innern Gange ihres geistlichen Lebens erfahren. Jedoch ist uns einiges von ihnen be-

kannt. So z. B. wirkte der Geist Gottes schon vor 10 Jahren an dem Herzen einer der Neugetauften, (einer früheren Sclavin), als sie noch im Dienste des Bruder Wuras war, sie kam aber nicht so weit, daß sie sich zur Aufnahme in den vorbereitenden Unterricht gemeldet hätte, sie befand sich noch im Streite mit sich selber, ob sie die Welt und Sünde verlassen und dem Herrn sich ganz ergeben sollte oder nicht. In diesem Herzenszustande befand sie sich, als ihr Mann von Bethanien wegzog. Lange hörten wir nichts von ihr, bis Bruder Wuras sie nach einigen Jahren in der Nähe von Berseba fand unter schwerem Drucke und äußerem Elende. Sie versprach, ihren Mann zu bewegen, wieder nach Bethanien zu ziehen, denn sie bereute, daß sie zum Wegziehen gestimmt hatte und klagte, daß sie sich mühselig und beladen fühle. Erst vor zwei Jahren gelang es ihr, ihren Mann zu bewegen, nach Bethanien zurück zu ziehen. Sie hatte in den 8 Jahren ihrer Abwesenheit von Bethanien viele Versuchungen und Leiden zu überstehen gehabt, aber der Zug nach Ruhe der Seele war in ihr nicht erloschen. Auch hier wurde sie wieder heimgesucht — sie litt an einer schweren und langwierigen Augenkrankheit — und es dauerte noch ein ganzes Jahr, ehe sie sich zum Unterricht der Taufcandidaten meldete. Schon wollte ihr Mann, der von Geburt ein Buschmann ist und an keinem Orte lange aushalten kann, wieder wegziehen, aber sie vermochte ihn zum Bleiben, und jetzt hat diese furchtsame, zagende Seele das gefunden, was sie so lange gesucht hat, Vergebung ihrer Sünden und so auch Ruhe der Seele. — Mit der Bastardin, die einen Fingu, hiesiges Gemeindeglied, zum Manne hat, ging der Herr einen andern Weg. Sie lebte lange Zeit im Ehebruche, ohne daß ihr Mann etwas davon wußte. Ihr Gewissen ließ sie nicht ruhen, sie bekannte ihrem Manne ihre große Sünde, aber zugleich auch ihren festen Vorsatz, ihn zu verlassen. Der Mann setzte aber sich dagegen und hielt sie von der Ausführung ihres Vorsatzes ab. Die Frau kehrte in sich und zeigte Betrübniß über ihre Sünde. Ihr Mann nahm diesen gesegneten Augenblick wahr, warf sich mit ihr auf die Kniee und betete für sie — sie konnte es noch nicht — um Vergebung ihrer Sünde. Dann brachte er sie zu uns, daß wir uns ihrer Seele ferner annehmen möchten. Die Betrübniß und Reue über ihre Sünde nahm zu, und es kehrte nach einiger Zeit ein Strahl der Hoffnung, daß der Herr ihr vergeben werde, in ihre Seele. So bat sie um Aufnahme in den Taufunterricht. Von Tag zu Tag konnte man sehen, daß mit dieser Frau eine wirkliche Veränderung ihres Herzens vorging. Nicht lange vor der Taufe kam sie eines Tages zu uns, und sagte, die Liebe des Herrn sei in ihr Herz in solchem Maaße ausgegossen, daß sie nicht wüßte, wie sie dieses Gefühl länger ertragen könne. Nach der Taufe wohnt ein stiller

seliger Gottes-Friede in ihrem Herzen. — Der zu den Neugetauften gehörende Mosuto hatte Armuthshalber Bassuto-Land verlassen und sich bei einem Bauer vermiethet. Nachdem er sich einiges Vieh verdient hatte, zog er zu seinem Freunde, einem Mosuto, der schon längere Zeit in Bethanien lebt. Hier kam er zuerst unter den Einfluß des Evangeliums und wurde aus seinem Sündenschlafe aufgeweckt. Vor einem Jahre meldete er sich zum Unterricht, sagte uns aber nichts davon, daß er zwei Frauen habe. Bald erfuhren wir es, drangen aber nicht sogleich darauf, die zweite zu verlassen, da seine Erkenntniß noch sehr schwach war. Als er sich aber zum ersten Male zur Taufe meldete, wurde ihm gesagt, daß er nicht Mitglied der Gemeinde werden könnte, so lange er zwei Frauen habe. Hierauf sagte er, er lebe schon seit längerer Zeit nur mit der einen Frau, die sich mit ihm zu gleicher Zeit zum Unterricht gemeldet hätte, und die auch getauft zu werden verlange; er wolle auch fortan nur mit dieser einen Frau leben, nur das möchten wir ihm erlauben, daß er für die andere Frau sorge, wozu wir freilich unsre Zustimmung gaben. — Die neugetaufte Korafrau, die junge Ehefrau eines Kora, der noch Heide ist, hat ihre ersten geistlichen Eindrücke in der hiesigen Schule erhalten. Sie war von jeher ein stilles und gehorsames Schulkind. Jahre lang aber ging sie hin, ehe sie etwas davon offenbarte, was in ihrem Herzen vorging. Vor einem Jahre meldete sie sich zum Unterricht. Von dieser Zeit an hatte sie viel von ihrem Manne zu leiden. Keine Klage kommt aus ihrem Munde, sie ist stille und leidet. Jetzt, auf's Neue durch die heilige Taufe gestärkt, wird sie auch ferner ihr Kreuz in stiller Ergebung tragen, und wie wir hoffen, noch das Werkzeug der Bekehrung ihres Mannes werden. — Auch die neugetaufte Motschuanin, die Frau eines Motschuanen, noch Heidin, hat ihre ersten geistlichen Eindrücke in der hiesigen Schule empfangen. Beide, die Korafrau und Motschuanin, können lesen. So bewährt sich, daß die Schule auch die Anstalt ist, in welcher die Heiden-Kinder für die Aufnahme ins Reich Gottes vorbereitet werden. Von den andern Neugetauften läßt sich nur sagen, daß sie vor Jahr und Tag noch rechte Heiden waren, jetzt aber bekehrt sind zum Hirten und Bischof ihrer Seelen. Der Herr hat Großes gethan, und wir beten an die Macht seiner Liebe. Ja, wer die Heiden kennt, was sie sind, unbeschreiblich blind und verkehrt in allen Dingen, und wer weiß, unter welchen Einflüssen sie stehen, und welchen Versuchungen sie ausgesetzt sind, der wird für die Errettung einer einzigen Heidenseele den Herrn anbeten und sagen: Herr, Du hast Großes gethan!"

Unter solchen Erfahrungen von der Gnade des Herrn arbeiteten die Brüder frisch und fröhlich weiter. Bruder Johann

Schmidt, der 1854 von Saron nach Bethanien zurück gekehrt war, half das Netz ziehen. Er wurde zum Conferenzvorsteher ernannt, bezog dann 1861 pensionirt seinen Bauerhof Paardekuil und ist dort am 10. April 1866 selig heimgegangen.

Graß des Bruder Johann Schmidt im Garten zu Paardekuil.

Das neue Schulhaus.

Viel trug in der schweren Zeit zum Zusammenhalten der Gemeinde die Erbauung des neuen Schulhauses mit bei. Die Gemeinde, von der jedes Glied bereits einen monatlichen Beitrag von 5 Sgr. für die Mission zahlte, fertigte für dies Gebäude willig 36,000 Ziegel an, Bruder Meyfarth zimmerte selbst, denn da seine drei Sprachen sprechenden Schulkinder ihm Noth genug machten, gedachte er wenigstens ein ordentliches Schulhaus zu haben. Am 30. October 1860 konnte der neue kleine Pallast, der fast nur aus freiwilligen Beiträgen und Arbeiten der Gemeindeglieder hergerichtet war, feierlich eingeweiht werden.

Da solche Festtage die Lichtpunkte sind im Leben der Missionare, die für oft Jahre langes mühseliges Arbeiten im Schweiße des Angesichts ohne sichtbare Frucht entschädigen müssen, so wollen wir uns auch mit ihnen freuen, und einen speziellen Bericht hören, den Bruder Meyfarth über diesen Tag der Schuleinweihung gegeben hat.

Die Schuleinweihung in Bethanien.

„Endlich wurden wir in voriger Woche soweit fertig, daß der vorgestrige Tag (Mittwoch den 30. October) zur Einweihung festgesetzt und diese Feier vorigen Sonntag in der Kirche angekündigt wurde. Die Kinder, welchen wir an diesem Tage ein Fest zu geben versprochen, hatten sich schon lange vorher darauf gefreut, und waren die letzten Tage eifrig mit den Vorbereitungen dazu

beschäftigt. Die Knaben brachten Feuerungsmaterial und mußten einen Scheffel Korn malen, die Mädchen den Fußboden der neuen Schule aufwaschen. Am Montage wurden Tische und Bänke, sowie alle Schulgeräthe zurecht gesetzt; am Dienstage erhielten die Kinder ihre Plätze angewiesen, wie sie fortan sitzen sollen, darnach zerstreuten sie sich, um Blumen und grüne Büsche zu holen zu Kränzen und Guirlanden, an welchen die älteren Mädchen Abends bis 11 Uhr arbeiteten. Am folgenden Morgen, Mittwoch, wurden wir schon um 3 Uhr aus dem Schlafe geweckt, denn die großen Kinder waren schon wieder auf den Beinen und zogen im Chor um das neue Schulhaus und die Kirche herum bis vor unsere Häuser und sangen Lob- und Dankgesänge. Mit Tagesanbruch kamen nun die großen Mädchen, um das Mittagsmahl zu kochen. Dazu waren vier Hammel geschlachtet und unser hiesiger Kaufmann, Herr Emmanuel Fichardt, hatte ⅓ Sack Reis nebst einer großen Wanne voll Rosinen geschenkt, und dies Alles wurde nun in vier mächtig großen und drei kleineren Kesseln gekocht. Gegen 9 Uhr waren sie damit fertig; da mit einem Male erschallt die Trompete in der Ferne. Unser Oekonom, Bruder Mülke, wollte auch an der Freude Theil nehmen und kam mit Alt und Jung von seinem Außenplatze Portjesfontein an. Die Kinder, welche sich schon hier eingefunden hatten, eilten ihm entgegen und in wenigen Minuten zog er an der Spitze einer großen Schaar unter dem Geläute der Glocken auf dem Platze ein, wobei er den Gesang der Kinder: „Nun danket alle Gott" mit der Trompete begleitete, während sein Schafhirte an seiner Seite die einzelnen Strophen des Liedes vorsagte und sein alter Wagen voll Leute folgte. Ein ganz Fremder, der den Gesang und die Bedeutung des Zuges nicht kannte, hätte anfangs zweifelhaft sein können, ob es ein Trauer- oder Freudenzug wäre, doch würde er bald das Letztere wahrgenommen haben, denn der Zug bewegte sich geradezu vor mein Haus, wo er den angefangenen Vers zu Ende sang und dann sich einstweilen fröhlich zerstreute.

Um 10 Uhr begann die Feier. Zuerst in der Kirche, wo bisher die Schule gehalten worden war. Nach dem Gesange: Laat ons God den Vader pryzen etc. hielt ich eine kurze Ansprache über die Worte: „Der Herr behüte unsern Ausgang." „Unser Auszug mit der Schule aus der Kirche mußte uns erinnern an die vielen Gnadenerweisungen des Herrn, welche die Schule seit ihrem Bestehen erfahren, trotz der wilden Unruhen und Störungen, welche über diese Station und somit auch die Schule ergangen waren. Wie manche haben hier das Wort Gottes lesen und den Weg des Heils kennen gelernt, und haben mit der Bibel in der Hand die Schule verlassen können. Das muß uns zum Danke gegen den Herrn bewegen. Unser Aus-

gang muß uns aber auch an unsere Sünde erinnern. Wie viele Eltern und Kinder haben von dem Vorrechte, eine Schule zu haben, nur geringen Gebrauch gemacht, oder haben den hier erhaltenen Segen wieder verscherzt; wie viele, die hier in ihrer Jugend unterrichtet worden sind, irren jetzt in der Wüste umher und führen wieder ein wildes heidnisches Leben. Das muß uns tief demüthigen und zum Gebete treiben, daß der Herr unsern Ausgang behüte, auf daß er diese Kinder nicht von der Kirche ab-, sondern recht hineinführe und sie durch den Schulunterricht, zu lebendigen Gliedern der Gemeinde des Herrn herangezogen werden." Darauf folgte ein Dankgebet, worauf wir, die Kinder voran, die Erwachsenen folgend, die Kirche verließen und mit dem Gesange: „Nun danket alle Gott" ꝛc. in die neue Schule einzogen, wo die Kinder ihre angewiesenen Plätze einnahmen. Nach Beendigung des Gesanges folgte wieder eine kurze Ansprache über die Worte: „Der Herr behüte unsern Eingang von nun an bis in Ewigkeit." Er behüte unsern Eingang heute, daß wir mit der rechten Herzensstimmung Ihm dies Haus weihen; Er behüte ferner jeden Eingang dieser Kinder, so oft sie sich hier zum Schulunterrichte versammeln, dann wird auch ihr Ausgang, wenn sie die Schule verlassen, ein gesegneter Eintritt in die Gemeinde des Herrn sein, nicht blos hier auf Erden, sondern die Früchte des hier genossenen Unterrichts werden bis in die Ewigkeit reichen." Nach dieser Ansprache wurde das Haus im Namen des dreieinigen Gottes zu einer Stätte des Unterrichts für die hiesige Jugend geweiht, worauf die Kinder einen Gesang anstimmten: „God wil hier een' tempel bouwen, Op den hoeksteen vast gegrond etc." Nun folgte eine beinahe zweistündige Prüfung der Kinder. Wir begannen mit Lesen, die erste Abtheilung im A. T., die zweite im N. T. In der letzten waren einige noch schwach, solche die erst kürzlich in diese Abtheilung übergegangen, oder die Schule oft versäumt hatten. Dann bibl. Geschichte im A. T. von Noah an bis auf Moses, im N. T. von Johannes dem Täufer an, die Versuchung des Herrn, seine erste Predigt in Nazareth, Reise nach Jerusalem und zurück durch Samaria, das Gespräch am Jakobsbrunnen, nach Capernaum, Heilung des Knechtes von dem Hauptmann, und Petri Fischzug. Hierauf Aufsagen des Katechismus, die drei ersten Hauptstücke mit Auslegung und endlich Geographie im Allgemeinen und Besonderen über Africa und Europa. Nun wollte ich noch Sprüche und Lieder aufsagen, sowie etwas rechnen lassen, aber Missionar Wuras erinnert, daß es schon lange gedauert habe und die Kinder müde sein würden, und in der That mochten ihre Magen wohl nach dem in der Kirche auf sie wartenden Rosinenreis mit dem Hammelfleisch verlangen. Daher hielt Missionar Wuras nur

noch eine kurze ermahnende Ansprache an Eltern und Kinder, daß sie fortan fleißigen Gebrauch von der Schule machen möchten, worauf die Kinder noch den Vers: Wie schön leucht uns der Morgenstern im Holländischen sangen, womit die Feier beschlossen wurde und wir die Schule verließen. Beim Herausgehen wurde eine Büchse gehalten, in welche Eltern und Kinder Geld einlegen konnten, und in derselben fanden sich nachher 18 Schillinge und 4 Pence, nach Preuß. 6 Thlr. 3 Sgr. 4 Pf.

Gegen 1 Uhr war die Feier in der Schule beendigt. Nun gings zum Mittagsmahle. Jedes Kind hatte eine Schüssel und einen Löffel mitgebracht. Die großen Mädchen mußten eintheilen und aufschöpfen, denn die verstehen das nach ihrer Weise sehr gut. Zuerst kamen nach Landessitte die Knaben an die Reihe, sie saßen alle auf dem Hofe um eine auf dem Boden ausgebreitete Matte herum, jeder konnte essen, so viel er wollte, denn es war reichlich vorhanden. Nach den Knaben kamen die Mädchen in gleicher Weise an die Reihe. Ich hatte es bei dieser Geschichte am schlimmsten, denn es kostete nicht wenig Mühe, diese Schaar von 80 Kindern, deren Zungen so geläufig waren in allerlei Sprachen, daß einem das Gehör von dem Getöse vergehen mochte, etwas zur Ruhe zu bringen, daß sie sich in einer gewissen Ordnung niedersetzten. Als alle sich gehörig satt gegessen hatten, war noch ein gut Theil von dem Rosinenreis und Hammelfleisch übrig, das wurde dann den Alten, welche sich zur Feier eingefunden und bisher den Kindern zugesehen hatten, preisgegeben. Diese waren nicht weniger begierig darnach als die Kinder, und vielen mochte während des Zusehens der Magen lang hängen, denn es war jetzt Hungerzeit. Da hat nun der eine mehr, der andere weniger bekommen, je nachdem sie sich dazu hielten, denn ich blieb nun nicht länger dabei stehen. Im Hause war für uns Missionare auch der Tisch zu einem gemeinschaftlichen Mahle gedeckt, und während wir dies einnahmen, zerstreuten sich die Kinder auf dem Platze zum Spielen; aber nach etwa einer Stunde kamen sie noch einmal zusammen und kochten sich einen großen Waschkessel voll Kaffee, wozu jedes Kind noch zwei kleine Weißbrödchen erhielt. Als auch dies verzehrt war, war es gegen Abend und Jeder ging nun ruhig nach Hause, womit dann das Fest zu Ende war."

Seitdem wird in dem neuen Schulhause täglich von Bruder Meyfarth eine Kinderschaar, die bis zu 120 bis 130 herangewachsen ist, unterrichtet und das Haus hat sich als zweckmäßig herausgestellt.

Nicht so gut ist es uns geglückt mit dem großen Erziehungshause, in welchem die Missionarskinder unterrichtet werden sollten. Für diese Arbeit war ursprünglich Bruder Krause bestimmt.

Derselbe arbeitete kurze Zeit auf verschiedenen Stationen und verließ dann den Dienst der Gesellschaft. Bruder Kropf, der dann für die Stelle bestimmt war, wurde in Kafferland zurückgehalten. Hernach fand sich kein geeigneter Lehrer — und es hätte schließlich auch an der genügenden Zahl von Kindern gefehlt, denn es ist völlig unmöglich, außer mit dem größten Kostenaufwand, die Kinder unserer über mehr als 20,000 Quadratmeilen hin zerstreuten africanischen Missionare in einem einzigen Institute zu sammeln und zu unterrichten. —

Wohl aber konnte Bethanien sein Licht auch noch über seine Grenzen hin leuchten lassen. Nicht nur daß Bruder Salzmann 1857 einen freilich nur kurze Zeit dauernden Versuch machen konnte, in der Hauptstadt des Landes eine Missionsarbeit zu eröffnen, sondern auch mancher Pilgersmann, Schwarz oder Weiß, empfing im Vorüberreisen in Bethanien einen Trunk lebendigen Wassers. Bauern der Nachbarschaft vergaßen ihre Sendelingsscheu in dem Maße, daß sie, etliche ziemlich oft, nach Bethanien kamen, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Andere wurden ihrer Verpflichtung gemahnt, doch auch für das Seelenheil ihrer schwarzen Dienstboten zu sorgen, und gestatteten ihnen, bisweilen auf drei Meilen Entfernung, die Taufunterrichtsstunden in Bethanien zu besuchen; und mit dem von Bruder Wuras verfaßten Bericht von einer auf diesem Wege gezeitigten schönen Frucht wollen wir diesen Abschnitt schließen:

Eine frühreife Frucht.

„Wir haben in dieser Zeit nicht nur unseren eigenen Leuten, sondern auch Fremden das Evangelium verkündigt; denn da Bethanien an der großen Landstraße liegt, so kommen beständig Fremde ab und zu, so daß wir an den meisten Sonntagen auch fremde Heiden, zuweilen auch Gemeindeglieder anderer Stationen, unter unsern Zuhörern haben. Auch einige Dienstleute von den benachbarten Bauern kommen von Zeit zu Zeit in unsere Gottesdienste, und ein Dienstmädchen von unserm Nachbar, van Aschwegen, besucht den Taufunterricht. Eine Mutter mit ihrer Tochter (Betschuanin) kam drei Stunden weit, bei einem Bauer im Dienste stehend, fast regelmäßig zur Kirche. Die Mutter ist Mitglied der Gemeinde in Thaba Nschu, die Tochter aber noch Heidin. Nach Ablauf ihrer Dienstzeit zogen sie nach Bethanien. Hier wurde die Tochter erweckt und als Taufcandidatin aufgenommen. Gleich darauf zog aber der noch heidnische Vater nach Thaba Nschu, wohin Mutter und Tochter dem Vater folgen mußten. Jetzt hören wir, daß sie vor Kurzem gestorben ist. Ein hiesiges Gemeindeglied, das bei ihrem Abscheiden gegenwärtig war, brachte unserer Gemeinde die letzten Grüße von ihr. Bei Ausrichtung

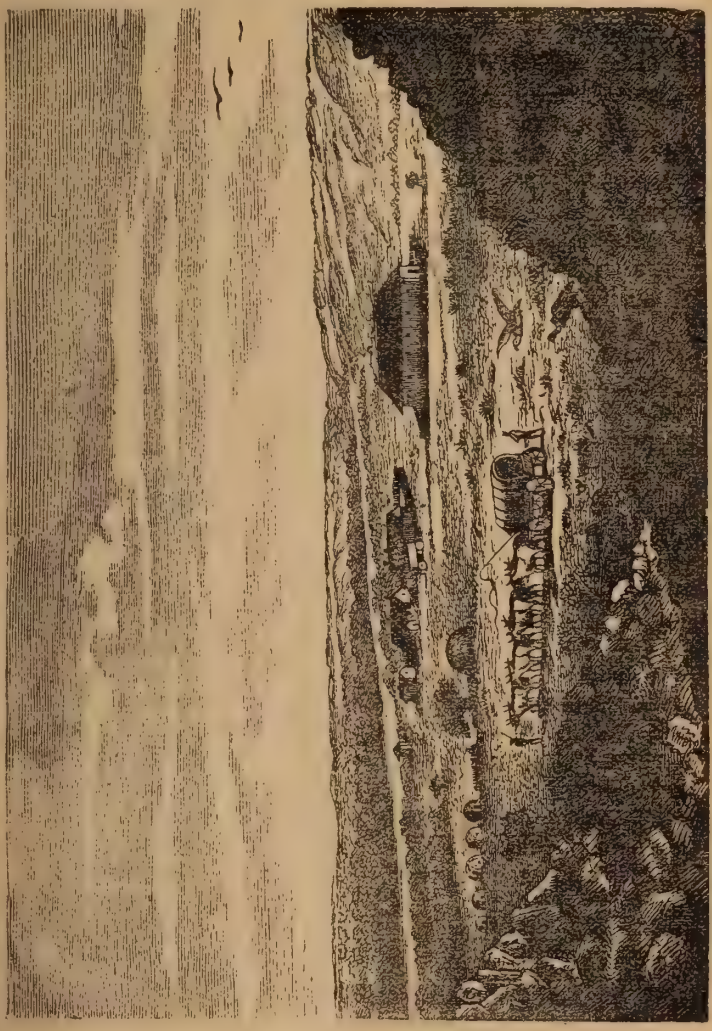
der Grüße machte das Gemeindeglied folgende Mittheilung über ihren Tod: Die Verstorbene hatte ein langwieriges Krankenlager; die Mutter, welche ihre Tochter sehr lieb hatte und sie gerne bei sich behalten wollte, blieb stets an ihrem Krankenlager. Die kranke Tochter aber wollte lieber nach Hause gehen. Am Abend vor ihrem Tode sagte sie zu mir, ich gehe nun nach Hause, grüße alle Brüder und Schwestern in Bethanien von mir. Als das die Mutter hörte, wurde sie betrübt und sagte zur Tochter: Du mußt noch bei mir bleiben. Hierauf antwortete die Kranke: Warum soll ich noch länger hier auf dieser sündigen Erde bleiben? Ich bin müde, ich verlange nach Hause zu gehen zu meinem Heiland. Ich bin bereit zu gehen, das Hochzeitkleid ist schon angelegt, und die Krone, die mir weggelegt ist, sehe ich schon! Wann der Hahn krähen wird, dann gehe ich zum Heiland. Nun bat sie ihre Mutter, daß sie jetzt schon ihren Leib waschen und und ihr reine Kleider anziehen möchte. Die Mutter erfüllte auch die Bitten ihrer Tochter. Und als dies geschehen war, sagte sie, leget euch nun schlafen, ihr habt viele Mühe mit mir gehabt und habt genug genug bei mir gewacht; jetzt habe ich eure Hülfe nicht mehr nöthig. Auch dieser Wunsch wurde ihr erfüllt. Wir aber schliefen nicht, sondern legten uns nur nieder, und als der Hahn krähete, standen wir auf und gingen zur Kranken, die gerade ihren letzten Athem zog. — Hieraus sehen wir, daß auch das den Fremden verkündigte Wort nicht leer zurückgekommen ist, sondern ausgerichtet hat, was Ihm gefällt. So mag auch in manchem andern Herzen der Same des göttlichen Wortes keimen und zuletzt Frucht tragen, wovon wir nichts erfahren.

40. Pniel im Sinken.

Der Ankauf des Pnielschen Landes durch die Missionsgesellschaft war, wie wir bereits oben (Cap. 32) gesehen haben, einerseits der letzte Versuch zur Erhaltung der Station, andererseits ein kräftiger Anstoß zu ihrem Sinken. Hätten wir das Land nicht gekauft, so hätten sicherlich in den nächsten Jahren Bauern es gekauft und die Gemeinde war zersprengt. Da wir es gekauft hatten, sahen, wie wir schon oben bemerkten, die Koranna in ihrem Verhältniß zur Mission als Inhaberin der obrigkeitlichen und polizeilichen Gewalt einen so unerträglichen Druck auf ihr Unabhängigkeitsgefühl, daß von dem Tage des Kaufes an die Gährung und das Gelüste des Fortziehens namentlich unter dem heidnischen Theil der Bevölkerung nicht aufgehört hat.

Im Jahre 1858 kam ein neuer Anstoß hinzu. Der Krieg des Moschesch gegen die Bauern (Cap. 34) hatte auch in den

nördlich vom Vaal wohnenden Koranna, Buschleuten und den Betschuanen den Gedanken erweckt, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, wo von allen Seiten die Schwarzen gegen die Bauern aufstehen müßten, um das verhaßte Joch dieser Fremdlinge abzuschütteln.



Pniel im Jahre 1867.

Es war am 24. Mai dieses Jahres, als der Bauer Venter auf Zontpan (2½ Meilen von Pniel) mit drei Männern aus dem Hause zum Viehkraal gehend, plötzlich mit einer Gewehrsalve

aus einem Hinterhalt begrüßt wurde, durch welche drei getroffen sofort stürzten. Keiner von ihnen war tödtlich verwundet. Sie konnten sich in das steinerne Haus zurückziehen, auf welches sofort durch den berüchtigten Buschmannshäuptling Scheelkobus und sein Commando, dem sich auch ein Haufe Scorpionen-Koranna unter den Häuptlingen Ryk Klaas und Kort Hendriks anschloß, ein lebhaftes Bombardement eröffnet wurde. Die drei Verwundeten waren kampfesunfähig, aber Venter schoß so tapfer aus seinem Hause hervor, daß die Räuber es nicht zu stürmen wagten, sondern mit Wegnahme sämmtlichen Viehes von dannen zogen. Gegen Abend flüchteten drei von den Bauern mit Hinterlassung des einen von ihnen, dessen zu schwere Wunden ihm die Flucht unmöglich machten. Schon am folgenden Morgen kehrten die Räuber zurück, drangen in das Haus ein und fanden den Verwundeten, thaten ihm aber kein Leides, sondern setzten ihn draußen in das Freie, einen Krug Wassers zur Labung neben ihn. Dann bemächtigten sie sich der vier Wagen, auf welche Venter all seine Habe gepackt hatte, und zogen jubelnd ab. In ihrem Versteck angelangt, öffneten sie die Kisten, kleideten sich fröhlich in die Kleidungsstücke der Geflüchteten, schlachteten Vieh und waren fröhlich und guter Dinge über ihren Raub. Vierzehn geraubte Pferde hatte Behrendt Blum, der Sohn des alten Jan Blum, der faktisch die Capitänschaft über die Pnielschen Koranna ausübte, ihnen wieder abgejagt und den Eigenthümern zurückerstattet.

Dreißig Bauern machten sich sofort auf, um die Räuber zu züchtigen und ihnen den Raub abzujagen. Sie trafen sie in ihrem Jubel, aber so vorbereitet auf ihren Empfang und in solcher Anzahl, daß sie keinen Angriff wagten, sondern unverrichteter Sache zurückgehen mußten.

Aber noch ehe sie alle, wie zu solchen Zeiten zu geschehen pflegte, ein Lager beziehen konnten, hatte Scheelkobus, denen sich die Betschuanenhäuptlinge Gasibone, Jantje und Mahura angeschlossen hatten, eine Anzahl einzelstehender Bauernhäuser überfallen und ausgeplündert und ihre Bewohner ermordet. Einzelne Nachbarn konnte Behrendt Blum noch warnen, daß sie ihrer fünf Mann in einem Hause versammelt, nicht blos den Angriff abschlugen, sondern als sie noch Zuzug von sechs anderen Bauern erhalten hatten, die hundert Räuber angriffen und ihnen eine völlige Niederlage beibrachten.

So hatte die Pniel'sche Bevölkerung den Bauern wichtige Dienste geleistet, dafür aber auch den Haß der Schwarzen sich zugezogen, welche die Station selbst zu überfallen und zu vernichten drohten, zumal da Behrendt Blum nicht selten den Räubern, wenn sie mit ihrer Beute durch Pniel'sches Feld zogen, ihren Raub abnahm.

Inzwischen hatten die Bauern ihr Lager bezogen, und waren dann in genügender Anzahl ausgerückt, um die schwarzen Angreifer zu züchtigen. Eine große Anzahl Transvaal'scher Bauern hatte sich ihnen angeschlossen. Sie trafen am 7. Juli auf Scheelkobus, der trotz der tapfersten Gegenwehr erlag; 130 Mann von den Seinen blieben mit ihm auf dem Kampfplatz, die übrigen wurden zersprengt, dann wurde auch Gasibone angegriffen, getödtet und sein ganzes Volk theils niedergemacht, theils zersprengt. Damit war der Aufstand der Schwarzen niedergeschlagen. Die Skorpionen-Koranna (und mit ihnen Goliath), der sich dem Aufstande angeschlossen hatte, zogen den Oranjefluß hinab und entgingen also der Strafe. Der ganze Vaalfluß aber, der noch im vorigen Jahre von Pniel ab stromaufwärts und stromabwärts von Koranna, Buschmännern und Betschuanen dicht bevölkert gewesen war, wurde mit einem Schlage wie ausgestorben. Nur in Pniel blieben die Koranna, die wohl 1400 Seelen zählen mochten, der größten Zahl nach, obschon auch ganze Trupps, namentlich Heiden, aber leider auch 15 Gemeindeglieder sich den nach dem Unterfelde Auswandernden anschlossen.

Behrendt Blum, der in Folge seiner den Bauern geleisteten Dienste von diesen als Capitän der Koranna in Pniel anerkannt worden war, wandte nun plötzlich also seinen Sinn, daß er der entschiedenste Gegner und Abmahner des Wegziehens wurde. Er wollte sein Volk zur Behauptung seiner Macht beieinander behalten, und in der That gelang es ihm, im Jahre 1859 den Strom der Auswanderung zu hemmen. Aber er fühlte sich nun andererseits auch den Missionaren gegenüber doppelt eifersüchtig in seiner Capitänswürde, und behauptete, es sei unthunlich, daß die höchste geistliche und weltliche Macht in derselben Hand läge. Die Missionare möchten ihre geistliche Zucht üben, aber die Ausübung der obrigkeitlichen Gewalt über sein Volk komme ihm zu. Die Missionare hätten diese ihm gern gewährt, wenn er sie als christlicher Capitän geführt hätte. Aber er war und blieb nicht nur selbst ein ungetaufter Heide, sondern er übte auch seine Gewalt oft in so heidnischer Weise, theils tyrannisch sie misbrauchend, theils in Schlaffheit sie nicht gebrauchend, daß die Missionare zum öftern einzuschreiten sich genöthigt sahen, wodurch eine beständige Quelle von Eifersucht und Reibereien eröffnet wurde.

Unter allen diesen Wirren und Unruhen hielt sich der Kern der Gemeinde in der ersten Zeit treu und fest zu ihrem Missionar. Sie besuchten Gottesdienst und Schule regelmäßig und gern, während die Heiden je länger je mehr zurückblieben, so daß schon 1859 die Zahl sämmtlicher Kirchgänger auf reichlich den vierten Theil zusammenschmolz, und daß eine Zeitlang kaum eine einzige Seele aus den Heiden sich fand, die den Unterricht zur

Taufe begehrt hätte. Im Gegentheil etliche der Heiden, die durch den Einfluß der Predigten zu einem ehrbaren Wandel gebracht worden waren, begannen bereits die Christen zu verachten, weil deren etliche nicht so ehrbar wandelten, und traten frech mit der Behauptung auf, die Taufe sei gar nicht nothwendig, man könne auch ohne sie ein rechtschaffener Mensch sein.

Mit der Zeit aber, besonders seitdem (1859) Bruder Meyfarth von Pniel nach Bethanien versetzt worden war, wurden auch die Gemeindeglieder matter und lauer; die Morgen- und Abendandachten leerten sich zusehends, aus dem sonntäglichen Kirchengehen wurde bei vielen ein Werk- und Gewohnheitsdienst, die Christen hörten auf, ein Sauerteig für die sie umgebende Heidenwelt zu sein. Letztere aber erhielt durch das Hereinziehen einer ziemlichen Anzahl roh heidnischer Koranna einen Sauerteig anderer Art, gegen den die Predigt des Worts immer ohnmächtiger sich erwies.

Wiederum begann das Bröckeln und Wegziehen. Im Jahre 1860 blieb nur noch der vierte Theil der gesammten Bewohnerschaft, 379 Köpfe, auf dem Platz. Im Jahre 1863 war die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder auf 30, die der Getauften auf 60 zusammengeschmolzen, während sich die der Schulkinder noch auf 60—70 erhielt.

Einen neuen Anstoß brachte das Jahr 1865 dadurch, daß die Bauern Miene machten, die schwarze Bevölkerung auf Pniel zu den Staatslasten und Diensten heranzuziehen. Darob erhob sich der alte Korannastolz in dem Maße, daß nur noch 10—12 Gemeindeglieder und 15—20 Schulkinder nebst vier Taufcandidaten auf der Station verblieben. Die meisten der Wegziehenden, unter ihnen die Blum's, waren freilich einfach nur über den Strom gegangen in das Gebiet der Transvaalbauern, welche nicht ähnliche Ansprüche auf sie erhoben. Die Koranna hätten am liebsten die Missionare nebst der Station mithinübergenommen über den Strom. Da aber die 80 Fuß lange Kirche nebst den Wohnhäusern nicht so leicht sich transportiren ließen, blieb nichts anderes übrig, als daß die Brüder von Zeit zu Zeit über den Strom gingen, um drüben den einzelnen Kraalen das Evangelium zu bringen. Dies erkannten diese dankbar an, und kamen ihrerseits sonntäglich zahlreich hinüber zur Kirche. Das waren wunderliche Kirchgänge. Denn wenn Bruder Zerwick wohl eine Zeit lang, so lange er hielt, den von unserem Bruder Mönnig, dem Klempner, in Bethanien gefertigten Blechkahn zum Uebersetzen benutzen konnte, so hatten dagegen die Schwarzen zu diesem Zweck kein anderes Mittel als Schwimmhölzer von ½—¾ Fuß Durchmesser und 4—5 Fuß Länge. Wunderlich genug sah es aus, wenn mittelst dieses Instruments 70jährige Weiber zur Kirche,

und sechsjährige Kinder, von älteren Knaben geschoben, zur Schule hinüberschwammen.

Dem innerlich heruntergekommenen Zustande der Station entsprach auch ihre äußere Gestalt. Im Jahre 1858 (22. September) war Bruder Kupfernagel als Colonist, und ein Jahr später (10. September 1859) Bruder Elfert als Kaufmann nach Pniel versetzt. Da die ersterbauten Missionshäuser den Einsturz drohten, hatte Bruder Kupfernagel den Neubau eines Hauses in Angriff genommen. Er liebte es, mit großen Felsblöcken zu arbeiten, richtete also schöne gewölbte Keller her, die Mauern des (80 Fuß zu 40 Fuß veranlagten) Baues wuchsen 5—10 Fuß aus der Erde, dann war die für den Bau bewilligte Summe verausgabt, und der Bau blieb liegen und zerfällt in Trümmer. Aehnlich war ein riesiger Dammbau in Angriff genommen, und nachdem die dazu ausgeworfene Summe verausgabt war, halbvollendet liegen geblieben. Mit den arbeitsscheuen Koranna der Station die Bauten zur Vollendung zu bringen, ist aber ein Werk der Unmöglichkeit. Im Jahre 1862 schieden Kupfernagel und Elfert aus dem undankbaren Arbeitsfelde, ersterer um in Transvaal, letzterer um in Amalienstein weiter zu arbeiten. Ein Colonist Försterling, versuchte große Holzanpflanzungen, schied aber nach sehr kurzer Thätigkeit aus der Mission.

Später hat Bruder Zerwick einige kleine Dämme aufgeworfen, um Wasser zur Viehtränke im Weidefelde zu gewinnen, dazu hat er mit vielem Fleiß und Ausdauer eine ziemliche Heerde von Groß- und Kleinvieh für die Station herangezogen, und es schien endlich wenigstens die äußere Existenz der Station sich so zu gestalten, daß dieselbe für eine ziemliche Anzahl Schwarzer Wohnung gewähren könnte; waren es nicht Koranna, so waren auch Betschuanen willkommen.

42. Aufflackernde Lebensregungen und Früchte von Pniel.

Es ist ein handgreiflicher und klarer Beweis für die unverwüstliche Lebens- und Keimkraft des Wortes Gottes und für die Stärke der an dessen gläubiger Verkündigung geknüpften Verheißungen, wenn selbst unter so ungünstigen Verhältnissen, wie die im vorigen Capitel geschilderten, noch hier und dort Blüthen und Früchte des ewigen Lebens auf Pniel gezeitigt werden konnten. Es gab doch ab und zu Heidenseelen, die den Taufunterricht begehrten, und dann hier und da die große Freude für Bruder Zerwick, kleine Häuflein von drei bis vier Seelen taufen zu können. Von den ins Unterland gezogenen, die sich Anfangs nach Kräften durch selbstgehaltene Sonntagsfeiern erbauten, kehrten auch

etliche zurück, so daß der Herausgeber im Jahre 1867 doch mit etwa 40 bis 50 erwachsenen Gemeindegliedern das heilige Abendmahl feiern und 70 bis 80 Schulkinder in der Schule prüfen konnte. Das Christenthum in der Korannagemeinde wehrt sich zähe gegen den drohend hereinbrechenden Tod. Und wie sich der Arme seines geringeren Erwerbes doppelt erfreut, so können wir doch auch nicht umhin, von den letzten Lebensregungen in Pniel einzelne besonders mitzutheilen, zum Beweise, daß der Herr die Koranna und unser liebes Pniel, die Stätte so vieler Seufzer und Gebete, noch nicht gar verworfen hat.

Im Jahre 1864 und 65 ging es wie ein frischer Lebenshauch durch die Station. Neun Heiden, deren Zahl sich noch auf zwölf vermehrte, begehrten Aufnahme in den Taufunterricht, manche mit beweglichen Worten: „Ich suche durch die Hülfe Jesu ihn selbst," sprach die eine. „Er hat mir über meine Sünden die Augen geöffnet und ich nahm meine Zuflucht zu ihm. Dann verließ ich ihn und diente der Welt. Allein so oft ich mich der Welt zuwandte, arbeitete Er auch wieder an meinem Herzen. Er zeigt mir, daß lauter Tod in der Sünde ist!" — Eine andere sprach: „Der Herr hat durch sein Erbarmen gemacht, daß ich hieher komme. Ich habe die Sünde erkannt und erfahren, daß ihr dienen Selbstvernichten ist. Ich lernte als Kind fleißig und lebte sittlich. Dann aber verließ ich den guten Weg und diente der Sünde. Der Zorn Gottes ruht auf mir. In der Zeit der Geburt meines jüngsten Kindes habe ich meine Sünden erkennen und bereuen gelernt. Zugleich war es mir, als spräche der Herr: Denkst du, daß ein Mensch dir diese Krankheit gegeben hat? Ich bin es, der dich hat krank werden lassen, daß du mich erkennst! Mein Vornehmen nun ist, zum Herrn zu kommen und bei ihm zu bleiben. Aber in mir selbst finde ich keine Kraft!" Eine Frau, die von einer Reise in das Heidenland zurückkehrte, bekannte: „Wo nicht Kirche und Gottes Wort ist, da ist der Tod!" Ein älteres Heidenmädchen sah man regelmäßig nach einem einsamen Fleck im Felde gehen, um ungestört beten zu können. Eine arme Frau brachte einen Missionsbeitrag von 1½ Thalern, eine andere arme Betschuanin arbeitete zwei Monate lang, um den Ertrag ihrer Arbeit 2⅔ Thaler, wie sie sagte, „für die rückständige Abendmahlscollecte" beizusteuern.

Am Sonntage nach Weihnachten 1868 konnte Bruder Zerwick zwei Frauen taufen. Die jüngere hatte als Mädchen in Bethanien die Schule besucht, und hatte dann mit dem Bewußtsein, wie unrecht dies sei, einen Ehebrecher geheirathet, welcher seine erste Frau verstoßen hatte. Dieses Verhältniß drückte sie schwer. Oftmals kam sie voller Angst 1863 zu Bruder Zerwick: „Ich habe keine Ruhe! Dieser Mann, den ich habe, ist nicht mein

Mann!" — Sie konnte sich immer noch nicht entschließen, das Verhältniß zu lösen. Aber ihr Herz ließ ihr keine Ruhe. Sie kam wieder und bekannte: „Ich bin trotzig gewesen und habe den Herrn verlassen. Aber jetzt sehe ich meine Sünde ein und komme zum Unterricht, weil ich Ruhe für mein Herz suche!" Nachdem die verstoßene Frau ihres Mannes eine anderweitige Ehe eingegangen war, konnte sie getauft werden und wandelt seitdem unsträflich vor dem Herrn!

Eine andere Frau, Minna, die Tochter des Häuptlings Jan Taibosch, war als Kind getauft und begehrte, nachdem sie lange Jahre im Heidenthum gelebt hatte, nun confirmirt zu werden: „Ich komme mit vielen und schweren Sünden," sprach sie, „mein erster Mann hat mich verstoßen, woran ich, wie ich erkenne, selbst schuldig war. Meine Bitte, es nicht zu thun, war vergeblich. Jetzt bringt mich die Erbarmung des Herrn zu dir und ich verlange nach Ihm!" — Seit der Zeit blieb sie zwar sehr schüchtern und zurückhaltend, aber treu beim Herrn, und wachte über ihre Seele mit allem Fleiß. „Ich bin," sprach sie, „zu der Einsicht gekommen, daß, wenn eine Frau ihre Hütte und deren Geräthe nicht bewahrt, der Wind dasselbe fortnimmt; oder es kommt, wenn sie nicht zu Hause ist, auf andere Weise fort. So ist es auch mit den geistlichen Gütern, die der Herr giebt!" Besondere Freude hatte Bruder Zerwick an der Taufe eines Koranna, Namens

Maretz Rooi.

Derselbe war christlicher Eltern, in Nieuweland, Kind, die ihn zur Schule und zu Gottes Wort anhielten. Seine Eltern hielten regelmäßig ihren Abendsegen und weckten den Knaben, wenn er schon eingeschlafen war, daß er daran Theil nähme. Auch schickten sie ihn fleißig zur Schule und hatten die Freude, zu sehen, daß Gottes Wort an seinem Herzen nicht ohne Frucht blieb. Als er aber größer wurde und das Vieh seines Vaters hütete, kam er mit heidnischen Bassuto in Berührung und lernte von ihnen allerlei Sünde und Schande, insonderheit wurde er ein arger Branntweinsknecht. „Ich warf," so erzählte er später, „die Seile meiner Eltern weg und zerriß dieselben und spannte mich selbst aus ihrem Joche aus. Den guten Lehren und Ermahnungen meiner Mutter folgte ich nicht. Bisweilen überfiel mich Reue wegen meiner Sünden, aber es fehlte mir an Kraft, von denselben loszukommen, weil ich nicht ernstlich wollte. Im Branntweintrinken verblieb ich Jahre lang!" — Aber die Gnade Gottes und die Gebete seiner Mutter ließen ihn nicht los. Er kam mit seinen Volksgenossen nach Pniel, wo der Branntwein verpönt war, so daß er nur auf Reisen dem Laster der Trunksucht fröhnen konnte. Er kehrte von denselben immer schlimmer heim,

als er gegangen war. Als er auf einer Reise auch einmal schwer betrunken war, versetzte ihm ein Pferd einen solchen Schlag, daß er sofort nüchtern war. Da gingen allerlei Gedanken durch sein Herz. „Wenn ich so fortfahre," sprach er bei sich selbst, „werde ich tiefer und tiefer in dieser Sünde wurzeln, an das Verderben gänzlich gebunden und verkauft werden, großen Schaden an Leib und Seele nehmen und endlich ganz ins Verderben stürzen. Aus eigener Kraft aber kann ich davon nicht loskommen." In seiner Angst schrie er zum Herrn und erhielt so viel Kraft, daß er bei der nächsten Versuchung einen förmlichen Widerwillen gegen den Branntwein in sich verspürte.

Zurückgekehrt beschloß er, nicht ohne Noth wieder zu verreisen, damit er nicht wieder der Versuchung ausgesetzt werde. Er fuhr fort zu beten und kam endlich, als der ersehnte Friede immer nicht einkehren wollte, zu Bruder Zerwick, um sein Herz auszuschütten und sich zum Taufunterricht zu melden. Von da ab bekannte er den Herrn mit allem Ernst; ja er wagte in einer Diebstahlsangelegenheit gegen die schlaffen Urtheile der christlichen Räthe für ernstere Zucht zu stimmen, so daß diese ihn sogar bedrohten, wie er als Heide wagen könne, gegen sie aufzutreten. Den Branntweinshändlern trat er offen und muthig entgegen. Endlich am 16. October 1865 konnte er das heilige Sacrament der Taufe und in demselben den neuen Namen Petrus empfangen. Sein christlich ernster Wandel aber hatte bald die Frucht, daß auch sein Weib in den Taufunterricht eintrat.

Dies einige Früchte aus der Zeit des sinkenden Pniel, Zeugnisse für das Wort: „Verdirb es nicht; es ist noch ein Segen darin!"

43. Besuch des Missionsdirectors auf Pniel.

Am Mittwoch den 3. April 1867 kam der Schreiber dieses Werks auf seiner Rundreise durch die africanischen Stationen in Pniel an. Bruder Kallenberg, der seit 1865 dem Bruder Zerwick als Katechet zur Seite gegeben war, hatte mit den Kindern an dem Ort, wo man zuerst die Häuser von Pniel erblickt, eine Ehrenpforte erbaut und ein wenig weiter stand er mit der lieben Schuljugend zum Empfange bereit, welche die Reisenden singend bis zur Station geleitete. Tags darauf fanden sich die Capitäne Jan und Behrendt Blum nebst einer Anzahl anderer Getauften der Station ein, um ihn zu begrüßen. Siebzig war die Zahl der Schulkinder, vierzig bis funfzig die der erwachsenen Gemeindeglieder, meistens Koranna, etliche Betschuanen. Diesseits

des Baalflusses waren nur wenige Bewohner, die jenseits wohnenden, welche in diesen Tagen die Schwimmhölzer fleißig gebrauchten, mochten noch 3—400 Mann sein, die in einzelnen Werften zerstreut wohnten.

Der Director vertraute sich dem löchrichten Blechkahn an, der so viel Wasser schöpfte, daß alles Ausschöpfen dem hereinquellenden Wasser nicht wehren konnte, den Kahn bis über die Hälfte zu füllen, bis das jenseitige Ufer erreicht war. Drüben wurden die zerstreuten Werfte einzeln besucht. Ueberall kamen die Leute gern zum Anhören des Gottes-Worts, und auch im Privatgespräch gewährte mancher den Eindruck, daß es ihm mit seinem Christenthum ein redlicher Ernst war. Aber fast alle kamen schon bei diesem Besuche mit ihrer alten immer heftiger vorgebrachten Klage, es griffe in das Recht ihrer Capitäne ein, wenn die Missionare Platzobrigkeit sein wollten. Als sie durch alle vernünftigen Vorstellungen sich nicht weisen lassen wollten, da wurde ich auch ärgerlich, und rief ihnen zu, daß die Mission gar nicht verpflichtet sei, so undankbaren Leuten, wie die Koranna wären, für immer nachzugehen. Dreißig Jahre hätten wir mit ihnen Geduld gehabt; wenn sie aber durchaus ihre heidnische Weise lieber hätten, als evangelische Zucht, so könnten sie immerhin ins Heidenthum zurücklaufen. Die Antwort war, daß sämmtliche Weiber, auch etliche Männer trotzig sich entfernten.

Für Mittwoch den 10. April hatte ich eine allgemeine Versammlung des ganzen Volks in der Pniel'schen Kirche anberaumt. Hans, Tois, Behrendt Blum waren erschienen mit etwa 80 Männern, auch Jacob Taibosch, der Häuptling der Groß-Koranna, war mit zugegen. Ich hielt ihnen alle die Wohlthaten vor, die sie bisher durch die Mission erhalten hätten, und die Undankbarkeit, mit welcher dieselben von den meisten aufgenommen worden seien. Jetzt sei es Zeit für sie, ernstlich zu zeigen, daß sie auch das Wort Gottes achten und ehren wollten. Geistliche Werftmeister sollten eingesetzt werden, die die einzelnen Werftbewohner zu einem christlichen Leben ermahnen und anhalten, und die Heiden zur Taufe eintreiben sollten; auch müßten alle, ein jeder nach seinem Vermögen, einen bestimmten Stationsbeitrag bezahlen, und sich verpflichten, die Gesetze und Ordnungen, die ich entworfen hatte, zur Wahrung ernster Zucht und zur Hebung des christlichen Lebens, ernstlich zu halten.

Gegen alle diese Einrichtungen hatte keiner etwas einzuwenden; sie fanden dieselben billig und gerecht; aber bald kam Behrendt Blum, der Häuptling mit seiner Hauptfrage, die er in die Worte kleidete: „Wie zal vooross zyn?“ (Wer soll Vorochs, d. h. Träger der weltlichen Gewalt, sein)? Da gab es einen scharfen Wettstreit zwischen mir und dem Heiden. Ich behauptete, daß

ich selbst nothwendiger Weise der große Ochse sei, Behrendt dagegen blieb dabei, er müsse es sein. Und dabei erhitzten sich die Gemüther in dem Maße, daß die Heiden bitter sich darüber beschwerten, daß das Land von der Missionsgesellschaft angekauft sei; dabei könne Behrendt nicht alle seine Capitänsrechte in seinem Volk ausüben, und alle Koranna seien gezwungen, über den Strom zu ziehen. Dorthin müßten die Missionare ihnen folgen, denn immer über den Strom zu schwimmen, sei für sie viel zu beschwerlich. Auf meine Frage, wer denn drüben die neue Kirche bauen und den Unterhalt des Missionars besorgen solle, warf sich Behrendt in die Brust, das könne er sehr wohl auch noch, er habe schon einmal vier Kühe zum Unterhalt der Missionare hergegeben. Ich sah seinen zerlumpten Anzug fragend an; aber das beirrte ihn nicht, und sein Hauptsprecher Joseph ging so weit, daß er in glühend beredten Worten das schwere Unrecht tadelte, daß wir mit dem Ankauf der Station die Koranna geknechtet hätten, und bedrückten, wie einst Pharao die Israeliten. — Hier aber ging mir die Geduld aus, ich hielt auch den Koranna eine Rede, und zwar eine ernste Strafrede, des Inhalts, daß, wenn sie Kirche und Schule in Pniel besuchen wollten, dies ihnen freistünde, daß auch Bruder Kallenberg sie ab und zu jenseits des Stromes besuchen werde. Würden sie aber fortfahren, so hart und störrig zu sein, wie bisher, so würde ich den Missionaren sagen, daß sie ein ander Volk aufsuchen sollten, das minder roh sei, als sie. — Diese Worte schlugen durch; sie baten wegen ihrer übereilten Worte um Verzeihung, aber den Eindruck, als ob sie wirklich zu anderer Gesinnung sich bequemen wollten, erhielt ich nicht.

Ich hatte einen tiefen Blick in die Zerlumptheit, Roheit und Hoffahrt dieser Koranna gethan. Das war mir klar geworden, daß sie im Begriff waren, an dieser Sünde als Volk unterzugehen, und daß nur ein besonderes Wunder der Gnade Gottes sie vom Verderben retten kann.

44. Die Diamantensucher.

Kaum zwei Jahre später begann der Landstrich, den die Blum'schen Koranna jenseits des Vaalflusses eingenommen hatten, lebendig zu werden auf eine ganz unerwartete Weise. Bereits seit Jahren hatte die unbestimmte Ahnung die Gemüther der Bauern am Vaalflusse erfüllt, daß in jener Gegend Diamanten verborgen sein müßten. Jetzt endlich waren etliche wirklich gefunden worden, und dies Gerücht war kaum verbreitet, als zuerst zu Hunderten, dann zu Tausenden die Glücksritter sich aufmachten, denen am Vaalfluß ein neues Eldorado erblüht war.

Mit Behrendt Blum trafen sie ein Abkommen, wonach derselbe zwanzig Jahre lang gegen 60 Pfund jährlicher Entschädigung der neugebildeten, unter einem selbsterwählten Oberleiter, einem Americaner, Namens Parker, stehenden Gesellschaft das

Gegend in den Diamantenfeldern von Vaal.

ausschließliche Recht überließ, auf jenem Landgebiet kostbare Steine zu suchen. Parker hielt in seiner Gesellschaft einigermaßen Ordnung, doch also daß sie ab und zu auch Excesse sich erlaubten,

und unter andern den von der Regierung der Transvaalrepublik hingesandten Bevollmächtigten einfach in den Fluß warfen, so daß er nur mit genauer Noth dem Tode entging.

Die Blum'schen hatten von den Diamantensuchern wenig Vortheil. Die nächste Folge war, daß der nächstwohnende Betschuanencapitän, Jantje Mathebe, das Land und mit demselben die Jahresrente als sein Eigenthum in Anspruch nahm, und als Behrendt Blum sich widersetzte, mit einem Heereszuge sich aufmachte, um Blum zu züchtigen und die Diamantengräber, die damals (1869) erst in geringer Anzahl vorhanden waren, zu vertreiben. Behrendt brachte noch 160 Bewaffnete seines Volks auf, die er gegen die Batlapi führte, welche mit 600 Bewaffneten und 35 Wagen gegen ihn ins Feld gerückt waren. Die Koranna griffen den Feind mit solcher Entschlossenheit an, daß derselbe eiligst floh mit Zurücklassung seiner 35 Wagen. Diese sandte ihm Behrendt am folgenden Tage zurück und damit war der Friede geschlossen.

Aber einem anderen Feinde war er nicht in gleichem Maße gewachsen. Unmittelbar nach den Diamantengräbern fand sich der Schmaus (Händler) und der Branntweinverkäufer ein, welcher dafür sorgte, daß das durch die Landpacht oder durch aufgefundene Diamanten erlangte Geld nicht lange in den Händen der Koranna verblieb. Da den Letzteren die Stütze gegen den Branntwein fehlte, die sie früher an den Missionaren hatten, so vernichtete dieser verderbliche Feind binnen Kurzem die von den Missionaren durch Jahre lange Arbeit im Schweiß des Angesichts errungene Zucht und Ordnung. Die Koranna begnügten sich nicht damit, ihren neuen Erwerb zu vertrinken, sondern bald gaben sie auch ihr Vieh daran und alle ihre Habe, so daß sie in bittere Bettelarmuth versanken. Nur einzelne wenige, ernstere Christen entgingen für ihre Person dem Verderben, ihr Volk konnten sie nicht retten. —

Im Jahre 1870 verpflanzte sich das Elend der Diamantengräberei auch über den Strom auf unser Stationsgebiet. Ein Bauer, Namens Waldek, war der erste, der einen kostbaren Stein auf unserem Grundgebiet fand. Kaum war die Nachricht bekannt geworden, als auch aus dem ganzen Lande die diggers (Diamantengräber) zuströmten und die Station überflutheten.

So mancher englische Capitän, der den weiten Weg nach Africa machte, um dort Jagdlust zu suchen, vergaß Löwen und Elefanten, und eilte nach den Diamantenfeldern. Mancher Advocat ließ römisches und englisches Recht bleiben, wo es wollte, und ging nach Pniel; der Bauer ließ sein Bauergut, der Kaufmann sein Kaufgeschäft, der Handwerker seine Kundschaft, alles wollte schnell reich werden. Eine bunte Gesellschaft fand sich

zusammen, hier eine Bauerfrau mit der Brille auf der Nase, dort ein feiner Gentleman mit Glacéhandschuhen, dort ein fashionabler Jude auf stattlichem Roß mit der Goldwage und der klingenden Bezahlung in der Hand, dort ein nackter Kaffer oder zerlumpter Hottentott, alles suchte nach Diamanten. Die Arbeit war nicht so leicht gethan. Im Anfange fand man die Diamanten in der Weise, daß der Suchende sich auf den Bauch legte, oder auf die Fersen hockte, und also langsam wie eine Schnecke oder ein Faulthier, den Blick starr auf den Boden geheftet, der Sonne entgegenkroch, jeden Augenblick fieberhaft auf den Moment gespannt, daß ein blitzender Strahl vom Boden aus das erhoffte Glück verkündigen möchte.

O, wenn doch die armen, betrogenen Menschen auch nur halb so viel Eifer und Fleiß und Opfer auf das Finden der einen kostbaren Perle verwenden möchten, die ihnen doch für Zeit und Ewigkeit alles gewähren würde, was sie bedürfen.

Mit der Zeit wuchs der Strom der unglücklichen Mammonsknechte bis in die Tausende, und sie umstanden oft zu Schaaren von 8—20 mit zitternden Händen und knirschenden Zähnen und schäumendem Munde unseren Bruder Kallenberg, um von ihm die Erlaubniß zum Suchen auf unserem Felde zu ertrotzen. Und wenn er dann versuchte, sie zu vernünftiger Besinnung zu bereden, so schrieen sie ihn an, was er ihnen sage, wäre wohl Futter für seine schwarzen Hunde, ihnen dürfe er dergleichen nicht bieten, und gingen dann schimpfend und scheltend von dannen, — um sich ihr Recht, auf unserem Grunde uns unseres Eigenthums zu berauben, selbst zu nehmen, weil keine obrigkeitliche Gewalt vorhanden war, die sie daran hätte hindern können.

Durch den Zuzug der Abentheurer aus allen Welttheilen wuchs die Zahl der Diamantengräber in viele Tausende.

So wurde binnen Kurzem die frühere Oede und Wüste unseres Alt-Pniel in ein lärmendes Getöse verwandelt. Zelt an Zelt, Wagenplatz an Wagenplatz reihten sich die Wohnungen der Eindringe aneinander in der Ausdehnung einer großen Stadt.

Die Stellung unseres Bruders Kallenberg unter diesen erdrückenden, sturmfluthartigen Einwanderungen, die bisweilen in Einer Nacht 200 neue Ankömmlinge brachten, war eine sehr schwere. So lange die diggers nach Hunderten zählten, gelang es, durch ein von ihnen selbst erwähltes Comité, in welchem auch unsere Missionare Mitglieder waren, eine Art Ordnung zu erhalten. Man setzte fest, daß jeder Finder den vierten Theil des Werths an die Missionskasse zu zahlen hatte, und es fanden sich unter den diggers noch ehrliche Leute genug, um auf diese Weise einen Ertrag von mehreren Tausend Thalern abzuliefern. Als aber eine größere Zahl minder Gewissenhafter die Abzahlung ihrer

Quote unterließen, behielten auch jene Ehrlichen ihre Erträge zurück, es mußte ein anderes Abkommen getroffen werden, also daß sogenannte claim's, d. h. Stücke Land von 30 Fuß im Quadrat abgemessen und für eine monatliche Abgabe von zuerst 1 Pfund Sterling, dann 10 Schilling den diggers zur Nutzung übergeben wurden. Dies ging, so lange die Zahl der Einwanderer noch nach Hunderten sich bemaß; als sie aber zu 5 — 6000 anwuchs, begannen einzelne auch die Zahlung der Licenz für den claim zu weigern, so daß unsere Brüder genöthigt waren, von der Obrigkeit des Freistaats eine Erklärung zu erbitten, daß die Berliner Mission die einzige legitime Eigenthümerin des Pniel-Landes sei und daß Niemand ein Recht habe, auf demselben Diamanten zu graben, als wer dazu von der Missionsgesellschaft die Erlaubniß eingelöst hatte. Nach Veröffentlichung dieser Bekanntmachung begannen die diggers, sich in die Ordnung zu fügen, und wir hatten binnen vier Monaten eine Gesammteinnahme von 11,000 Thalern — gerade hinreichend, um die durch den inzwischen in Frankreich wüthenden Krieg entstandenen Ausfälle in der Einnahme der Missionskasse zu decken. In Pniel schien außerdem uns eine dauernde Einnahmequelle eröffnet, mittelst deren wir eine Zubuße zu den alljährlich wachsenden Kosten unserer nun bereits auf einen Landstrich von 200 deutschen Meilen in Südafrica ausgedehnten Missionsarbeit gewinnen könnten. Aber Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken.

Plötzlich kam ein Zwischenfall, welcher der ganzen Angelegenheit eine unerwartete Wendung gab.

45. Nicolas Waterboer.

Wir haben oben (Cap. 3) berichtet, wie der umsichtige und energische Andries Waterboer in Griquastadt vergeblich sich bemüht hatte, eine Oberhoheitsstellung über das gesammte Griquavolk zu erkämpfen, wie vielmehr sowohl die Griqua in Philippolis unter Adam Kok, als auch die in Campbell unter Cornelis Kok ihre Unabhängigkeit behauptet haben.

Im December 1852 starb Andries Waterboer. Sein Sohn und Nachfolger Nicolas Waterboer suchte seine Stellung als Häuptling der Griqua sofort dadurch zu befestigen, daß er beim englischen Gouverneur in der Capstadt die Erneuerung der mit seinem Vater geschlossenen Verträge beantragte. Seine Bitte wurde ihm vom Gouverneur aus dem Grunde abgeschlagen, daß der Vertrag mit Andries Waterboer nur ein persönlicher gewesen sei, daß Nicolas Waterboer überhaupt nicht durch Erbrecht, sondern nur durch Wahl Nachfolger in der Capitänswürde sein könne

und daß die inzwischen im Januar 1852 mit der neugebildeten Transvaalrepublik abgeschlossene Convention eine Erneuerung jenes Tractats mit Andries unthunlich machte, welcher also als mit dessen Tode erloschen anzusehen sei. Ein späterhin dem Nicolas Waterboer von der Colonialregierung angewiesenes Jahresgehalt, wie dergleichen von den Engländern an einflußreiche Häuptlinge ausgezahlt zu werden pflegte, bedingte ebenfalls nicht die Erneuerung des Vertrages. Deshalb erklärte die englische Regierung in der sub 23. Februar 1854 mit dem neu sich bildenden Oranjefreistaat abgeschlossenen Convention ausdrücklich, daß sie mit keinem eingeborenen Häuptling nördlich vom Oranjefluß in irgend einem Bündniß stände, oder ein solches einzugehen beabsichtige.

So besaß also Nicolas Waterboer auch nicht die geringste Berechtigung, über das Gebiet von Cornelis Kok ein Oberhoheitsrecht zu beanspruchen.

Noch weniger hatte er Ansprüche auf das Landgebiet des Cornelis Kok, insonderheit auf das Gebiet zwischen Modderfluß und Vaal, welchem unser Pniel angehört. Schon sein Vater Andries hatte unter dem 18. April 1845 an die Cap-Regierung ein vollständiges Verzeichniß der von ihm occupirten Ländereien und Ortschaften eingereicht, in welchem des Ortes Campbell, so wie des Gebiets nördlich vom Modderfluß keinerlei Erwähnung gethan wird. Dem entsprechend hatte in der Zeit der Sovereignity der Britische Resident Major Warden in einem Schreiben an den Gouverneur vom 3. August 1850 ausdrücklich den Modderfluß als Nordgrenze von Andries Waterboer's Gebiet bezeichnet, und Waterboer's Missionar Edw. Salomo, der 1843 bis 1851 bei Waterboer in Griquastadt wohnte, hat durch eidliche Aussage sub 30. Juli 1864 es erhärtet, daß der Modderfluß die Grenze des Waterboerschen Gebietes ausmachte. Nicolas Waterboer hatte, da er in freundschaftlichem Verkehr mit Cornelis Kok stand, ein Stückchen Land in Campbell von diesem als Geschenk angenommen, und damit den Beweis geliefert, daß er ihn als Eigenthümer des von ihm besetzten Landes anerkannte.

Desgleichen hatte bereits vor der Errichtung der englischen Regierung der Sovereignity und dann während derselben und nach derselben unter der Regierung des Oranjefreistaats Cornelis Kok eine ganze Anzahl Bauernplätze im Gebiet zwischen Modderfluß und Vaalfluß an Bauern verkauft und diese Verkäufe waren sowohl von den englischen als später von den holländischen Regierungsbeamten legalisirt und durch Eintragung der Plätze in das officielle Landregister bestätigt worden.

Als im Jahre 1854 Cornelis Kok etliche Landstriche südlich vom Modderflusse als sein Eigenthum gegen Nicolas Waterboer beanspruchte, und als dieser dagegen etliche Plätze nördlich vom

Modderflusse verlangte, hatten beide streitige Partheien unter Mitwirkung der Oranjefreistaats-Regierung und im Beisein der Häuptlinge Adam Kok und Jan Blum im Jahre 1855 eine Grenzlinie vereinbart, die sogenannte Vetberglinie, welche sogar noch Landesstrecken südlich vom Modderfluß dem Cornelis Kok zusprach. Die Ziehung dieser Linie hatte der Präsident des Freistaats Herr Boshoff sub 13. Juni 1856 dem Gouverneur der Capstadt notificirt und von demselben sub 29. November desselben Jahres eine Antwort erhalten, in welcher derselbe sich über das „satisfactory settlement of the Griqua-territory“ (das befriedigende Abkommen zur Regulirung des Griqualandes) erfreut ausspricht.

Als unser Bruder Wuras wenige Monate später von Cornelis Kok unser Pniel kaufte, war er daher in Betreff des rechtmäßigen Eigenthumsrechts des Cornelis Kok nicht in Zweifel, aber um ganz sicher zu gehen, zog er zuvor von allen betheiligten Capitänen die sorgfältigsten Erkundigungen ein, wer der rechtmäßige Besitzer des Landes sei, und erhielt die einstimmige Antwort, dies sei niemand anders als Cornelis Kok. Beim Ankauf des Pniel-Landes war Nicolas Waterboer in Campbell persönlich zugegen, ohne irgend welchen Einspruch zu thun.

Der geschehene Kauf von Pniel wurde von unseren Brüdern alsbald der Regierung des Oranjefreistaats angezeigt, von derselben anerkannt und in die officiellen Landregister eingetragen. Eine Karte unsers Gebiets wurde aufgenommen und die auf dasselbe fallenden Landesabgaben festgestellt und regelmäßig bezahlt.

Auch nach dem 1858 erfolgten Tode von Cornelis Kok, der seine Ländereien an seinen Neffen Adam Kok in Philippolis vererbt hatte, trat dieser die Erbschaft an, ohne daß Nicolas Waterboer Einspruch gethan hätte.

Auf Grund dieser Sachlage konnte auch nicht der geringste Zweifel obwalten, daß die Berliner Missionsgesellschaft der alleinige rechtmäßige Eigenthümer des Grundbesitzes von Pniel ist, und die Regierung des Oranjefreistaats nahm daher, als die Diamantensucher unser Pniel zu überfluthen begannen, keinen Anstand, auf das Ansuchen des Bruder Wuras öffentliche officielle Erklärungen zu erlassen, daß die Berliner Missionsgesellschaft der alleinige Grundeigenthümer von Pniel sei, und daß kein Diamantensucher in diesem Gebiete graben dürfe, ohne zuvor von uns die Erlaubniß erlangt zu haben.

Nun plötzlich aber trat Nicolas Waterboer, der schon im Jahre 1861, als Adam Kok mit seinen Griqua nach Nomansland verzog, die sogenannten Campbell-Länder ohne allen Grund als sein Eigenthum zu reclamiren vergeblich versucht hatte, mit der völlig aus der Luft gegriffenenen Fabel auf, das ganze Gebiet des Cornelis Kok habe von je her dem Waterboer als Eigenthum ge-

hört, Cornelis Kok sei nur ein Unterbeamter seines Vaters Andries Waterboer gewesen und habe nie das Recht gehabt, Grund und Boden an Weiße zu verkaufen, er allein sei der legitime Besitzer des Landes. Er wandte sich daher an die englische Cap-Regierung mit der Bitte um Beschützung seiner vom Oranjefreistaat gewaltsam angetasteten Rechte — und die englische Regierung — die 1853 ausdrücklich erklärt hatte, Nicolas Waterboer habe gar kein Erbrecht auf das Gebiet seines verstorbenen Vaters, die eine Erneuerung des mit dem letzteren bestandenen Vertrags dem Sohne damals ausdrücklich geweigert und sich in früheren Zeiten (1861) um die ungegründeten Ansprüche des Nicolas auf die Campbell-Ländereien gar nicht bekümmert hatte, erklärte nun mit einem Mal, Nicolas Waterboer sei von je her ein treuer Alliirter der Capcolonie gewesen und sie könnten ihn unmöglich der Willkür und rechtswidrigen Gewaltthätigkeit des Oranjefreistaats preisgeben, sie müsse daher für die gefährdeten Rechte ihres Bundesgenossen eintreten.

Als die Freistaatsregierung vernahm, daß die Cap-Regierung wahrscheinlich auf Waterboer's Erbieten eingehen werde, berief sie eine Versammlung sämmtlicher betheiligter Häuptlinge zu einer Versammlung nach Nooitgedacht, gegenüber Pniel. Auch Nicolas Waterboer mit seinem Agenten hatte sich eingefunden; außerdem die Vertreter von Adam Kok, Jan Blum, Mitglieder der alten Kok'schen Häuptlingsfamilie, Mitglieder von Cornelis Kok's früherem Rath und andere mit dem Sachverhalt wohl bekannte Zeugen. Es wurde vom 18. bis 24. August (1870) getagt, eine große Anzahl bezüglicher Documente und Schriftstücke vorgelegt und wohl geprüft, die eidlichen Zeugenaussagen zu Protokoll genommen. Das Ergebniß war, daß Cornelis Kok selbständiger, verfügungsberechtigter Capitän von Campbell bis zu der Zeit, wo er seine Capitänschaft in Adam Kok's Hände legte, gewesen sei, und daß Waterboer's erhobene Ansprüche durch keinerlei Beweise erhärtet werden konnten. Als Waterboer dies sah, reiste er, plötzlich die Verhandlungen abbrechend ab.

Die Cap-Regierung aber hatte ein besonderes Interesse daran, Waterboer's Anerbieten, daß er sein Land nebst den Hoheitsrechten an die Engländer abtreten wolle, anzunehmen. Unter den Tausenden der diggers waren auch Tausende von Engländern, die unwillig, unter die Anordnungen des Freistaats sich fügen zu sollen, in den Cap'schen Zeitungen eine fortgesetzte Agitation unterhielten, sowohl gegen die unbilligen Forderungen der Berliner Missionsgesellschaft, als für das Recht der diggers, ohne weiteres überall die Diamanten sich anzueignen, wo sie sie fänden, und vielleicht höchstens zur Zahlung einer kleinen Abgabe sich zu verstehen. Die Diamantenangelegenheit war bei der aus allen Welttheilen einströmenden Masse von Einwanderern zu einer Lebensfrage für

die seit Jahren im steten Herabsinken begriffenen Verhältnisse von ganz Südafrica geworden, und es war durchaus erklärlich, daß die Regierung der Cap-Colonie den entschiedenen Wunsch hegen mußte, die Sache in ihre Hand zu bekommen.

Nur auf diese Weise ist es erklärlich, daß dieselbe zur Erreichung ihres Ziels Wege einschlug, welche wir nur auf das lebhafteste beklagen können.

Bereits am 15. September 1870 zeigte der interimistische Gouverneur, General Hay, der Regierung des Freistaats an, daß Waterboer gewillt sei, ihm seine Rechte auf die in Frage stehenden Landstriche abzutreten. Schon am 17. September, ohne irgend eine Verständigung mit der Oranjefreistaatsregierung über die streitige Frage versucht zu haben, ging der Regierungs-Commissar Campbel in die Diamantenfelder ab, und am 27. September erfolgte eine Publikation des General Hay, daß ein großer Theil des Oranjefreistaats, derjenige, in welchem die Diamanten gefunden würden, Eigenthum Waterboer's und von diesem der englischen Regierung geschenkt seien. Campbel, welcher zuerst in Klipdrift gegenüber von Alt-Pniel, dann in Alt-Pniel selbst, auf dem uns unbestreitbar als Eigenthum zugehörenden Lande, seine Residenz aufschlug, wagte zuerst nur als Vertreter der Rechte Waterboer's aufzutreten, bis er je mehr und mehr als englischer Beauftragter sich enthüllte, und als solcher die Rechte der Englischen Unterthanen vertreten zu müssen behauptete. Während der Bevollmächtigte der Freistaatsregierung, Mr. Truter, von Jacobsdal aus das alleinige Recht der Berliner Missionsgesellschaft proclamirte und nach Kräften, — obgleich ohne nachhaltigen Erfolg zu schützen bemüht war, erließ Campbel entgegengesetzte Erklärungen, und forderte alle diggers auf, nur noch an ihn Abgaben und Licenzen zu bezahlen, und begann eigene Gerichtshöfe und Polizeigewalt zu organisiren. Von da ab begannen die diggers, auch die geringe an die Missionsgesellschaft bisher gezahlte Abgabe zu weigern, und namentlich eine aus über 1500 Köpfen bestehende digger-Gesellschaft, auf dem zu Pniel gehörenden Grundstück Cawoodshope, machte eigene Regulative, in denen festgesetzt wurde, daß keine Abgaben an die Missionsgesellschaft gezahlt werden sollten. Campbel versprach zwar, die an ihn gezahlten Abgaben einstweilen zu deponiren, und falls das Eigenthumsrecht der Berliner Gesellschaft sich beweisen ließe, an diese zurückzuzahlen. Aber es lag in der Natur der Sache, daß von jetzt ab der große Theil der diggers an keine von beiden Partheien Abgaben zahlte, und daß auch die Grundgelder für die auf unserem Gebiet erbauten Häuser und errichteten Kaufläden und Wirthshäuser zum größten Theil unbezahlt blieben, abgesehen von

dem Schaden, den wir durch Verwüstung unserer Holzbestände und durch Ausnutzung unserer Viehweiden erlitten.

Der neue Gouverneur der Capcolonie, Sir H. Barkly, welcher mit Neujahr 1871 sein Amt übernommen hatte, bereiste die Diamantenfelder im Februar des Jahres, woselbst ihm unser Missionar Wuras am 28. Februar die Besitz-Documente der Berliner Gesellschaft vorlegte, mit der Beschwerde über die Eingriffe der englischen Regierung. Der Gouverneur äußerte sich freundlich, hatte auch mit dem Präsident des Freistaats, M. Brand, in persönlicher Begegnung in so entgegenkommender Weise verhandelt, daß alles eine friedliche Lösung der Angelegenheit erwartete, als plötzlich eine Publikation des Gouverneurs, daß er die Publikation des General Hay aufrecht erhalten und auch die diggers in Cawoodshope in den von ihnen aufgestellten Ordnungen schützen werde, alle Hoffnungen wieder niederschlug, und den Freistaat veranlaßte, eine Miliz von 1000 Mann zum Schutze des Rechts seiner Unterthanen zusammen zu rufen. Diese Truppe löste sich zwar bald wieder auf, als auch Barkly eine bewaffnete Macht zusammen zu ziehen begann; aber die Verhandlungen der Engländer mit dem Freistaat führten, auch als letzterer sich erbot, die Streitfrage durch einen unpartheiischen Schiedsrichter (den Präsident von Nord-America oder den König von Holland) schlichten zu lassen, zu keinem weiteren Erfolg, da der Gegenvorschlag von Barkly, dem englischen Gouverneuer von Natal die letzte Enscheidung zu übertragen, vom Freistaat natürlich nicht angenommen werden konnte. Die Angelegenheit kam vor das Capstädtsche Parlament, und mit dessen Einwilligung erfolgte dann am 27. October 1871 die Proclamation des Gouverneur Barkly, daß sämmtliche von Waterboer beanspruchten Länder, der ganze südwestlich Theil des Freistaats in die Capcolonie einverleibt und also unter englische Hoheit gestellt werden sollten.

Da der Gouverneur zugleich proclamirte, daß allen bisherigen Inhabern von Landbesitz in diesem annektirten Theil ihr Grundbesitz, soweit er bona fide erworben worden sei, gesichert bleiben solle, so schien zunächst wenigstens das Eigenthumsrecht auf Pniel der Berliner Missionsgesellschaft verbleiben zu sollen. —

Um so unerwarteter traf uns eine Benachrichtigung unseres Bundeskanzlers (vom 11. März 1872), an welchen sich das Comité mit der Bitte um Beschützung unserer gefährdeten Eigenthumsrechte auf Pniel gewandt hatte, — nach welcher der englische Colonial-Secretär in der Capstadt in einem, unserer Erwerbung des Grundbesitzes von Pniel in ein gehässiges Licht stellenden memorandum geltend machte, daß laut einer „ausweislich ihm vorliegenden Urkunde" im Jahre 1845 der Missionar Winter an Andries Waterboer, als das damalige unzweifelhafte

Haupt der Griquanation die Bitte um Erlaubniß zur Anlegung der Station Pniel gerichtet habe. Cornelis Kok sei niemals als Capitän von der englischen Regierung anerkannt, die Unterthanen von Nicolas Waterboer hätten früher auf Pniel gewohnt, und seine Beamten seien von ihm nur zur Vermeidung von Streitigkeiten mit der Regierung des Freistaates aus dem Gebiet der Station Pniel zurückgezogen worden.

Da die Tendenz dieser Behauptungen ziemlich erkennbar ist, wurden die Missionare Winter und Fichart, die, was Waterboer wohl nicht vermuthet hatte, beide noch leben, zu eidlichen Aussagen über den Sachbestand aufgefordert. Missionar Winter beschwor seine Aussage, Herr Fichart (gegenwärtig General-Consul des Freistaats in Berlin) gab die seinige vor einem Notar „an Eides-Statt" bekräftigt schriftlich ab.

Nach diesen Aussagen hat weder Winter noch Fichart jemals von Eigenthums- und Hoheitsrechten des Andries oder Nicolas Waterboer auf das Grundgebiet von Pniel etwas gewußt. Winter ist gar nicht der Anleger von Pniel, also nie in der Lage gewesen, von Waterboer die oben erwähnte Erlaubniß nachzusuchen, weder er noch Fichart hat sich jemals an Waterboer mit gedachter Bitte mündlich oder schriftlich gewandt. Niemals hat zu ihren Zeiten oder nach ihrem Wissen ein Unterthan, geschweige ein Beamter, von Waterboer in Pniel gewohnt, und Winter erklärt eidlich, daß jene vom Colonial-Secretär Southey erwähnte „Urkunde" nur eine gefälschte sein könne. — Es scheint also, als ob wir es hier mit einer von den erlogenen oder erdichteten Aussagen, resp. Documente zu thun haben, denen wir überall in den Versuchen begegnen, die Waterboer machte, um seine völlig grundlosen Ansprüche auf das Gebiet von Pniel zu erhärten.

Noch mehr wurden wir überrascht, als uns Bruder Wuras Abschrift eines von Sir John Campbel sub 23. Mai 1872 an ihn gerichteten Schreibens mittheilte, des Inhaltes, daß unser Recht auf das Landgebiet von Pniel nicht anerkannt, daß das Land daher für Kronland erklärt worden sei, und wir daher keinerlei Anspruch auf einen Antheil an den Abgaben der Diamantengräber hätten.

Auf dieses Schreiben hin hat das Comité der Gesellschaft sofort in einer ausführlichen Denkschrift unser Recht auf Pniel dargelegt und den Gouverneur der Capstadt ersucht, unser Recht zu beschützen, resp. wiederherzustellen.

Wir dürfen zu dem Gerechtigkeitssinn der englischen Regierung, so wie insonderheit zu der Gerechtigkeit des lebendigen Gottes, der gesprochen hat: Recht muß doch Recht bleiben, und dem werden alle frommen Herzen zufallen — uns wohl versehen, daß uns unser in allen Formen Rechtens wohlerworbenes Eigenthum

der Station Pniel und damit die Möglichkeit zur Fortführung unseres Missionswerkes auf diesem Platz nicht entrissen werden wird. Denn es würde einen schwer zu tilgenden Fleck auf die englische Colonialverwaltung werfen, wenn ein Stück Land, welches uns von einem christlich angeregten Griquahäuptling mit zu dem Zweck, daß auf demselben der Name des Herrn Jesu gepredigt würde, zu einem billigen Preise überlassen worden ist, ein Stück Land, welches durch den Schweiß und die unermüdliche Treue von Missionsarbeitern, so wie durch große Thaten Gottes geheiligt ist, — nun auf Grund erlogener Aussagen und Intriguen eines ungläubigen Capitäns durch eine christliche Regierung uns genommen werden sollte. Wir aber wissen: Gott sitzt im Regimente!

Inzwischen haben sich die Diamantenfunde auf Pniel so gemindert, daß jetzt (im October 1872) nur noch ganz vereinzelte Diamantensucher auf unserem Lande sich aufhalten.

46. Neue Hoffnungen für Pniel.

Daß unter allen Unruhen und Aufregungen des Diamantenfiebers die Missionsarbeit in Pniel nur lahmen Schrittes ging, das ist leicht verständlich. Und doch ging sie. Bruder Kallenberg war nach Zerwick's Abgang als nichtordinirter Katechet auf der Station zurückgeblieben; in der Zeit der großen Diamantenunruhen war ihm Bruder Mönnig, der Klempner, aus Bethanien zu Hülfe gegeben, er sollte namentlich für die äußerlichen Angelegenheiten sorgen, obgleich auch Kallenberg mit seinen Koranna tapfer weiter arbeitete an der Errichtung der Dämme, unterhalb welcher Gärten angelegt werden sollten. Derselbe predigte Sonntags Vormittags über das Evangelium, Nachmittags über den Katechismus, zwischen beiden Gottesdiensten hielt er Singestunden; in der Woche hielt er Montags, Mittwochs, Freitags Frühgottesdienst über die Tageslosungen (doch so, daß der Gottesdienst mit Tagesanbruch beendigt war), Abends Taufunterricht mit einer Anzahl erwachsener Katechumenen; an den Wochentagen Schule, in den Freistunden Dammarbeit. In der Schule half ihm Piet Blum und Sarah Ezel; später schloß sich ein Jüngling, Daniel Blum, so eng an ihn an, daß er das Anerbieten der Diamantensucher, als Dolmetscher mit hohem Gehalt angestellt zu werden, ausschlug und lieber gegen eine geringe Entschädigung Schulgehülfe blieb.

Während der schlimmsten Zeiten des Diamantenfiebers freilich waren dem Bruder Kallenberg mit allerlei Aeußerlichkeiten die

Hände so gebunden, daß weder Schule noch Katechumenenunterricht regelmäßig gehalten werden konnte, und daß die Zuchtlosigkeit der Transvaalschen Koranna auch in die diesseitige Gemeinde einzureißen drohte; ja eine Zeit lang begannen auch die Gottesdienste sich zu leeren, bis ein unerwarteter Zuzug sie wieder füllte, so daß sie bisweilen stärker als je besucht waren.

Wir haben oben gesehen, daß die „Springbocks-Koranna" zum großen Theil Pniel verlassen hatten und in die unteren Felder des Oranjeflusses gezogen waren. Sie fanden zuerst, was sie suchten, reiche, fette Viehweide, ihre Heerden mehrten sich, ihr Wohlstand wuchs. Aber nach kurzer Zeit geriethen sie mit ihren Nachbaren, den „Katzen," wegen der Capitänschaft in Streit. Die Springböcke, obgleich viel schwächer an Zahl, erachteten sich für vornehmer, als die Katzen; der alte Korannastolz trieb sie, den Kampf aufzunehmen. Besiegt blieb ihnen keine andere Wahl, als sich zu unterwerfen, oder zu fliehen. Zum ersteren zu stolz, wählten sie das letztere, wollten aber zuvor noch einen letzten Versuch machen, ihren Siegern zu widerstehen. Sie schlossen mit Behrendt Blum einen Bund und dieser drohte dem Katzencapitän Klaas, wenn er nicht mit den Springböcken Friede machte, so würde er ihn zum Feinde haben. Klaas war auch bereit zu Unterhandlungen, aber dieselben zerschlugen sich an dem Punkt, daß die Springböcke die geforderte Unterwerfung versagten. Die Katzen erneuerten, als Behrendt Blum's versprochener Zug ausblieb, ihren Angriff, tödteten noch einige Springböcke und die übrigen zerstoben in regelloser Flucht.

Die langen hohen Berge im Norden und Nordosten vom Vaal und Oranjefluß hatten die Flüchtigen als Sammelplatz sich ersehen. Aber sie erreichten ihn nicht. Sie geriethen in eine wasserlose Wüste, in welcher sie weder vorwärts noch rückwärts konnten. Alles Suchen nach Wasser war vergebens, die danach ausgesandten kehrten nicht wieder. Das wenige Vieh starb vor Durst, so mager, daß sie auch das Fleisch desselben kaum noch genießen konnten; von dem Blut löschten sie ihren Durst auf kurze Zeit. Dann ergriffen sie in ihrer Verzweiflung ein anderes Mittel; sie schlachteten alle Buschleute, die mit ihnen waren, um deren Blut zu trinken. Etliche, die noch am längsten widerstanden, nagten an ihren eigenen Fingern, um Blut auszusaugen. So fanden fast alle ihr Grab in dieser baumlosen Wüste, die ihnen nicht einmal eine Wurzel als Nahrung bot. Einzelne wenige Nachzügler, die durch die Zurückziehenden Kunde von dem Vorgefallenen erhielten, flüchteten sich unter benachbarte Betschuanenstämme und erkauften mit ihrer Freiheit ihr Leben. Von diesen fanden einzelne wenige den Weg nach Pniel zurück, woselbst sie dem Bruder Kallenberg (1869) Kunde brachten von dem Unter-

gange ihres Volks. Sie erzählten mit ergreifenden Worten, wie furchtbar der Herr strafe, wie wunderbar er aber erretten könne, wenn man zu ihm riefe.

Den Resten der Springböcke, die durch die Noth nach demselben Pniel zurückgetrieben waren, welches sie im Uebermuth verlassen hatten, folgten auch von anderen Korannastämmen einzelne Haufen, zuletzt auch das Cat-Volk mit seinem alten Capitän, angelockt durch die Nachrichten von den Diamanten. Es schien, als ob alle Reste des einst so mächtigen Volks jetzt in Pniel sich wieder versammeln wollten. Und sie verachteten das Wort des Herrn keineswegs. Die große geräumige Kirche füllte sich sonntäglich in dem Maße, daß sie nicht alle Besucher fassen konnte, Viele blieben draußen und suchten von den Fenstern aus etwas zu hören. Aeußerlich angesehen war eine neue Blüthezeit für die Predigt des Evangelii auf Pniel angebrochen. Es war das letzte Aufflackern des Lichts im Korannavolk. Die Aufgabe der Mission auf Pniel, wenn nicht die ganze Station uns durch Gewalt entrissen werden sollte, wird sein, diese letzten Reste des an seinem Hochmuth und seiner Trägheit fast untergegangenen, ersterbenden Volksstammes, mit Gottes-Wort zu versehen und mit Samariterliebe zu pflegen, bis der Herr den Feigenbaum, wenn er nicht im vierten Jahre seine Frucht bringt, hinwegnehmen wird und einen anderen Baum, vielleicht wie in Bethanien Betschuanen, an seine Stelle in Pniel pflanzen wird. Bereits haben sich eine ziemliche Anzahl Betschuanen auf dem Grund und Boden der Missionsstation angesiedelt. Dazu wird auch Pniel den vielen Deutschen, die in der Nachbarschaft Diamanten suchen, mit Gottes Hülfe ein Licht werden können, um ihnen die rechten Edelgesteine des Worts Gottes zu erschließen. Noch hat Pniel eine Aufgabe, darum auch noch eine Zukunft!

Rückblick.

Ein Rückblick auf unsere schwere Missionsarbeit in Pniel fordert uns zu warmem Dank auf. Das Große freilich, daß der ganze Korannastamm zum Herrn Jesu bekehrt werde, hat der Herr uns versagt; es scheint vielmehr, als ob der großen Masse des Volks das Evangelium ein Geruch des Todes zum Tode gewesen sei. Aber darum ist doch unsere Arbeit unter den Koranna in Pniel nicht vergeblich gewesen. Mancher Pastor in der alten Christenheit würde auf den Knieen dem Herrn danken, und von seinen Nachbarn beneidet werden, wenn er in 25jähriger Amtsführung so viel Frucht aufzuweisen hätte, als der Herr uns in Pniel beschcert hat. Und die Station steht doch noch; es finden

sich immer noch suchende Seelen aus den Koranna und Betschuanen, über 300 Familien, die nach dem Heil in Christo fragen und durch den Namen des Herrn selig werden wollen. Darum möge auch hier das Wort gelten: „Verdirb es nicht, denn es ist ein Segen darin."

47. Ein neuer frischer Zweig in Poortjesdamm (Adamshoop).

Wenn auf den übrigen Stationen im Korannalande der Herr seine Arbeiter durch entsetzliche Mühen und scharfe Dornen geführt hat, so hat er, als gönnte er seinen Knechten auch einmal einen frischen vollen Labetrunk, ihnen eine Station wie eine reife Frucht in den Schooß geschüttet, von der sie fast ausschließlich nur Freude erndten durften.

Wir haben oben ausführlich berichtet, wie unser wackerer Schulze von Bethanien, Adam Oppermann, auch von seinem neuen Wohnplatz Vogelstruiskooje aus unserer Mission in Bethanien die wesentlichen Dienste geleistet, und auch in der Ferne dem Herrn getreulich gedient hat. Ueber ihn, so wie über Bethanien kam im Jahre 1862 eine schwere Heimsuchung, die schwerste von allen, die sie erlebt nach dem Urtheil aller Koranna, eine Zeit der Dürre, die manchem Armen und Reichen auch sein letztes Stück Vieh raubte und Zeiten des Hungers und Kummers brachte, bis zum Verschmachten hin. Die Noth trieb die Armen nur um so enger zum Herrn hin.

Magdalene Philipp in Vogelstruiskooje lag an der Auszehrung schwer krank. Ihr einziger und letzter Wunsch, wo möglich in Bethanien zu sterben, konnte ihr weder von ihrem Schwiegersohn Philipp noch von ihrem Verwandten Adam Oppermann erfüllt werden, weil die Dürre eine Reise mit dem Ochsenwagen fast zur Unmöglichkeit machte. Da entschließt sich ihr Sohn Petrus, ein Gemeindeglied von Bethanien, das Unmögliche zu wagen. Er spannt ein paar halb verhungerte Ochsen vor den Wagen, borgt sich einige andere hinzu, schneidet das auf dem Felde stehende halbverdorrte Korn als Futter ab, und macht sich auf den Weg. Als er ankam, fand er seine Mutter im Sterben. Er mußte zu Pferde zurückkehren, denn vier von den Ochsen waren ihm unterwegs gefallen, und die übrigen reichten nicht aus, um den Wagen zu ziehen. Zu Hause angekommen, fand er seine acht Kühe inzwischen im Modder erstickt. Oppermann schrieb von Magdalene: „Sie hat sich an den Herrn Jesum festgehalten bis auf das Letzte ihres Lebens. Als sie noch sprechen konnte, fragte ich sie, ob sie willig sei zu sterben. Sie antwortete: Ich bin es ganz zufrieden, so wie es der Herr mit mir macht! Wohl

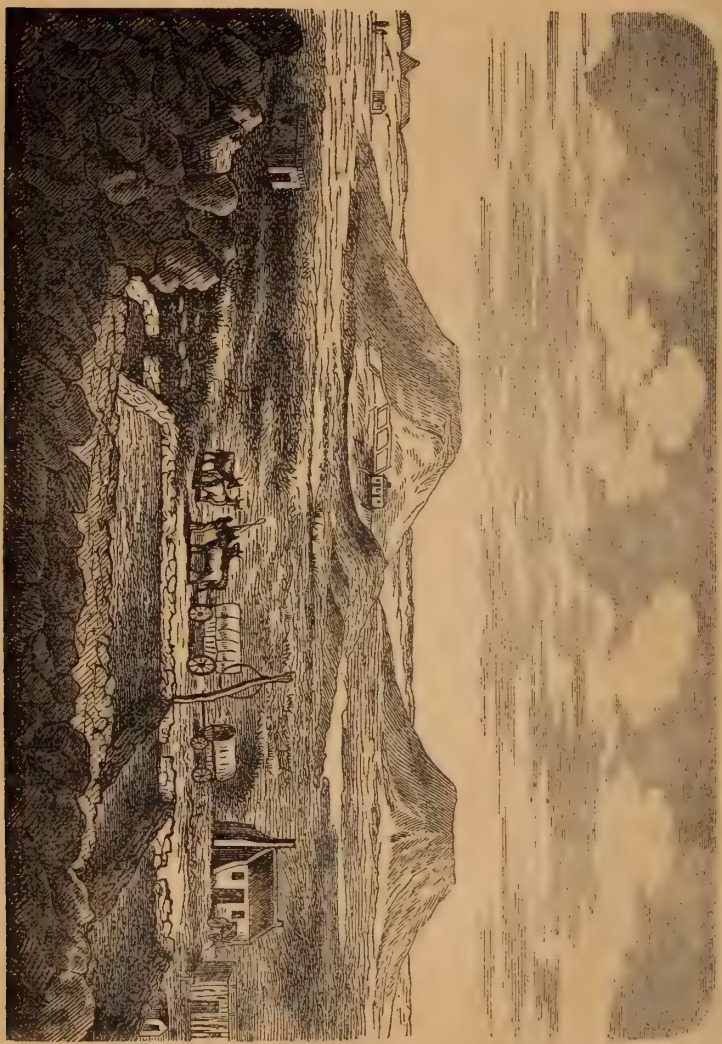
ihnen, die von allem Uebel vollkommen erlöset und aller Trübsal entronnen sind!"

Adam trug seine eigene Trübsal als ein Christ. Er schreibt aus jener Zeit an Wuras: „Als ich Hunderte von Schafen und den größten Theil meines Rindviehs und meiner Pferde verlor, fing mein Herz an zu zagen, glaubend, daß ich Alles verlieren würde. Nun hielt ich im Gebete so lange an, bis ich Alles, was ich besaß, in Gottes Hand legen und sagen konnte: „Mache es, Gott, wie Du willst mit mir!" Da wurde mein Herz nicht nur still, sondern freudig, und so hätte ich jeden kommenden Verlust ertragen können. Gott aber wandte es so, daß ich keine ferneren Verluste hatte!"

Adam hatte zum Herrn gerufen in seiner Noth; dieser hatte ihm geholfen. Nun vergaß er auch das Preisen nicht. Seine eine große Hauptsorge war, daß die Seinigen, namentlich seine Hausgenossen mit Gottes Wort versorgt würden. Insonderheit lag ihm das Seelenheil seines alten Vaters Frederic am Herzen, welcher eine Meile weit von Vogelstruiskooje entfernt, auf seiner Farm wohnte. Derselbe hatte völlig genügende Kenntniß der Heilslehre, hatte auch schon manche Erfahrung von Sünde und Gnade an seinem Herzen gemacht; aber die Banden des Geldes, und nun auch die Gefahr geistiger Getränke hatten ihn noch immer fest umstrickt, so daß ein Verlangen nach der Taufe nicht durchbrechen konnte. Dazu kam, daß auf den Plätzen beider Oppermann und in der Nachbarschaft nach und nach eine beträchtliche Anzahl von Schwarzen sich sammelte, theils Verwandte von Oppermann, theils Fremde. Auch für diese hätte er gern die geordnete Predigt des Worts gehabt. Adam selbst bemühte sich nach Kräften; er hielt für sein Hausgesind selbst die Andachten; dazu schickte er jährlich viermal seine vierspännige Karre die 18 Meilen weit nach Bethanien, um einen der Missionare, Wuras oder Meyfarth, zu holen, der dann acht Tage lang die Hungernden mit dem Brod des Lebens speiste. Aber das alles genügte Adam nicht. Er nahm den uns seit dem Anfang unserer Mission im Korannalande wohl bekannten Richard Miles, der wiederholt als Schulmeister in Bethanien gearbeitet, und wiederholt abgefallen war, nachdem derselbe nun wiederum seine Verbindung mit Goliath gelöst hatte, als Schullehrer für seine Kinder und als Helfer für die Gottesdienste an. Aber das alles genügte Adam nicht. Die Zahl der Schwarzen, die sich auf Vogelstruiskooje zu Gottes Wort sammelten, mehrte sich bis zu gegen 100. Adam erbaute, da die Räume seines Bauerhauses zu eng wurden, für sie eine eigene kleine Kirche, die am 28. October 1866 vom Missionar Meyfarth eingeweiht wurde. Aber alles genügte ihm

nicht, namentlich ließ ihm die Sorge für die Seele des alten Frederic keine Ruhe.

Da reifte in der Stille in ihm ein Plan, den er 1866 dem Bruder Meyfarth mittheilte. Wenn er Vogelstruiskooje zu



Portjesdamm.

einer eigenen Missionsstation erheben, und einen Missionar unserer Gesellschaft bekommen könnte, wollte er es sich etwas Redliches kosten lassen.

Als ich, der Herausgeber dieser Geschichte, im Jahre 1866 am Cap der guten Hoffnung landete, fand ich einen Brief von Meyfarth vor, der voll guter Hoffnung war, daß wir auf Vogelstruiskooje bald die dritte Missionsstation im Korannalande eröffnen würden.

In den letzten Tagen des März 1867 brach ich von Bethanien auf, um in Vogelstruiskooje selbst mit Adam Oppermann Alles zu berathen und zu besprechen. Eine Schaar berittener Stationsbewohner gab uns das Geleite bis zum Rietfluß, und nahm dann, herzlich grüßend, ihren Rückweg. Wir anderen, die Brüder Zerwick, Wuras, Meyfarth und ich setzten unseren Weg zu Pferde fort, übernachteten in Fauresmith bei unserem Redloff, und kamen am folgenden Abend mit letztem Tagesgrauen in Vogelstruiskooje, welches inzwischen von dem mächtigen durch Adam Oppermann angelegten Damm den Namen Portjesdamm erhalten hatte, an.

Wir mußten zuletzt einen weiten Bogen machen, um einen kleinen, wohl über eine Viertelstunde langen See zu umfahren. Er war durch Kunst hervorgebracht, indem Adam einen riesigen Damm von 800 Ellen Länge, 14 Fuß Dicke und 28 Fuß Höhe quer durch eine Thalsenkung gezogen hatte, um das in dieselbe herabströmende Wasser der von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Regenfluthen aufzufangen. Mittelst Schloten wird dies Wasser dann auf die unterhalb des Dammes liegenden Ländereien geleitet, und dieselben können als Gärten und Felder durch die Ueberrieselung benutzt werden. Der Damm war ein Zeugniß von Adams Unternehmungsgeist, Fleiß und Betriebsamkeit. Unfern des Dammes lag Adams Haus, vor demselben eine Menge weißer Wagenzelte, die bekundeten, daß die Schwarzen aus der Umgegend zahlreich gekommen waren, um mich zu empfangen.

Ich trat in das gastliche Häuschen, von Richard Miles mit der Schuljugend singend empfangen; ein schöner, grüner Kranz mit einem Bogen Papier, auf den in Fractur ein Willkommensgruß geschrieben war, hing über meiner Thür. Müde streckte ich mich auf der Bank, denn ich war in zwei Tagen 18 Meilen geritten. Aber kaum hatte ich einen Imbiß eingenommen, als ich durch einen schrillenden Ton geweckt wurde, der aus einiger Entfernung herüberschallte. Kurz darauf trat Adam ein, um mich aufzufordern, ich möchte nun mit ihnen in die Kirche kommen, wo alle Schwarzen zum Abendgottesdienst versammelt wären.

Und wer wird den halten?

Sie, mein Herr!

Ich? Adam? So müde wie ich bin vom Ritt?

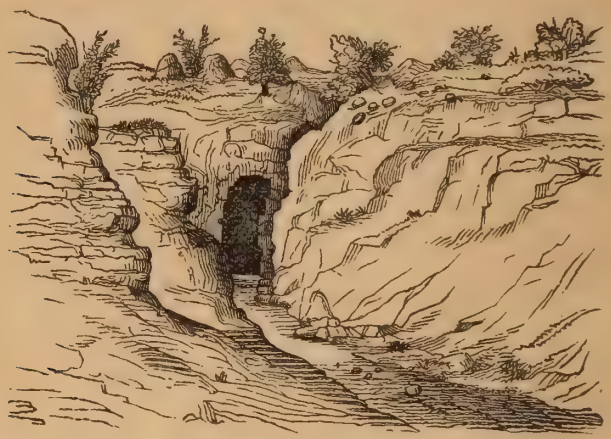
Ach, lieber Herr, antwortete Adam, sie haben sich alle so gefreut, heute noch Gottes Wort aus Ihrem Munde zu hören,

sie würden doch allzutraurig sein, wenn ihnen das nicht gewährt würde.

Was halfs, ich mußte meine Reitstiefeln ausziehen, meinen Talar anlegen, Adam ging mit der Stalllaterne voran; hinab gings in ein kleines Thal über Felsgeröll und Gräben fort, bis die hellerleuchteten Fenster zeigten, daß wir vor der Kirche standen. Aber welcher Anblick darinnen! Die Augen der lieben Schwarzen leuchteten und ihr Angesicht glänzte. Das nahm mir alle meine Müdigkeit und ich konnte so frisch und fröhlich zeugen, wie je.

Am andern Morgen um 6 Uhr erklang derselbe schrillende Ton des Eisens. Adam holte mich ab zur Morgenandacht; die hielt er selbst und ein getaufter Bastard aus der Nachbarschaft, Willem Greef, der fast aussah, wie ein deutscher Bauer, und ein dritter getaufter Farbiger. Ich konnte mich an den einfältigen, kräftigen Gebeten und dem schlichten Gesange herzlich erfreuen.

Wir machten an demselben Morgen einen Besuch bei der Felsenquelle dicht am Wohnhause, die Adam mit einem Aufwande von 1000 Pfd. ausgesprengt und mit einem an 1500 Ellen aus dem Berge gegrabenen, theilweis an 30 Fuß hohen Ablaufgraben versehen hatte. Am Ende des Grabens war ein Damm aufge-



Felsenquelle bei Portjesdamm.

worfen, der das Quellwasser zu einem Teich auffing, aus dem theils das Vieh getränkt, theils die darunter liegenden Gärten gewässert wurden. Ich staunte, als ich diese riesige Arbeit ansah, die Adam nur mit den Kräften seiner Farbigen vollbracht hatte. Der alte 68jährige Frederic Oppermann, ein kleiner Mann mit funkelnd schwarzen Augen, stand neben mir und schmunzelte: „Das hat er von mir gelernt; er ist mein einziger Sohn und

ich habe ihn frühe angehalten, daß er solche Arbeiten hat machen lernen!"

„Recht so! Alt Frederic," antwortete ich ihm, „du hast deinen Sohn gut unterwiesen in leiblichen Dingen, nun lerne von ihm, wie du es anfangen mußt im Geistlichen, um ein Kind Gottes zu werden und in das himmlische Canaan zu kommen." Willem Greef, der neben Frederic stand, klopfte bei diesen Worten fröhlich in die Hände und rief wiederholt: „O, die schiet Kogelen welke raaken!" (Der schießt Kugeln, welche treffen!) Alt Frederic verzog keine Miene, er sah aber tief ernst darein.

Um 10 Uhr schrillte das Eisen wieder zum Gottesdienst. Diesmal sah ich, wie der Ton erzeugt wurde. Man hatte nämlich das Bandeisen von einem zerbrochenen Wagenrad mittelst eines Stricks an einen Pfahl aufgehängt und Philipp Lämmetje, ein Verwandter Adam's, der dicht neben der Kirche wohnte, versah die Glöcknerdienste, indem er mit einem Hammer gewuchtige Hiebe gegen das Eisen führte, daß es weit in die Gefilde erklang. Ein abscheulicher Ton, und doch wie lieblich schallte er in das Ohr; denn er rief alle die heilsbegierigen Schwarzen zu Gottes Wort.

Diesmal mußte ich die Predigt halten. Es war mir eine feierliche Stunde. Vor mir saßen auf rohen Bänken die Schwarzen, mit gespannter Aufmerksamkeit dem gepredigten Worte lauschend. Neben mir dicht unter der niedrigen Kanzel saßen auf Stühlen — ihr Vorrecht —, auf der einen Seite der alte krankheitgebrochene Arendt Lämmetje, ein tief inniger Christ, aus dessen verklärten Gesichtszügen das Bild des Herrn leuchtete, auf der anderen Seite der alte steinerne Heide, Frederic Oppermann, der 68 Jahre lang dem starken und sanften Andringen seines Heilandes widerstanden hatte, — wiederum mit unbeweglichen, starren Gesichtszügen, aber er verwandte während der ganzen Predigt kein Auge von mir, und ich sah, wie seine Thränen über das Angesicht in den eisgrauen Bart rannen. An dem, das sah ich mit Augen, klopfte der Herr noch einmal mächtig an. So war es Vormittags, so war es auch im Nachmittagsgottesdienst. Ich that mein innig Gebet in meinem Herzen, daß der Herr auch diesem Alten noch das Herz öffnen möchte. Die Abendpredigt hielt Bruder Zerwick.

An demselben Abend noch steckte mir Adam einen Bogen Papier in die Hand, auf welchem er die Bedingungen, unter denen er seinen Platz zur Missionsstation machen wollte, verzeichnet hatte. Sie gefielen mir nicht, es war viel durch einander gewirrt, und fast gab ich die Hoffnung auf, daß alles geordnet werden würde.

Am anderen Morgen (1. April) war die Gemeinde wieder

in der Kirche versammelt, um nun alle Stationsangelegenheiten zu berathen und zu besprechen. Ich merkte, daß es dem alten Frederic darum zu thun war, eine Art Majorat zu stiften, welches seinen ausgedehnten Grundbesitz, den er zerfallen und in Bauernhände bei seinem vielleicht nahen Tode übergehen zu sehen fürchtete, seiner Familie sichern sollte. Er hatte viel gerathen und gesonnen, ohne zu einem genügenden Plan zu kommen. Unter anderen wollte er das ganze Grundstück der Berliner Missionsgesellschaft als Eigenthum schenken, damit diese ihn für seine Familie verwalten solle. Die Versuchung war nicht klein, es wurde ein Capital von mindestens 100,000 Thalern Werth uns angeboten. Aber ich merkte, daß es ihm mehr um seine Familie als um die Mission zu thun sei, und durfte natürlich sein Anerbieten nicht annehmen. Der Herr gab mir endlich, daß ich einen Vorschlag machen konnte, der sofort Allen einleuchtete und der wirklich den Absichten des alten Frederic entsprach, so daß er mir einmal über das andere warm die Hand drückte; auch Adam war völlig einverstanden.

Nun, nachdem jene weltliche Angelegenheit geordnet war, kam die geistliche zur Sprache, die ich mit Fleiß ganz abgesondert gehalten hatte, die Stiftung der Missionsstation. Aller Herzen waren so völlig geneigt und willig, daß die ganze Angelegenheit in kaum mehr als einer Stunde erledigt war. Das Ergebniß der Berathung war folgender Vertrag:

„Wir die unterzeichneten Contrahenten sind über folgenden Contract übereingekommen:

1. Ich, Adam Oppermann, übergebe an die Berlinische Missionsgesellschaft folgende Grundstücke:

a. Ein Stück Land, auf welchem die Kirche von Portjesdamm steht; daneben ein Stück Land in der Nähe der Kirche, um ein Wohnhaus für den Missionar darauf zu bauen.

b. Ein Stück Gartenland, ungefähr hundert Schritte lang und breit, und ein Stück Säeland, ungefähr fünfzig Schritte breit und hundertsechzig Schritte lang.

c. Ein Stück Waideland von einer Stunde zu Fuß Länge und und dreiviertel Stunde zu Fuß Breite; als freies Eigenthum der Berliner Missionsgesellschaft.

2. Ich, Adam Oppermann, verpflichte mich, für den zu sendenden Missionar der Berliner Missionsgesellschaft ein Wohnhaus zu bauen von sechs Zimmern und Zubehör, nach einem von Herrn Meyfarth zu machenden Plan. Beides, sowohl die Kirche, als das zu bauende Wohnhaus soll ein Eigenthum der Berliner Missionsgesellschaft sein.

3. Ich, Adam Oppermann, verpflichte mich, für den von der Berliner Missionsgesellschaft zu sendenden Missionar in die

Kasse der Berliner Missionsgesellschaft einzuzahlen für jedes der beiden ersten Jahre die Summe von sechzig Pfund Sterling und vom dritten Jahre ab die Summe von neunzig Pfund Sterling und außerdem für jedes Kind unter vier Jahren drei Pfund funfzehn Schilling und für jedes Kind vom vierten bis neunten Jahre fünf Pfund und für jedes Kind von neun bis achtzehn Jahren zwölf Pfund jährlich zu bezahlen.

4. Ferner verpflichte ich, Adam Oppermann, mich, die Kirche und das Wohnhaus des Missionars in baulicher Reparatur zu erhalten.

5. Auch verpflichte ich, Adam Oppermann mich, dem hier anzustellenden Missionar das Recht an das Dammwasser und die Quelle nahe bei meiner Wohnung zu geben.

Dagegen verpflichtet sich die Berliner Missionsgesellschaft

1. Sobald es die Umstände gestatten, einen Missionar auf Portjesdamm anzustellen.

2. Die Berliner Missionsgesellschaft verleiht an Adam Oppermann das Recht, an den Conferenzen der Missionare theilzunehmen und mitzustimmen.

3. Doch behält sich die Berliner Missionsgesellschaft das Recht vor, den Missionar einzusetzen und je nach Umständen zu versetzen.

Zum Schluß verpflichtet sich Adam Oppermann, die oben genannten Verpflichtungen für sich und seine Erben zu übernehmen.

Portjesdamm, den 1. April 1867.

Zeugen:

C. F. Wuras. Dr. Wangemann,
J. N. Meyfarth. Director der Berliner Missionsgesellschaft.
L. Zerwick. Adam Oppermann.

Neben dem Kirchlein, in welchem obiges Uebereinkommen getroffen wurde, stand außer dem Hause des unverdrossenen Eisenband-Gloxanten Philipp Lämmetje ein größeres angefangenes, die Mauern bis Fensterhöhe aufgeführt. Ich fragte Philipp, ob ihm denn sein Häuschen, das doch noch so schmuck aussähe, nicht mehr gut genug sei. Nein, antwortete er verschämt und nach einigem Zögern, mein alter Oheim Arendt Lämmetje hat Gottes Wort so lieb und wohnt doch beinahe eine halbe Stunde entfernt, so daß er seinen siechen Leib hieherzuschleppen bisweilen nicht im Stande ist. Da habe ich gedacht, dein alter Oheim hat dich, als du klein warst, aufgenommen und dich in allem Guten unterwiesen und ihm verdankst du es, daß du ein Glied des Heilandes geworden bist, nun sollst du es dem alten Arendt auch gedenken

und es ihm leichter machen, zur Kirche zu gehen. Dazu baue ich dies größere Haus, darin soll der alte Arendt auch seine Wohnung haben! — So sorgt ein dankbarer Schwarzer für seinen Wohlthäter, obschon er nicht einmal der leibliche Vater ist. Das ist auch Gnade und Frucht des Worts.

Als ich am folgenden Morgen abreiste, ließen sich die beiden es nicht nehmen; alt Frederic gab Pferde für die Karre und Ochsen für meinen Reisewagen und Philipp setzte auf letzteren trotz der theuren Zeit zwei Scheffel Gerste von seiner Armuth. Mir aber war zu Muthe, wie einem Träumenden. Im Laufe eines Vormittags ein Majorat gestiftet, welches dies große Land auf lange Zeit zum Aufenthalt einer Schaar von Schwarzen sichert, die in Gottes Wort unterwiesen werden können, dazu eine neue Missionsstation nicht blos gestiftet, sondern von den Schwarzen selbst ganz und gar erbaut und eingerichtet und mit auskömmlichem Einkommen versehen für alle Zeiten. Dazu so viele Beweise wirklich innerlicher Früchte des Worts Gottes an der lieben kleinen Gemeinde. Das war viel Gnade.

Kaum war ich weiter gereist, so war es Adam's erste Hauptsorge, den mit mir geschlossenen Contract gerichtlich feststellen zu lassen, damit, wenn er etwa plötzlich sterben sollte, seine Nachkommen gebunden seien. Von dem entfernten Gerichtsdorf zurückgekehrt, machte er sich sofort ans Ziegelstreichen, um das Haus des Missionars zu bauen, den er je eher je lieber bei sich zu sehen wünschte, und es dauerte gar kurze Zeit, da stand (schon im October 1867) das Häuslein fertig da.

Der heilige Geist selbst aber trug Bausteine herbei zum geistlichen Bau. Der alte Vater Frederic war wie umgewandelt, er entsagte dem Branntwein gänzlich und hörte das Wort vom Kreuz jetzt mit ganz anderem Herzen. Am 4. August schon durfte Bruder Wuras ihn taufen; er empfing den Namen Salomo.

Da nicht sofort ein Missionar anziehen konnte, versorgten Missionar Meyfarth und Wuras von Bethanien aus die neuentstehende Gemeinde, in der ein frisches fröhliches Regen waltete, mit den Gnadenmitteln. Ersterer schrieb am Ende des Jahres: „Zwei Mal (im Jahre 1867) traf mich die Reihe, nach Portjesdamm zu reisen und dort Gottesdienst zu halten, im Mai und December; der jedesmalige Aufenthalt daselbst bot viel Arbeit dar, gehörte aber zu den seligsten Tagen, die ich im vorigen Jahre erlebt habe." Er durfte 21 Erwachsene und 11 Kinder taufen und sich erfreuen an dem ruhigen Fleiß der Stationsbewohner im Aeußerlichen und im Geistlichen. Im Ganzen wurden in diesem Jahre in Portjesdamm 38 Erwachsene und 29 Kinder, also 67 Seelen getauft. Auch Richard Miles wurde in die Ge-

meinde wieder förmlich aufgenommen. Er war im trunkenen Zustande vom Pferde gefallen und im Steigbügel hangen geblieben; das Pferd aber war ruhig stehen geblieben, bis ein Mann vorüberkam, der ihn los machte. Dieser Beweis der Gnade des Herrn trieb ihn zur Buße. Er gelobte, nie wieder Branntwein zu trinken, brach aber bald sein Gelübde; da erkannte er, daß es mit der eigenen Kraft nichts sei, suchte Gnade beim Herrn und begehrte Wiederaufnahme in die Gemeinde. Sie wurde ihm gewährt; er ist aber ein gar gebrechliches Gefäß; das letzte, was von ihm berichtet wurde, ist, daß er in die Diamantenfelder gegangen ist, um dort Reichthümer zu suchen.

Als ich die Nachricht von alt Frederic's Taufe bei meiner Rückkehr aus Africa, am Weihnachtsheiligabend 1867, als schönes Christgeschenk vorfand, da war auch die Nachricht hinzugefügt, alt Frederic und neu Salomo ginge mit dem Gedanken um, nun all seine bisherige Arbeit niederzulegen und sich, wenn der Missionar erst gekommen wäre, dicht neben ihm und der Kirche sein Häuschen zu bauen, damit er seine letzten Lebenstage in unmittelbarer Nähe des Wortes Gottes verleben könne. Da habe ich's mir manchmal ausgemalt, wie am 31. März die beiden Alten, Ahrendt Lämmetje und Frederic Oppermann, rechts und links neben der Kanzel gesessen haben, so ständen nun ihre Häuser rechts und links neben der Kirche. Aber es kam anders. Salomo mußte noch durch eine Gefahr und Läuterung hindurchgehen. Weiße Schwindler wußten sich bei ihm einzunisteln, und hätten, wenn nicht Adam's Gebete und Mahnungen durch die Gnade des Herrn mächtiger gewesen wären, als die Ränke der Weißen, den alten Mann fast in seine frühere Sünde zurückgezogen. Er entging den gelegten Stricken, aber nicht ohne einen Vermögensverlust von circa 7000 Thalern. Doch den konnte er tragen, und solche Verluste sind eine gute Medicin gegen die Mammonssucht. Alt Frederic fand sich zu seinem Herrn zurecht. Dem Missionar Wuras, der ihn nach seinem inneren Leben fragte, gab er im Anfang 1869 die Antwort, es gehe ja freilich schwach mit ihm, aber der Herr gäbe ihm Licht auf dem dunklen Wege; zuweilen erwache er des Nachts, und da fielen ihm die Worte in die Seele: „Wachet und betet!" Der Mahnung wird er freilich noch lange bedürfen.

Mit Arndt Lämmetje aber hatte der Herr es noch besser gemacht. Freilich im Leiblichen mußte er sehr sehr dunkle Wege gehen. Wuras, der ihn in seinem Hause besuchte, berichtet: „Ich sah in ihm ein wahres Bild des Elends. Seit Jahr und Tag liegt er auf seinem ärmlichen Lager und leidet Tag und Nacht die furchtbarsten Schmerzen. Zuweilen erreichen sie solchen Grad, daß er den Kopf gegen die Wand stößt. Er hat mehrere

Brüche, Löcher im Unterleibe, dazu große Beklemmung auf der Brust, daß er öfter dem Ersticken nahe ist. Daher ist er auch ganz abgezehrt und gänzlich entkräftet; es ist ein Wunder, daß er noch lebt. Als ich ihm die Hand reichte, weinte er wie ein Kind, und sagte: „O, wie dankbar bin ich dem Herrn, daß ich sein heiliges Abendmahl, wonach ich so sehr verlangt habe, ehe ich sterben kann, genieße. Was ich am Leibe noch leide, kann Niemand verstehen; zuweilen scheint es unerträglich, und habe den Herrn angerufen, mich zu erlösen; aber es scheint noch nicht sein Wille zu sein. So habe ich mich nun auch in seinen Willen ergeben, er mag mich lassen leiden, so viel und so lange er will. Der Herr ist bei mir in meinem Leiden, das ist mein Trost. — O wie köstlich waren mir doch die Abschiedsworte vom Schmelzen, wodurch der Herr uns seinem Bilde gleichförmig machen will!" Dann wandte er sich an Adam Oppermann, seinen Neffen, mit der Bitte, er möchte ihn doch am Charfreitag auf einer Karre vor das Fenster der Kirche schieben lassen, damit er doch die Predigt hören könne. Alle Bedenken, wegen seiner Leibesschwachheit und Schmerzen, wies er ab, er wollte noch einmal vor seinem Tode mit der Gemeinde sein. Er hats nicht erreicht. Sein Zustand verschlimmerte sich so, daß er Absolution und Abendmahl in seinem eigenen Hause empfangen mußte. „Mit welchem Verlangen, schreibt Wuras, öffnete er den blassen Mund, um den Leib und das Blut des Herrn zu empfangen, zur Stärkung seiner matten Seele. Thränen liefen die abgezehrten Wangen herab bis in den weißen Bart. Als ich ihn verließ, drückte er mir die Hand!" —

Im nächstfolgenden von Adam Oppermann selbst gegebenen Bericht über Portjesdamm heißt es: „Mein alter Oheim Arendt Lämmetje ist nach langem, schweren Leiden heimgegangen. Er hat unter seinen großen Schmerzen festgehalten an seinem Herrn und Heilande, und noch kurz vor seinem Tode klar die Hoffnung ausgesprochen, daß er nun zu seinem Herrn gehe, der ihn von allen Leiden erlösen werde. Seine alte Frau, mit welcher er 47 Jahre in der Ehe gelebt, und welche, während er schon drei Jahre nach ihrer beider Verheirathung den Herrn gesucht hatte und getauft worden war, noch Heidin geblieben war, ist nun auch, etwa ein Jahr vor seinem Tode getauft worden!"

Also zeigte das Wort des Herrn seine lebenweckende stärkende Kraft an Alten und Jungen. Es war eine liebliche Frühlingszeit auf Portjesdamm angebrochen.

Im folgenden Jahre sollte dann auch der innige Wunsch der jungen Gemeinde nach einem eigenen Hirten erfüllt werden. Da Oppermann ausdrücklich um einen älteren Missionar gebeten hatte, fand sich Bruder Zerwick bereit zu ihm zu gehen.

„Es war am 22. März 1869, als er sein liebes Pniel verließ. Drei Gemeindeglieder von Portjesdamm, Adam Oppermann, und sein Vater Salomo (Frederic), und Johannes Greef hatten jeder einen Ochsenwagen gesandt, um die Uebersiedelung zu bewirken.

Es war für unseren lieben Bruder Zerwick kein leichter Abschied. Hatte er doch 23 Jahre lang in Pniel Freude und Leid erfahren, manchen Schweißtropfen in schwerer Arbeit vergossen, manches angebahnt, das nun ein anderer vollenden sollte, hatte er doch manche Mühe gehabt, die Station zu befestigen, und manche Seele durch Wort und Taufe dem Herrn Jesu zugeführt. Nun sangen ihm die Schulkinder unter Bruder Kallenberg's Leitung zum letzten Male seine Lieblingslieder, und die Erwachsenen drängten sich, dem geliebten Lehrer zum letzten Mal die Hand zu drücken. Es wurde Abend, bis der Zug, begleitet von Bruder Kallenberg, sich in Bewegung setzte.

Am Gründonnerstag Morgens in der Frühe hielt der Reisezug vor dem Wohnhause des alten Salomon Oppermann. Zerwick mußte ausspannen; aber nur kurze Zeit. Dann gab der alte Salomo auf seiner Karre ihm das Geleit, und die Meile Entfernung bis Portjesdamm wurde in einer Stunde zurückgelegt. Adam Oppermann und eine große Anzahl Gemeindeglieder empfingen ihn. Eine größere Zahl freilich war, da sie schon am vorigen Tage die Ankunft des geliebten Lehrers vergeblich erwartet hatten, wieder abgereist. Adam führte Bruder Zerwick zur Pastorie, über deren Hausthür in lateinischer Druckschrift die Worte standen:

„Zyt welkom, Gy dienstknecht des Heeren! Wy ontvangen U, Hoog Eerwaarde, met alle achting, en wy, de gemeente, wenschen U, Eerwaarde met de familie velen zegen des Heeren!"

„Sei willkommen, du Knecht des Herrn. Wir empfangen dich, Hochehrwürdiger, mit aller Achtung, und wir, die Gemeinde, wünschen dir, Ehrwürdiger, sammt deiner Familie vielen Segen des Herrn!"

Alles bezeugte in dem neu hergerichteten Hause die große Liebe und Opferwilligkeit der Leute, die dieses Haus zur Ehre des Herrn gebaut haben.

Am stillen Freitage, der diesmal zum ersten Mal in diesen Gegenden kirchlich gefeiert wurde, hielt Bruder Zerwick seine Antrittspredigt. Den Nachmittag des Tages, sowie den ganzen Sonnabend füllten Beichtgespräche aus mit den Gästen, die am lieben Osterfesttage, sechzig an der Zahl, das heilige Sacrament empfingen.

An die Nachmittagspredigt schloß sich die Taufe zweier

Kinder, zu welcher eine wiederhergestellte alte Taufschüssel einer deutschen Dorfgemeinde gebraucht wurde. Zu der Abendmahlsfeier diente der zierliche Kelch und Patene des seligen Bruder Johann Schmidt, den die Wittwe der Gemeinde zum Geschenk gemacht hatte, und eine gut erhaltene zinnerne Kanne, ein altes Erbstück von Bethanien.

Unserem Bruder Zerwick waren in Portjesdamm schwere Tage bereitet. Ein schweres Halsleiden, welches schon früher ihm manche Noth gemacht hatte, fand in dem Klima von Portjesdamm neue Nahrung, und steigerte sich bisweilen zu einer solchen Höhe, daß er zeitenweise unfähig wurde, allen Anforderungen seines Amtes in Schule und Kirche zu genügen. Das drückte ihn wiederum auch geistig, und er bewegte den Gedanken, um seine Pensionirung nachzusuchen. Sein Trost und seine Erquickung war, daß er, wenn gleich in der jungen Gemeinde noch mancher Rest alter Sünden, namentlich die der Unmäßigkeit übrig geblieben ist, und manchen Kampf erfordert, doch dabei mit Augen sehen konnte, wie auch das Werk des heiligen Geistes auf der Station zunahm. Seine Freudentage waren, daß er hier und da eine kleine Zahl taufen durfte. Von einem besonderen Tage der Erquickung berichtete er in sonderlicher Freude.

Gegen den Herausgeber hatte Adam Oppermann, als er die ganze Station der Mission zum Geschenk gemacht hatte, auch den Wunsch ausgesprochen, sein altes schrillendes Wagenradeisen durch eine schöne Glocke ersetzt zu sehen. Er wollte gern alle Kosten tragen. Ich hatte ihm geantwortet, ich wolle selbst dafür Sorge tragen, daß ihm eine Glocke zum Geschenk für die Station gesandt würde. Dieses Versprechens eingedenk hatte ich, als ich im Jahre nach meiner Rückkehr in ausgedehnterem Maße durch die Hülfsvereine reiste, um zu zeugen von dem, was ich mit eigenen Ohren gehört, und mit eigenen Augen gesehen hatte, die Nachfeiern der Missionsfeste dazu benutzt, um zu einer besonders schönen Glocke für Adam Oppermann zu sammeln. Der Herr segnete mein Unternehmen, und ich konnte am Ende des Jahrs 1868 über mehr als 300 Thlr. zu gedachtem Zwecke verfügen. Eine schöne Glocke wurde bei dem bewährten Glockengießer Herrn Voß in Stettin bestellt mit der Inschrift: „Die Christeng'mein durch Wangemann — sand't diese Glock' an Oppermann — damit sie sing' zu Gottes Preis — Hallelujah, Kyrieleis!" —

Die Anfertigung und Sendung der Glocke erlitt einige Verzögerungen. Aus Versehen ging sie nach Natal, anstatt nach dem Freistaat, und solche Rücktransporte kosten in Africa sehr viel Geld und Zeit.

Darüber hatten die lieben Männer in Portjesdamm allmählich ihre Hoffnung auf eine Glocke zu Grabe getragen. Im

Lauf des Jahres 1869 hatten sie öfters unter einander darüber ihre Gedanken ausgetauscht. Zerwick kam einmal darüber zu, daß sie sprachen: „Sollte der Herr Director sich noch wohl unserer Bitte um eine Glocke erinnert haben? Und wäre das auch der Fall, sollte es ihm wohl möglich geworden sein, sie zu erfüllen? Sollen wir noch einmal an ihn schreiben? — Nein, sagte ein anderer: Das dürfen wir doch wohl nicht thun! „So wurde Alles wieder still. Im Januar 1870 zeigte Bruder Wuras die Sendung einer Glocke für Portjesdamm und ihre Irrfahrt nach Natal an. Man wagte aber auch jetzt noch nicht zu hoffen, daß die Glocke wirklich ankommen werde. Da mit einemmal im April 1870 kam die Nachricht, die Glocke sei glücklich in Bethanien angekommen. Flugs ließ Adam seine Ochsen anspannen und am 26. April hatte man endlich den langersehnten Gast an Ort und Stelle. Nur mit Mühe konnten die vorhandenen Kräfte die Glocke vom Wagen heben und ihrer Hülle entkleiden. Aber welch allgemeines Erstaunen. Solche schöne und große Glocke hatte noch keiner gesehen und gehört. Immer wieder und wieder kamen die Leute von der Station und von den Außenplätzen, und selbst die umwohnenden Bauern kamen wiederholt, um der Glocke ihren Besuch abzustatten. Einige gaben sich Mühe, den Sinn der Inschrift zu entziffern. Aber alle waren erfüllt von Bewunderung über die Größe und Schönheit der Glocke und ihrer Inschrift, so wie über die Liebe der heimischen Missionsgemeinde, die also ihrer schwarzen Brüder im fernen Africa gedachten. Schnell wurden einige Tausend Steine geformt und gebrannt, um der Glocke auch ein würdiges Haus zu erbauen. — So möge sie denn klingen noch in die Jahrhunderte hinein, ein lautes Zeugniß davon, daß es eine Gemeinschaft der Heiligen giebt, die auch über Land und Meer hinaus die Wege findet, um einander Liebe zu erweisen, möge sie noch lange, lange auf Portjesdamm singen zu Gottes Preis: Hallelujah, Kyrieleis! —

Bruder Zerwick freilich konnte sich nicht lange des Klanges erfreuen. Sein zunehmendes Halsleiden nöthigte ihn, daß er seine Pensionirung mit so dringenden Worten nachsuchen mußte, daß ihm dieselbe nicht versagt werden konnte. Möge der Herr ihm in seinen alten Tagen noch lange die Früchte des Segens bescheeren, den Er durch ihn vielen Heiden bereitet hat. In seine Stelle ist seit dem Sommer 1871 Bruder Trümpelmann getreten, der mit junger, frischer Kraft das Werk des Herrn angefaßt hat in Portjesdamm, dessen junge Gemeinde bereits jetzt auf etwa 150 Seelen angewachsen ist. Der Herr wird sich auch ferner zu Seinem heiligen Wort und Sacrament bekennen, daß ihm auf unserem lieben Portjesdamm, welches für manchen sauren Schweiß und manche schwere kümmerliche Zeit uns ein Unterpfand

Seiner Gnade geworden ist, ihm Kinder geboren werden, wie der Thau aus der Morgenröthe! —

Das für die Missionsstation besonders ausgemessene Stück Land hat seitdem den Namen Adamshoop erhalten.

48. Der letzte Bassutokrieg.

Während Portjesdamm lieblich erblühte, hatte Bethanien schwer zu leiden unter den Folgen eines letzten verheerenden Krieges, den der Oranjefreistaat gegen den Bassutokönig Moschesch führte, und dessen hochaufbrausende Wogen wiederholt bis dicht nach Bethanien heranschlugen. Der König Moschesch war alt geworden. Die Warnung des frommen Gouverneur Sir G. Grey, daß sein Königreich nur dann wirklichen dauernden Bestand haben werde, wenn er selbst ernstlich den Herrn suchte, und seinem Volk die Wege des Evangeliums bahnte, hatte er unbenutzt gelassen. Die ersten lieblichen Blüthen und Früchte der französischen Mission waren zum großen Theil unreif abgefallen, und die wenigeren gründlich Bekehrten des Volks vermochten den finsteren Mächten des Heidenthums nicht mehr mit Erfolg die Spitze zu bieten. Moschesch konnte es nicht verhindern, daß in immer größerer Ausdehnung seine Unterthanen Raubzüge in das Gebiet des Freistaats machten, dessen Bewohner ihrerseits auch mancherlei Härtigkeiten gegen die Bassuto sich erlaubten. Dazu kam, daß die schönen fetten Waideländer am Caledonfluß längst die Begierde der Bauern erweckt hatten. So kam es endlich zum Ausbruch des Krieges zwischen beiden Staaten. Am 9. Juli 1865 brachen 1500 Bauern auf, um den räuberischen Nachbar zu züchtigen. Aber während sie bei Moperi's Stadt siegreich gegen 8000 Bassuto kämpften, drangen andere große Schaaren von Moschesch's Bewaffneten in die unbewehrten Theile des Freistaats vor bis 3½ Meilen von Bethanien, so daß man von den Hügeln der Station aus deutlich die Rauch- und Feuersäulen der brennenden Farms sehen konnte. Plündernd und sengend und mordend begingen die Räuber, zum Theil unter dem Schutz der weißen Fahne verrätherisch einbrechend, die größten Greuel, und kehrten, nachdem sie zehn Bauern erschlagen, mit 40,000 Stück Vieh, Rindern und Schafen, siegestrunken in ihre Felsberge zurück. Ein anderer Räuberzug fand sich in Platberg ein, woselbst 60 Bastard-Hottentotten wohnten. Diese nahmen die eindringenden Feinde, die ebenfalls mit der weißen Fahne kamen, freundlich auf und bewirtheten sie aufs beste, bis plötzlich die Bassuto auf ein gegebenes Zeichen ihrer Anführer die Wehrlosen überfielen und sämmtlich niedermetzelten. Aber die Räuberschaar wurde von einem Bauercommando erreicht, viele niedergemacht und sämmt-

licher Raub ihnen abgenommen. Darauf drangen die Bauern bis in die Felsklüfte des Feindes vor. Thaba Bossigo, der Wohnsitz von Moschesch, ist ein nach drei Seiten, ähnlich wie der Königstein, hoch abfallender Fels, nach der vierten Seite hängt er mit dem Gebirge zusammen und hat auf seiner Oberfläche ausgedehnte Felder und Waideplätze, so daß die Vertheidiger nicht in kurzer Zeit ausgehungert werden können. Deshalb versuchte der kühne Bauernführer Wepenaar selbst den Sturm; er hatte fast die Höhe der Felsen erklommen, als er von einer Feindeskugel tödtlich getroffen wurde. Die Bauern begnügten sich daher, den Berg einzuschließen. Bald trat oben drückender Wassermangel ein, und da außerdem Pretorius, der Präsident der Transvaalrepublik, dem die Bassuto in Natal eindringend fünf Verwandte getödtet hatten, mit einem Commando von 1000 Mann gegen Moschesch vorging, und als auch der Gouverneur von Natal für den Einfall in Natal 10,000 Stück Vieh Entschädigung verlangte, wurde Moschesch genöthigt, um Frieden zu bitten. Die Bauern verlangten den Caledon als Grenze und 100,000 Stück Klein- und Groß-Vieh und Pferde als Kriegsentschädigung. Die Bassutonation als solche schien dem Untergange nahe zu sein. Die Verzweiflung bewog Moschesch, die angebotenen Friedensbedingungen ablehnend, den Kampf fortzusetzen; und nun nahm der Krieg eine Wendung, wie so oft die Bauernkriege. Die Miliz des Freistaats, welche ja fast nur aus ansässigen Bauern bestand, verlangte, nach Hause zurückzukehren, um die Aecker für das nächste Jahr zu bestellen. Die Transvaal'schen kehrten beutebeladen nach Hause zurück, die Freistaat'schen thaten nach dem Wort: „Israel zu deinen Hütten," Moschesch, der fast Ueberwundene, bekam wieder Luft, und hatte binnen Kurzem alle von den Bauern mühsam eroberten Positionen wieder besetzt. Ihm waren 1000 Mann gefallen, aber auch die Bauern hatten große Verluste erlitten, und das Resultat aller Anstrengungen war nichts anderes, als der gegenseitig zugefügte Schade. Auch Bethanien hatte von seinen 40 Mann, die es zum Kriege stellen mußte, eine Anzahl eingebüßt; aber deren Zahl war reichlich ersetzt durch farbige Kriegsflüchtlinge, die auf der Station Schutz zu finden hofften.

Im folgenden Jahre 1866 wurde der Krieg mit erneuter Heftigkeit wieder eröffnet, und die Bassuto, denen abermals über Tausend Mann fielen, in die größte Bedrängniß gebracht. Moschesch konnte nicht anders, als einen Friedensvertrag unterzeichnen, der ihm zwei Drittheile seines Landes kostete, und die Grenzen des Freistaats bis dicht an den Felsberg Thaba Bossigo verlegte. Er selbst erklärte, daß diese Bedingungen unausführbar seien, weil sie den Bassuto, denen alle Korn-Ländereien genommen

waren, keine andere Aussicht beließen, als in dem ihnen belassenen öden unfruchtbaren Felsenlande elend zu verhungern. So brach denn im Mai 1867 abermals der Krieg aus; abermals wurden dem König Moschesch unerfüllbare Bedingungen aufgezwungen, abermals griff er im August desselben Jahres in seiner Verzweiflung zu den Waffen; abermals wurde gegenseitig mit Plünderungen vorgegangen, bis endlich dem Moschesch kein anderer Ausweg übrig blieb, als sich selbst mit seinem Volk und Land unter den Schutz und die Oberhoheit der Capländischen Regierung zu stellen.

Diese war aber besonders durch die den französischen Missionsstationen seitens der Bauern angethane Vergewaltigung geneigt gemacht, sich der Bassuto anzunehmen. Die Bauern waren besonders darüber aufgebracht, daß die französischen Missionare nicht nur die Bossuto zu energischer Kriegsführung angefeuert, sondern ihnen auch mit ihrem Rath Hülfe geleistet haben sollten, und wiesen die Missionare in Folge eines Volksrathsbeschlusses an, bis zum 1. März 1866 sämmtlich ihre Stationen zu verlassen. Die, welche nicht Folge leisteten, wurden mit Gewalt vertrieben. Dann beschlossen sie, daß von dem eroberten Lande der Bassuto jedem Missionar nur 1500 Morgen für seine Station belassen werden sollten, ein für das Bestehen einer Station durchaus ungenügendes Maß, für dessen Ueberweisung sie außerdem noch ein jeder 100 Pfund bezahlen sollten. Die Missionare, die auf diese Bedingungen nicht eingehen konnten, wandten sich klagend an die Behörden ihrer Heimath, und diese an die englische Regierung, und sicherlich sind diese nicht unbegründeten Klagen ein nicht unbedeutender Hebel für die Cap-Regierung geworden, daß dieselbe sich endlich ins Mittel legte, und im März 1868 die Bassuto wirklich in den Englischen Unterthanenverband aufnahm. Durch den Vertrag von Aliwal North entriß sie den siegreichen Bauern einen großen Theil der eroberten Ländereien, die den Bassuto zurückgegeben wurden, und seitdem ist das Bassutoland zur Cap-Colonie geschlagen worden. Die Bauern waren zu schwach, es verhindern zu können.

Der alte greise Moschesch hat den Schutz der Engländer nicht lange genossen. Die letzten aufreibenden Erlebnisse hatten seine Lebenskraft, aber auch seinen heidnischen Trotz gebrochen. Er hatte nun endlich Aufnahme in das Reich des Herrn Jesu gesucht, und den Taufunterricht begehrt. Aber drei Tage vor dem zu seiner Taufe bestimmten Tage hat ihn der Tod plötzlich ereilt (11. März 1870). Er ist ungetauft gestorben, die Nachrichten der französischen Missionare über seine Herzensstellung lassen hoffen, daß er im Frieden heimgegangen ist. Auch seines Volkes Trotz und Macht ist gebrochen, die auf ihre Stationen

zurückgekehrten Missionare haben unter demselben eine reiche Ernte halten können. Aber die Größe und Macht des Süd-Bassuto-reiches ist ebenfalls für immer gebrochen.

Der Bassutokrieg hat unserer Station Bethanien eine große Masse heimathslos gewordener Flüchtlinge zugeführt, so daß die Zahl der Bewohner unserer Station bis gegen 1000 Seelen heranwuchs.

49. Endliche Regulirung der Bethanischen Grenzstreitigkeiten.

Der Capitän Goliath hatte, unterstützt und angestachelt durch unseren unbequemen Nachbar Abraham Gryssel, immer von neuem versucht, sein angebliches Recht auf Bethanien geltend zu machen. Er war seiner Sache so sicher, daß er im Jahre 1862 durch Richard Miles unseren altbewährten Diacon Johannes Hofmann auffordern ließ, er möchte noch jetzt in der letzten Stunde sich auf seine Seite stellen, damit er noch ein Stück bethanischen Landes abbekäme; sonst würde er leer ausgehen. Johannes antwortete ihm, er sei in Bethanien um des Wortes willen und werde so lange auf Bethanien bleiben, als Gottes Wort daselbst bliebe. Sollte aber wirklich die Mission ihres Landbesitzes beraubt werden, so werde er bei dem Worte Gottes bleiben und nicht bei dem Lande.

Unter dem 4. März 1862 reichte Goliath eine Petition beim Volksrath ein, daß er auf Grund des Maitland'schen Tractates als Eigenthümer von Bethanien anerkannt werden möchte. Der Volksrath wies ihn ab und überließ ihm, sich direct an das Cap'sche Parlament zu wenden. Dann ging er zum Präsidenten Pretorius; dieser verwies ihn aber auf die Bethanischen Platzgesetze; wenn er sich denen unterwürfe, könnte er ja mit seinem Volk auf der Station wohnen. Ihm blieb nichts übrig, als die gastliche Aufnahme bei seinem Freunde Abraham Gryssel nachzusuchen. Dieser nahm ihn gern auf, und als er in dem Hungersjahre 1862 keine Speise für ihn hatte, so nahmen unsere Brüder in dieser schweren Zeit den Armen in Bethanien auf. Sie gedachten, feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln; aber ein Korannaherz ist sehr, sehr hart. Kaum waren die Tage der Noth vorüber, so war auch Goliath wieder bei seinem Freunde Gryssel.

Dieser erhob, als nach dem Abgange des Präsidenten Pretorius (1863) ein dopper Namens Jan Venter, ein Vertreter der „patriotischen" Bauernpartei, interimistisch zum Präsidenten

ernannt wurde, auf Grund eines werthlosen Griquadocuments Ansprüche auf den zu Bethanien gehörenden Platz Zwaartpoort, den er auch sofort durch Goliath besetzen ließ. Venter hatte bereits eine Proclamation in dem officiellen Blatt der Freistaatsregierung veröffentlicht, durch welche unser an 30,000 Morgen großer Grundbesitz in Pniel auf 6000 Morgen beschränkt werden sollte; sicherlich hätte er, wenn er gekonnt, auch Bethanien in gleicher Weise geschmälert. Aber bei der nächsten Präsidentenwahl unterlag die Patrioten-Parthei; der noch heute im Amt stehende Präsident Brandt, ein ausgebildeter Jurist und rechtlicher Mann rückte ein und die unrechtmäßigen Ansprüche des Abraham Gryssel verloren ihre Wirkung.

Goliath mit seinen Koranna gebehrdete sich inzwischen auf Zwaartpoort als Herr des Landes, trieb das Vieh der betschuanischen Platzbewohner mit Gewalt aus der Feldmark, auf welcher Gryssel abermals einen Schafposten errichtete. Wäre Adam Oppermann noch auf Bethanien Platzcapitän gewesen, so würde den Uebergriffen bald ihre Grenze gesetzt sein, aber sein Nachfolger, Abraham Motsabe, war wohl ein guter frommer Mann, aber kein energischer Charakter. Niemand wagte dem überkühnen Goliath Gewalt entgegenzusetzen, und im Anfange des Bassutokrieges benutzte Abr. Gryssel das Gesetz, daß während des Krieges alle Civilgerichtshöfe, so weit das Eigenthumsrecht in Frage kommt, stillstehen, dazu, daß er abermals eines großen Stückes Land sich bemächtigte, darauf eine Hütte errichtete und seine Schafe dort weiden ließ unter dem Rechtstitel, er habe das Land von Goliath gekauft.

Jetzt allerdings war es hohe Zeit, solchem Gebahren ein Ende zu setzen. Die Missionare ließen Gryssels Vieh in den shut (Pferdekraal) treiben, als die auf fremdem Felde gefunden worden wären. Gryssel löste das Vieh aus, ließ es aber sofort wieder auf das beanspruchte Feld treiben und durch 20 bewaffnete Koranna bewachen. Als das Vieh durch die Stationsbewohner wieder in den shut getrieben werden sollte, überfielen diese Bewaffneten, unter ihnen Gryssel selbst und sein Sohn und Goliath, die Beauftragten. Die Missionare aber hatten für Zeugen gesorgt, brachten die Sache als Criminalfall vor Gericht und Gryssel nebst seinem Sohn und den Koranna wurden jeder zu 10 Pfund Strafe verurtheilt, die unvermögenden Koranna mit drei Monaten Gefängniß bestraft und die Goliath'schen durch den Feldcornet aus unserer Feldmark vertrieben.

Da endlich schien Gryssel zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß er auf dem von ihm eingeschlagenen Wege nicht zum Ziel gelangte. Als daher der Herausgeber dieser Geschichte im Februar 1867 nach Bethanien als Bevollmächtigter der Berliner

Missionsgesellschaft kam, suchte er gütliche Verhandlungen anzuknüpfen, um das Stück Land, dessen er zur vortheilhaften Abrundung seines Bauernhofes allerdings dringend benöthigt war, durch Kauf zu erwerben.

Wenige Tage nach meiner Ankunft wurde ich durch eine Anzahl Goliath'scher Koranna begrüßt, unter denen manches verschmitzte rohe Gesicht zu sehen war. Sie forderten, auf bethanischem Felde wohnen zu dürfen, was ich ihnen unter der Bedingung gewährte, daß sie sich unter die Platzgesetze fügten. Kurz darauf besuchte ich sie auf ihrer Werft, zerlumptes, elendes Volk. Aber schon nach einigen Tagen sandten sie eine Deputation zu mir, die mit ziemlich kecken Worten den Grundbesitz von Bethanien zurückforderte. Ich wies sie abermals auf das Platzgesetz von Bethanien. „Wer hat das Gesetz gemacht?" — Die Berliner Missionsgesellschaft! — „Nein, das Gesetz der Bibel wollen wir halten, ein anderes Gesetz nicht. Wir wollen hier zur Kirche gehen!" — Gut, kommt, ihr seid willkommen! — „Nein, man weist uns hinaus!" — Ich verspreche euch, ihr sollt nicht hinausgewiesen werden! — „Aber weß Eigenthum wird das Land sein?" — Das gehört der Berliner Missionsgesellschaft! — „Nein, dann können wir nicht in die Kirche kommen, das Land muß unser sein!" — Schmollend gingen sie fort.

Am 25. März kam der von einem Jagdzuge am Vaalfluß zurückgekehrte Capitän Goliath selbst genau mit demselben Begehr, das die Deputation vorgebracht hatte. Ich ließ ihn, da er auf Gründe nicht hören wollte, stehen und verwies ihn auf die Gerichte in Blumfontein. Zwei Tage später schrieb er mir von Abr. Gryssel aus einen Brief, in welchem er um eine Unterredung auf Gryssel's Platz bat; denn da würde sich auch wohl ein Stuhl finden, auf den man sich setzen könne und alles in Freundschaft besprechen. Ich ließ ihm zurücksagen, er solle nur selbst kommen, und wenn er bescheiden wäre, würde ich ihm auch einen Stuhl anbieten. So kam er denn am 27. März wieder, diesmal erheblich bescheidener; endlich erklärte er, wenn das Blumfonteiner Gericht gegen ihn entschiede, wolle er sich fügen. Der Schluß war, daß er um einen sixpence (5 Sgr.) bat, den er auch erhielt.

Nun endlich mochte Gryssel sehen, daß er nur auf gütlichem Wege sein Ziel erreichen könne. Er lud mich mit freundlichen, fast zärtlichen Worten ein, ihn doch auch auf seinem Platze zu besuchen. Seine Frau habe ihm schon früher so dringend zugesetzt, doch alles in Frieden abzumachen, und sei so unglücklich darüber gewesen, daß er mit uns im Streite lebe; und nun könne er doch unmöglich länger sich den Vorstellungen seiner frommen Frau entgegenstellen, die unter dem Streit so viel gelitten hätte,

und es wäre doch auch viel besser, wenn Nachbaren sich in Frieden einigten. So biete er denn die Hand zum Frieden — wenn die nicht angenommen würde, so würde er alles in Bewegung setzen, doch zu seinem Ziel zu gelangen.

Da die Missionare erklärten, daß wir von dem durch Gryssel begehrten Lande bisher nie einen Gewinn, sondern nur Kummer und Noth in Fülle gehabt hätten und daß deshalb ein gütliches Abkommen das Beste sei, so ritt ich die weite Feldmark ab, setzte dann in Gemeinschaft mit Gryssel die neuen Grenzsteine, und der letztere erwarb für die verhältnißmäßig hohe Summe von 1106 Pfund das Stück Land, dessen er zur Abrundung seines Platzes bedurfte. Der Hader war, wills Gott, für ewige Zeiten geschlichtet und auch nach der Ostseite hin die Grenze von Bethanien durch eine von unserem unruhigen Nachbar selbst anerkannte Linie gesichert.

Freilich Goliath, der trotzdem noch bei Gryssel wohnt, hat seine Ansprüche noch nicht aufgegeben. Er forderte noch einmal am 13. Juni 1868 vom Regiments-Secretär Höhne sein Recht und nahm, von diesem abgewiesen, seine Zuflucht zu einem Advocaten Tennison, der nie in seinem Leben einen Prozeß verloren hat. Derselbe nahm in der That die Klage an, starb aber, bevor sie vor Gericht gebracht war, eines schnellen Todes. So ist auch diese Hoffnung Goliath's verschwunden. Ein im Jahre 1872 von ihm gemachter letzter Versuch, sich mit Gewalt auf bethanischem Felde festzusetzen, hat ihm drei Wochen Gefängniß eingebracht. Er ruht nicht und wird nicht ruhen, denn es giebt noch allzeit landgierige Leute, die sich seiner als Werkzeuges bedienen möchten.

50. Umbildung von Bethanien zu einer Betschuanen-Station.

Die neue Bevölkerung von Bethanien durch die eingewanderten Betschuanen bot noch immer ein sehr schwer zu bearbeitendes Material dar. Die meisten waren ja durch keinerlei geistliches Bedürfniß nach Bethanien getrieben worden, sondern suchten nur für ihre Personen Schutz und für ihr Vieh Weideplätze. Gegen das Wort Gottes waren sie stumpf und todt. Ein alter Motschuane, dem mit Hinweisung auf sein vielleicht baldiges Abscheiden der Ernst des Todes und Gerichts vorgehalten wurde, antwortete lachend: „Ja, das ist wahr, aber gieb mir doch erst Tabak!" Andere Betschuanen zeigten sich vielfach verlogen, geizig, gierig, unverschämt und störrig; jeder sorgte nur für sich selbst und das

Eigene. Jochem Schmidt, der in Abraham Motsabe's Stelle als Richter getreten war, hatte daher alle Hände voll zu thun, um Ordnung zu erhalten. Dazu kam, daß viele Betschuanen Bethanien gar nicht als bleibenden Wohnplatz ansahen, sondern gern fortzuziehen bereit blieben, falls sich ihnen an einem anderen Orte eine bessere Gelegenheit darbot.

Dagegen zeigten sie sich arbeitsam und betriebsam, so daß sich die Station im Aeußeren bedeutend hob. Große Dämme

Betschuanischer Schmied.

konnten zum Schutz der Quellen ausgeführt werden, die Saatländereien wurden zum Schutz gegen das Vieh mit Mauern umgeben.

Um in diese rohe Masse einige Zucht und Ordnung zu bringen, wurden die vorhandenen Platzgesetze ergänzt und verschärft, denn auch das Auge der umwohnenden Bauern war je länger je mehr scharf auf Bethanien gerichtet, ob sich nicht etwa aus der von den Heiden erwarteten Zuchtlosigkeit ein Grund gegen ihr Wohnen auf der Station als für die Nachbaren Gefahr bringend entnehmen ließe. So war jetzt also eine Zeit des Gesetzes, wie ja überhaupt in der Oeconomie des Herrn das Gesetz als Zuchtmeister auf Christum vorweg sein Werk thun muß, damit hernach das Evangelium darauf weiter bauen könne. Auch der Herausgeber hatte deshalb nach dieser Seite hin bei seiner Anwesenheit in Bethanien seine gewiesene Aufgabe. Die Platzgesetze der Station wurden auf der Conferenz der Missionare einer gründlichen Prüfung unterworfen und dann durch den Di-

rector neu verfaßt. Die Stationsabgaben wurden genauer regulirt, die Pflichten der Werftmeister (der kleinen Unterhäuptlinge über die in einzelnen kleinen Trupps auf gesonderten Werften über das Stationsfeld ausgestreut wohnenden Schwarzen) wurden geschärft und neue geistliche Werftmeister den weltlichen hinzugefügt, welche auf Hebung des geistlichen Lebens hinzuarbeiten hatten. Visitationen der Werfte wurden angeordnet und wöchentliche Zusammenkünfte der Werftmeister bei dem Stationsvorsteher festgesetzt. Bruder Mülke übernahm das Amt, die sämmtlichen Werftmeister zu beaufsichtigen, daß sie auch ihre Schuldigkeit thäten. Herr Kaufmann Fichardt übernahm mit großer Bereitwilligkeit einen Theil der mit der neuen Ordnung verbundenen äußerlichen Arbeiten.

Neben dieser gesetzlichen Thätigkeit aber feierte das Werk des Evangeliums keineswegs; die Gottesdienste des Sonntags und der Werktage gingen ihren regelmäßigen Gang, die Schülerzahl wuchs bis auf 130.

Die Mühe der bethanischen Brüder mit ihrer großen Stationsbewohnerschaar aber belohnte sich reichlich. Schon gegen Ende des Jahres 1865 hatten sich 46 erwachsene Taufcandidaten aus der Zahl der Heiden eingefunden und am Ende des Jahres 1866 war die Zahl der Getauften auf 252 Seelen angewachsen. Im Jahre 1867 ließ der Bruder Wuras das Vaterunser, den Glauben, die zehn Gebote und eine Anzahl Morgen- und Abendgebete in betschuanischer Sprache drucken und gab dies enchiridion den geistlichen Werftmeistern als Leitfaden in die Hand. Er konnte bald berichten, daß die letzteren mit ihren Werftleuten regelmäßige Morgen- und Abend-Andachten hielten und auch sonst nach Kräften geistiges Leben anzuregen bemüht waren. Die Zahl der Taufcandidaten und der Getauften stieg von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1869 im ersten Semester berichtete Wuras: „Unsere Schwarzen sind noch schwach; aber sie nehmen Wort und Sacrament willig auf; es geht vorwärts!" Im zweiten Semester lautete der Bericht: „Es ist erfreulich, zu sehen, wie Gottes Wort an ihren Herzen thätig ist und wie sie ihre Freude darüber nicht verbergen können."

In welcher Weise der Herr auch den Betschuanen das Heil in Christo nach seiner wunderbaren Weisheit nahe brachte, das wollen wir auch hier an einem besonders hervorragenden Beispiel zu veranschaulichen suchen, an der

Lebensgeschichte des Betschuanen Jacobus Salanyane.

Die Eltern von Salanyane, Bassuto, wohnten am Drakengebirge. Er verließ sie mit ihrer Bewilligung als 12jähriger

Knabe, wie er sagt, getrieben von einer großen inneren Beängstigung. Er war in beständiger Furcht, daß ihn Jemand umbringen wolle, und sah dabei beständig eine Menge weißgekleideter Menschen in der Luft schweben. Das trieb ihn fort aus seiner Heimath. Er fand in der Nähe ein Lager von Bauernauswanderern, von denen der eine ihn als Knecht annahm. Der Zug ging in Moselekazzi's Land, mußte aber, von den Bewaffneten dieses Königs zurückgeschlagen, mit großem Verlust an Vieh und Leuten auf den Rückzug sich begeben. Salanyane entlief seinem Herrn, und kam nach mancherlei großen Gefahren und Abentheuern, die wir an einem anderen Orte ausführlich mitzutheilen gedenken, endlich in das Haus eines anderen Bauern. Diesem folgte er nach dem Vaalfluß. Als er hier zum ersten Male in seinem Leben Lesen, Singen und Beten hörte, fragte er die Kinder seines Herrn, was das zu bedeuten habe. Sie sagten, man diene damit dem Gott, der im Himmel wohne. Salanyane aber glaubte ihnen dies nicht; denn wie könne da wohl ein Gott sein, von dem man nichts hören und sehen könne. Die Bauerfrau, der ihre Kinder dies wiedererzählten, rief ihn zu sich, und begann aus Mitleid ihn ferner zu unterrichten. Er lernte das Vater-Unser und mußte es öfters beten, verstand aber kein Wort davon. Da diese Bauernfamilie ihn gut behandelte, blieb er eine Reihe von Jahren bei ihr.

Eines Tages hörte er von den Dienstleuten anderer Bauern, daß am Rietfluß eine Schule (Bethanien) sei, in welcher schwarze Leute unterrichtet würden. In ihm erwachte der Wunsch, diese Schule auch zu sehen und in derselben unterwiesen zu werden. Er bat daher seinen Herrn, ihn dort hinziehen zu lassen. Der baas aber, der den brauchbaren Knecht nicht gern verlor, ließ es ihm nicht zu, und versagte ihm dann auch die Erlaubniß, eine Frau zu nehmen. Denn, sagte er, wenn du erst eine Frau hast, werde ich dich nicht länger halten können. Salanyane mußte sich fügen, sah aber je länger je mehr, daß trotz aller guten Behandlung sein Herr ihn wie seinen Sklaven ansah. Als er nun denselben eines Tages auf einer Reise nach dem Rietfluß begleitete, fragte er die Leute des Orts, wo und wie weit wohl die Schule für die Schwarzen sei. Sie zeigten ihm die Richtung von Bethanien, und sagten ihm, in zwei Stunden könne er den Ort erreichen.

Nun faßte ihn sein alter Wunsch, nach dem Schulort zu kommen, mit solcher Gewalt, daß, als sein Herr ihm die Erlaubniß abermals verweigerte, er sich heimlich in der Nacht aufmachte, um nach Bethanien zu entfliehen. Mit Sonnenaufgang hatte er die Station erreicht, und setzte sich vor einer Hütte auf einen Stein, um zu ruhen. Aber nun erst fiel ihm bei, daß ja sicher-

lich auch sein Herr bald kommen werde, um ihn zu suchen und abzuholen. Was dann eines entlaufenen Knechtes wartete, mußte er nur zu gut. Auch gingen allerlei Gedanken durch seine Seele, wovon er denn nun so allein im Bauernlande ferner leben solle? Während er noch so sitzt und sinnt, tritt ein Hottentott auf ihn zu, der Knecht eines Bauern van Aschwegen, welcher nur eine Stunde von Bethanien entfernt wohnte; derselbe fragte Salanyane, ob er nicht in den Dienst seines Herrn treten wolle; derselbe habe ihn ausgesandt, um nach einem Knecht zu suchen. Salanyane sagte zu, denn er freute sich, in der Nähe der Missionsstation zu wohnen. Er vermiethete sich auf ein Jahr mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er am Sonntage dem Gottesdienst in Bethanien beiwohnen dürfe. So kam er auch an den ersten Sonntagen und hörte das Wort Gottes. Zuerst verstand er nur die Worte, allmählich aber auch den Sinn der Predigt. Ein Gemeindeglied von Bethanien, dem er sein Herz ausschüttete, daß es in ihm noch so finster aussähe, gab ihm den Rath, er solle nur fleißig das Vater-Unser beten, so werde es schon in ihm Licht werden. Er befolgte den Rath, und es begann immer mehr in ihm zu tagen.

Bei seinem Herrn lernte er ein Betschuanenmädchen kennen, und nahm sie nach Ablauf seiner Dienstzeit zur Frau. Mit ihr zog er dann gänzlich nach Bethanien und beide hielten sich fleißig zur Kirche. Die Frau bat bald um Aufnahme in den Taufunterricht, der Mann aber sagte, er sei noch zu unreif dazu. Sein baas van Aschwegen, der den brauchbaren Knecht nicht gern entbehrte, ließ ihn wiederholt durch seine Kinder auffordern, daß er doch wieder bei ihm Dienste nehmen möchte. Endlich entschloß er sich; er gedachte auch, sich noch etwas mehr Vieh zu verdienen, um einen ordentlichen Hausstand bilden zu können.

Während der zwei Jahre der contraktlichen Dienstzeit erhielt er nur selten die Erlaubniß, zum Gottesdienst zu gehen; seine Frau durfte öfters den Taufunterricht in der Woche besuchen. Unter solcher Entbehrung wuchs in ihm das Verlangen nach Gottes Wort, und er wartete sehnlich auf den Ablauf der zwei Jahre, um ganz nach Bethanien zu ziehen. Dabei faßte ihn eine große Angst, sein baas werde ihn nicht ziehen lassen, und er selbst werde zu schwach sein, um dessen Andringen zu widerstehen.

Kurze Zeit vor Ablauf der Dienstzeit sieht er im Traum über Bethanien ein helles Licht, und in diesem Lichte die Leute der Station auf grünem Grase wandeln. Er will auch hinzu zu dem Licht, wird aber durch eine Mauer, die er in der Dunkelheit nicht gesehen hatte, zurückgehalten. Vergebens müht er sich ab, die Mauer zu erklimmen. Als er ein wenig ausruht, sieht

er mit Schrecken, daß eine schwarze Gestalt hinter ihm steht, halb einem Menschen, halb einer Schlange ähnlich, die ihn mit drei langen hervorstehenden Zähnen fangen will. In der Angst schreit er: Herr hilf mir! und mit einem Satze ist er über die Mauer. Und damit erwacht er.

Nun stand sein Entschluß felsenfest; er mußte nach Bethanien. Da er aber noch nicht genug besaß, um selbständig leben zu können, trat er in den Dienst des Missionar Wuras, der ihn als Schafwächter anstellte. Auf einem Schafposten, etwa eine Stunde von Bethanien hat er seine Hütte. Dort hat ihn der Herausgeber 1867 gesehen und gesprochen.

Nachdem seine Frau die heilige Taufe empfangen hatte, meldete auch er sich zum Taufunterricht, dem er mit solcher inneren Theilnahme beiwohnte, daß nach Jahresfrist Wuras ihn zu taufen gedachte. Er aber lehnte es ab, weil er sich noch zu unwürdig fühlte. Bruder Wuras belehrte ihn weiter, was nöthig sei, um die heilige Taufe zu empfangen. Er bewegte das Alles tief in seinem Herzen, und kam schon am anderen Morgen wieder, er habe die ganze Nacht nicht schlafen können über das, was er gehört und da sei es ihm klar geworden, daß er nicht länger ohne Taufe bleiben könne. So wurde er am 4. Juni 1866 getauft, und empfing den Namen Jacobus. Bruder Wuras berichtet damals über ihn: „Es ist viel, wenn man in Africa von einem Diener sagen kann, man hat keine Klage gegen ihn, Jacobus aber thut mehr, als man von ihm beanspruchen kann. Dabei ist er ein stiller, anspruchsloser und demüthiger Christ, der jede Gelegenheit wahrnimmt, um in der Erkenntniß zu wachsen."

Seit seiner Taufe verschwanden alle seine früheren Anfechtungen. Er selbst sagte: „Die Unruhe meines Herzens war weg; ich bekam mehr Licht in geistlichen Dingen. Auch habe ich seit meiner Taufe keine Erscheinungen mehr gehabt. Ich habe lesen gelernt, und lese beim Waiden der Schafe im Neuen Testament. Ich bin recht selig im Festhalten an Jesu; er kommt niemals aus meinem Herzen; er sitzt wie ein Knop (Siegel) auf meinem Herzen, so daß ich ihn nicht mehr lassen kann."

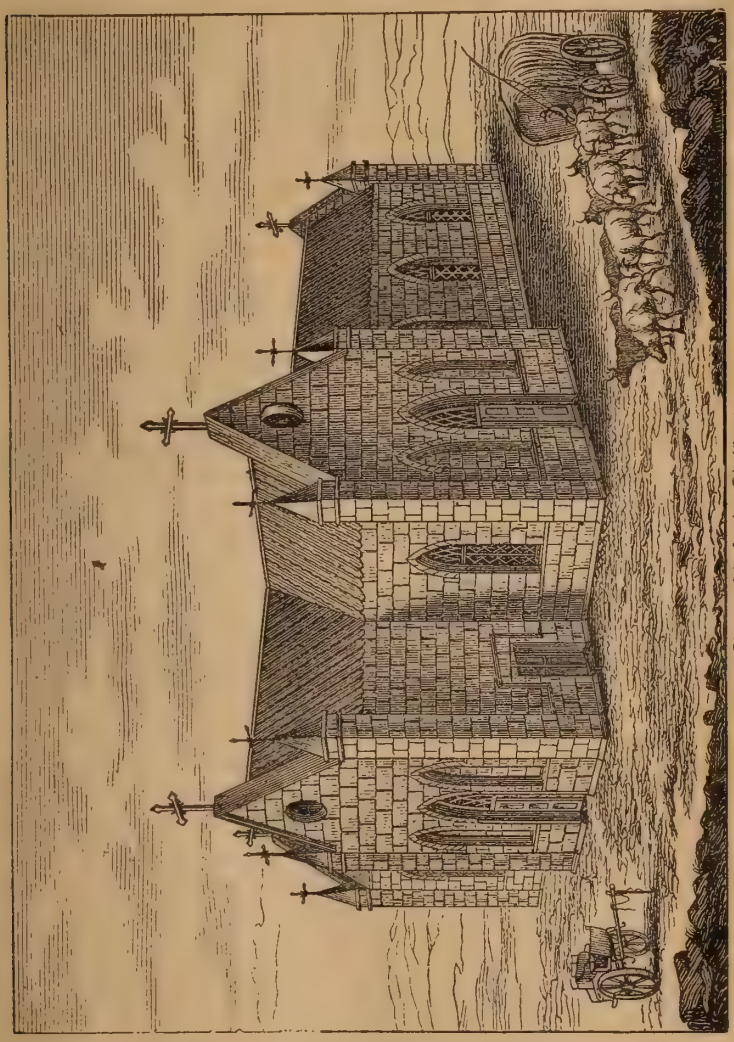
Nachdem er fünf Jahre in den Diensten des Bruder Wuras gewesen war, berichtet dieser über ihn: „Sein Christenthum ist lauter; er wandelt mir zur großen Freude. Seine Treue im Dienst ist oft rührend. Eines Morgens früh, wo er mich nicht erwartete, kam ich zu seiner Hütte; es war ein kalter Wintermorgen. Da hatte er einen großen Topf über dem Feuer — aber nicht etwa Fleisch oder Kaffee darin, sondern Tabak; er bereitete Lauge, um damit die brandzieken (kranken) Schafe zu waschen. Ein anderesmal, auch Morgens früh, traf ich ihn im Felde, einen sehr schweren vom Wasser des Flusses angeschwemm-

ten Weidenbaum auf den Schultern tragend. Er erlag fast unter der Last. Als ich ihn fragte, was er damit wolle, antwortete er: Diesen Weidenbaum habe ich aus dem Fluß gezogen; ich hatte gehört, daß heute der Wagen kommen soll, um Mist zu holen (Brennmaterial), da wollte ich den Baum für dich mit aufladen." Gewöhnlich muß man hier den Leuten eine Sache mehremale sagen, ehe sie es thun; dieser aber thut Alles von selbst. Auch seine Frau und seine vier Kinder sind getauft. Wenn er Abends vom Felde kommt, dann arbeitet er in seinem Garten, und thut sonst noch etwas Nützliches. Unter allen Schwarzen in 33 Jahren habe ich noch nie einen so treuen Menschen, wie Jacobus, kennen gelernt. —

51. Die Kirchweihe in Bethanien und ihre Früchte.

Die aus den Heiden gesammelte Gemeinde von Bethanien war auf mehr als 300 Seelen gewachsen. Das Kirchlein wurde zu eng, ein Neubau wurde nothwendig, und wurde bald von allen bethanischen Einwohnern nicht blos als dringendes Bedürfniß erkannt, sondern auch als Herzenswunsch lebendig. Nun regten sich alle Hände. Die Schwarzen strichen Ziegel und thaten die nöthigen Hand- und Spanndienste mit großer Liebe und Bereitwilligkeit. Die Missionare zeichneten und beaufsichtigten den Bau, legten auch, wo es nöthig war, mit Hand ans Werk. Die neue Kirche wurde mit dem Bewußtsein in Angriff genommen, daß es galt, für unsere älteste Missionsgemeinde ein schönes geräumiges Gotteshaus zu erbauen, welches, an der großen Landstraße gelegen, auch den Vorübergehenden von dem großen Werk des Herrn unter den Heiden ein Zeugniß abgeben sollte. Es wurde beschlossen, daß der frühere Bau in den Neubau als Kreuzschiff mit hineingenommen werden sollte. Die Farbigen sparten und sammelten, und auch die weißen Nachbarn, sowohl die holländischen Bauern, die allmählich doch auch in ein freundschaftliches Verhältniß getreten waren, als auch eine Anzahl Deutscher, die schon seit 1867 ab und zu in unserem Kirchlein einen deutschen Gottesdienst feiern durften, trugen reichlich bei. Der Kaufladen leistete mit seinen Pachterträgen das Seinige, auch die von Jahr zu Jahr sich hebende Landwirthschaft auf Portjesfontein konnte einige Hülfe leisten. So wurde es erreicht, daß zu dem ganzen stattlichen Bau die Missionskasse nur 200 Pfund zuschoß, während die Gesammtkosten sich auf das Achtfache belief, immer noch eine im Verhältniß zu dem Bau selbst nur geringe Summe.

Endlich am 25. September 1869 war alles bereit, der stattliche Dom von Bethanien sollte feierlich eingeweiht werden. Von weit und breit waren die Gäste zahlreich erschienen. Schon Sonn-



Neue Kirche in Bethanien.

abend (25. September) Abends traf die gesammte deutsche Liedertafel von Blumfontein ein, 16 Mann hoch, der zu Ehren man auf der einen Felsklippe am Eingang der Station die norddeutsche Fahne aufgezogen hatte, während an der gegenüberliegenden Klippe

die des Freistaats herabwallte. Von Portjesdamm kamen 56 Seelen, auf sechs Wagen und zwei Karren.

Am Sonntag früh traf auch der holländische reformirte Geistliche, Herr Meyring, ein, begleitet von 150—200 Gemeindegliedern, die alle an den schönen Gottesdiensten des Tages theilzunehmen begehrten. An 50 Wagen und Karren hatten auf dem Platz ausgespannt. Um ¼10 Uhr wurde vom Schulhause aus der Zug gebildet. Voran ging der Architekt und Erbauer Herr Woche, die Schlüssel des neuen Gebäudes auf einem Sammetkissen tragend. Ihm folgten die Brüder Wuras und Meyfarth, die heilige Schrift in der Hand, während die übrigen Brüder die heiligen Geräthe trugen. Dann folgten die Deutschen, die holländischen Bauern und endlich die farbige Gemeinde. Die Festgemeinde hielt einen feierlichen Umzug um die Kirche, Bruder Wuras erschloß mit dem vom Architekten ihm überreichten Schlüssel nacheinander sämmtliche Thüren, und bald war das geräumige Gebäude bis zum Erdrücken gefüllt. Auf dem mit Blumen und Guirlanden gezierten Altar stand das Crucifix mit zwei brennenden Wachskerzen, auch der große Kronleuchter entsandte sein Licht aus vielen Kerzen. Die Kanzel, von einem Sohn unseres Bruder Johann Schmidt kunstvoll gefertigt, wurde von allen Anwesenden als die schönste im ganzen Freistaat anerkannt.

So begann der Gottesdienst. Maar hoor! sagte ein Bauer, de duitschers zingen toch allte mooi! (Höre doch, die Deutschen singen doch allzu schön!) zu seinem Nachbar. Dieser erwiderte: Het zyn niet de duitschers, maar de schepsels (Es sind nicht die Deutschen, sondern die Farbigen), worüber jener nicht wenig erstaunte. Och! ick dacht, het waren de duitschers! Allgemein wurde der Eifer und die Zuversicht der deutschen Missionare gerühmt.

Bruder Wuras hielt vom Altar aus die Weihrede in holländischer Sprache, Bruder Meyfarth die Predigt, durch welche alle Anwesenden auf das tiefste ergriffen wurden. Er gab darin auch einen Ueberblick über den Ursprung und den Fortgang der Mission im Oranje-Freistaate, und dankte nächst Gott dem Herrn, allen denen auf das herzlichste, die zum Bau mitgeholfen hatten. Nach ihm bestieg der reformirte Prediger Meyring die Kanzel, um in christlich brüderlicher Weise seinen lutherischen Freunden Glückwunsch zu diesem glücklichen Ereigniß darzubringen, in welchem er einen neuen Triumph des Evangelii erblickte. Nach der Schlußliturgie sprach Bruder Meyfarth den Segen, und ein Choral in holländischer Sprache beschloß diese Vormittagsfeier.

Am Nachmittag wurde der Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten; denn auch die umwohnenden Deutschen, die sich an

diesem Tage zu einer besonderen Gemeinde zusammenthaten, betrachteten das Gotteshaus als das ihrige. Das Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott" erscholl mächtig durch die schönen Räume, die blumfonteiner Liedertafel sang die liturgischen Chöre Bruder Meyfarth predigte beredt über den Text: „Mein Haus' soll ein Bethaus heißen allen Völkern!" Es war ein seliges Gefühl für viele Deutsche, das liebe Gottes-Wort wieder einmal in der lieben Muttersprache verkündigen zu hören nach 10—12jähriger Entbehrung. Der Wechselchor von Mendelssohn: „Lobet den Herrn, alle Völker!" schloß sich an die Predigt, ein Psalm nach dem Segen beendigte den Gottesdienst. —

Am Abend sang die Liedertafel auf den Hügeln und in den Gärten, und brachte insonderheit der Frau des Bruder Meyfarth, die ihren Geburtstag feierte, ihre Lieder dar. Am folgenden Tage zogen sie fröhlich und singend mit fliegenden Fahnen von dannen. Die bethanische Gemeinde aber fand sich in dem schönen Gotteshause zu einem zweiten Festtage ein, zu einem Gottesdienst, in welchem 31 Erwachsene getauft und sechs confirmirt wurden. Daran schloß sich ein großes Festmahl für die ganze Gemeinde. Alle Anwesenden waren von der Feier tief ergriffen, unsere Brüder aber konnten sagen, dies sei der schönste Tag ihres Lebens. Bruder Meyfarth rief aus: Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast! (1 Mos. 32, 10.)

Die Feier brachte aber auch außer dem Zuwachs der Gemeinde noch manche schöne Frucht. Nicht nur, daß die Deutschen sich sofort verpflichteten, von jetzt ab die Hälfte von dem Gehalt des Bruder Meyfarth, der für sie in Zukunft die deutschen Gottesdienste übernahm, aufzubringen, sondern auch die Deutschen von Blumfontein waren durch alles Erlebte so tief ergriffen, daß in ihnen der Gedanke erwachte, auch in der Hauptstadt Blumfontein eine eigene deutsche Gemeinde zu haben. Einer derselben schrieb nach wenigen Tagen an Bruder Meyfarth: „Durch Ihr Kirchweihfest, an dem wir Theil genommen haben, und wo die alten Heimathsklänge in unserer Brust wieder wachgerufen sind, ist in unser aller Herzen das Verlangen rege geworden, ein eigenes Häuflein zu bilden, während bis jetzt der eine sich dieser Gemeinschaft angeschlossen hat, der andere jener, ohne dabei rechte Befriedigung zu erlangen. Dazu kommt, daß sich außer den Deutschen auch noch andere Mitglieder der lutherischen Kirche (unter ihnen die Gemahlin des Präsidenten Brandt) hier befinden, die sich uns gern anschließen würden. Ich habe bereits die Sache bei den meisten Deutschen angeregt, und es ist nur der eine Wunsch, so bald als möglich zur Bildung einer lutherischen Gemeinde zu schreiten!"

Unter dem 19. Januar 1870 erschien ein Aufruf an die Deutschen, gezeichnet von den Namen Kellner, Niemeyer, Fichardt, Krause und Stock. Das neue Gemeindlein in Blumfontein war gebildet. Bald waren über 100 Pfund zum Kirchenbau gezeichnet, welche Summe jetzt (1872) bereits auf 1000 Pfund angewachsen ist. Bruder Meyfarth reist alle vierzehn Tage hinüber, um den Gottesdienst in der Hauptstadt zu halten.

Ein Gemeindeglied von Bethanien, welches mit am fleißigsten an dem Bau der neuen Kirche sich betheiligt hatte, sollte an ihrer Einweihung nicht mehr auf Erden Theil haben. Matheus Koker war in den äußerlichen Arbeiten die rechte Hand der Missionare gewesen. Er hatte die bethanischen Dämme fast alle aufgeschleift und war beim Kirchenbau der Bote, der die Arbeiter zusammen rief, ein nicht leichtes Geschäft. Früher hatte er durch sein großsprecherisches Wesen den Missionaren manchen Kummer bereitet. Jetzt war er still und bescheiden geworden. Am Morgen des 8. September war er zum letzten Mal in der Kirche, sprach aber schon damals es bestimmt aus: „Ich werde nicht mehr die neue Kirche betreten!" Nach Hause zurückgekehrt versöhnte er sich mit seinen Nachbaren. Dann legte er sich auf sein Sterbelager, um es nicht wieder zu verlassen. In der Nacht ließ er Bruder Meyfarth rufen und empfing das heilige Sacrament. Er hatte noch viel Unruhe und Angst auszustehen; aber so oft Meyfarth kam, wurde er ruhiger und streckte ihm die Hand entgegen. Er tröstete sich mit dem Liede „Jezus neemt de Zondaars aan" (Jesus nimmt die Sünder an), und konnte die erste Strophe wohl eine Viertelstunde lang immer wiederholen. Zu den Umstehenden sprach er: „Sterben ist keine leichte Sache; ihr müßt bessere Christen werden; sonst werdet ihr es eben so schwer haben!" Nach beinahe dreitägigem schweren Kampfe schlief er am 13. September mit den Worten „Herr hilf!" ein.

Nach der Kirchweihe ging es wie ein neues Geisteswehen durch die schwarze Gemeinde, die in dem neuen Gottesdienste einen Lebensmittelpunkt und eine Bürgschaft für das Bestehen der Station erblickte. Die Gottesdienste wurden fleißig besucht; die Zahl der Taufbegehrenden mehrte sich. Am Festtage ließen sich gegen 30 in die Liste der Katechumenen einzeichnen. Außer den bei dem Weihefeste getauften Erwachsenen konnten in jenem Halbjahre noch 33 Kinder, und am folgenden Pfingsttage wieder 34 Erwachsene und darnach 32 Kinder getauft werden, so daß sich die Zahl der Getauften auf Bethanien während des Zeitraums eines Jahres auf 129 Seelen belief. Da ist an dem lieben Bethanien, dem man den Namen angehängt hatte, dort sei der Tod im Topf, das Wort erfüllt, daß die Unfruchtbare sieben gebar. Die lieben schwarzen Getauften sind und bleiben ja Schwarze,

und haben an ihrem Erbtheil aus dem Heidenthum, manche recht schwer, zu tragen. Aber die Hand voll Sauerteig ist doch unter den Teig gemengt, und der heilige Geist schafft unter ihnen eine gute Frucht. Die Zahl der Gemeindeglieder von Bethanien beläuft sich nach den letzten Nachrichten bereits auf mehr als 560 Seelen. Deß sei dem Herrn Lob und Preis gebracht! —

Rückblick.

Sehen wir auf den hinter uns liegenden 36jährigen Zeitraum der Missionsarbeit im Korannalande zurück, welch ein Unterschied bietet sich dar zwischen den Jahren 1834 und 1870!

Damals trafen unsere ersten Missionare in einem wüsten und öde liegenden Lande ein, das Nacht-Geheul der wilden Thiere der einzige Klang, der in ihre Ohren drang; der Korannastamm, der sich um sie sammelte, zerlumpte Leute voll Hoffahrt und Faulheit, Zank und Streit, stumpf gegen das Wort des Herrn und seine Segnungen. Jetzt steht an derselben Stätte ein schönes Gotteshaus, von dessen Giebeln herab das heilige Kreuz Schwarzen und Weißen ein Hinweis ist auf den, der aller Welt das Heil am Kreuz erworben hat. Und um dasselbe her eine Gemeinde von 560 Getauften, unter denen manche lebendige in Gott reich begnadigte Seele, die uns Christen in der Heimath in vielen Stücken zum Muster und Vorbild gereichen könnte. Die Steinklüfte, wo sonst die Schakals und Wölfe heulten, sind Gebetsstätten geworden für viele ernstlich suchende heilsverlangende Seelen. Und drüben die schöne Frucht in Portjesdamm, der Tochtergemeinde, und auch selbst in dem gesunkenen Pniel so manches Herz, das in allen Treuen seinem Heilande dienen möchte! Höher hinauf am Vaalfluß die Ruinen dreier Stationen, deren Bewohner freilich nicht mehr in christlicher Gemeinde beisammen wohnen, aber auch in die Zerstreuung hinein manchen reichen Segen mitgenommen haben.

Und zwischen Anfang und Ende, welche Summe von Schweiß und Schwielen, von Gebeten, Seufzern und Thränen der Missionare, von theilweise geknickten, theilweise erfüllten Hoffnungen, von Gebetserhörungen und Siegen des Herrn!

Es hat dem Herrn nicht gefallen, das Korannavolk als ganze zusammenhängende Nation gliedlich in Seinen Leib, der da ist die Christenheit auf Erden, einzugliedern. Die Nation ist zerfallen an

ihren Erbsünden, der Hoffahrt, dem Neid, dem Zank, der Trägheit. Aber wenn die Tausende dahingefahren sind nach ihres Herzens Härtigkeit, so wiegen die Hunderte jenes Volks desto schwerer, die geweckt und zum großen Theil gerettet sind für die ewige Ernte und die wir dereinst wiederfinden werden unter der großen Schaar derer, die mit weißen Kleidern angethan vor dem Thron des Lammes ihr Hallelujah singen in Ewigkeit. Und welche köstlichen Einzelzüge von Hingabe an den Herrn Jesum, von Aufopferung, von todüberwindender Freude im Herrn, von Gebetserhörungen hat uns unser Geschichtsbild hinzeichnen können!

Und selbst die geknickten Hoffnungen und Blüthen, sind sie nicht auch ein Zeugniß von der Treue und der Ausdauer, die der Herr unseren deutschen Brüdern gerade auf diesem schweren Felsacker ins Herz gepflanzt hat? Von einem anderen Missionar wird uns berichtet, er habe, als man ihn aufgefordert habe, eine Korannastation zu besetzen, geantwortet: „Da müßte ich ja von Stahl und Eisen sein, um unter dieser verkommenen Nation zu arbeiten!" Auch der alte greise Nestor der südafricanischen Missionare, Robert Moffat, äußerte sich über die Arbeit unserer Berliner Brüder auf Pniel: „Ich bewundere die Zähigkeit, mit welcher Ihre Gesellschaft die Koranna festhält, und die Geduld der Missionare, die sich an diesem Volke zerarbeiten, da andre Gesellschaften nach kurzer Arbeit unter ihnen zu der Ansicht kamen, dies Volk aufzugeben!" Und Livingstone äußert sich: „Auch ich habe unter den Koranna gearbeitet, habe es auch in der Sprache so weit gebracht, daß ich ein Gebet sprechen konnte; aber dies ist ein wunderlich Volk; unter ihnen habe ich hungern gelernt, lange habe ich es nicht unter ihnen aushalten können!"

Wir unsererseits finden da nichts zu verwundern, wollen auch nicht Menschen rühmen, die um mancher anderen Schwachheit willen doch immer und immer wieder nur auf die Gnade des Herrn angewiesen sind, um das Heil ihrer Seelen als ein unverdientes Geschenk aus Seiner Hand entgegenzunehmen. Aber erquicken und freuen können wir uns an der deutschen Treue, Geduld, Liebe und Ausdauer, welche es, wie unseren theuren Rheinischen Brüdern der Barmer Mission unter den stammverwandten Namaqua, so unseren Berliner Brüdern unter den Koranna in Gnaden geschenkt hat, mit mütterlicher Geduld auch bei den Undankbaren auszuharren, also daß auch deren etliche wenigstens ihnen als Gnadenlohn und Frucht ihrer Arbeit geschenkt werden konnten, bis in die Stelle der Koranna-Lücken die doppelte Zahl der Betschuanen einrückte!

Und so möge denn der Segen des Herrn weiter auf diesem heiligen Werke ruhen. Es ist und bleibt Menschenwerk, in vieler Schwachheit gethan, voller Schwachheit in den Arbeitern, voller

Schwachheit in den Früchten, — aber dabei doch auch ein seliges, heiliges Gotteswerk, voll Erbarmen und Gnade und voller Zeugnisse von der Kraft des Worts, das auch Felsen zersprengt und die unfruchtbaren, öden Wüsten blühend, grünend und fruchtbar macht! —

Wir aber, die wir von der heimischen Missionsgemeinde aus mithelfen durch Gebet und Gaben — der Herr vergebe in Gnaden alle Lässigkeit in beiden —, wollen uns wieder erfrischen lassen durch das Wort des Apostels:

„Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum! Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn! Sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn! — Amen! —

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.

Geschichte

der

Berliner Missionsgesellschaft

und ihrer Arbeiten

in

Südafrica

mit vielen Bildern

von

Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)

Zweiter Band, zweite Abtheilung,

enthaltend:

Die Geschichte der Berliner Mission im Kafferlande.

Berlin 1873.
Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin.

Gegend in Kafferland.

Die Berliner Mission

im

Kaffer-Lande

mit Bildern

von

Dr. Wangemann,
Missionsdirector.

(Der Ertrag ist für die Mission bestimmt.)

Berlin 1873.
Im Selbstverlag des Ev. Missionshauses in Berlin.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Kafferlande

in der Zeit des ungebrochenen Heidenthums 1836—1846.

		Seite
1.	Kommt, es ist alles bereit	1
2.	Wie Döhne bei Bruder Kayser die ersten Erfahrungen sammelt	2
3.	Döhne findet seinen Häuptling	7
4.	Döhne beginnt sein Missionswerk an der Gonubi	9
5.	Gründung von Bethel	15
6.	Der alte Zawe	17
7.	Schwerer Anfang in Bethel	20
8.	Das Ackerfeld wird aufgebrochen	24
9.	Eine schöne Erstlingsfrucht	27
10.	Itemba	33
11.	Kaffernart	35
12.	Wie die Missionare sich Ruhe verschaffen gegen die Heiden	42
13.	Die Zaubereisünde unter den Kaffern	47
14.	Gerichtsverfahren unter den Kaffern	50
15.	Kämpfe und Siege auf Itemba	55
16.	Erstlingsfrüchte auf Itemba. Kiwane und Masusa	60
17.	Weitere Früchte auf Itemba. Xamxa und Oobongo	65
18.	Emmaus	68
19.	Indwe	77
20.	Die Pocken unter den Kaffern	82
21.	Gasäla	83
22.	Bethel im Aufblühen: Matiwane, Bunge, Josua Hermanus	90

Zweiter Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Kafferlande

während der Kriegszeit 1846—1853.

23.	Ein schmerzliches Opfer	105
24.	Gährung unter den Kaffern	107
25.	Die Missionare auf der Flucht	111
26.	Der Kaffernkrieg 1846. 1847	117
27.	Die Missionare während des Krieges	121
28.	Die Conferenz in Bethanien	124
29.	Friede	125

Seite
30. Rückkehr der Missionare 130
31. Wiederaufbau von Bethel 133
32. Eintritt einer neuen Missionsgesellschaft in das Kaffernvolk. . . 139
33. Wiederaufbau von Itemba 142
34. Umlandsheni, der Kaffernprophet 148
35. Wiederausbruch des Krieges 150
36. Flucht und Rettung der Missionare 153
37. Verlauf des Kaffernkrieges 156
38. Die Mission während des Krieges 162
39. Wiederaufbau von Bethel 171
40. Audienz bei Sandile und Ende von Itemba 174

Dritter Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Kafferlande

während der Gährungszeit 1853—1860.

41. Neue Unruhen 181
42. Umhjlakasa, der Prophet 185
43. Stutterheim und die Fremdenlegion 192
44. Neue Gährungen. Eine enthüllte Prophetin. Die Häuptlinge auf Robben-Island. Fingu-Wanderung 196
45. Die deutschen Emigranten in Kafferland 204
46. Wiederaufblühen von Bethel nach dem Kriege 208
47. Anlegung der Station Wartburg 224
48. Martinsthal 233
49. Gründung von Petersberg 239

Vierter Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Kafferlande

unter der Herrschaft der Civilisation 1860—1872.

50. Völlige Umgestaltung von Land und Leuten im Kafferlande . . 249
51. Bethel 1861—1871. Masiko 256
52. Die neue Kirche in Bethel 265
53. Der Bann in Bethel 270
54. Neuerwachendes Leben 274
55. Arbeit auf den Außenstationen von Bethel 277
56. Um-Bunge und U-Ngatje 282
57. Die deutsche Gemeinde um Bethel 300
58. Wartburg 1860—1872 303
59. Eluxolweni 307
60. Johannes Naso 312
61. Abraham Qobongo 323
62. David Xamra und seine Familie 327
63. Stefanus Shwen 341
64. Petersberg 1860—1872 346
65. Sofica 359
66. Emdiseni 361
67. Etembeni 368
68. Schlußwort. Rückblick 380

Erster Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Kafferlande

in der Zeit des ungebrochenen Heidenthums 1836—1846.

1. Kommt, es ist alles bereit!

Wiederum war einer der blutigen Kafferkriege beendigt. Viele Wohnungen der Weißen lagen in Trümmern; aber auch die Kaffern waren verarmt. Ihr freiheitsdürstiger Trotz war für den Augenblick gebrochen, sie erbaten und erhielten Frieden. Sie sollten ihre Selbständigkeit behalten, aber die Engländer als Oberherren anerkennen, und deß zum Zeichen ihnen jährlich einen fetten Ochsen als Tribut bringen. Aber auch das Herz des Volkes war, wie ein aufgebrochener Acker. Die Zeugnisse eines van der Kemp, Shaw, Robson, Kayser und anderer begannen aufzuleben. In den ersten Monaten des Jahres 1836 erschienen zwei eingeborene Häuptlinge, ein Betschuane und ein Kaffer, in der Capstadt, um Geschenke zu empfangen. Sie baten dringend um Lehrer für ihr Volk.

Am 2. Januar desselben Jahres Abends ½10 Uhr landete in der Tafelbai das Schiff, welches die in der zweiten Aussendung unserer Missionsgesellschaft abgeordneten ordinirten Brüder Döhne und Wuras nach Africa gebracht hatte. Durch einen Sturm aufgehalten, konnten sie erst am folgenden Tage die Capstadt betreten. Während Wuras für Bethanien bestimmt blieb, begab sich Döhne im Februar nach Franschehoek, 9 Meilen von der Capstadt, um dort eine Mission zu eröffnen. Es wäre von großer Wichtigkeit für unser Werk gewesen, wenn wir diesen so nahe an der Capstadt gelegenen Posten hätten behaupten können. Aber der Herr hatte es anders beschlossen. Döhne konnte sich mit dem reformirten Prediger in der Paarl, in dessen Distrikt Franschehoek liegt, über gewisse Fragen der Lehre und des Gottesdienstes nicht einigen und gedachte auf eigene Hand ein anderes Arbeitsfeld sich zu suchen.

Da erfuhr er von der Anwesenheit jener beiden schwarzen Häuptlinge und ihrem Begehr nach Missionaren. Zugleich traf von unserem deutschen Landsmann, Missionar Kayser, der im Jahr 1833 im Dienst der Londoner Missionsgesellschaft die Station Knappshope unter dem Häuptling Magomo im Kafferlande eröffnet hatte, in der Capstadt die dringende Frage ein, ob

nicht einer der jüngstangekommenen Berliner Missionare nach Kafferland kommen möchte, wo eine ganze Anzahl Häuptlinge dringend nach Missionaren begehre.

Als Döhne, die Frage bewegend, nach der Capstadt ritt, wurde er unweit Stellenbosch von einem so heftigen Sturmwetter überfallen, daß sein Begleiter rieth, in einem nicht weit vom Wege liegenden Hause einzukehren. Beide Reisende wurden freundlichst aufgenommen, ihre Kleider getrocknet, sie selbst mit warmem Kaffee erquickt, und sie dankten dem Herrn, daß sie ihre in der Kälte erstarrten Glieder wärmen konnten. Döhne aber erwog in seinem Herzen, ob es denn wohl auch recht sei, daß er also eigene Wege gehe.

Während er also sinnt, holt sein Begleiter ein Ziehkästchen hervor, und fragt Döhne, ob er nicht auch einen Spruch ziehen wolle. Döhne, sonst eben an diese Weise nicht gewöhnt, zog unter diesen Umständen dennoch seinen Spruch, und erhielt Jes. 30, 21. „Dies ist der Weg, denselben gehet, sonst weder zur Rechten noch zur Linken!" und dazu den Vers: „Ist gleich der Weg was enge, so einsam, krumm und schlecht, der Dornen in der Menge und manches Kreuze trägt: Es ist doch nur Ein Weg: Laß sein, und geh nur weiter, folg deinem treuen Leiter durch Dornen und Geheg!"

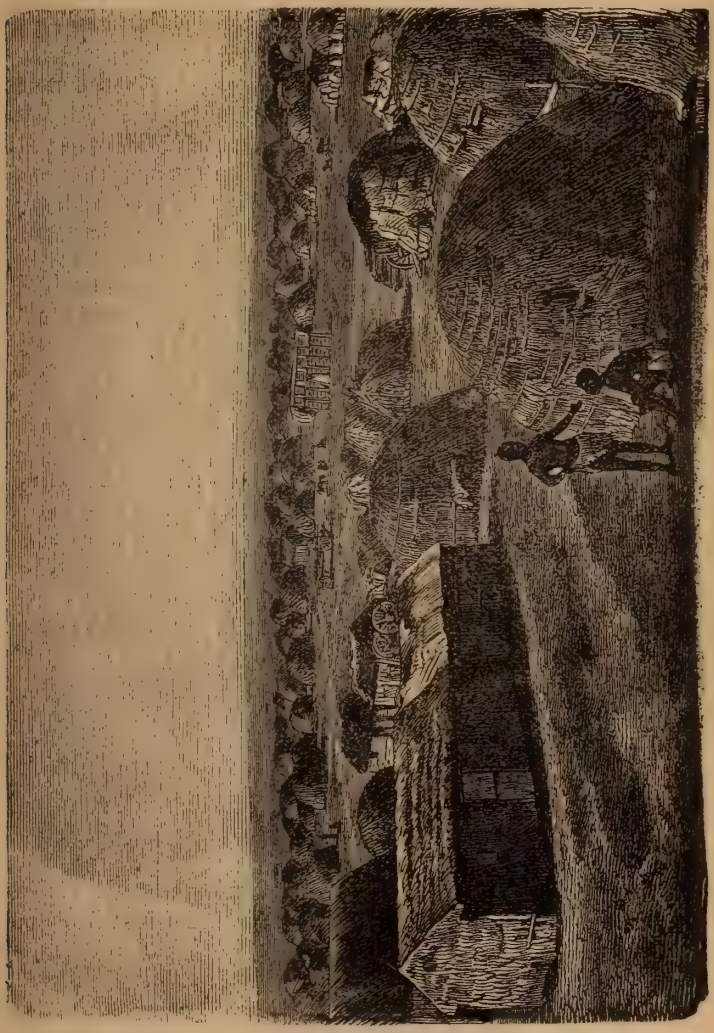
Döhne sah in diesem Spruch einen Wink des Herrn. Am 10. Mai reiste er aus der Capstadt ab, am 24. Mai landete er in Port Elisabeth, — damals einem Städtchen von etwa 100 Häusern —, wo er bei dem englischen Missionar Robson freundliche Aufnahme fand; am 24. Juni traf er nach mancherlei Ungefäll bei unserem deutschen Landsmann Kayser in Knappshope ein.

Also ist unsere Mission ohne Beschluß des Comité, durch den selbsterwählten Willen des Bruder Döhne mit Hülfe eines Ziehkästlein-Spruches in das Volk der Kaffern eingewiesen. Dornen hats genug gegeben. Aber der Herr selbst ist es, der über eigene Wege und Ziehkästlein hinweg dennoch selbst die Fäden in Seiner Hand hält und alles regiert nach Seinem Willen. Und Er ist ein Herr, der auch auf Dornen, ja gerade auf Dornen, edle Frucht erwachsen läßt.

2. Wie Döhne bei Bruder Kayser die ersten Erfahrungen sammelt.

Unser Bruder Kayser war hocherfreut, einen deutschen Landsmann bei sich beherbergen zu können; war es doch der erste Deutsche, den er bei sich sah. Er wies ihm ein Kämmerlein an,

so gut ers hatte. Döhne schreibt davon: „Obgleich es mir nicht erlaubt ist, weite Schritte darin zu machen, so fühle ich mich doch glücklicher darin, als ein König in seinem großen geschmückten Saale." In seinem Herzen klang das Wort: „Der Vogel hat sein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest!"



Kaffernhof bei Port Elizabeth.

Bald aber fand er sich einer riesigen Aufgabe gegenüber. Die wesleyanischen Missionare hatten zwar schon mit Fleiß gesammelt und gesichtet, und eine Art kafferscher Grammatik zusammen-

gestellt, auch die Evangelien Lucas und Johannes und den Propheten Jesaias übersetzt. Aber das alles waren höchst unvollkommene Versuche, und die kafferische Sprache mit ihren Klixen und Schnalzern und ihren von allen anderen grammatischen Bildungen so grundverschiedenen Formen kam ihm je länger je krauser vor. Endlich sah er ein, er müsse ganz von vorn beginnen.

So schrieb er sich denn alle Tage eine Anzahl kafferscher Wörter auf, und befragte sich über ihre Richtigkeit mit Bruder Kayser oder den Kaffern. Er gedachte auf diese Weise nach und nach zu einem Wörterbuch zu kommen. Dann suchte er zu übersetzen. Das kostete aber nicht selten mehrere Stunden für einen einzigen Vers, denn er hatte es sich zur Regel gemacht, nicht eher weiter zu gehen, als bis er über jeden Buchstaben und jede Sylbe des vorkommenden Wortes zu voller Klarheit gekommen wäre. Was er also herausfand, stellte er zu Regeln zusammen, um wo möglich zu einer klaren grammatischen Erkenntniß der Sprache zu gelangen. Das kostete so schweres Kopfzerbrechen, daß unser Bruder nach stundenlangem Sinnen und Denken bisweilen erschöpft niedersank, wo er vom Herrn selbst Kraft und Licht erbat, damit er nicht erlahme und ermüde. Hatte er dann eine Regel, eine Conjugation nach seiner Meinung gründlich und tief erfaßt, dann dankte er dem Herrn auf den Knien für das gnädige Geschenk. So gings und so geht es auch heute allzeit weiter mit unserer Mission. Denn ein Missionar, der die Sprache seines Volkes nicht gründlich kennt, gleicht einem Tischler ohne Hobel, einem Kriegsmann ohne Waffe.

Bald aber bescheerte ihm der Herr auch ein Angeld, daß er auch wissen sollte, zu welchem Zweck er alle diese große Mühe übernahm.

Ein Kaffer kam, um ihm sein Herz auszuschütten. Zwar ging der Verkehr durch einen Dolmetscher, aber man verstand sich doch eben gegenseitig.

Kaffer. Ich bin gekommen, meinem Herzen Luft zu machen und dich zu fragen über ein Ding, das mich drückt und quält.

Döhne. Sag an; so viel mir Gott Gnade giebt, werde ich dir antworten.

K. Woher kommt es, daß beides, Menschen und Thiere so kränklich und elend sind, und sogar einen üblen Geruch von sich geben?

D. Das kommt von der Sünde. Vor ihrem Fall sind die ersten Menschen rein und heilig gewesen, aber nach demselben hat die Sünde alles verderbt.

K. Woher kommt es aber, daß die Menschen so blutdürstig sind, und sich sogar einander ermorden?

D. Auch das kommt von dem Sündenfall.

K. Wo ist doch aber der Ort, wo alles in der Welt in Feuer untergehen soll?

D. Warum fragst du danach?

K. Ich fürchte mich so sehr, daß alles vernichtet werden soll. Denn ich werde mit brennen müssen, meine Sünden sind sehr groß; ich habe es verdient.

D. Ich kenne Menschen, die fürchten sich gar nicht vor jenem großen Tage; sie freuen sich vielmehr darauf; denn sie wissen, daß sie durch Jesum Christum erlöset sind. Aber woher weißt du, daß du ein Sünder bist?

K. Es ist etwa ein halbes Jahr her; da ging ich Morgens vor Sonnenaufgang an den Fluß, um Wasser zu schöpfen. Als ich zurückkam, sah ich plötzlich nicht fern von mir eine Wolke von gelber, rother, grüner und blauer Farbe. Bei dem Anblick überfiel mich eine Todesangst, und alle meine Sünden standen klar vor mir. Dazu sah ich einen dicken Dampf aufgehen, und hörte eine Stimme, die sprach: Laß ab von deinen Sünden, denn alles wird in Feuer vergehen. In meiner Angst lief ich in die Hütte und weckte die Leute, daß sie doch das Gesicht auch ansehen möchten. Die lachten mich aber aus. Und als ich wieder herauskam, war die Wolke verschwunden. Von dieser Zeit ab sagt mir immer ein Ding, alles werde in Feuer vergehen, die Menschen sollten ihre Sünden wegwerfen; und alles, was ich sehe, Sonne, Mond, Sterne und alle Geschöpfe habe ein Gott geschaffen. Und wenn ich nun die Leute auf meinem Kraal sündigen sehe, so drückt die Angst mein Herz fast zu Tode.

D. Möchtest du denn nicht gerne deiner Sünden und deiner Angst los und ledig sein und Frieden im Herzen haben?

K. (zitternd und mit tiefem Seufzer): Ach, wenn ich nur einen Ort wüßte, wo ich dies erlangen könnte, ich würde gern dorthin gehen.

D. Den Ort kannst du allenthalben haben; suche Jesum und bete zu ihm.

K. Das thue ich. Wenn meine Sünden aufsteigen, laufe ich nach einem stillen Ort und bete.

D. Was betest du denn?

K. Ich bete, daß Gott Himmel, Erde, Sonne, Mond und alle Sterne gemacht habe.

D. Weißt du denn nichts von Jesus?

K. Nein, ich bete, daß Gott Himmel, Erde, Sonne, Mond und alle Sterne gemacht habe.

Darauf durfte Bruder Döhne dieser suchenden Seele die Gnade des Herrn Jesu, der für unsere Sünden gestorben ist, anpreisen.

Jener Kaffer aber begann von jener Zeit an, mit den Leuten

in seinem Kraal zu beten. Ein Theil glaubte, ein anderer lachte, alle staunten.

Am Sonntag den 17. Juli kam jener Kaffer mit 17 Personen von seinem Kraal, um das Wort Gottes zu hören. Döhne hielt eine kurze Ansprache. Dann betete jener Kaffer mit solcher Inbrunst, daß Bruder Döhne, trotzdem er die Worte nicht verstand, tief ergriffen war. Der Dolmetscher gab ihm den Inhalt des Gebets an. Er hatte Gott gelobt, daß er auch ihnen sein Wort gesandt und sich ihrer erbarmt habe, damit sie nicht in ihren Sünden blieben. Er möchte doch auch jetzt, da sie gekommen wären, das Wort zu hören, ihre Herzen öffnen, daß sie es könnten annehmen und selig werden. Dann habe er ein Bekenntniß ihrer Sünden hinzugefügt.

Habt ihr meine Worte verstanden? fragte Döhne. O, antwortete der angeregte Kaffer, sie sind sehr süß gewesen, mein Herz ist erquickt. Die Uebrigen sprachen: Wir haben den Schall der Worte gehört, aber den Sinn nicht verstanden. Es war, als hörten wir das Sausen des Windes, dessen Sprache wir auch nicht verstehen.

Beim Weggehen reichten alle dem Bruder Döhne die Hand und dankten ihm und priesen ihn, daß er dorthin gekommen und ihr Freund geworden sei, der ihnen lauter Wahrheit und Gutes sage. Bei zwei Stunden weit waren sie herbeigekommen, und hatten dann den ganzen Tag beim Missionar verharrt, ohne einen Bissen Brodes zu genießen.

Nach 14 Tagen kam jener Kaffer wieder; seine Angst war noch nicht gewichen. Das Wort „Selig werden" konnte er nicht verstehen. Er versprach, bald selbst herzuziehen, um weiter belehrt zu werden. — Da Bruder Döhne bald darauf Knappshope verließ, fehlen uns die genauen Nachrichten, was schließlich aus dieser suchenden Seele geworden ist. Der Herr aber hat gesagt: „Suchet, so werdet ihr finden."

Einer Spur von ihm begegnen wir in den späteren Tagebüchern Döhne's. Missionare waren nach der schottischen Station Burnshill gekommen. Als die Schwarzen in ihnen Missionare erkannten, erzählten sie:

„Hier ist eine Frau, die hat uns Vieles von den Lehrern erzählt; sie fordert uns alle Tage auf, mit ihr zu beten, und läßt nicht zu, daß wir zum Tanz oder dergleichen Dingen gehen, indem sie sagt, dies wären Teufelswerke, und dem Teufel müßten wir nicht dienen, sondern suchen, unsere Seelen zu erretten. Missionar Kayser tritt hierauf in die Hütte, erkennt jene Frau sogleich und giebt ihr den Auftrag: sie solle diesen Abend die Leute zusammenrufen, denn er wolle ihnen das Wort sagen. Sehr erfreut über diesen Auftrag eilt sie hinaus, stellt sich auf den Platz, und be-

ginnt mit einer sehr lieblich klingenden Stimme zu singen: „Komm, komm! Gott ist dein Schöpfer! Er ist dein Schöpfer, dein Schöpfer! Komm, komm! Gott ist gut! Gott ist gut, sehr gut, sehr gut! Komm, komm! Er ist dein Freund! dein Freund, dein Freund, dein Freund! Komm, Er sucht dich! Er sucht dich sehr, er sucht dich! Komm, Er will dich erretten, Er will dich selig machen! Komm, Er will dich zum Himmel führen! Komm, komm doch! Ach komm doch! O komm!" Nachdem sie geendigt, versammeln sich die Kaffern vor den benachbarten Kraals. Die Missionare halten Gottesdienst und die Kaffern hören aufmerksam zu. Als der Gottesdienst aus ist, gehen alle Kaffern mit jener Frau in eine andere Hütte, und lassen die Missionare allein. Nach etlichen Minuten herrscht eine große Stille, und die Missionare hören eine Stimme, als ob Jemand betete. Sie gehen aus der Hütte, und als sie ein wenig horchen, vernehmen sie, daß jene Frau unter den versammelten Kaffern betet über das gehörte Wort. Ja, sie betete, und wie?! So, daß sich die Missionare nicht genug verwundern, und nur mit Erstaunen Einer zum Andern sagen konnten: Nein, nein! Solch Gebet haben wir noch nie gehört! Welch ein Geist ist das! Welche Inbrunst! Sie faßt Gott und den ganzen Himmel und betet ihn herab! — Diese Frau ist ein armes, kleines Kafferweib, aber doch groß am Geist. Sie ist nie auf einer Missionsstation gewesen, sondern nur durch ihren Bruder — jenen Kaffer, von dem ich in meinem Tagebuche erzählte — erwecket. Gleich nach ihrer Erweckung kam sie, gleich wie ihr Bruder, oft zu mir — als ich noch bei Missionar Kayser war — mit dem Wunsche, ich möchte ihr etwas von Gott und Jesus sagen, weil sie recht hungrig sei, etwas zu hören. Das Geistesleben nahm bei ihr sehr bald eine freudige, dankbare Richtung, weil sie nicht mit so vielen Zweifeln zu kämpfen hatte, wie ihr Bruder, mit dem es langsam, aber desto tiefer geht. Beide nun, sowohl sie als auch ihr Bruder, sind fortwährend thätig, um auch andern Kaffern das große Wort zu sagen, und vernachlässigen dabei ihre Arbeit nicht. Sie müssen dabei auch Spott und Verachtung genug leiden; das stört sie indeß nicht, ja, sie bezeigen sich so, als ob ihnen nichts widerführe." —

3. Döhne findet seinen Häuptling.

Zum 10. September hatte Oberst Smith eine große Volksversammlung nach Kingwilliamstown berufen, um sein Amt in die Hände seines Nachfolgers des Lieutenant Governor Stockenström

zu übergeben. Auch die Missionare waren eingeladen. Bruder Döhne reiste deshalb mit Bruder Kayser ebenfalls hin. Der Gouverneur war hocherfreut zu hören, daß Döhne beim Häuptling Gasäla sich niederzulassen beabsichtigte. Er rief sofort diesen Häuptling herbei.

Als dieser hörte, Döhne wolle sein Missionar werden, war er anfangs vor Freude so erstarrt, daß er kein Wort sprechen konnte. Dann ergriff er ihn beim Arm und hielt ihn fest, wie einer, der eine große Beute erlangt hat, und betrachtete ihn mit großer Verwunderung von oben bis unten, lange, lange. Dann ging er mit ihm zum Gouverneur, und sprach aus, wie sein Herz voll Freude wäre darüber, daß sein längst gehegter Wunsch nun plötzlich erfüllt werden solle. Der Missionar möge kommen und in seinem Lande den Platz aussuchen, wo er wohnen wolle. Der Gouverneur ermahnte ihn darauf, er solle auch recht zu Herzen nehmen, was der Missionar ihn lehren würde; denn die Missionare seien Friedensboten; sie richteten keinen Schaden noch Krieg, sondern nur Gutes an; darum möge er ihn allzeit als seinen Bruder und Freund ansehen, und wenn er in Verlegenheit wäre, seinen Rath und Unterweisung suchen.

Gasäla dankte und versprach es. Nach einer Stunde traf er Döhne wieder und sprach: „Der Gouverneur sagt, ich solle dich als meinen Freund und Bruder ansehen. Aber dazu fühle ich mich viel zu unwerth. Ich will dich als meinen Vater ansehen, mich zu deinen Füßen setzen, und dir als ein Kind gehorsam sein!"

Am 7. October traf Döhne in Begleitung von Bruder Kayser bei Gasäla ein. Er saß bei seinen Weibern, die zwei Ochsenhäute aufspannten, um Karosse daraus zu bereiten. Er sprang aber sofort auf und holte Pferde herbei, damit die Gegend beschaut und der Ort der Niederlassung vom Missionar gewählt werden könne.

Wie Bruder Döhne damals das Kafferland fand, hören wir mit seinen eigenen Worten:

„Das Kafferland möchte ich mit dem alten Palästina vergleichen, von dem die heilige Schrift sagt, daß Milch und Honig darin floß; denn dies läßt sich genau auf das Kafferland anwenden. Nirgends möchten wohl so viel Kühe in einem Lande sein, als hier, obgleich der Landstrich bis zum Kai-Flusse mehrere tausend Stück Rindvieh einbüßte. Honig wird ebenfalls überall gefunden; denn die Bienen haben hier keinen Herrn. Hiervon läßt sich nun leicht auf einen fruchtbaren Boden schließen. Dieser ist ein durchgängig fetter, aber nicht steifer Lehmboden. Sehr selten, und nur auf einigen kahlen Hügeln finden sich Kalkstein und kieselartige Adern. Wegen des Nebels und der steten Feuch-

tigkeit bauen die Kaffern auf den höchsten Spitzen der Gebirge Gärten. In diesem Boden kommen alle Gattungen von Früchten fort, wenn man sie säet. Jetzt sieht man freilich nur hie und da etwas der Art, und außer den Kafferngärten nur das schöne oft 2—3 Fuß hohe Gras, welches im Winter abgebrannt wird, damit das Vieh das neue erhalten kann, und mancherlei Kräuter. Von Unkraut ist eigentlich der Boden frei, weil, was nicht Gras ist, nur Kräuter, die noch wenig bekannt, und Blumen von der schönsten Art sind, welche man in Deutschland nur mit Mühe vor den Fenstern und in Treibhäusern findet. Holz ist in verschiedenen Gattungen in Menge vorhanden. Jede enge Schlucht eines Hügels ist davon voll, und außer den Gebirgen besonders die Ufer der Flüsse. Daher kann nicht nur Rind- und Schafvieh gut fortkommen, sondern es findet sich auch allerlei Wildpret. Auf den Gebirgen sind Löwen und Tiger, aber doch nur wenige. Desto größer ist die Anzahl der wilden Pferde und Kühe und Großwild. Auf den Hügeln und Flächen finden sich mehrere Arten von Böcken, gleich den Rehböcken Deutschlands, desgleichen von Stachelschweinen. Wölfe und Schakals hausen auch am liebsten auf den Höhen. Vögel findet man vom größten bis zum kleinsten. Der Strauß ist jedoch hier selten und mehr am Kai und jenseits. In besonderer Anzahl finden sich eine Art Fasane und Perlhühner, die ein sehr wohlschmeckendes Fleisch haben; in den Flüssen allerlei kleine Fische und eine Menge Fischottern. Auch werden Kalksteine in den Flüssen gefunden. Sonst findet man diesseits des Kai nur eine Steinart, harte Sandsteine, die gewöhnlich das Bette der Flüsse bilden, und da in meist quadratmäßigen Formen zu haben sind. Das Land, so weit ich es bereist, ist im Allgemeinen Hochland, doch beginnt das besondere Hochland vom Buffalo-Fluß bis zum Kai, wo man aber auch die schönsten Flächen sieht. Besonders romantisch ist der Strich längs dem Gebirge, wo man dem Harzgebirge in Deutschland ähnliche Ansichten, mit den schönsten Thälern passirt. Ich habe nie ohne Bewunderung und Entzücken diese Gegend durchreiten können."

4. Döhne beginnt sein Missionswerk an der Gonubi.

Noch bevor Bruder Döhne (Mitte November 1836) sich aufgemacht hatte, um bei dem an den Ufern der Gonubi wohnenden Gasäla seine erste Missionsarbeit zu beginnen, war ein Ereigniß eingetreten, welches die Herzen der Kaffern um vieles geneigter für die Annahme des Wortes Gottes machte. Der Gouverneur

Stockenström hatte in richtiger Schätzung der militärischen Tüchtigkeit und Kampfeslust des damals noch ungebrochenen Kaffervolkes die im letzten Kriege gewonnenen neuen Grenzen wieder aufgegeben, und seine Truppen bis an die alte Grenze des Fischflusses zurückgezogen, die er, um einen Wall gegen die fortgesetzten räuberischen Einfälle der Kaffern in die alte Colonie zu haben, möglichst befestigte. Dadurch hatten die Kaffern ihre alten schönen Weideplätze wieder gewonnen, in denen sie sich von den Schlägen des Krieges bald erholten. Dieser Krieg hatte sie außerdem deß belehrt, daß die Missionare friedliche Leute seien, von denen sie nur Gutes empfingen. So wurde auch Döhne mit dem größten Vertrauen aufgenommen. Umfundisi ulungile kakulu kakulu. „Du Lehrer, bist gut, sehr gut", oder umfundisi ungumninawe wetu, d. h. „Du Lehrer, bist unser Bruder!", so redeten ihn die an, die ihn kannten. Die ihn nicht kannten, fragten etwa: ungubanina wena? Wer bist du? Antwortete er dann dingumfundisi mina, d. h. ich bin ein Lehrer, so riefen sie aus hé! hé! d. h. Schön, Schön.

Aber je geneigter die Kaffern, desto schwieriger waren die Verhältnisse, die Döhne antraf.

Sein Dolmetscher, ein bekehrter Christ und geübter erprobter Dolmetscher, als es hieß, es gehe an die Gonubi, erklärte sofort, dorthin könne er nicht folgen. Er hatte im letzten Kriege gegen die Kaffern gefochten, und fürchtete nun, von ihnen ermordet zu werden, wenn er unter ihnen sich sehen ließe. Döhne mußte daher einen Heiden nehmen, der weder englisch noch kaffrisch ordentlich konnte und für geistliche Dinge keine Spur von Erkenntniß besaß. Aber auch diese Noth kam vom Herrn. Er wollte den Bruder Döhne anleiten, in Bezug auf die Sprache, für die er besondere Begabung empfangen hatte, auf eigenen Füßen zu stehen. Und an diese Arbeit ging derselbe nun mit allem Fleiß. Er änderte das von den Engländern eingeführte, nach englischer Aussprache der Buchstaben eingerichtete Alfabet um, er vervollständigte sein selbstgemachtes Lexicon und war in nicht allzulanger Zeit über die Grundzüge einer ganz neuen Kaffer-Grammatik im Reinen.

Ueber seine damaligen Beobachtungen und Studien spricht er sich selbst mit folgenden Worten aus:

„Die Sprache der Kaffern ist für jeden Fremden höchst schwierig. Obgleich schon etwas darin geschehen ist, so ist doch deren Darstellung noch eine Arbeit für viele Jahre. Die Laute derselben sind bisher, was auch thunlich, durch die Zeichen des lateinischen Alfabets dargestellt worden, obgleich sich für einige füglicher neue Zeichen paßten. C, Q und X sind Zungenschläger, die selten von einer 30jährigen ausländischen Person richtig ausgesprochen werden können, und selbst für jüngere oft unlernbar

sind; denn je nachdem ein Vokal darauf folgt, oder ein Konsonant vorher geht, erhalten und erfordern sie einen besondern Schlag. C wird mit einem Schlag an die Vorderzähne, Q mit einem gegen den obern Gaumen, X mit einem gegen die hintersten Backenzähne ausgesprochen. Das Grundgesetz dieser Sprache ist die Euphonik (Wohlklang). Es giebt zwölf Declinationen für das Substantivum und Adjectivum. Je nachdem letzteres mit ersterem in Verbindung tritt, nimmt es drei verschiedene Präfixa an. Die Numeralien ebenfalls. Die Pronomina relativa sind in ihren Zeichen o, e und a analog dem Griechischen, aber nicht in ihrer Anwendung. Sie werden stets mit ihrem Subject und Prädikat durch das Hülfsverbum verbunden. Das Pronomen possessivum wird mit allen zwölf Declinationen verbunden und hat 142 Formen. Das Verbum ist in seiner Wurzel sechs Veränderungen fähig, wovon drei dem hebräischen Hiphil, Piel und Hithpael in der Bedeutung analog sind. Die Tempora des Verbums können mit den genauesten Bestimmungen gegeben werden; sie sind jedoch jetzt noch nicht in das Klare gebracht. Manche von ihnen haben 30 Formen. Hinsichtlich der Veränderungen, welcher die ganze Sprache fähig, hat sie das Meiste mit der Hebräischen Sprache gemein; besonders die Erweichung der Vokale, die Präfixa, welche überall in Anwendung kommen und die Suffixa, welche wenig statt finden; aber in ihrer Aussprache, Bedeutung und Länge der Wörter durchaus nichts, als die drei Fälle im Verbum. Dandibendingasakubandibenditandile ist ein Wort mit 14 Silben, und heißt: ich würde nicht geliebt haben; tanda ist die einfache Wurzel, ile die Perfektendung, alles andere Hülfsverbum. Letzteres liegt noch in großem Dunkel, wonach ich schon lange gesucht und geforscht habe. Meine Meinung ist, daß jene eilf Sylben nur eine verwirrte Wiederholung sind, welche aus dem Mangel an einer ursprünglichen Handschrift entstanden, wie sich dies auch häufig in der Hottentottensprache findet. Mir erscheint als erstes Hauptbedürfniß, um diese Sprache einigermaßen ins Klare zu bringen, eine Darstellung der Etymologie. Hierzu ist noch fast nichts geliefert, und da sie mir durchgängig auf festen Gesetzen zu stehen scheint, so habe ich meine Aufmerksamkeit besonders darauf gerichtet, und auch schon manches aufgefunden. Meine Syntax umfaßt jetzt drei Bogen, deren Richtigkeit sowohl durch das, was jetzt in Schrift besteht, als auch durch mündliche Befragung bestätigt ist. Mein Wörterbuch umfaßt jetzt bei 8000 Wörter in Kaffrisch-Deutsch und Deutsch-Kafferisch."

Am 20. November hielt Döhne seine erste kaffrische Predigt über 1 Cor. 4, 1—2. Gasäla bejahte rühmend, er habe ihn verstanden.

Nicht so gut verstand er die Sprache des heiligen Geistes. Denn als Döhne ihm Vorstellungen machte, daß er mit seinem Volk am Tanzen und Schreien und Toben sich erlustige, erwiderte er: Das sei doch zu früh, daß der Lehrer ihn hierüber strafe; er solle doch lieber das ganze Volk zusammenrufen und die Sache besprechen. Erst wenn er mit seinem Volk nicht mehr zum Gottesdienst gekommen sein würde, wäre es Zeit gewesen, ihn zu strafen. Doch kam er nach einer Stunde demüthig an; er sähe ein, daß Döhne seine Pflicht thue, derselbe möchte doch ja nicht glauben, daß er böse sei, sondern fortfahren, ihn zurechtzuweisen.

Hierzu fand sich allerdings bald genug Gelegenheit. Denn während am heiligen Christtage Döhne dem Häuptling erklärt hatte, es sei heute ein großer Festtag, mußte er mit Schmerz sehen, daß ein Regenmacher kaum 10 Schritte von dem Orte des Gottesdienstes seine Zauberstätte aufschlug, auf welcher das von allen Seiten herbeigeströmte Heidenvolk sprang, tanzte, lärmte, um Regen herbeizuzaubern. Und als nun gar nach zwei Stunden der Himmel sich verfinsterte, und der Regen in Strömen sich ergoß, und als alle die Macht ihres Regendoktors priesen, da wurde dieser Tag unserem Bruder zum Bußtag und er fragte: Warum hat der Herr dies gethan?

Doch war das Jahr noch nicht beendet, als Döhne die heilige Weihnachtsbotschaft „Friede auf Erden" auf eine andere, den Heiden verständlichere und eindringlichere Weise verkünden durfte.

Gasäla, Sohn eines geringeren Häuptlings Nukwa, war in die königliche Familie des mächtigen Hauptes der Chlambi adoptirt worden und hatte dadurch größere Würde erlangt, als sein eigener leiblicher Vater besessen hatte. Gojhlo, Chlambe's Sohn, der eigentliche Thronfolger hatte ähnlich wie Ruben, durch Ehebruch mit seiner Stiefmutter seinen Vater Chlambe erzürnt, und sein schlauer Bruder Umhala hatte diese Umstände zu benutzen gewußt, um Gojhlo von der Thronfolge auszuschließen, und selbst dem großen Chlambe in der Regierung zu folgen. Da nun Gasäla und Umhala beide von einander unabhängige selbständige Capitäne waren, die jedoch ihre Macht auf gleiche Wurzel zurückführten, obschon beide nicht durch ihre Geburt für dieselbe berechtigt, so war eine lebhafte Eifersucht zwischen beiden mächtigen Capitänen entbrannt, welche, da Umhala einen von Gasäla bestraften und zu ihm geflüchteten Mann in Schutz nahm, in hellen Kriegsflammen aufzulodern drohte. Schon hatte Umhala mit seinen Bewaffneten einen herausfordernden Zug unternommen, schon hatte auch Gasäla in voller Zorneswuth seine Mannschaften zusammengerufen, und es fehlte nur noch der Funke für das Pulverfaß, der möglicher Weise das ganze Kaffervolk hätte in den Krieg verwickeln können, — als sich Bruder Döhne nicht ohne

eigene Lebensgefahr in das Mittel warf. Und als der Herr es ihm gar gelingen ließ, den Gasäla zu besänftigen und den Umhala von seinem Unrecht zu überzeugen, und als nun die bereits geschliffenen Assagaien wieder zur Ruhe gelegt waren, da pries alles Volk die große Weisheit des weißen Lehrers, der ein großes Unglück abgewandt hatte, und das Ansehen des Bruders Döhne war in nicht geringem Maße gekräftigt beim ganzen Volk.

Aber nun begann er eine andere mühsame Arbeit. Bruder Döhne mußte unter vielen Schmerzen, völlig nur auf seine eigenen Hände angewiesen, sich in der Einsamkeit sein eigenes Häuslein erbauen. Solche Anfängerarbeit ist nicht leicht. Vormittags am Waschfaß stehen, weil keine andere Hand vorhanden ist, die diese Arbeit für ihn thun könnte, Nachmittags das Lied: „Jesus meine Zuversicht" übersetzen, am folgenden Tage erst die Schnitzbank selbst sich verfertigen, mit deren Hülfe der erste Tisch und der erste Stuhl gearbeitet werden soll, Vormittags die alten Kleider flicken, Nachmitttags in die Erforschung der Sprachgesetze sich vertiefen; ohne genügende Nahrungsmittel die Speisen ganz ohne weibliche Hülfe sich bereiten müssen, darüber in eine schwere Krankheit verfallen, die sich durch den Mangel an weiblicher Pflege zu einem chronischen Magen- und Unterleibsübel immer mehr ausgestaltete, im Fieber daliegen ohne Arzt, auch selbst ohne Möglichkeit, einen solchen zu bekommen, ohne Weib oder Schwester, Todesgedanken bewegen ohne Seelsorger und Freund, — in vollster Einsamkeit nur auf die Umgebung roher Kaffern angewiesen sein — das ist ein Stücklein von der Kreuzesschule, in welcher der Herr sich seine Boten tüchtig macht. Aber, selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn Noth treibt ins Gebet. Als Döhne in seiner Fieberhitze auf den Tod gefaßt, gern bereit war, heimzugehen, aber doch auch um der armen Kaffern willen noch gerne hier unten geblieben wäre, da faltete er seine Hände zum Gebet: „Herr siehe, ich habe hier keine menschliche Hülfe, Du allein mußt jetzt mein Helfer sein, wenn es Dein Wille ist, daß ich genesen soll. Dir aber ist es auch nicht unmöglich, auch ohne Mittel zu helfen!" — Und siehe, kaum war dies Gebet gesprochen, so fiel Bruder Döhne in einen sanften, festen Schlaf, aus welchem er erst am andern Morgen erwachte. Die Entzündung war gehoben, und Döhne konnte seinem Gott danken, daß er wunderbarlich geholfen hatte. —

Auch unter den Kaffern mußte er schon an der Gonubi schwere Erfahrungen machen. Ein englischer Händler kam mit einem Branntweinfaß. Gasäla konnte nicht widerstehen und lag bald völlig betrunken da. Nach einigen Tagen kam er zu Döhne, finster wie die Nacht, trotzig in Wort und Gebehrde; dann wandte er sich, um noch mehr Branntwein zu trinken. Döhne

brach das Herz und er bat unter bitteren heißen Thränen den Herrn um Hülfe gegen diesen abscheulichen Feind, der alles bisher mühsam Aufgebaute mit einem Schlage wieder zu vernichten drohte.

Doch auch in diesem Leid ließ es der Herr an Trost nicht fehlen. Es war auf dem Kraal ein berühmter Regenmacher Namens Hans, ein gewaltiger Redner und höchst scharfsinniger Kopf. Dieser nahm, als Bruder Döhne soeben vor einer sehr unaufmerksamen Zuhörerschaft das Wort Gottes verkündigt hatte, plötzlich das Wort und sprach zu seinen Landsleuten: „Ja, ihr sagt immer, ihr hättet nichts behalten, allein ihr gebt euch auch keine Mühe, daß ihr etwas behalten möget. Ich habe jetzt alles verstanden, und halte fest bei mir, was der Lehrer soeben gelesen hat. Wir Kaffern haben alle diese schlimme Krankheit, die große Sünde, und diese kann allein der Herr Jesus heilen, wie der Lehrer ganz recht sagte. Wenn wir aber an diese unsere Krankheit denken, dann bekommen wir einen großen Schreck; das Ding will uns nicht behagen, und deshalb wenden wir unsere Gedanken alsbald wieder auf unnütze und schlechte Dinge hin. So ists mit euch auch; wenn ihr diesen Punkt bei euch findet, indem der Lehrer zu euch redet, dann will euch das nicht gefallen, und ihr denkt gleich wieder an unnütze Dinge." Dann sprach er zu Döhne gewandt: „Ich suche nichts an den Dingen dieser Erde, weil ich sehe, daß Alles voll Sünde ist. Alles ist mir zum Ekel!"

Das alles waren nur flüchtige Verstandesreflexionen, die sich an die Worte des Missionars anknüpften. Der alte Zauberer dachte nicht daran, sich zu bekehren; er sprach nur Worte, von denen er wußte, daß der Missionar sie gern höre. Aber der Herr wollte dem Missionar einen Trost verschaffen, darum gab er, daß dieser Heide, trotzdem er wissen konnte und wußte, daß mit dem Siege des Evangeliums sein eigenes finsteres Handwerk und sein Gewinn dahinfallen werde, doch also offen für den Missionar das Wort ergreifen mußte.

Größere Freude hatte der kranke Bruder an zwei Frauen, von welchen die eine die große Frau des Gasäla, die andere seine Schwester war. Beide sprachen in tiefer Bewegung wiederholt ihr Verlangen aus, von ihrem Sündenelend los zu kommen, und an der Gnade des Herrn Jesu Theil zu erhalten. Und was giebt es denn für einen größeren Trost für ein tief beschwertes und niedergebeugtes Missionarsherz, als solche Hoffnungsblüthen. Döhne erhielt aus denselben neue Kraft, daß er auch in großer Körperschwäche fortfahren konnte mit der Verkündigung des Worts. Er schreibt aus jenen Tagen: „Ich danke tausendmal dem Herrn, daß er mich unwürdigen Knecht in seinem Dienste brauchen will. Er wolle nur aus Erbarmen nicht auf meine Unwürdigkeit und

Fehler mit Ungnade sehen, sondern alles gut machen, was ich dabei gewiß noch oft verderbe, mich aber auch immer mehr heiligen zu seinem Amte, damit ich die Bundeslade mit wahrhaftem Herzen tragen möge!" —

5. Gründung von Bethel.

Gasäla hatte schon seit längerer Zeit den Gedanken gefaßt, den ihm zu enge gewordenen Platz an der Gonubi mit einem geräumigeren zu vertauschen. Es war auch ein solcher an der großen Kobussi gefunden. Bruder Döhne war bereit, sein so eben mit vielen Schwielen selbst erbautes Häuslein zu verlassen und ihm zu folgen, denn der neue Platz schien viel geeigneter zu einer Missionsstation.

Am 11. Februar 1837 lud er seine wenigen Habseligkeiten auf einen gemietheten Ochsenwagen und verließ die Gonubi. Zwei Stunden lang ging die Fahrt ohne Gefährdung, aber als nun die kleine Kobussi durchfahren werden sollte, machte der ungeschickte Treiber seine Sache so schlecht, daß mitten im Fluß der Wagen stehen blieb und die Ochsen nicht im Stande waren, ihn herauszuziehen. Er mußte zurückgeschoben werden, der Versuch wurde an einer andern Stelle erneuert — aber diesmal schlug der Wagen mitten im Fluß um. Döhne mußte mit seinen Leuten in das Wasser, um die Sachen aus dem Wagen zu holen, zweimal fiel er um, und das Wasser ging ihm bis an den Hals. Mit unsäglicher Mühe waren endlich die Sachen, zum Theil zerrissen und zerbrochen an das Ufer gebracht. Aber während alles zerstreut umherliegt, bricht ein Gewitter mit Platzregen aus, und weicht die zerstreut am Ufer liegenden Sachen gründlich durch; unter andern auch den kleinen Vorrath von Mehl, in welchem der Sauerteig eingewickelt lag. Der Wagen durfte wegen des schwellenden Wassers nicht im Fluß bleiben; man mußte ihn in einzelnen Stücken ans Ufer bringen. Dort wurde er wieder zusammengesetzt und beladen, um noch womöglich den nächsten benachbarten Kraal zu erreichen. Aber die Ochsen wollten ihn auf dem schlüpfrig gewordenen Boden nicht ziehen. Also nun Nachtquartier auf freiem Felde. Aber woher Stroh und Holz nehmen zum Feueranmachen? Ein alter Stuhl, der mit Stroh gestopft war, muß seinen Inhalt hergeben; eine alte Thür über die stehenden Wasserlachen gebreitet, wird die Bettstelle unter dem Wagen. So wird die Mehlsuppe gekocht. Der Sauerteig hatte sich bereits mit Hülfe des Regens und des Flußwassers dem Mehl

mitgetheilt, also sauer genug war sie, schmeckte jedoch prächtig; denn der Hunger ist ein trefflicher Koch. Der Regen hielt die ganze Nacht hindurch an.

Am folgenden Morgen wurde eingespannt, und Nachmittags der ausgewählte Platz an der Kobussi erreicht. — Aber! — Während Bruder Döhne sich mit seinem Wagen abzumühen hatte, war ein Trupp Kaffern bereits voraufgeeilt, und hatte gerade den zum Stationsfelde bestimmten Fleck Landes besetzt. Da Bruder Döhne diese wegtreiben weder konnte noch wollte, mußte er sich nach einem andern Platz umsehen. Keiner wollte sich finden. Da sattelte Döhne sein Pferd und ritt den linken Nebenfluß der Kobussi, die Kumakale, hinauf. Aber der einzige einigermaßen passende Platz war viel zu klein, bot auch keine Gelegenheit, um das Wasser auszuleiten, so daß Döhne allen Ernstes wieder an die Gonubi zurückzukehren gedachte, zumal er nicht wußte, ob Gasäla so weit hin, bis zur Kumakale ihm folgen werde. Er schickte einen Boten, der brachte Gasäla's Antwort zurück: „Ich werde dir folgen, und wäre es mitten im Gebirge." So beschloß Döhne denn zunächst jenen kleinen Platz an der Kumakale zu besetzen, um nicht länger mitten im Regen unterwegs zu sein. Niedergedrückt befahl er das Auspannen und zog zur Kumakale hinauf.

Aber wie staunte er, als er ankam und den Platz näher ansah. Derselbe schien sich mit jedem Schritte zu verlängern, und war wohl 8 mal so groß, als er zuerst erschienen war, bot auch eine treffliche Gelegenheit, um das Wasser überall hin auszuleiten. Tief beschämt stand er da, und konnte kaum Worte genug des Dankes finden, daß der Herr alles so wohl gemacht hatte. Weit und breit wäre kein besserer Ort zur Anlegung einer Missionsstation zu finden gewesen.

Da hat Bruder Döhne verstehen gelernt, wozu es gut sei, mitten im Fluß umzuwerfen.

Ja, so mußte Alles kommen, schreibt er; darum alle Hindernisse eintreten, damit mich der Herr — gleichsam blindlings — führen könnte, und ich mich nachmals nicht rühmen möchte, diesen Platz selbst erwählt und ausgesucht zu haben. Diesen Ruhm soll Er aber auch haben, und die Stätte soll, so es sein Wille ist, „Bethel", Gotteshaus, heißen, auf der Er seines Ruhmes noch viel mehr machen wolle dadurch, daß Er hier viel Kinder in sein Haus sammeln und fürs Himmelreich erziehen möge.

So wurde unser Bethel gegründet am 15. Februar 1837. Der Platz liegt wie ein Hügel in der Niederung, von der Kumakale kranzförmig umschlossen und nur durch einen schmalen Rücken mit dem Hochlande verbunden. Am Fluß war ein Busch und hinter diesem erhebt sich das Hochland in treppenartig immer höher aufsteigenden Bergterrassen mit schönen holzreichen Schluch-

ten und grünen Matten. Der Fluß hat gesundes wohlschmeckendes Wasser und kleine Fische.

Bruder Döhne ließ sich durch die Kaffern eine Strohhütte als erste Wohnung errichten. Dieselben kamen ihm mit großer Freundlichkeit entgegen und versorgten ihn reichlich mit Lebensmitteln. Ein Ameisenhaufen in der Nähe der Hütte wurde seinen Bewohnern entrissen, mit Lehm ausgeschmiert, einer Oeffnung und Thüre versehen. Er wurde der erste ganz vortreffliche Backofen an der Kumakale.

6. Der alte Zawe.

Als nach acht Tagen Döhne das Fundament zu einem steinernen Hause auszugraben begann, sammelten sich die Kaffern von ringsumher, um zu sehen, was er da mache. Sie konnten es gar nicht begreifen, daß ein weißer Mann Vaterland und Freundschaft verlassend so weit hergekommen sei, und bedauerten ihn von ganzem Herzen. Im Uebrigen bezeugten sie ihre große Freude, ihn unter sich zu haben.

Besonders konnte ein alter Greis, Namens Zawe, ein Geheimer Rath von Gasäla, der täglich zum Besuche kam, nicht Worte genug finden, um seine Freude auszusprechen. Am Sonntag war er auch im Gottesdienst gewesen; aber, sagte er, er habe nicht alles verstanden, weil er so alt und schwach sei; darum müsse er nun immer besonders kommen und fragen, denn er möchte doch so gerne Alles verstehen.

Bei einer späteren Versammlung sprachen die Kaffern: „Du bist jetzt unser Vater, wir deine Kinder.“ Ein Geheimer Rath sprach: Ich bin dein Hund. — Damit wollte er seine Ehrfurcht ausdrücken. Der alte Zawe aber blieb noch zurück, als alle andern sich entfernt hatten; er wollte sein Herz ausschütten.

Ich habe gehört, du seist zu Gasäla gekommen. Da war es mir wehe, daß ich so weit abwohnte. Aber daß du in meine Nähe gekommen bist, ist mir eine unaussprechliche Freude, und ich habe keinen Ausgang mehr, als zu dir. Wir Kaffern sind im Vergleich zu dir Thoren, dumme, taube, blinde. Jetzt sind wir deine Kinder, du unser Vater. Zwar versprechen wir jetzt etwas, und gleich darnach thun wir es nicht. Aber dann knorre (schelte) du uns über alle Dinge, die nicht recht sind. Wir haben zuvor nie dies Wort gehört; darum sage es uns recht oft; denn das ist unser Heil . . . .“

. . . „Ich weiß nicht, wie's ist; seitdem ich das Wort höre, scheint mirs, als werde ich jetzt wieder jung, obgleich ich ein alter

Greis bin. Aber doch bin ich so dumm, daß ich nicht weiß, wie oder was ich beten soll, wenn ich in den Busch gehe, um zu beten."

Am nächsten Sonntag war er wieder beim Missionar, um sich das gehörte Wort der Predigt im Einzelnen auslegen zu lassen. „Wir liegen in einer finstern Grube, sprach er, und du bemühst dich, uns herauszuziehen und ans Licht zu bringen. Ich bin jetzt ein alter Mann, bin fast kein Mensch mehr, sondern wie ein Stück faules Holz. Wäre ich noch jünger, so könnte ich zu meinen Kindern sagen: Hört und merkt auf den Lehrer, denn durch ihn ist heute ein elizwi elikulu (großes Wort) unter uns gefallen; helft dem Lehrer bei seiner Arbeit, daß er auch euch dies Wort sage. Und hätte ich jetzt noch großen Einfluß bei Gasäla, so wollte ich ihm sagen: Höre und merke auf dies große Wort, das jetzt unter dein Volk gefallen ist, dies Wort wird deine Stärke sein, wenn du es aufnimmst. Selig sind die jungen Leute und die Kinder, und selig sind die, die noch geboren werden, daß sie dies große Wort hören und durch dasselbe groß werden können!"

Seitdem begegnen wir wiederholt in Döhne's Tagebüchern diesem alten in der eilften Stunde gerufenen Manne, der freilich fast wie ein Kind, aber eben doch als ein Kind kam, um Heil zu suchen in dem großen Worte von Gottes Sohn.

Im Juni 1837 wurde der alte Mann krank bis zum Tode. Seine ganze Familie wurde zusammengerufen; alle drangen in ihn, er solle einen Zauberarzt kommen lassen. Er aber erklärte mit Bestimmtheit, das werde er nicht thun. Sein Glaube hat ihn nicht betrogen. Der Herr segnete die von Döhne angewandte Arznei also, das er völlig wieder genas.

Am Sonntag den 17. December schickten einige Leute eiligst zu Döhne, er möchte ihnen doch Spaten und Hacke borgen, um einen Mann, der plötzlich gestorben sei, zu begraben. Döhne wies sie zurück, weil es Sonntag sei, und am folgenden Tage noch Zeit genug, den Todten zu begraben. Sie aber begruben ihn sofort in einer kaum einen Fuß tiefen Grube im Walde.

Am folgenden Tage, Montags, kam der alte Zawe tief betrübt bei Bruder Döhne an. Der Verstorbene sei sein ältester Sohn, und er habe nach Kafferuweise die vergangene Nacht im Walde bleiben müssen, obschon er selbst sehr krank sei. Döhne verbot ihm dies und erzählte ihm von der Auferstehung und dem Gericht. Der Alte hörte staunend zu.

Am Dienstag schickte er, Döhne möchte doch sofort kommen, und die großen Dinge in Augenschein nehmen, die dort gestern Abend sich ereignet hätten. Der Leichnam seines Sohnes sei aus dem Grabe gestohlen.

Döhne ritt sofort hin, und brachte nach langem Untersuchen

heraus, daß etliche Männer den Leichnam aus dem Grabe gehoben und ihm Arme und Beine abgeschnitten hätten. Den übrigen Theil hätten die Geier verzehrt. In der Grabstätte fand Döhne nur einen alten Lappen, sonst nichts von der Leiche. Sichtlich hatten Zauberer sie gestohlen, um Leichengift zu bereiten.

Nun verbreitete sich Furcht und Schrecken unter dem ganzen Volk. Gasäla stellte eine große Untersuchung an, — denn er fürchtete sich, selbst vergiftet zu werden. — Der große Doktor, ein altes Kafferweib, wurde herbeigeholt, um die Thäter „herauszuriechen."

Am 15. Januar wurden denn auch wirklich drei Männer gebunden herangeschleppt, die als die Thäter bezeichnet worden waren. Döhne eilte zur Stelle, um neuen Mord und Schandthaten wo möglich zu verhüten. Er fand die Häuser zum Theil aufgebrochen, weil man die versteckten Theile des Leichnams zu finden hoffte. Und richtig, einer der Männer war der Thäter. Er bekannte, er habe Theile des Leichnams gestohlen und zu Pulver verbrannt. Dies Pulver gieße er den Leuten in die Milch, worauf sie erkranken und endlich sterben müssen.

Hierbei gedachte Döhne, wie etliche Männer seines Platzes plötzlich erkrankt seien, und wie auch er von jenem Manne zwei Monate lang Milch gekauft habe, die einen eigenthümlichen Geschmack hatte, und nach deren Genuß er oft tödtliche Schmerzen im Magen empfunden hatte. Aber es steht geschrieben: So ihr etwas Tödtliches trinken werdet, soll es euch nicht schaden! Endlich bekannte der Mörder gerade zu, er habe durch solche Medizin den Verstorbenen, der sein leiblicher Bruder war, vergiftet, und deshalb auf schleunige Beerdigung gedrungen, damit er von seiner Leiche etwas stehlen könne. Dadurch habe er beabsichtigt, an Stelle dieses seines älteren Bruders den Rang eines Geheimen Raths an sich zu bringen.

Nachdem der Missethäter alles bekannt hatte, sollten die Sachen hervorgeholt werden, die er zur Zauberei gebrauchte. Aber erschreckt stoben alle auseinander, niemand getraute sich, bis endlich Bruder Döhne selbst zugriff und wirklich Theile des Leichnams fand. Das Urtheil wurde gesprochen, und der Unmensch kam, weil er Alles gleich bekannt hatte, mit einer Strafe von 6 Stück Vieh davon.

Darauf wurden die beiden andern Arrestanten herbeigeholt, ein alter 80jähriger Mann und sein Sohn, beide sehr reich. Sie waren sichtlich unschuldig, aber Gasäla hatte Lust bekommen zu ihrem Vieh. So wurden denn die beiden rücklings auf die Erde ausgespannt, und mit großen schwarzen Ameisen beschüttet, deren Biß empfindlich schmerzt. Sechs Stunden, bis zum Abend erduldeten sie die Pein, ohne zu gestehen. Dem jungen Mann ge-

lang es in der Nacht zu entschlüpfen. Der Alte war am anderen Morgen wieder gebunden worden und sollte nun mit glühenden Steinen gebrannt werden. Man konnte aber die Zeit nicht erwarten, daß die Steine glühend wurden, sondern schlug mit Knüppeln so unbarmherzig auf den Alten ein, daß derselbe endlich aussagte, er wolle den Leichnam holen, man möchte nur ablassen von ihm. Er suchte auf dem Platz und in den Häusern und kam endlich mit einer Kinnlade hervor, an der man nicht erkennen konnte, ob sie von einem Menschen oder Vieh sei. So wurde der Alte auch verurtheilt, all sein Vieh zu verlieren nebst aller seiner Habe. Die so eben noch reiche Familie von 12 Seelen war zu Bettlern geworden. Der junge Mann, der früher fleißig zum Gottesdienst gekommen war, und auch sonst sehr ordentlich und bescheiden sich gezeigt hatte, wurde von Bruder Döhne eine Zeit lang in Schutz und Pflege genommen. Die Kaffern kümmerten sich weder um ihn, noch um den halb todtgemarterten Greis. Das ist Kaffernjustiz.

Nach etlichen Monaten erkrankte der alte Zawe abermals. Der Capitän befahl, einen Doktor zu rufen, aber er wies denselben auch diesmal ab, und wandte sich an Bruder Döhne mit der Bitte um Arznei. Der hat ihn nach Leib und Seele redlich bedient, und der Alte hatte an dem Worte Gottes, das ihm Döhne predigte vom Tod und Gericht, vom Herrn Jesu und vom Glauben, der uns selig macht, seine große Freude und hörte es mit Ernst an. Während Bruder Döhne im Gottesdienst war, kam die Todesstunde des Alten. Seine Umgebung erzählte nachher, er sei mit einem Bekenntniß seiner Sünden gestorben. Bruder Döhne ließ ihm ein ordentliches Grab machen. Wir sind nicht ohne Hoffnung, daß seine Seele gerettet sei, wie ein Brand aus dem Feuer! —

7. Schwerer Anfang in Bethel.

Waren die ersten Monate der Missionsarbeit unsers Döhne an der Gonubi schwer gewesen, so sollten die folgenden in Bethel noch um vieles schwerer werden.

Das erste von den Kaffern gebaute Strohhüttlein bot weder gegen den Wind, noch gegen den Regen auch nur einigen Schutz. Dazu konnte er darin auch nicht einmal mit Appetit seine kärgliche Mahlzeit genießen, denn Raupen und Würmer aller Art, die im Stroh nisteten, fielen beständig herab auf den Tisch oder auf das Essen, oder sie zernagten die aufbewahrten Lebensmittel. Fiel ein stärkerer Regen, so hatte Döhne oft bis in die Nacht hinein Wasser zu schöpfen, um doch nicht ganz naß zu liegen.

Eines Abends spät, als er schon das Licht ausgelöscht hatte, bekam er sogar einen Besuch in seiner Hütte von einem Wolf, der sich aber, als er Döhne's Stimme vernahm, schnell entfernte.

Ein neues Häuslein also war unumgänglich nöthig. Aber kein Mensch war da, der es bauen konnte; seine Kaffern konnte er kaum zum Lehmtreten und zum Heranschleppen der Steine gebrauchen. Ausbrechen mußte er diese selbst, eben so die Bäume im Walde fällen. Bei dieser Arbeit verhob er sich einmal so sehr, daß heftige Brustschmerzen ihn längere Zeit arbeitsunfähig machten; dann hieb er sich beim Auszimmern der Balken so in das Knie, daß er längere Zeit liegen mußte, bis der Schaden — ohne alle ärztliche Hülfe — auscurirt war. Und doch konnte er sich keine Ruhe gönnen, der Winter rückte mit Macht heran, und bis dahin mußte das Häuslein unter allen Umständen fertig sein. Halb genesen raffte er sich also auf und arbeitete unter unsäglichen Schmerzen weiter. So erreichte er es denn wirklich, daß er am 8. April in das neue Häuslein einziehen konnte. Es maß 20 Fuß in der Länge, 12 Fuß in der Breite, 8—9 Fuß in der Höhe, und enthielt zwei Zimmer, eins für den Missionar und eins für seinen Dolmetscher. Voller Freude über das gelungene Werk, feierte Döhne sein erstes Osterfest unter den Heiden, zu welchem er sich das Datum nach dem Vollmond ausrechnen mußte, weil er in seiner Einsamkeit einen Calender nicht hatte.

Als nun der Winter hereinbrach, begab es sich bald, daß auch das neue Haus weder gegen Kälte noch gegen Wind und Regen genügenden Schutz darbot. Der Regen fiel durch den Schornstein in solchen Massen, daß es oft gar nicht möglich war, Feuer auf dem Heerde — der doch zugleich Ofen war — zu erhalten. Der Wind blies oft mit solcher Gewalt, daß Döhne jeden Augenblick meinte, nun müsse das ganze Gebäude über den Haufen fallen. Der Regen troff durch das Dach und drang durch die Thüre, die zusammengelaufenen Wasser rannen in das Haus, so daß er es durch einen Damm vor denselben zu schützen genöthigt war.

Es mußte also abermals auf den Bau eines neuen festeren Gebäudes Bedacht genommen werden, für das Döhne wiederum auf seiner alleinigen Hände Arbeit angewiesen war. Aber inzwischen war seine körperliche Kraft fast ganz gebrochen.

Bei all seiner schweren Arbeit fehlte dem einsamen Missionar nicht nur die weibliche Pflege, sondern auch die genügende Nahrung. Fleisch bekam er bisweilen ein Vierteljahr lang nicht zu sehen, so daß, selbst wenn er dann etwas auftrieb, der Magen zu sehr geschwächt war, um feste Speise aufnehmen zu können. Mehrere Wochen hatte er nichts als Kafferkorn zu essen, ohne Salz und ohne Fett, eine unverdauliche Kost. Und nicht einmal

davon hatte er genug, um seinen Hunger zu stillen Er mußte sich mit schwerem Herzen entschließen, auch das Wenige, das er zur Aussaat für den Frühling reservirt hatte, einige Hände voll Bohnen, ½ Metze Kartoffeln, etwas trockenen Milis, zu verzehren, um nur nicht Hungers zu sterben. Als auch das verzehrt war, lief der Dolmetscher im Lande herum, um Mehl zu kaufen; er brachte 5 Pfund mit, das war alles, was er hatte auftreiben können für schweres Geld. Als auch dies verzehrt war, wurde der Mehlsack ausgeklopft, um noch etwa eine Hand voll herauszuklopfen. Hungernd mußte der Missionar zu Bette gehen; was er am anderen Morgen essen sollte, wußte er absolut nicht zu sagen. Denn auch seine Kaffern litten in gleichem Maße am Hunger. Es ist eben Kaffernart, zu schwelgen, so lange man hat, und zu darben, wenn man nichts hat.

Wie Döhne am andern Morgen aufwacht, tritt ein Kaffer herein, der seine Grube aufgemacht hatte und bringt einige Hände voll Kafferkorn. Die Kaffern machen ihre Korngruben unter dem Viehkraal, und wenn der Regen dann den Dünger einsickern läßt, und das darunter liegende Korn gründlich durchdrungen hat, dann hat es für den Kafferngaumen erst den rechten schönen Geschmack bekommen. Solches Korn brachte der Kaffer seinem Missionar als Freundesgabe, und derselbe verschlang es mit Heißhunger, weil eben nichts anderes zu haben war; bis endlich, endlich nach drei anderen schweren Tagen, der lange ersehnte Wagen von Grahamstown ankam, der ihm Bücher, Sachen, Geräthe und etliche Speise brachte. Als dann acht Tage später, am 2. September die Brüder Radloff und Wuras, die von der Noth des hungernden Bruders gehört hatten, herbeigeeilt kamen, um ihm etwas Speise zu bringen, da war die größte Noth schon überwunden.

Zu dem Hunger gesellten sich kettenweis wiederkehrende Krankheiten. Namentlich war das Verdauungssystem so völlig zerstört, daß heftiges Fieber den Bruder Döhne oft lange Zeit zur Arbeit unfähig machte. Vielleicht mag die vergiftete Milch jenes oben erwähnten Brudermörders auch mitgewirkt haben. Und gegen dies Leiden war kein anderer Arzt bei der Hand, als der Herr Jesus, und keine andere Arznei, als das Gebet.

Inzwischen mußte das Holz und das Material zum neuen Hause doch auch beschafft werden. Da hatte der Missionar einmal drei Wochen hinter einander zu stehen, um Holz zu fällen; beim Zurichten der Balken zerfetzte er sich die dieser Arbeit ungewohnten Hände, daß er nur unter entsetzlichen Schmerzen Tags arbeiten, und die Nächte schlaflos zubringen mußte. Oft fiel er vor Hunger und Krankheit bis auf den Tod ermattet bei der Arbeit um und bedurfte längere Zeit, um sich wieder erholen zu können. Von seinen beiden Pferden, die die Balken heranschleiften,

ertrank ihm das beste in einem angeschwollenen Fluß. Da gesellte sich zum äußeren Elend auch manche innere Noth, und es gab manche sehr trübe Stunde, manchen sehr finstern Tag.

Dazu wurden die Arbeitskaffern, die er miethete, je länger je trotziger, unzufrieden mit Speise und Lohn, und liefen theilweis davon. Nur der Dolmetscher war und blieb treu. Derselbe hatte von dem Worte Gottes einen tiefen Eindruck bekommen, er suchte mit Fleiß seiner Seele Heil. Er bewies seinen Ernst dadurch, daß er auch in den knappsten Zeiten und bei der schlechtesten Kost nie unzufrieden war, sondern seinem Herren nicht blos beim Predigen, sondern auch beim Arbeiten redlich und treu half.

Man wird es daher verstehen, daß der 29. December ein Jubeltag für unseren Döhne war, als er in das neue Haus einziehen konnte, welches 70 Fuß lang, 15 Fuß breit, 20 Fuß hoch, vier Zimmer und eine Küche enthielt. Das alte Häuslein konnte nun zur provisorischen Kirche eingerichtet werden.

Döhne hatte dies neue Haus nicht blos für sich erbaut. Während er die Steine herantrug, brachte das Missionsschiff neue Brüder, Pehmöller und Schultheiß nach Africa, und mit diesen die Braut für Bruder Döhne, Bertha Göhler. Alle drei kamen im Februar auf der Station an. Sie fanden das Häuslein, obgleich von Rasen erbaut, sehr fest und schön, und durch einen Anstrich von weißer Erde zierlich geschmückt.

Am 6. Februar 1838 wurde die fröhliche Hochzeit gefeiert, an der auch 70—80 Kaffern sich betheiligten, um an dem Tage einen von Döhne geschenkten Ochsen zu verzehren. Auch für geistliche Speise aber war gesorgt. Döhne hatte ein Lied in kafferscher Sprache gedichtet, das die Schwarzen mit ihren unmelodischen Kehlen andächtig sangen; auch wurde ein Gebet und Ansprache in kafferscher Sprache gehalten. Bruder Pehmöller segnete das junge Paar im Namen des dreieinigen Gottes zu gemeinsamer Weinbergsarbeit ein. Sein Text war Spr. 10, 28: „Das Warten des Gerechten wird Freude werden; aber der Gottlosen Hoffnung wird verloren sein!"

Unter den Kaffern war Niemand über die Hochzeit mehr erfreut als Gasäla der Häuptling. „Nun erst sehe ich, sprach er zu Döhne, daß du bei mir für immer zu bleiben gedenkst. Bisher habe ich immer gefürchtet, du werdest mich einmal plötzlich verlassen. Jetzt aber wünsche ich, daß deine Frau recht wohl gepflegt werden möchte, damit sie grüne und blühe wie ein junger Baum!"

Jetzt gab es Sonnenschein nach dem Regen; denn alle Arbeit hat ein Ende, und nach der Arbeit ist gut Ruhen.

8. Das Ackerfeld wird aufgebrochen.

Ueber alle äußerliche Arbeit durfte freilich ja aber die geistliche nicht ruhen. Denn der Ort hieß Bethel, Gotteshaus. Da der Dolmetscher Predigten nur unvollkommen dolmetschen konnte, so war Döhne's Fleiß auch jetzt noch unausgesetzt auf die Erlernung der Kafferſprache und die Vervollſtändigung der Kaffergrammatik und des Wörterbuchs gerichtet. Für dieſe Arbeit verblieben die Freiſtunden und die Abendſtunden — ſo weit nicht das Mangeln jedes Lichtes und Erleuchtungsapparates hinderten, und ſo weit nicht Krankheit alle geiſtige Arbeit unmöglich machte.

Daneben wurde den Kaffern das Wort vom Kreuze gepredigt, und der Herr ſchenkte es dem ſchwergeprüften Bruder Döhne, daß nicht blos des Dolmetſchers, ſondern auch manches anderen Kaffern Herz für das ausgeſtreute Saamenkorn ſich empfänglich erwies.

Als die fruchtbarſte Weiſe erſchien es dem Bruder Döhne, den Kaffern bibliſche Geſchichten zu erzählen; denn eine „indaba“ (Neuigkeit) hören ſie gar zu gern. Hierbei gab es denn oft Geſpräche bei vier Stunden lang; denn über alles wollten die Kaffern genauen Beſcheid haben. Sie überhäuften den Miſſionar förmlich mit Fragen, wie: Wer iſt Gott? Wer iſt Jeſus? Wer war der heilige Geiſt? War der auch ein Menſch? Wie iſt die Bibel entſtanden? Wer hat ſie gemacht? Wie hat Gott zu den Apoſteln und Propheten geredet? Wo liegt das Land der Juden? Warum ſind ſie jetzt zerſtreut? Wie kamen ſie dazu, den Heiland ans Kreuz zu ſchlagen? Woher nahmen ſie die Kühnheit dazu? Warum hat Gott ſie nicht gleich todtgeſchlagen? Wo iſt der Ort, da jetzt die Abgeſchiedenen leben? In welchem Zuſtand befinden ſich die Seelen nach dem Tode? Was wird Gott denen thun, die auf Erden nicht glauben? und dergleichen mehr. Es waren Kinderfragen, und ſie gingen oft in das Kleinliche und Lächerliche. Aber ſie gaben doch willkommene Anknüpfungspunkte. Längeren Anſprachen konnten die Heiden nicht gut folgen, darüber ſchliefen ſie gewöhnlich ein.

Einmal weckte Döhne einen Schläfer, Matyila, einen berüchtigten Zauberer und gewaltigen Redner, aus dem Schlafe mit ſcharfem Worte auf. Derſelbe war zuerſt ſehr ungehalten, aber dann wurde er um ſo aufmerkſamer, und ermahnte die Uebrigen, das große Wort zu lernen, und eine Zeit lang ſchien es ſogar, als ob er, der früher über das Wort geſpottet und es angefeindet hatte, nicht fern ſei vom Worte Gottes.

Auch an die Kinder machte ſich der Miſſionar, und hatte ihrer bald 3, bald 20 im Unterricht. Als dieſe buchſtabiren und

mancherlei schöne Sprüche lernten, da ging das Staunen der Alten an, daß nun ihre Kinder viel klüger geworden seien als sie.

Aus der Umgegend kamen hie und da einzelne Kaffern, um die große Neuigkeit zu hören. Unter ihnen war besonders ein Häuptling Ungwalana, ein Unterhäuptling des Ghaika-Königs Sandile, der durch den Ernst seiner Fragen, und die Bescheidenheit seines Benehmens dem Bruder Döhne große Freude bereitete. Er blieb einmal volle drei Tage auf der Station, um nur viel von dem Worte Gottes zu hören, und sprach dann sein lebhaftes Verlangen aus, auch einen Missionar auf seinem Platze zu haben. Er wollte ihm auch das schönste Stück Land anweisen auf seinem ganzen Gebiet.

Um die Kaffern zu Gottes Wort zu rufen, sandte Döhne alle Sonnabende einen Boten auf die Kraale; sie kamen dann gern und willig, und lernten also allmählich den Sonntag als Gottes Tag kennen. Auch etlichen Hottentotten, die in der Nähe wohnten, wurde Gottesdienst in holländischer Sprache gehalten.

Bald sah indeß Döhne ein, daß er, um dauernde Frucht zu schaffen, die Sache auch noch auf anderem Wege angreifen müsse. Bei der Trägheit, Unreinlichkeit und Zerstreutheit der Kaffern war kein Boden gegeben, auf dem die ausgestreute Saat dauernd haftende Frucht erzeugen könnte. Er gedachte daher, sie zu Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit zu erziehen. Der Hunger ist ein gewaltiger Lehrmeister, und da derselbe bei der bisherigen Lebensweise der Kaffern alle Jahre für längere und kürzere Zeit wiederzukehren drohte, gedachte er sie in einer besseren Bestellung ihrer Aecker und Gärten zu unterweisen.

Die erste Arbeit hiezu war die Ausleitung des Flüßchens zur Ueberrieselung der Saatfelder. Als er aber an dem geeigneten Ort mit dieser Arbeit beginnen wollte, da hatte sich gerade dort ein Geheimer Rath des Häuptlings niedergelassen, und wollte durchaus nicht einwilligen, gerade hier zu arbeiten, wo er seine Gärten anzulegen gedachte. Gasäla mußte zur Entscheidung gerufen werden. Er wollte zwar zunächst nicht gern gegen seinen Gewaltigen Gewalt brauchen und forderte Döhne auf, lieber zu ihm an die Gonubi zurückzukehren. Als aber der Missionar dies ablehnte, so rief der Häuptling sein ganzes Volk zusammen, und verbot allen, irgendwie den Missionar auf dem von ihm eingenommenen Grundstück zu belästigen; desselbigen Nutzung sollte für diejenigen verbleiben, die um Gottes Wort zu lernen, hieherziehen würden.

„Ziehet doch recht bald alle hieher und lernet Gottes Wort," sprach der Häuptling, „damit werdet ihr mir nur Freude bereiten. Die Lehrer sind nicht von selbst hiehergekommen, sondern ich

habe sie gerufen. Ihr sollt die Lehrer in Frieden wohnen lassen, und ihnen beistehen, wo sie euch nöthig haben. Was ihr ihnen thut, das thut ihr mir. Dieser Platz gehört dem Lehrer allein; er ist der Herr darüber und über die Wasserleitung. Wollt ihr hier Gärten anlegen, so habt ihr mich nicht zu fragen, sondern ihn. Ich selbst, würde ich hier einen Garten anlegen wollen, würde erst ihn um Erlaubniß fragen."

Dann fragte er eingehend, ob die Leute auch fleißig zum Gottesdienst kämen, und schalt und ermahnte die Säumigen, und ermahnte sie fleißig zu kommen, dann würde die Gnade Gottes bei ihnen sein und sie den Segen mit Augen sehen. „Mein größter Wunsch ist, daß mein ganzes Volk beim Lehrer wohnen möchte. Sehet ihr hier dieses des Lehrers Haus? Nie werde ich mich von dem Hause trennen, wie vom Lehrer! Wundert ihr euch, daß ich euch dies sage, ich euer Capitän? Ja wundert euch; ich sage noch mehr: alle unsere Gewohnheiten und Sitten, deren bin ich müde! Ich will kein Kaffer mehr sein! Ja, ihr alle, lasset uns etwas Besseres suchen und lernen! Wir sind dumme, böse, unreine Leute, weiter nichts! Ich sage es euch nochmals, nehmet wahr, was der Lehrer sagt!"

Diese Worte des Häuptlings waren ja freilich nur Worte eines Kaffern. Gasäla wußte sehr wohl, daß die Missionare damals bei den höchsten Landesbehörden in hohem Ansehen standen, und daß wenn er jene zu Freunden hätte, er auch bei diesen Ansehen und Vortheil leicht erlangen könnte. Aber sie waren doch auch ein Zeugniß davon, daß er keineswegs der Predigt des Evangelii entgegenzutreten gedachte. Zunächst wußte nun jeder Kaffer, daß er bei seinem Häuptling nicht in schlechten Credit kommen würde, wenn er auf dem Schulplatz wohnte, oder Gottes Wort hörte. Und damit war, namentlich gegenüber den Lügen und Abmahnungen der Zauberer schon viel gewonnen. Und Ackerbau zu befördern, war auch Gasäla's Wunsch, weil mit dem Reichthum seines Volkes auch sein eigener zu wachsen versprach.

Es wurde also mit der Aushebung der Wasserschlot ein frischer Anfang gemacht. Doch auch hier mußte Döhne von früh bis spät selbst zugegen sein und mitarbeiten, eilf Wochen lang; allein konnten die Kaffern auch nicht das Geringste recht machen. Einmal wollten sie durchaus das Wasser auf einen Hügel hinaufleiten und waren durch keine Vorstellungen von dem Versuch abzubringen, bis sie sich durch den Augenschein belehrt sahen. Als dann die Saatzeit kam, gab es mit dem unförmlichen Pflug und seinen so ungeübten Ochsen, und dann mit der unförmlichen schweren Egge neue Noth. Auch wurde der zum Abfangen des Wassers im Flüßchen aufgeworfene Damm mehrmals völlig fortgespült, bis endlich ein haltbarer entstand. Dann wurde das Ackerland

mit einem Zaun von 3000 Pfählen eingefriedigt, um es vor dem Vieh zu schützen. Die Kaffern machten zu dem Allen große Augen. Es auf eigene Hand nachzumachen, daran dachte vorläufig keiner von ihnen.

Aber von außen her kam ein Zuzügler nach dem andern, so daß zu Ende des Jahres 1838 bereits 10 heidnische Familien mit 46 Seelen sich in Bethel angesiedelt hatten, unter denen drei Familien sich ordentliche Häuser erbauten. Es gab dies freilich neue Arbeit, Ordnung hineinzubringen nicht blos in das kirchliche, sondern auch in das häusliche Leben der Anzügler, die ja erzogen werden mußten, wie die Kinder.

Im folgenden Jahre gedachte Döhne, ihnen eine eigene Kirche zu erbauen, da das kleine Interimskirchlein bereits viel zu enge geworden war. Er miethete dazu einen hottentottischen Maurer, der auch das Kirchlein 50 Fuß lang und 20 Fuß breit bis auf 3½ Fuß aus dem Erdboden hervorarbeitete, dann aber, weil er ein Säufer war, plötzlich davonging. Der Bau mußte vorläufig eingestellt werden, da inzwischen für die geistliche Arbeit es genügende Aufgaben gab, bis andere Brüder, Liefeldt und Johann Schmidt, zu Hülfe geschickt wurden. Letzterer hat das Kirchlein vom Januar bis October 1841 vollendet. Am 23. October wurde es eingeweiht.

9. Eine schöne Erstlingsfrucht.

In Capitel 7 haben wir gesehen, daß im August 1837, gerade in den Zeiten schwerster Hungersnoth ein aus Grahamstown angekommener Wagen dem Bruder Döhne die ersehnten Lebensmittel brachte. Der Wagen brachte aber noch viel mehr, und ein köstlicheres Geschenk. Sonst pflegt der Fuhrmann den Wagen zu bringen. Diesmal brachte der Wagen den Fuhrmann. Dieser war nämlich ein Kaffer, Namens Hermanus, ein Freund von Döhne's Dolmetscher, der mit Gottes Wort schon in mannichfache Berührung gekommen war, aber nie recht Ernst gemacht hatte mit seiner Bekehrung. Der Herr hatte ihn deshalb in besondere Zucht genommen, und ihn so eben durch die Betrügerei eines weißen Kaufmanns fast um sein ganzes sauer erspartes und redlich erworbenes Eigenthum gebracht, so daß er des Lebens unter den weißen Leuten müde ward. — Nun kommt er in diese dichte Kafferwildniß nach Bethel. Es war zwar bittre Hungersnoth am Orte, aber das erkannte das Kaffernauge des umsichtigen Mannes sehr bald, daß der Platz an sich ein auserlesener Ort wäre, wo es sich gut wohnen ließe. Er wendet sich also an Bru-

der Döhne mit der Frage, ob er nicht mit seiner Familie sich dort ansiedeln könne. Mit Freuden stimmte dieser zu, denn auf diese Weise erhielt er nicht blos einen Wagen und Wagentreiber in seiner Nähe, der ihm die besten Dienste in seiner Einsamkeit leisten konnte, sondern auch eine Seele, der er es gleich in den ersten Gesprächen anmerkte, daß sie nicht fern sei vom Reiche Gottes.

Nach etlicher Zeit kommt also Hermanus wieder, und bringt nicht blos seine Familie, sondern gleich zwei andere Familien mit nach Bethel, um dort unter dem Schutze von Gottes Wort sein Haus zu bauen. Döhne gab ihm schon damals das Zeugniß, er sei ein „recht wackerer Mann, der aufrichtig Gottes Wort sucht, der auch mehr als mein Dolmetscher die Gabe hat, mit seinen Landsleuten über göttliche Dinge einfältig und eindringlich zu reden." — Dazu also hatte die Hungerzeit dem Bruder Döhne geholfen. Hätte er nicht hungern müssen, so wäre der Wagen mit Lebensmitteln nicht gekommen, wäre der Wagen nicht gekommen, so wäre auch der Fuhrmann nicht gekommen. Nun aber hatten beide Brod bekommen, Döhne das tägliche, und der Fuhrmann das Lebensbrod des Wortes Gottes.

Als Döhne sein Weib heimführte, war Josua bereits ein lieber treuer Freund geworden, der dem Missionar im Aeußerlichen wie im Geistlichen wesentliche Hülfe leistete; und so manchmal hat Döhne mit seiner lieben Ehehälfte sich besprochen, ob es nicht Zeit wäre, den lieben frommen Kaffer zu taufen. Auch dieser hatte oft den Gedanken in sich erwägt, aber er war wie durch eine unsichtbare Gewalt gebunden, daß er sich mit seinem Herzensbegehr nicht aussprechen durfte. Döhne merkte, was in ihm vorging, aber er wußte auch, daß gut Ding Weile haben will, und daß es nicht gut ist, an der Knospe zu zerren. Er ließ ihn also gewähren. Bevor er indeß die Freude haben sollte, diese redlich suchende Seele zu taufen, sollte Bruder Döhne selbst, dessen Ziehspruch (Cap. 1) ihm einen Weg „durch Dornen und Geheg" geweissagt hatte, in neues tiefes Leid geführt werden.

Es war am 11. Februar 1840, als die am 6. September 1839 von Hamburg abgesegelten Brüder Posselt und Liefeldt vor Bethel ankamen. Hören wir ihren eigenen Bericht:

„Als wir Bethel vor uns liegen sahen, eilten wir dem Wagen voran. Wir gingen durch die Gartenthür, und kamen von hinten auf den Hof. Da stand unser theurer Bruder Döhne. O welch ein Wiedersehen! Wir fielen uns um den Hals und küßten uns. Er führte uns in seine einfache Hütte. Da war alles so nett und so rein; sein liebes Weib hatte alles so schön gemacht. Sie freuete sich nicht minder und erquickte uns bald mit einem wohlschmeckenden Mittagessen. Bald ward zu Bruder Schultheiß geschickt mit

der Botschaft: Komm und sieh die Brüder! Am Abend trat auch er in die Stube und aufs Neue war Jubel und große Freude in den Herzen des kleinen, traulichen Kreises. Da gedachten wir der vorigen Tage und der alten Freunde aus der Heimath. Da war viel Fragens und viel Antwortens, bis wir endlich nach dargebrachtem Dankopfer uns zur Ruhe begaben." Der Mittwoch verging in traulicher Gemeinschaft und Donnerstag den 13. Februar sollte Missionar Posselt mit Schultheiß nach Itemba reisen; seine Sachen waren bereits auf den Wagen, den Döhne hatte bereit machen lassen, aufgeladen, als ein heftiger Regen die Abreise verhinderte. „Da bringt uns," schreibt Posselt, „Bruder Döhne die freudige Nachricht, seine liebe Frau sei von einem kleinen Sohne glücklich entbunden worden, und unsere Herzen theilten die Freude. Es kommt 1 Uhr heran, und das Wetter ändert sich nicht, da läßt uns Bruder Döhne rufen. Wir gehen, meinend, er will uns den kleinen Sohn zeigen, aber ach! mit Thränen forderte er uns auf, für seine liebe Frau zu beten, welche wohl schwerlich mit dem Leben davon kommen werde. Wir beteten und schrieen zum Herrn, uns unsre liebe Schwester doch zu erhalten, und sie uns nicht zu nehmen, da sie so nöthig sei. Ach mein Gott! Von welchem Schmerze mußten wir da Augenzeugen sein! Da lag das arme Weib in der allergrößten Angst, und konnte ihr doch Niemand helfen. Da war kein Arzt, keine christliche Schwester, nur Männer, und rohe Hottentotten- und Kaffernweiber hatte sie um sich. Ach, wie klagte sie ihren Schmerz den Umstehenden, wie mußten wir fortwährend für sie beten, wie schrie sie selbst um Gnade und Erbarmen zum Herrn, wie sang sie mit heller Stimme: Herr, Deine Hülfe ist alle Morgen neu, und Deine Wahrheit währt in Ewigkeit. Ich glaub es fest, daß Deine Hand nicht zu kurz ist!" Kurz vor ihrem Ende begehrte sie das heilige Abendmahl, „aber macht schnell, schnell," sprach sie, „denn der Tod ist nahe." Die ganze versammelte Missions-Familie genoß es mit ihr unter Strömen von Thränen. Gegen 4 Uhr Nachmittags verschied sie. Am folgenden Tage verfertigte ihr betrübter, niedergeschlagener Mann unter Mithülfe der anwesenden drei Missionsbrüder den Sarg, und Sonnabend wurde sie beerdigt, indem vier Kaffern den Sarg zu ihrer Ruhestätte im Missionsgarten trugen, und Missionar Schultheiß eine kurze Rede und Gebet in Holländischer Sprache hielt, während der englische Missionar Nieven, den man zu ärztlicher Hülfe herbeigerufen hatte, der aber der weiten Entfernung wegen zu spät gekommen war, die Kaffern anredete, die bei dieser Scene, zur Verwunderung der Missionare, mit tiefer Trauer erfüllt waren. Etliche geheime Räthe kamen nach der Beerdigung, um Bruder Döhne zu trösten, und äußerten dabei, wie sie tief beschämt wären, seiner Frau durch ihre

Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes und ihren Wandel auf schlechten Wegen viel Leid gemacht zu haben; damit verbanden sie ihre Bitte, sie doch nicht zu verlassen, sondern bei ihnen zu bleiben. Das neugeborne Schmerzenskind wurde am Begräbnißtage Nachmittags von Missionar Schultheiß getauft und Benjamin genannt."

Doch der Herr hat Trost für alle Wunden. Sollte diese allein ohne Balsam bleiben? Für einen rechten Missionar giebt es keinen größeren Trost, als den, daß eine Seele aus den Heiden durch seinen Dienst für das Reich Gottes gerettet wird. Diesen Trost bescheerte der Herr unserem Döhne, indem derselbe am 5. Mai 1840 seinen Hermanus durch die Taufe in das Reich Gottes aufnehmen durfte. Er berichtet darüber:

„Unser reicher, Alles versehender Gott und Heiland lebt und regiert noch. Er hat uns unter allen diesen Beschwerden und Hindernissen nicht verlassen, und auch mich unter der schweren Trübsal, die er mir besonders auferlegt, nicht verstoßen. Er stärkt unsern Glauben noch dadurch, daß er uns zeigt, unsre Arbeit in seinem Jesus-Namen ist nicht vergeblich. Am Sonntage vor 14 Tagen, den 5. d. Mts., habe ich den ersten zu Bethel bekehrten Kaffer durch die heilige Taufe der Gemeinde Christi einverleibt, wobei meine lieben Brüder Posselt und Liefeldt Taufzeugen waren. Er ist der Sohn eines angesehenen Geheimen Raths des kleinen Häuptlings U-Tola, etwa 26—30 Jahr alt. In seiner Jugend kam er zu einem englischen Officier, der zu Fort Willshire residirte, in den Dienst, wo er die Greuel der rohen englischen Soldaten zu sehen bekam. Nach etlichen Jahren reiste der Officier nach dem Kap und nahm ihn mit dorthin. Da aber sein Herr nach England geschickt wurde, kehrte er bald mit einem englischen Geistlichen, einem feinen Weltmann, zurück und wurde bei diesem Bedienter auf Bathurst. Als dieser Herr nach einigen Jahren seine Predigerstelle niederlegte und nach England zurückkehrte, begab er sich in die Nähe von Theopolis (Missionsstation der Londoner Gesellschaft) zu einem Bauer, wo er sich etwas Land anbaute und sich dann mit einem Mädchen, einer Hottentottenbastardin, von Theopolis verheirathete. Da er sich Geld und Vieh verdient und erspart hatte, kaufte er sich nach dem letzten Kriege einen Wagen, und fuhr für einen Kaufmann in Grahamsstadt Handelsartikel ins Kafferland. Als ich beim Beginn meiner hiesigen Wirksamkeit, nachdem mein erster Dolmetscher mich verlassen, einen andern suchte, wurde ich zu diesem Manne gewiesen. Er war aber wieder mit seinem Wagen ins Kafferland gefahren, und so miethete ich einen andern Mann, der bei ihm wohnte. Er war ein intimer Freund von diesem meinem Dolmetscher und brachte ihm hernach seine Frau und Kinder auf seinem

Wagen hierher. Dies geschah vor 2½ Jahren. Als er sich einige Tage hier aufhielt, gefiel ihm diese Gegend so sehr, daß er mich fragte, ob er hierher ziehen dürfe. Er sei ohnehin des unstäten Lebens müde und wünsche bei einer Missionsschule in seinem Vaterlande zu leben. Ich bewilligte ihm dies um so lieber, weil ich damals ganz allein war und wegen Ermangelung eines Wagens oft die nöthigsten Lebensbedürfnisse aus der Colonie nicht beziehen konnte. Aber auch für ihn war es ein Glück, daß er hierher kam, sowohl in irdischer als in geistiger Beziehung. Denn der Kaufmann, für den er Frachten fuhr, hatte ihn so schrecklich betrogen, daß er, statt etwas zu verdienen, beinahe sein ganzes Hab und Gut verloren hatte. Hier hörte er nun auch das Wort Gottes in seiner Sprache verkündigen, und da ihn jene verwickelten Kaufmannsgeschäfte nicht mehr drückten und hinderten, so konnte er der Predigt Aufmerksamkeit schenken. Er hatte in der Colonie das Wort Gottes in englischer und holländischer Sprache manchmal gehört, da er aber von diesen Sprachen wenig gelernt hatte, so verstand er auch wenig von der Predigt, und, wie er selbst sagte, hatten ihn auch jene leidigen Geschäfte nicht zur Aufmerksamkeit kommen lassen. Hier war er von Anfang an immer ein fleißiger und aufmerksamer Zuhörer und sprach auch oft nach dem Gottesdienste mit einigen Andern über das Gehörte. Jedoch glich er damals dem reichen Jünglinge, den der Herr liebte, der aber doch betrübt von ihm ging. Letzteres that dieser indeß nicht, obgleich es ihm schwer ankam, das helle Licht des Evangeliums in sein Herz einzulassen, um seine Verdorbenheit zu erkennen. Nachdem er 1½ Jahr hier gewohnt, predigte ich mehrere Sonntage über Hesekiel 33, 11. und verweilte mit Absicht bei der Erklärung über den „Gottlosen." Da fühlte er sich zum ersten Male getroffen und seine Augen gingen von Thränen über. Vorher sah man ihn immer heiter und fröhlich bei allen Geschäften, aber von dem Tage an ging er traurig, gebückt und tief nachdenkend einher. Ich fürchtete dem Geiste Gottes vorzugreifen, wenn ich viel mit ihm gesprochen hätte, und beobachtete ihn daher immer im Stillen. Sein innerer Zustand schien von Tage zu Tage drückender zu werden, so daß er mager, matt und endlich krank wurde. Ich diente ihm mit Medicin und meine theure selige Frau pflegte ihn, so daß er auch bald besser wurde. Kurz hierauf machte ich eine Reise nach Grahamsstadt und nahm ihn absichtlich mit, um über seinen Seelenzustand mit ihm zu sprechen. Als ich das Gespräch nun auf diesen Gegenstand hinlenkte, konnte er mir vor Wehmuth zuerst nicht antworten. Nachdem er sich aber etwas gefaßt hatte, erzählte er mir, daß seit jenen Predigten sein Herz gänzlich gebrochen sei. Er habe früher nie geglaubt, daß er ein schlechter Mensch vor Gott sei, aber damals habe er mit Schrecken erkannt, daß er wirklich

auch ein Gottloser wäre. Der Gedanke an diesen seinen Zustand hätte ihn Tag und Nacht gemartert und fast getödtet; sein früherer Hang zu Freundschaft und Gütern dieser Erde sei ihm fürchterlich geworden, und er erkenne nun, wie sehr diese Dinge sein Herz von Gott entfremdet hätten; er fühle sich verlassen von Allem, was früher seinem Herzen lieb gewesen wäre und habe ein so tiefes Gefühl des Schmerzes darüber, daß er bisher ohne Gott in der Welt gelebt habe, daß er sich nicht getraue zu denken, der Herr würde ihn annehmen. Er spüre zwar ein heißes Verlangen, dem Herrn beigefügt zu werden, aber er scheue sich, es zu sagen. Dann erzählte er mir auch, daß ihm zweimal etwas begegnet sei, was ihn bestürzt gemacht habe, und er wisse nicht, (so drückte er sich wörtlich aus in seiner Sprache) ob er im Leibe oder außer demselben, oder ob es ein Traum gewesen, nur das wisse er, daß es am Morgen, um die Zeit des Aufstehens, gewesen sei. Nämlich nach jener Predigt, durch welche er erweckt worden, sei es ihm eines Morgens gewesen, als wäre er in meiner Stube, sähe mich im Schreiben begriffen und einen Mann im weißen Kleide bei mir stehen, welcher mich an einen Finger gefaßt und zu mir gesagt hätte: „Schreibe dessen Namen ein." Die liebliche Stimme dieses Mannes im weißen Kleide habe ihn sehr erquickt, aber das Aufschreiben des Namens ihn gleich wieder in Angst versetzt. Er habe dann darüber nachgedacht und sich den folgenden Tag in seiner Angst Rath bei mir holen wollen; als er aber bald an meiner Thür gewesen, sei ihm die Last seines Herzens so schwer geworden, daß er sich nicht getrauet habe, mir dieselbe zu offenbaren, und wieder zurückgegangen sei. Zwei Monate darauf sei es ihm gewesen, als käme derselbe Mann im weißen Kleide zu ihm in sein Haus und klopfte ihm leise auf die Brust und sagte zu ihm: Was liegst du so lange hier? gehe hin zum Lehrer, der wird dir sagen, was du thun sollst! Ueber diese Worte sei er so erschrocken, daß er gedacht habe, er müsse sterben. Da habe dann der Mann ihn wieder auf der Brust berührt, worauf er wieder zu sich gekommen sei. Dies war etliche Tage zuvor geschehen, als er es mir auf der Reise erzählte. Nun, fügte er noch hinzu, habe er eine Gelegenheit gewünscht, um mit mir allein zu sprechen und mir sein Elend und sein Verlangen, ein Eigenthum des Herrn zu werden, zu offenbaren. Diese Gelegenheit war ihm nun geworden. Ohne von besonderen Offenbarungen zu reden, sagte ich ihm einfach, daß er alles als Weckstimme des Herrn anzunehmen und treu zu befolgen habe, und daß ich, wenn wir wieder zu Hause sein würden, seinem Verlangen gemäß ihn zur heiligen Taufe vorbereiten würde. Darauf habe ich ihn ein ganzes Jahr, jede Woche viermal, in den vier Hauptstücken der heilsamen Lehre, den zehn Geboten, dem Glauben, dem Gebet des Herrn und der Lehre

von der heiligen Taufe, unterrichtet, und ihn mit gutem Gewissen und freudigem Glauben zur heiligen Taufe zulassen können. Dies geschah folgendermaßen. Erst hielt ich eine kurze Rede an alle Zuhörer, darauf trat er hervor, und ich richtete erst an ihn einige Worte der Vorbereitung. Dann examinirte ich ihn vor allen Anwesenden über den Unterricht, den er empfangen, und richtete etliche zwanzig Fragen an ihn, die er gründlich beantwortete. Darauf ermahnte ich ihn, bei dieser heilsamen Lehre Christi zu beharren, legte ihm dann die speciellen Fragen über die Taufe vor, ließ ihn das Glaubensbekenntniß, welches er auswendig gelernt hatte, ablegen und taufte ihn mit dem Namen Josua im Namen des dreieinigen Gottes. — Als Familiennamen hat er den früheren, Hermanus, behalten. Ich kann ihm das Zeugniß geben, daß er sich ernstlich befleißigt hat, in der Wahrheit zu wandeln als ein Jünger des Herrn. Schon von Natur hat er ein aufrichtiges und solides Wesen und die Gnade macht ihn zu einem ernsten Nachdenker. Wie er im Irdischen zu jeder Arbeit und Mühe stets bereit, dienstwillig und unverdrossen ist, so begierig, gelehrig und willig ist er im Geistlichen für jedes Wort, was man ihm sagt. Er hat die Gnade, seinen Brüdern mit einem besonderen Ernst, Liebe, Ueberzeugung und Gewandtheit das Wort Gottes zu verkündigen, was eine seltene Gnade ist. Demzufolge und in der Hoffnung, daß er ein gutes Werkzeug in der Hand des Herrn werden wird, habe ich ihm mit Fleiß einen ausführlichen Unterricht ertheilt, obgleich er früher hätte getauft werden können. Uebrigens ist er auch nicht ohne Kreuz und Anfechtung geblieben, denn seine Frau, die ein erzböses Weib ist, hat ihm im Anfange unzählige Schmerzen gemacht. Er hat sie mit Geduld ertragen, und vielleicht ändert der Herr auch ihr Herz bald; denn es ist ihm ja nichts unmöglich. Sonst ist er, was er tief fühlt, noch ein Sünder, wie alle Frommen, deren Gebete ihn in Liebe aufnehmen und seiner vor dem Herrn gedenken mögen."

Josua ist seitdem Jahre lang der Brüder zu Bethel rechte Hand und treuester Mithelfer geblieben. Wir werden ihm im Verlauf unserer Geschichte noch wieder begegnen.

10. Itemba.

Als die Brüder Pehmöller und Schultheiß im Februar 1838 dem Bruder Döhne seine Braut nach Bethel brachten, brachten sie auch den Auftrag des Comité mit, einen Platz zu Anlegung einer zweiten Kafferstation zu suchen. Sie begaben sich deshalb bald nach der Hochzeit auf den Weg. Sie hatten nicht weit zu

reiten. Gasäla wünschte sie unter seinem Volk zu behalten und wies ihnen einen etwa drei Meilen von Bethel nahe bei seinem eigenen Wohnort gelegenen schönen Platz an der großen Kobussi an. Hieher begab sich Bruder Schultheiß in Begleitung des Bruder Robert Lange. Sie kamen am 24. August 1838 an und gaben der neuanzulegenden Station den Namen Itemba, d. h. Hoffnung. Der Segensspruch, den sie mit dem Namen verbanden, lautete: „Möge es dem Herrn gefallen, rücksichtlich dieses neuen Platzes an uns das in Erfüllung gehen zu lassen, was Paulus Röm. 5, 5. von der Hoffnung sagt, nämlich, daß sie nicht zu Schanden werden läßt."

Der Anfang der Station war weniger Hoffnung erweckend, als der von Bethel. Denn gleich am nächsten Morgen fanden sich eine Anzahl Kaffern ein, Unterthanen von Umhala, mit der Aufforderung, die Missionare müßten sofort den Platz räumen, denn dort fräßen ihre Kälber. Da die Brüder sich auf Gasäla beriefen, der ihnen den Platz angewiesen habe, so luden sie diesen ein, selbst zu kommen und die Sache zu schlichten. Der Häuptling kam auch in seinem Tiger-Karoß mit etlichen Großen; aber auch er war in seinem Benehmen völlig verändert. Seine erste Frage war: „Wo ist der Wein?" Als dieser geweigert wurde, forderte er Kaffee. Dann aber verlangte auch er, die Brüder sollten diesen Platz räumen und sich einen anderen suchen. Als indeß die Brüder erklärten, dann würden sie lieber gleich in eines anderen inkosi Gebiet ziehen, so gab er sich zufrieden und erklärte, die Brüder sollten bleiben; der Hügel, den sie besetzt hätten, sei ihr Eigenthum, sie sollten sich nicht an das Gerede der Leute kehren. Dann legte er sich neben Bruder Schultheiß nieder und schlief sanft ein. Nachdem er aber ausgeschlafen und seinen Kaffee empfangen hatte, war er ganz zugänglich und hielt den Leuten eine lange Rede zu Gunsten der Missionare, welche auch sofort begannen, drei Hütten zu bauen, eine für Schultheiß, eine für Lange, die dritte für die Leute; letztere sollte zugleich als Kirche dienen, bis ein aus Baumstämmen und Latten gefertigter und mit Binsen bekleideter Schuppen als provisorische Kirche an ihre Stelle trat. In dieser wurde am 21. April des folgenden Jahres der erste Gottesdienst gehalten.

Für sich selbst formten die Brüder Lehmsteine; aber ein gewaltiger Regen, der seinen Lauf auch durch die Wohnhütten fand, vernichtete alle Arbeit. Deshalb versuchte Bruder Schultheiß — denn Noth macht erfinderisch — eine andere Bauart, indem er nämlich zwischen zwei Latten Lehm auf einander stampfte, und so eine Art Pisè-Wände herstellte, die auch vortrefflich hielten, nur daß die Ameisen ihre Gänge durch dieselben fanden und sich bezüglich aller Speisen, Vorräthe und sonst zernagbarer Gegenstände

als vollberechtigte Mitbewohner des Hauses benahmen. Die nähere Darlegung der unsäglichen Mühen, Nöthe und Beschwerden, die auch mit diesen Bauten verbunden waren, können wir hier übergehen, weil sie dem unter „Bethel" Berichteten sehr ähnlich sind. Nur daß auf Itemba die Brüder zumeist zu zweien arbeiteten. Denn dem eigentlichen Gründer und Vorsteher der Station, Bruder Schultheiß stand bei der Anlegung der Station Bruder Lange zur Seite; und als dessen Gesundheit unter der Ueberlast der Strapazen zusammenbrach, und er in Grahamsstadt ärztliche Hülfe suchen mußte, und dann einige Zeit bei den Wesleyanern in Taba Nschu arbeitete, wurde ihm im Februar 1840 Bruder Posselt, und nachdem dieser zur Anlegung der Station Emmaus weiter gegangen war, Bruder Johann Schmidt zu Hülfe gegeben. Letzterer namentlich war ja ein gelernter Tischler und konnte daher bei den Bauten die wesentlichsten Dienste leisten.

11. Kaffernart.

Der geistliche Zustand der Kaffern, die der Bruder Schultheiß in Itemba vorfand, bietet nach seinen Berichten uns ein von dem durch Bruder Döhne gezeichneten ziemlich abweichendes Bild. Während letzterer sie im Ganzen und Großen willig und entgegenkommend fand, stoßen wir in Schultheiß' Berichten von Anfang an fast nur auf herbe bittere Klagen. Der Grund dieser Differenz mag zum Theil in der Zusammensetzung der Bevölkerung von Itemba zu suchen sein, von welcher ein großer Theil dem dem Gasäla feindlich und eifersüchtig gegenüberstehenden Capitän Umhala untergeben war, zum Theil in Gasäla's damals schon etwas veränderter Stellung zu den Missionaren, zum Theil aber auch in der persönlichen Auffassungsweise des Bruder Schultheiß; denn dieselben Personen und Dinge gestalten sich ja je nach dem Maße des Verständnisses, des schärferen psychologischen Blickes, der Neigung oder Abneigung, die wir ihnen entgegenbringen, sowohl in unserer Vorstellung als in der Stellung, die sie zu uns einnehmen, oft völlig verschieden.

Gleich in seinem ersten Berichte schreibt Schultheiß:

„Wohl wünschte ich, Ihr könntet selber einmal eine Zeitlang im Heidenlande sein, damit Ihr völlig die Schwierigkeiten kennen lerntet, die uns hier von allen Seiten, im Aeußern und Innerlichen entgegenstehen, und ich glaube, Viele würden dann ganz anders von einer Mission unter den Heiden urtheilen, als es jetzt geschieht. Man denkt daheim viel zu viel an jenen Mann aus Macedonien, der die Hände ausbreitet und ruft: „Kommt herüber

und helfet uns!" Man sollte aber eher an jene Gadarener denken, die den Herrn baten, daß Er von ihrer Grenze weichen möchte. Dies ist, mit sehr sparsamen Ausnahmen, auch der Fall hier bei uns; die Heiden verlangen alles Mögliche von uns, Kleider und Schuhe, Essen und Trinken, und besonders Tabak, und wenn sie nichts erhalten, so werden sie böse; aber eine bekümmerte Seele, die von selber gekommen wäre und gefragt hätte: Was muß ich thun, daß ich selig werde? eine solche habe ich unter den Kaffern noch nicht gefunden.

Bei Manchen zwar glaube ich bemerkt zu haben, daß das Wort Gottes seine Kraft nicht verleugnet und einen ernsten, wenn auch leider! nur vorübergehenden Eindruck auf sie gemacht hat; bei Andern aber wars bloße Heuchelei (gegen die ein Missionar bei allen Süd-Africanischen Völkern sehr auf seiner Hut sein muß), wenn sie sich in ein Gespräch über geistliche Dinge einließen; es sollte nur ein Mittel sein, sich bei uns einzuschmeicheln, und ein Geschenk zu erlangen. Nach mancherlei Fragen, die übrigens oft spitzfindig genug sind, rücken sie denn endlich mit der Frage heraus: „Wo ist nun der Tabak? Wir haben doch so schön mit einander gesprochen." Doch wie kann man es bei einem Volke anders erwarten, das zwar keine Götzenbilder hat, aber darum nicht weniger dem Teufel mit seinen Lastern dient. Das verbreitetste unter demselben, womit Jung und Alt sich befleckt, ist die Hurerei. Nicht minder verbreitet sich das Laster der Dieberei. „Warum sollte ich mir ein Pferd kaufen," hört man da, „ich habe ja Füße, mit denen will ich nach der Colonie gehen, und mir eins stehlen." Die Engländer und die Bauern haben denn auch nicht wenig bei diesem Diebssinn der Kaffern zu leiden, ja wir selbst sind schon, trotz der größten Vorsicht, bestohlen worden. Selbst Mord ist eben keine so große Sache unter diesen Heiden, und noch kürzlich erst wäre beinahe ein Tambukki auf unserm Platz vor der Thür unserer Küche von Gasäla's Leuten ermordet worden. Freilich suchen sie alles das Teuflische, das unter ihnen im Schwange geht, vor uns zu verbergen; von uns wollen sie meistens als die gottesfürchtigsten Leute angesehen werden, aber bisweilen kommt man denn doch hinter ihre Thaten und Gesinnungen, wie bei dem eben erwähnten Vorfall und erschrickt dann, grade in den Leuten, die man nicht für die schlechtesten gehalten, eben solche Sündenknechte zu finden, als die Andern sind. Ja es ist ganz etwas Anderes, hier im Heidenlande sein Haupt des Abends niederzulegen, als in Berlin. Ach, wie ist es doch so etwas Schönes um die Ruhe und Sicherheit im Christenlande. Doch hat uns bis jetzt noch Niemand ein Haar krümmen dürfen, und unter dem Schutz des Wächters Israels, der nicht schläft noch schlummert, werden wir auch für die Zu-

kunft sicher und geborgen sein. Was uns unter diesen Heiden besonders lästig fällt, ist ihre zudringliche Bettelei. Wir müssen uns stets Tabak im Hause halten, um sie damit für kleine Dienste, die sie uns leisten, z. B. Holz holen, zu bezahlen. Nun wollen sie auch außerdem mit diesem Tabak beschenkt sein, und da kommen sie oft Morgens mit Sonnenaufgang, und betteln bis Sonnenuntergang, und wenn der Eine aufhört und weggeht, so tritt ein Anderer an seine Stelle und beginnt zu quälen. Da heißt es denn: „Mein Vater, gieb deinem Kinde Tabak!" „Mein Herr, erbarme dich über mich; ich liege in den letzten Zügen; ich habe nichts zu rauchen!" Einer redete mich einmal an: „O König, gieb mir Tabak!" Wenn sie Nichts erhalten, so können sie auch wohl den Ton der Schmeichelei in den des bittersten Spottes umstimmen, und es ist Einem dann viel von dem Sinne unsers Lammes nöthig, um sie mit Geduld und Sanftmuth ertragen zu können.

Wie fest der Diebessinn den Kaffern eingewurzelt ist, veranschaulicht uns Bruder Schultheiß durch ein Gespräch, das er mit seinem Viehhirten hatte:

„Er erzählte mir, wie die Leute aus der Gegend um uns sehr häufig nach der Colonie zu den holländischen Bauern gingen, um dort Pferde zu stehlen. Ich sagte ihm darauf, wie schlecht die Kaffern daran thäten, da es ihnen doch auch nicht angenehm wäre, wenn ein Anderer ihre Ochsen stehle. Dies gab er mir zu. Nun stellte ich ihm vor, welche Strafen in der Hölle auf die Diebe warteten, welche sich nicht bekehren wollten von ihren bösen Werken. Um ihm das anschaulich zu machen, wendete ich mich mit der Frage an ihn, wie es mir für seine Fassungskraft am passendsten schien: „Wie nun, wenn Gott euch dort auf ein glühendes Pferd setzt, auf dem ihr ewig gequält werdet und von dem ihr, trotz alles Schreiens und Rufens, nicht wieder könntet herunterkommen?" Ich sagte ihm, er solle einmal seine Hand ins Feuer stecken und eine Zeit lang darin lassen; und da er versicherte, er vermöge das nicht, so fragte ich weiter, wie er denn die ewige Pein in der Hölle aushalten wollte, wenn er sich auch durch Dieberei da hinein brächte. Ueberdies machte ich ihn aufmerksam, wie oft die Kaffern beim Stehlen in der Kolonie schon todtgeschossen worden wären. „Nun," sagte er, „wenn Einem das widerfährt, dann läßt ihm doch Gott wohl nach dem Tode Ruhe?" „Nein," sagte ich, „seine Strafe wird darum nicht aufhören." „Diese Dinge sind uns alle ganz neu," erwiderte er. „Wir haben vorher nicht gewußt, daß es eine Hölle gebe, bis ihr gekommen seid, und es uns gesagt habt." „Wirst du dich denn nun aber dadurch warnen lassen?" fragte ich ihn. „Wirst du nun auch hingehen und stehlen?" „Ich denke doch,"

war die Antwort, „daß ich es einmal versuchen muß.“ „Fürchtest du denn aber die Hölle nicht?“ „Ich fürchte sie wohl,“ erwiderte er, „aber mein Herz liebt nun einmal, so zu handeln, wie meine Landsleute, ich kann nicht anders.“

Weiter fuhr der junge Mann fort: „In einem Punkte sehe ich, wie sehr unrecht die Kaffern handeln, nämlich, daß manche gegen alte Leute so grausam sind. So sah ich vor einem Jahre, daß auf einem etwas von hier entfernten Kraale die Leute eine alte Frau auf das freie Feld schleppten, und sie dort ihrem Schicksale überließen, weil sie nicht mehr für sie arbeiten konnte; und kaum war sie allein, so kamen auch schon die Geier und machten sich über sie her.“ — Ja so wenig an Kinderzucht zu denken ist unter diesen Heiden, die uns für grausam halten, wenn wir ihnen rathen, die Unarten ihrer Kinder ihnen mit der Ruthe auszutreiben, so wenig haben sich die Eltern einer Achtung zu erfreuen, wenn sie altersschwach geworden sind. Das Kind ruft seinen Vater nicht wie wir: Lieber Vater, sondern es ruft ihn bei seinem Namen: Gelo! oder wie er sonst heißen mag, als wäre er eine fremde Person; und wird er alt, so tritt der älteste Sohn in seine Stelle, übernimmt die Leitung der Familien-Angelegenheiten, nimmt dem Alten das Vieh weg, und läßt ihm nur einiges als geliehenes Gut zu seinem nothdürftigen Auskommen.“

Tief eingewurzelt ist im Volk auch der Rachegeist. Bruder Schultheiß erzählt davon einen Fall:

„Ein mit seiner Frau vorüberreisender Tambukki war unterweges von Gasäla's Leuten angefallen worden, weil er zu einem Stamme gehören sollte, der einen von Gasäla's Unterthanen ermordet hatte. Der arme Mensch flüchtete sich auf unsern Hof, er wäre aber doch auch dort todtgeschlagen worden, wenn nicht andere Kaffern die Wüthenden daran verhindert hätten. Geschlagen wurde der arme Tambukki aber doch, und eben so auch seinem Weibe nachgesetzt, indeß rettete sie sich nach einem benachbarten Kraal, wohin auch der Mann ihr folgte. Sobald die Nachricht davon zu mir kam, ritt ich zu Gasäla, um ihm den Vorfall anzuzeigen. Aus dem Flüstern seiner Leute merkte ich, daß sie die Sache wissen müßten; doch er stellte sich, als wäre sie ihm ganz neu. Er müßte da erst eine Untersuchung anstellen, wobei die Leute als Zeugen gegenwärtig sein sollten, die den Vorgang mit angesehen. Auf meine Bemerkung, daß erstens seine Leute die Sache noch gar nicht geleugnet hätten, und zweitens die andern Kaffern nicht wagen würden, gegen seine Leute zu zeugen, versetzte er, er müßte dann weiter nichts zu thun; und so mußte ich denn abziehen, ohne daß er auch nur einiges Bedauern geäußert, daß seine Leute, wie das in ihrer Sprache heißt, „Gottes

Platz schmutzig gemacht und beschimpft hatten." Nach Hause zurückgekommen, erfuhr ich, daß an Gasäla die Sache allerdings schon von seinen Leuten berichtet war, daß es ihm leid gethan, weil sie den Tambukki nicht wirklich getödtet, und daß er ihnen Assagaien geschickt, um dem Mann noch weiter nachzusetzen; sie haben ihn indeß nicht in ihre Gewalt bekommen. Das ist die Handlungsweise eines Kaffercapitäns, der schon die schönsten Worte gemacht hatte; und doch ist er immer noch einer von den besten. Ach, dies Volk ist sehr tief gesunken, und ehe es nicht die züchtigende Hand Gottes kennen und sich unter dieselbe beugen gelernt hat, wird ihm schwerlich können geholfen werden."

Weiter klagt Schultheiß über den üblen Einfluß, den die meisten Händler auf das Kaffernvolk ausüben, die zum Theil selbst dem Trunk ergeben, auch wohl hier und da heimlich den Kaffern den Branntwein zuführen, und ihr gutes Eigenthum an Vieh für allerlei unnützen Tand, abschwindeln, ja sogar ihnen, dem Gesetze zuwider, Gewehre verkaufen und also sie zu dem stets in ihnen gährenden Vorhaben, den Krieg gegen die Weißen zu erneuern, stärken. „Gott bewahre das Kaffernvolk davor, schreibt Schultheiß 1840, daß berauschende Getränke über seine Grenzen kommen sollten, denn dann wären sie verloren! Zuerst die Großen und darnach das Volk." Ein prophetisches Wort, das leider heute sich vor unsern Augen erfüllt!

Suchten nun unsere Brüder einem solchen verkommenen Volk mit dem Worte der Wahrheit nahe zu kommen, so begegneten sie fast ausnahmslos einer auf Selbstgerechtigkeit gegründeten Stumpfheit und bodenlosen Gleichgültigkeit. „Vom Kirchengehen sterben wir!" sprach ein Kaffer (freilich wohl aus der Seele manches deutschen Namenchristen heraus). „Siehst du mich, sprach der alte Kraalvorsteher Umpalo zu Posselt, siehst du mich, diesen Umpalo hier? Mein Herz ist gut und aufrichtig!" — „Warum sollten wir stehlen, rief Gasäla einmal in einer Versammlung aus, die seine Worte applaudirend begleitete, „wir haben alle Dinge." — „Ja alle Dinge haben wir," riefen die Kaffern. „Wir haben Geld, Vieh, Pferde," rief Gasäla, — „ja Geld, Vieh, Pferde," riefen die andern." — „Wozu sollten wir stehlen? Wir können ja von den Weißen kaufen für Geld oder Vieh." — „Ja wir haben auch Flinten, unsere Kinder schon nehmen Flinten in ihre Hände! "— „Sind wir nicht Kinder schöner Leute?" rief einer. — „Ja Kinder schöner Leute!". „Nein, sagte Gasäla, wir sind schon Weiße und civilisirte Leute, wir stehen den Weißen in nichts nach; stehlen wäre nicht honnet für uns!" Dabei stehlen sie aber wie die Raben, und das Ende des Gesprächs war, daß die vornehmsten Häuptlinge bei den Missionaren bettelten und mit einer erhaltenen Gabe vergnügt von dannen zogen.

Wie solche Leute beim Gottesdienst sich benehmen, ist leicht zu ermessen. „Man hat keine Vorstellung, schreibt Schultheiß, mit welcher Stumpfheit und Gleichgültigkeit ein Heide die allereinfachste Auseinandersetzung des Wortes Gottes anhört. Sie kommen, hören mit halbem Ohr, lachen, oder reden, oder schlafen auch wohl dazwischen; und kaum sind sie zur Kirche hinaus, so geht es mit neuer Lust an das heidnische Gelärm, um sich für das lange Stillsitzen zu entschädigen." Ein Kaffer schlug sich während der Predigt harmlos die Pfeife an.

Um der Höflichkeit willen geben sie dann bisweilen Antworten, als seien sie auf dem besten Wege; und nachdem sie dann glauben, das Wohlgefallen des Missionars erlangt zu haben, kommt gewöhnlich die Bitte heraus: „Nun gieb mir Tabak!" — Andere sagen ganz ehrlich: „Wozu sollen wir denn zum Worte Gottes kommen, wenn wir nicht Essen und Tabak bekommen?" Ein anderer sagte nach dem Gottesdienst bettelnd zum Missionar: „Ich bin heute andächtig um Tabak!" eine andre: „Ich bin andächtig gewesen um ein Tuch." Eine andre, die nichts erhielt, rief: „Nun komme ich auch nicht mehr zur Kirche. Du liebst mich nicht, du verachtest mich; du wirfst mich weg, obgleich ich doch eine von den fleißigsten Kirchgängerinnen bin!" Wird aber dann ein Heide wirklich einmal von der Wahrheit des Worts geschlagen, und hat einen tieferen Eindruck bekommen, dann ist dieser oft in der nächsten Minute schon wieder verwischt. Selbst wo Sündenerkenntniß geweckt ist, fehlt der Wille, von der Sünde zu lassen: „Euer Wort ist gut, (heißt es dann), unser Herz ist böse. Die Sünde ist uns angenehm, und treibt uns, daß wir doch gleich wieder sündigen!"

„Wir Kaffern gestatten unsern Weibern das Ehebrechen," erwiderte ein Mann dem Bruder Posselt auf eine Ermahnung zur Keuschheit; „denn es ist gut, weil es im Falle, daß der Ehebrecher ertappt wird, Vieh einbringt." — „Und du sagst noch, es ist gut, da du doch so oft gehört hast, daß Ehebrechen große Sünde vor Gott ist?" — „Ja, es bringt Vieh ein!" — „Und bedenkst nicht, daß du als Ehebrecher mit all deinem Vieh in die Hölle fährst?" Er (lachend): „Aber es bringt doch Vieh ein, und vom Vieh leben wir!"

Je verschlossener gegen das Wort Gottes, desto bereitwilliger sind die Kaffern, wo es Erwerbung von allerlei Tand gilt. Schachern mögen sie für ihr Leben gern.

„Hat einer eine Hose oder ein Messer oder ein Taschentuch nöthig, dann wird ein Säckchen Kafferkorn auf den Kopf gelegt, und damit zieht er ab zum Weißen, der oft zwei Tagereisen weit wohnt. Kommt er von fern her, so thut er schüchtern, ist er aber aus der Nähe, so zieht ein Haufe jubelnder Leute mit ihm,

und mit einer sehr wichtigen Miene wird der Sack niedergelegt. Jetzt frägt ihn dieser und jener Bekannte, der zufällig zu dem großen Kauf hinzukommt: „Kind meines Vaters (oder meiner Mutter), was hast du da im Sacke?“ „„Kafferkorn.““ „Was wirst du kaufen?“ „„Ein Tuch.““ „Hats der Weiße schon gesehen?“ „„Nein.““ „Komm laß uns ihn rufen“ u. s. w. Der Weiße kommt heraus mit einem Tuche in der Hand, das so großlöcherigt ist wie ein Kornsieb. Alle sind gespannt auf dieses Tuch. Der Käufer tritt hervor, besieht es links und rechts, mißt es um seinen Kopf, legt es so und so zusammen und kann sich des freudevollen Lächelns nicht enthalten. Die Freunde werden hinzugerufen, um auch zu sehen, daß der Weiße ihn ja nicht angam lumkisi (betrüge), oder er sagt auch wohl: dingahliwa guye (daß ich nicht von ihm gefressen werde). Gefällt die Waare, dann rühmen sie dieselbe; dann heißt es von solchem Taschentuche: nkubamhle kwayo! (O! die Schönheit desselben!) Nun wird noch ein Geschenk obendrein als Zugabe verlangt und dann geht es unter Jubeln, während Jeder das Tuch ein Weilchen auf dem Kopfe trägt, nach Hause. — Krepirt ein alter Ochse, oder wird einer geschlachtet, dann steigen zwei bis drei Männer zu Pferde, nehmen die Hörner und reiten im wildesten Galopp hin zum Kaufmann. Dort angekommen, lassen sie die mit Schaum bedeckten Pferde stehen, fangen mit dem englischen Kaufmann an zu handeln und empfangen endlich ein Stückchen rothe Erde zum Bemalen ihres Körpers, oder 10 blanke Knöpfe. Jetzt gehts wieder auf die noch athemlosen Pferde und nach Hause zu. Unterwegs betteln die Begegnenden um Geschenke, aber die Reiter kommen sich so wichtig vor, daß sie kaum reden, oder in aller Eile hoch und theuer schwören, daß der Weiße sie gefressen und ihnen keine Zugabe gegeben habe. — Kauft sich nun einer gar einmal einen Karoß von Filztuch, dann ist es aus mit ihm. Mit einer Miene, als ob ihm das gekaufte Gut eine Kleinigkeit wäre, zeigt er es Andern, die sprachlos, den Mund mit der Hand verschließend, dastehen und ihn als ein Wunderthier anstieren. Indem sie nun anfangen, den Filz-Karoß zu entfalten, sinken die Hände vor übermäßigem Staunen immer wieder nieder. So armselig ist aller Handel der Kaffern, den sie rastlos wie die Bienen betreiben, und kein Wetter und keine Entfernung kann ihnen ein Hinderniß in den Weg legen. — Ach, daß die Zeit bald käme, wo sie so begierig nach dem Worte Gottes wären und darnach meilenweit liefen, um es umsonst zu kaufen.

In dieses elende verkommene Volk, bei welchem man zweifelhaft sein konnte, ob es mehr einem Sumpf glich, oder einem Fels, Pfähle einzurammen, auf welchen ein Gotteshäuslein erbaut werden konnte, dazu war nur das Wort Gottes fähig, das Hammer und Felsen zerschlägt, und der Glaube seiner Evangelisten.

Deren Worte, und wenn sie mit Engel- und Menschenzungen gesprochen würden, falls sie nicht Zeugnisse sind von Selbsterlebtem, und falls sie nicht mit der vollen Zuversicht, daß Christus dennoch Sieger bleiben wird, gesprochen werden, müssen kraftlos abprallen; wo aber im Namen des Herrn ein noch so unbegabter Zeuge Christum predigt, da kann oder wird sein Wort nicht ohne Frucht bleiben.

Dies mußte ein Kaffer selbst bezeugen, dessen Worte, und wenn sie auch nur aus Höflichkeit gesprochen wurden, einen Trostesblick in unseres Bruders Schultheiß Herz warfen.

„Euer Wort begreifen wir sehr wohl, sehen auch ein, daß dasselbe gut ist und Leben hat, aber schwer wird es uns, die wir in Sünden alt geworden, und an sie gewöhnt sind, dasselbe zu halten. Doch ihr Lehrer, ihr müßt nicht verzagen. Sei es auch, daß der größte Theil dieses Volkes das Wort Gottes verachte, und sich nicht bekehre, so werden sich doch einige Wenige finden, die sich mit dem Herzen bekehren. Um derselben Wenigen willen fahret fort, das Wort Gottes zu verkündigen und werdet nicht müde!"

Und sie fuhren fort und wurden nicht müde. Und der Herr bekannte sich zu ihrem Bekenntniß. Immer stiller und aufmerksamer wurden die Heiden in dem Gottesdienste, immer anständiger in ihrem Benehmen, ja es sonderte sich bereits ein Häuflein von 20, 30, 60 aus, die durch ihr regelmäßiges Erscheinen im Gotteshause bekundeten, daß der Widerhaken gefaßt hatte.

Zunächst galt es freilich, gegen die rohen Heiden, die über die Maßen mit Bettelei, Trotz, Widerspenstigkeit und Dieberei plagten, Ernst und Gesetz in Anwendung zu bringen.

12. Wie die Missionare sich Ruhe verschaffen gegen die Heiden.

Bruder Schultheiß saß auf dem Dach der neuerbauten Kirche, um die Latten festzubinden. Da versammelte sich unten ein Schwarm wilder Kaffern, tobte und schrie: „Steig herunter! Höre auf zu bauen! Geht weg von hier! Wir lieben das Wort Gottes nicht! Wir wollen es nicht hören!" Schultheiß antwortete: „Gasäla hat uns hieher gesetzt, wollt ihr uns forthaben, so geht zu dem!" Darauf machten sie Anstalt, den Zaun einzudrücken, um in Hof und Haus einzudringen. Schultheiß stieg hinab und stellte sich an diese Stelle des Zaunes entschlossen hin und wies sie ernst zurecht. Sie stutzten, und gingen einzeln davon. Nach einer Stunde kamen sie wieder: „Nun wollen wir

Frieden machen, nun gieb uns Tabak." — „Was? Ihr wollt Tabak haben," nachdem ihr euch so benommen habt gegen euren Lehrer?" Sie mußten alle von dannen gehen, nur etliche ganz alte Leute erhielten etwas Tabak. Schultheiß' Festigkeit war seine Rettung. Hätte er ihnen nachgegeben, hätte er ihnen Tabak gegeben, so war mit Sicherheit zu erwarten, daß sie morgen in größerer Menge und mit größerem Ungestüm wieder kamen. Da sie aber sahen, der Missionar fürchte sich nicht, so haben sie nie wieder ähnliches versucht, nur einzelne Unverschämte haben ihn noch hier und dort geplagt.

Wenn sie aber fortan nicht gerade mit öffentlicher Feindschaft den Missionaren entgegenzutreten wagten, so setzten sie denselben desto mehr mit heimlichen Sünden zu, namentlich mit der Dieberei. Bald kleine, bald größere Gegenstände entwendeten sie, namentlich Vieh. Denn sie hatten in Bezug auf den Diebstahl spartanische Gedanken; nicht das Stehlen hielten sie für eine Sünde, sondern das Gefaßtwerden, — worauf allerdings strenge Strafe stand. Konnten sie ungestraft ihre Frevel verüben, so rühmten sie sich wohl noch öffentlich und sonderlich ihrer List und spotteten des dummen Missionars. Dieser glaubte zuerst mit Langmuth und Großmuth das Uebel abwehren zu müssen. Aber er erreichte damit nichts anderes, als daß sie in dem Augenblick, wo sie Verzeihung erhielten, ihn hoch priesen, dann unter ihren Stammesgenossen des dummen Missionars spotteten, und desto mehr sich berechtigt glaubten, auf Kosten seiner thörichten Gutmüthigkeit weiter zu stehlen. Er mußte also ernstere Wege einschlagen.

Am 29. Juli 1839 war Bruder Schultheiß mit Verlassung des ersten Platzes eine Strecke von wenigen Hundert Schritten weiter gezogen, um auf einem gelegeneren Platze seine Wohnung aufzuschlagen. Als er am folgenden Tage mit seinen Leuten wieder ans Bauen gehen wollte, kam der Viehhirte von der Weide gelaufen mit der Botschaft, drei Kaffern hätten vor seinen Augen ein Schaf gestohlen, er aber sei aus Furcht entlaufen, ohne ihnen zu wehren. Schultheiß machte sich mit zwei Hottentotten sofort auf, um sich die Spur der Diebe zeigen zu lassen, und sie zu verfolgen. Aber von der Spur war nichts zu entdecken. Dann bot er zwanzig Mann von Gasäla's Leuten auf, aber auch sie konnten nichts entdecken, und der Viehhirt behauptete, die Leute nicht erkannt zu haben. Nach zwei Tagen bequemte er sich dazu, die Namen zu nennen. Schultheiß beschloß, mit der Sache Ernst zu machen, nahm einen Umpakati (Geheimen Rath), den Viehhirten und den Dolmetscher mit sich, um sein Eigenthum zurückzufordern. Als sie leugneten, drohte er, Gasäla zu rufen, der die Schuldigen hart strafen werde.

Jagdgeräthschaften.

Als er am andern Morgen zu Gasäla Botschaft senden wollte, kam dieser schon selbst mit seinem Gefolge angeschritten, in den Tigercaroß gehüllt, eine Keule in der Hand, deren Knopf so groß war, wie ein Kinderkopf. Er hatte diese am oberen Ende angefaßt und gebehrdete sich, als wolle er allen die Köpfe einschlagen. „Das sind mir schöne Sachen, redete er erregt den Missionar an, die auf deinem Platze vorgehen; du läufst jetzt den Dieben nach und hältst auf eigene Hand Gericht, ohne mir ein Wort zu sagen." Als Schultheiß sich entschuldigte, er habe ja gar nicht selbst Ityala (Prozeß) machen wollen, denn er sei nicht hier, um sie zu „fressen" (ihres Eigenthums zu berauben), er hätte ihnen nur mit Gasäla's Gericht gedroht, und habe eben Boten ausgesandt, um ihn zu rufen, da erklärte sich dieser zufrieden, und ließ sofort die Diebe und die Leute von den Nachbarkraalen herbeirufen.

Nun examinirte er den Viehhirten mit solchem Scharfsinn, daß derselbe bald den Verdacht erweckte, er selbst sei der Dieb gewesen. Da er hartnäckig leugnete, rief Gasäla endlich: „Schwöre!" — Alles ward still, und der junge Mensch sprach mit Nachdruck und Feierlichkeit: „Chlambe!" (Der Name des verstorbenen Fürsten pflegt als Betheuerungsformel zu gelten.) Als der Mensch geschworen hatte, rief Gasäla aus: Tju! um sein Erstaunen auszudrücken, denn er glaubte der Aussage des Hirten nicht. „Es wird wohl hier kein anderer Rath sein, sprach er zu dem Jüngling, als daß wir dir den Strick um den Hals legen und dich auf meinen Platz führen, da soll die Wahrheit schon herauskommen!" Schultheiß, der eine ähnliche Tortur erwartete, wie die oben (Cap. 6) beschriebene, legte Fürsprache ein. Gasäla aber lachte und sprach: „Lehrer, ich sehe, daß du ein Weißer bist. Ihr kennt die Kaffern schlecht. Hier zu Lande erfährt man die Wahrheit nur durch den Strick!"

Nach etlichen Tagen versammelte man sich wieder. Die Verwandten des Hirten, die wohl sahen, daß er schuldig sei, drohten ihn zu erstechen; denn wurde er, der ganz arm war, mit Vieh gestraft, so mußten sie bezahlen. Lange Reden für und wider wurden gehalten. Der eine der Angeschuldigten sprach zu Schultheiß: „Ich habe auch unter den Weißen gedient; sieh hier meinen Rücken (dabei warf er seinen Caroß ab), sieh, hierauf ist nie ein Schlag gekommen!"

Endlich that Gasäla seinen Mund auf zum Spruch: „Der Viehhirte ist selbst der Dieb und muß bezahlen!" Die Verwandten wurden sehr zornig, daß sie in einer Sache bezahlen mußten, von der sie doch nichts wußten. Endlich bequemten sie sich und brachten dem Missionar zwei Kühe und ein Kalb als Strafe des Diebstahls; zugleich aber erschien Gasäla und fragte,

was mit dem Vieh geschehen sollte. Schultheiß antwortete: „Ich begehre nicht das Vieh der Kaffern und will nicht reich werden durch sie. Ich hätte die Sache wohl mögen in Güte abmachen; da du aber so viel Mühe gehabt hast, so nimm das Vieh und stehe mir in ähnlichen Fällen wieder bei."

Hatte Gasäla schon vorher beim Anblick des Viehes geschmunzelt, so wurde er nun ganz vergnügt, und sprach zum Missionar: „Du bist mein Vater! Nun sehe ich, daß ihr Lehrer keinen Neid kennt, ich danke dir vielmals!" Damit nahm er das Vieh und ging befriedigt von dannen. Seine ganze Eifersucht in Betreff des eigenen Gerichthaltens des Lehrers war nichts anderes gewesen, als die Besorgniß, daß dieser das Vieh für sich selbst hätte behalten können.

Diese Uneigennützigkeit des Missionars aber hatte auf die Kaffern einen völlig entgegengesetzten Eindruck gemacht. Sie hielten ihn einfach für dumm, und glaubten auf Kosten dieser Dummheit ihn weiter ausnutzen zu können. Dreimal binnen kurzer Zeit wiederholten sich Schafdiebstähle, so daß endlich voller Ernst gemacht werden mußte.

Als eines Tages Bruder Schultheiß von einer Reise zurückkehrte, befand es sich, daß abermals in der Nacht ein Ziegenbock gestohlen war. Er hielt, wie dies die Kaffergesetze gestatten, sofort Haussuchung und das Fell des gestohlenen Bocks wurde in in einem Kraal gefunden. Nun ergriff große Angst die Thäter. Sie schickten eine Gesandtschaft ab, und boten das erste Mal eine Kuh, das zweite Mal drei Kühe als Bezahlung. Schultheiß ließ sich aber auf nichts ein, sondern rief Gasäla zum Gericht. Dieser erschien auch sofort, und billigte das weise Verfahren des Lehrers durchaus. Sein Urtheilsspruch lautete: Die drei Thäter müßten zusammen zehn Stück Vieh bezahlen. Nach langem Hin- und Her-Disputiren verstanden sie sich zu acht Stück, die Gasäla theils für sich behielt, theils denen zur Belohnung gab, die beim Nachspüren geholfen hatten. Die übrigen Nachbaren des Lehrers waren deshalb auf diesen sehr ungehalten, daß er sie nicht auch zum Nachspüren gerufen habe; denn in dem Falle hätten sie doch auch wohl ein Kälbchen oder zwei abbekommen.

Diese Sache verbreitete einen heilsamen Schrecken. Die Diebe drohten zwar, nie wieder die Kirche zu betreten, aber schon nach vier Wochen waren sie wieder da, und standen von da ab mit dem Lehrer auf dem freundschaftlichsten Fuße. Dies arme Volk versteht eben nichts von Milde, es verlangt scharf angefaßt zu werden, und hat nicht das Gesetz vorgearbeitet, so wird das Evangelium nicht leicht Eingang finden!" — Von jetzt ab hatte der Missionar Ruhe; es versuchte so leicht nicht wieder einer bei ihm zu stehlen. Er konnte auch seine drei Häuser in Frieden und

unbelästigt aufbauen. Die strich er unten roth an, damit die Kaffern, die sich reich mit Fett und rother Farbe bestreichen, sie nicht beschmutzten, wenn sie sich anlehnten. —

13. Die Zaubereisünde unter den Kaffern.

Das arme Kaffervolk ist geistig so tief gesunken, daß es von einem lebendigen Gott kaum noch eine entfernte Vorstellung hat, ja nicht einmal Götzen dient, an deren Verehrung der Missionar etwa einen Anknüpfungspunkt hätte, um wie Paulus die Athener (Apst. 17) auf den lebendigen Gott hinzuweisen. Ihr Götze ist ihr Vieh und ihr Bier. Trotzdem aber sind sie in beständiger Angst vor übernatürlichen Mächten der Finsterniß. Während sie an keine Macht glauben, die sie schütze und segne, zittern und beben sie beständig vor unheimlichen Mächten der Finsterniß, und selbst wo ihre sogenannten Doktoren die Thaten der Zauberer und Giftmischer aufdecken, da bedienen sie sich anderer Lügen und Zauberkünste, so daß Satan durch Beelzebub bekämpft wird. Die an diese schwarzen Thaten sich anknüpfenden Gerichtshandlungen aber sind wieder Quelle neuer Sünden. Falsche Zeugnisse, Haß und Gier nach dem Besitzthum des anderen sind neben offenbarem boshaftem Lügenwerk meistens die treibenden Motive, denn sowohl die Richter, namentlich der Inkosi (der Capitän) als auch die Zeugen richten die Sache gewöhnlich so ein, daß irgend ein Reicher auf die Anklagebank gebracht wird, und daß er entweder ganz „aufgefressen" d. h. seiner ganzen Habe beraubt, oder doch mit ansehnlichen Strafen belegt wird, dies ist eine Haupteinnahmequelle des Inkosi, der mehr als die andern Vieh bedarf, weil er für seine amapakati (Geheimen Räthe) allezeit offene Tafel halten muß.

Seitens der Zauberer ist das angewandte Verfahren zumeist bewußter Betrug; aber bisweilen scheinen auch wirklich satanische Kräfte, wie bei den Zauberern in Egypten zur Anwendung gebracht zu werden. Der gemeine Mann glaubt nur das Letztere, und die Zauberer sind eifrig, ihn in diesem Aberglauben zu erhalten. Da muß, wenn einer am Halse leidet, ihm ein Frosch in die Kehle geschlichen sein, der nur durch Zauberkünste wieder herausgebracht werden kann; hat der Blitz eingeschlagen, so ist ein Stern vom Himmel gefallen, und durch Schlachtung und Verbrennung einer Kuh muß der Himmel versöhnt werden, damit er nicht noch mehr Sterne an diesen Ort werfe, der übrigens als ein verfehmter sofort mit Abbrechung und Verlegung sämmtlicher dort befindlicher Hütten aufgegeben wird. Steht bei einer Kuh die Milch, so muß irgend ein altes Weib eine Schlange oder

einen Affen besitzen, der des Nachts kommt, um die Milch auszusaugen, in Folge dessen die Kuh sterben muß. Stirbt Jemand, so muß irgend ein Zauberer ihm Gift gegeben haben, — und leider ist dies oft genug der Fall, denn es giebt eine ganze Anzahl Kaffern, deren Lebensaufgabe es ist, insgeheim Gifte aller Art zu mischen, um aus bloßer Mordgier andere langsamer oder schneller zu Tode zu bringen. Ist der Unglückliche, dem solches Verbrechen Schuld gegeben wird, einmal angeklagt, so ist seine einzige Rettung, sich schuldig zu erklären, er mag auch sonst schuldlos sein wie ein neugebornes Kind. Denn sonst wird er gepeinigt und geplagt mit den entsetzlichsten Martern, die nicht selten mit dem Tode enden.

Etliche Zeugnisse, eins vom Verfahren bei der Zauberei, das andere von der Verfolgung einer Zauberin mögen das Gesagte veranschaulichen.

Missionar Döhne schreibt:

„Ist Jemand krank, so wird eine Person, meist eine Frau, gerufen, die sich für einen Arzt ausgiebt. Diese giebt vor, daß der Kranke ein Stück von einer Schlange, oder einem Insect, oder Stein oder Bohne u. dergl. im Leibe habe, welches sie herausholen müßte. Dazu bereitet sie denn eine Zusammensetzung von Mist und Lehm, macht eine Menge Kugeln wie ein Menschenkopf dick davon, und diese auf den Leib des Kranken legend, drückt sie unter fürchterlichem Aechzen und Stöhnen die Masse von allen Seiten. Dann nimmt sie dieselbe auch vor den Mund, als wenn sie mit ihrem Odem jene Dinge herausziehen wollte, wobei sie schrecklich die Augen verdreht. Sie hat sich aber, ehe sie ihre Kur beginnt, mit dem Nöthigen zu ihrer Betrügerei versehen, und etwas jenen Stücken Aehnliches in ihren Mund gesteckt. Merken dann die Umstehenden etwa einmal nicht recht auf, so nimmt sie diese Gelegenheit wahr, und bläst ein solches Stück in die Masse hinein. Ist dies geschehen, dann läßt ihr Aechzen und Stöhnen nach, und sie spricht nun lustig von guten Dingen, von der Genesung u. s. w. Dann arbeitet sie noch ein wenig, bis das Stück zum Vorschein kommt, und hat ihren Lohn verdient, der Kranke mag genesen, oder nicht. Will sich die Krankheit nicht bessern, so wird zu andern Mitteln geschritten. Erst wird getanzt. Die Doktorin versammelt die übrigen Weiber des Kraals in einer Hütte. Auf einer Seite wird ein hart getrocknetes Fell von den herumsitzenden Weibern geschlagen, gleich einer Trommel; auf der andern tanzt die Frau Doktorin. Die Weiber, welche das Fell schlagen, rufen in einem harmonischen Gesange: „Habe Erbarmen mit uns.“ Die Doktorin springt dann immer stärker, schlägt sich an den Kopf, an die Ellenbogen und Finger, so daß letztere manchmal bluten, verdreht die Augen, schwenkt und wirft

den Kopf so lange, bis sie sich nicht nur in die größte Hitze und außer Athem, sondern auch von Besinnung gebracht hat. Während ihres Tobens ruft sie dann allerlei, was kein Mensch versteht; weshalb auch die Weiber beim Felle wieder schreien: „wir wissens nicht, habe Erbarmen mit uns." — Will sich der Kranke auf das Tanzen noch nicht bessern, dann giebt sie vor, er sei behext, und sie müsse den Teufel tödten und austreiben. Nun wird im Kraal herumgerochen, und wo sie dann einen weiß, der viel Vieh hat, so berieht sie ihn und seine Hütte, und dieser muß es denn sein, durch welchen der Teufel den Kranken behext hat. Dieser Mensch muß nun gehen, Zaubergut zu graben. Die Doktorin bestimmt, was es sein muß, und giebt gewisse Kennzeichen an, welche das Zaubergut haben müsse, wodurch der Kranke in sein Elend gekommen sei. Da kann nun ein solches armes Geschöpf lange graben! Wenn jener aber das Gemeldete, ein Stückchen Holz, Stein oder dergleichen, nicht finden kann, so sagt sie, er sei hartnäckig und wolle nicht sagen, wo es zu finden sei. Darauf gehn die Peinigungen an. Der Mensch wird, auf die Erde ausgestreckt, an Händen und Füßen so befestigt, daß er sich nicht rühren kann, und ein Ameisenhaufe muß ihn quälen. Ist er dann noch nicht im Stande zu sagen, wo das Zaubergut zu finden sei, so werden neue Plagen, die eine immer stärker als die andre, angewandt, bis er todt ist. Dies erfolgt gewöhnlich, weil so ein Armer, wenn er auch manchmal vor Angst und Noth sagt, er wisse es nun, damit er für einige Augenblicke seiner Qual entkommt, doch nie das bestimmte Zaubergut findet, wodurch die Doktorin den Teufel zu bannen glaubt. Ist der Mensch todt, so wird sein ganzes Vieh genommen, wovon die Frau Doktorin den größten Theil für ihr Meisterstück bekommt."

Ein besonders schwerer Fall traf fast unter den Augen unseres Bruders Schultheiß eine alte sehr vornehme Frau, die Yolasche, eine nahe Verwandte von Gasäla. Sie war beschuldigt worden, eines seiner Enkelkinder behext zu haben, daß es davon gestorben sei. Das Kind hatte schon länger gekränkelt, da kommt Yolasche und nimmt es der Mutter weg, sagt, das Kind müsse gewaschen werden, dann speit sie ihm in die Augen und das Kind stirbt bald darauf. Sie wird bei Gasäla angeklagt, entschlüpft und verbirgt sich an der Kabussi. Gasäla's Räthe ihr nach, finden sie, und schlagen sie ohne Weiteres auf die unbarmherzigste Weise mit ihren Kirri's (Knopfkeulen) todt. Die Sache kam vor die andern Häuptlinge, und weil Yolasche so vornehmen Herkommens war, wollen sie dem Gasäla den Prozeß machen und ihn „auffressen", weil er die Frau trotz ihrer vornehmen Geburt ohne Zustimmung der andern Häuptlinge hingerichtet habe. Als Schultheiß dem Gasäla auch seinerseits Vorstellungen machte,

wurde er ganz aufgebracht, denn sie sei eine so gefährliche Hexe gewesen, daß es seine obrigkeitliche Pflicht gewesen sei, sie nicht länger leben zu lassen, nachdem sie schon vier Kinder auf seinem Kraal durch ihre Zauberkünste getödtet habe. Alle seine Leute stimmten seinem Verfahren völlig zu.

Sucht der Missionar dem Volk die Thorheit ihres Aberglaubens aufzudecken, so stößt er hier und da auf Freigeister, die in der That das Lügengewebe durchschauen. Die Meisten aber lassen sich nicht erschüttern in ihrem Glauben an die Macht der Regenmacher, Zauberer und Doktoren; einer sagte geradezu: Ihr Weißen seid die ärgsten Zauberer. Daß König Hintza freiwillig umgekehrt sei, um dann von den Weißen getödtet zu werden, sagten sie, sei nur durch die Zauberkünste der Weißen geschehen, und als nun gar nach den Kafferkriegen einzelne englische Doktoren Schädel gefallener Kaffern präparirten, um sie nach Europa zu senden, waren sie ganz sicher, daß alle Weißen Zauberei trieben, und die Missionare konnten von Glück sagen, wenn sie nicht von dem Volksglauben auch der Zaubererzunft zugerechnet wurden.

In ein solches Unkrautsfeld eines mit Fluchen, Zaubern, Lügen und Trügen, Mord und Ehebruch und Schandthaten aller Art besäten Ackers der Kaffern-Nation den Samen des Evangelii zu streuen, das war fast aussichtslose Arbeit, und doch mußte sie gethan werden. Und sie wurde gethan, und die Frucht des Glaubens ging auf; „dennoch" wurde dem Satan auch auf Itemba mancher edle Raub entrissen, wie wir bald sehen werden.

14. Gerichtsverfahren unter den Kaffern.

Eine Hauptbeschäftigung des freien Kaffers ist das Gerichthalten. Es fehlt ja nie an einem großen oder kleineren Gegenstande zu einem solchen. Dazu kommen sie dann massenhaft zusammen, und halten Stunden lange Reden, in denen sie eine große Meisterschaft bekunden. Da man die Kaffernart nirgends besser beobachten kann, als bei solchen Gerichtsversammlungen, so geben wir den mit lebensfrischen Farben gezeichneten Bericht über ein solches Gerichtsverfahren mit den Worten des Bruder Posselt hier wieder.

„Am Schlusse v. J. hatte ich noch einen großen Streit mit unserem Gasäla, wobei seine Habgier wieder so recht zum Vorschein kam. Eines Morgens nämlich ganz früh kamen zwei Kaffermänner zu mir mit einem Färse- und Ochsenkalb, um dieselben an mich zu verkaufen für zwei wollene Decken. Da sie auf meine Frage, ob das Vieh gestohlen sei, mit Nein antworteten, und da

ich grade die gewünschten Artikel bei der Hand hatte, so kaufte ich die Kälber. Nach etwa fünf Tagen kamen vier Kerls mit Assagaien vor meine Thür, eben als der Tag kühl geworden war

Kafferhäuptlinge.

und ich von der Arbeit ruhte. Ich: Woher? Wohin? Sie: „Wir kommen vom Kaifluſſe, dort her und ſuchen Vieh, welches bei dir iſt und uns gehört." — Was, ich habe euer Vieh? — „Ja, es iſt uns geſtohlen worden und zu dir gebracht und du haſt es gekauft. Warum kaufſt du geſtohlen Gut und wirſt ein Dieb?" — Haltet ein; macht mich nicht zum Diebe, ſo und ſo ſtehen die Sachen. Habt ihr wahr geredet, ſollt ihr das Eure wieder erhalten und ſollte ich meine Decken verlieren. Bleibt hier

über Nacht! — „Gieb uns Tabak und Speise, denn heute schlafen wir auf dem Platze eines inkosi“ (Herr, Capitän, Fürst). — Das sollt ihr haben. — Ich rief sogleich einen Haufen Menschen zusammen und fragte sie, ob Jemand die Diebe kenne und ihren Wohnplatz. Es fanden sich zwei, welchen dieselben sehr wohl bekannt waren und die auch sehr willig sich anboten, sie aufzusuchen. — Ein größeres Fest kann es wohl kaum für Kaffern geben, als wenn sie zu einem Diebe geschickt werden, um die ityala (Klage) zu sprechen, wie sie sich ausdrücken. So eine Botschaft wird umsila (Schwanz) genannt. Denn nun geht es an das Wonnegeschäft des Auffressens; da kriegt der Schwanz von seinem Haupt, von dem er gesandt ist, einen Antheil des bezahlten Viehes; und Vieh, ach Vieh, das ist ja das Ein und Alles, das Höchste und Seligste des viehisch gesinnten Kaffers. Mit Freuden also übernehmen jene zwei Männer das Geschäft, den Dieben nachzuspüren. Gleich am nächsten Morgen ganz früh brechen sie auf. Ich bedeutete sie zuvor, durchaus keine Strafe zu verfügen, allein die Diebe sollten sie ausfindig machen, damit ich sie der weltlichen Macht, d. i. Gasäla überliefern könnte. Sie gingen. Nach drei Tagen kehrten sie wieder und zu meiner großen Verwunderung — mit vier Kälbern und all meinen Gütern, womit ich gekauft hatte. Bald nach ihrer Ankunft kam auch einer der Diebe an, mit einem Rücken voller Striemen, ganz splitternackt und am ganzen Leibe vor Kälte und Schmerz bebend. Er setzte sich auf die Hucke, seitwärts von dem großen Haufen Menschen, der sich sogleich eingestellt hatte. „Denn wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.“ Sein Anblick rührte mich. Die Kaffern aber fielen über ihn her mit: „Spitzbube, raffe dich augenblicklich! Hund, fort hier! Wolf, verunreinige nicht des Weißen Platz! Spitzbube, schnell! Der Weiße hängt dich an den Baum!“ Das Alles sagten sie nicht etwa aus Haß gegen den Dieb, noch am allerwenigsten war es aus einem Ekel an seinen Thaten, sondern sie fürchteten, des Weißen mitleidiges Herz möchte ihrem Fleisch und Blut wieder etwas zurückgeben und somit könnten sie nicht die vier räudigen Kälber erhalten. Denn wer wird der Glückliche sein, dem Posselt eins dieser Thiere beschcert? — so hieß es jetzt in jedes Anwesenden Herz. Aller Augen waren gierig auf mich gerichtet. Zunächst brachte ich jene losen Mäuler zum Schweigen. Wenn ich dem Diebe erlaube, auf meinem Platze zu sitzen, wer seid ihr denn, daß ihr ihn forttreibt? Laßt ihn bleiben! sagte ich. — „Hm! sivile!“ (wir haben gehört) antworteten sie mit Lächeln. Darnach besprach ich mich mit dem umsila über das bezahlte Vieh. Ich sagte, ich hätte meine Sachen unbeschädigt wieder erhalten, vier Stück Vieh sei mir daher zu viel; ich wolle deshalb eins wieder an den Dieb zurückgeben.

„Da hört den umlungu! Wir haben es gleich gesagt, sein Herz wird usizi (Mitleid, Schmerz) haben. O wären wir doch nicht gegangen! Der Dieb, der ihn so belogen und getödtet hat, der auch uns so gemartert, ja uns noch hat schlagen wollen (reine Lüge), dem will er Vieh wiedergeben. Yivani madoda!" (hört, Männer.) Alles stimmte ihnen zu und schnarrte mit der Zunge den Verwunderungs- und Abscheulaut x. Ich dagegen antwortete: Ihr seid Kaffern und dieser Dieb gehört zu eurem Volk. Ich dagegen bin ein weißer Mann und bin eines andern Volkes. Dennoch erbarme ich mich dieses Menschen. Ihr aber seid ohne Herz und Mitgefühl, Hunde seid ihr, Wölfe! Ihr solltet vielmehr für ihn bitten und euch freuen, daß ich gnädig gegen ihn bin. Uebrigens ist das Vieh mein Vieh und ich thue damit, wie mir gefällt. Schweigt! Noch konnten sie sich nicht geben, aber ich hörte sie nicht weiter an. Dies Alles verhandelte ich in der Küche, während der Dieb noch draußen saß. Nachdem ich hinausgegangen, redete er mich an: „Höre, inkosi, ich Dieb habe das Deine genommen. Du hast deinen Schwanz geschickt. Ich habe bezahlt. Dort vor deinen Augen steht das Vieh. Das eine ist eine Färse, und so ist seine Farbe, wie du siehst. Das andere ist ein ungeschnittener Ochse, so und so stehen seine Hörner u. s. w. Doch über das Alles, daß ich nun so bezahlt habe, hat mich dein umsila dennoch geschlagen auf dem Wege. Sieh diese Striemen, diese Schläge auf meinem Rücken. Sage mir, warum dies mir geschehen?" Ich antwortete: Dich zu schlagen, habe ich meine Männer nicht geschickt, sondern dich Dieb aufzusuchen. Dieses Ding des Schlagens weiß ich nicht. Ist da eine Schuld bei meinen Leuten, dann giebt es hier Gerichtshöfe, wo man dergleichen bespricht. Das laß also für jetzt. Ich habe dir etwas anders zu sagen. Heute wirst du inne, in welch Unglück dich deine Dieberei gebracht hat. Das ist Gottes gerechte Strafe. Gott schlägt dich heute und kein Mensch. Doch, damit du siehst, ein Lehrer Gottes ist nicht ein Mensch ohne Mitgefühl, so gebe ich dir ein Stück Vieh wieder. Geh nun nach Hause. Darauf sprang er auf und küßte mir und meiner Frau die Hände, was ein jeder Kaffer thut, wenn man ihm etwas giebt, das nach seinen Begriffen groß ist, dankte und ging ab. Darauf vertheilte ich auch die andern drei Kälber, wobei es denn viel Neid gab. Die da erhalten, waren freudetrunken, die andern aber brummten: „Mich hat er nicht mehr lieb. Ehemals war der umlungu gut, nun aber taugt er nichts. Er hat mich verstoßen. Nicht mehr bin ich sein Kind. Was macht er doch? Die Sache verstehe ich nicht," so und mit andern Worten redeten sie. Ich that, als ob ich es nicht hörte. — Nach einigen Tagen kamen die Verwandten des geschlagenen Diebes, die ityala der Schlägerei zu sprechen. Ich wies sie an

ihre Capitäne. Sie kamen aber fast täglich und plagten mich, bis Gasäla einst dazu kam. Zunächst zürnte er mir, daß ich hätte bezahlen lassen, was nicht mein Amt ist, zum andern, daß ich ihm von dem Vieh nichts abgegeben. Ich setzte ihm die Sache aus einander, wie ich nur die Diebe hätte verfolgen lassen, wie dieselben aber von selbst das Vieh herausgeholt hätten (was Wahrheit ist), um die Betrügerei gut zu machen, wie ich sodann das Vieh genommen und es an Leute vertheilt hätte, die zu ihm gehörten; somit hätte ja er den Segen empfangen. Er schwieg still und forderte den Dieb und die Seinen vor sich, um die ityala zu sprechen. In meiner Küche fand das Verhör statt. Ich, Gasäla und sein Sohn saßen auf Stühlen in der Ecke der Wassereimer; seine geheimen Räthe dicht neben ihm. Uns gegenüber auf der Erde saßen die Verkläger. In die Mitte schlichen sich neugierige Lauscher, so daß wir wie eingerammt dasaßen. Bei solchen Verhören geht nun alles ganz streng nach altem Gebrauch und väterlicher Weise. Obgleich sich beide Parteien gegenseitig wohl kannten und auch wußten, zu welchem Zwecke sie da beisammen gekommen, so wurden dennoch Fragen gethan, als ob sie sich nie gesehen und ganz und gar nicht wüßten, was vorgefallen. Aber das gehört zur Form einer ityala. Gasäla, seinen großen Geheimen Rath aufrufend, spricht: Frage diese Leute, woher sie kommen. Geheimer Rath: Woher kommt ihr? Verkläger: Wir kommen von der inciba (Name der Kai, der Wohnort wird allezeit nach dem dabeigelegenen Flusse angegeben). Geheimer Rath: Wohin geht ihr? Verkläger: Wir kommen hieher. Geheimer Rath: Ihr kommt hieher, um was zu machen? Verkläger: Wir kommen hieher um der Schlägerei dieses Mannes willen. Geheimer Rath: Wer ist dieser Mann? Verkläger: Er ist N. N. Geheimer Rath: Du sagst um der Schlägerei dieses Mannes willen; wer hat ihn geschlagen? Verkläger: N. N. Geheimer Rath: Was hat er gemacht, dieser Mensch? Verkläger: Er hat gestohlen. Geheimer Rath: Was hat er gestohlen? Verkläger: Vieh u. s. w. u. s. w. So genau und langsam wird gefragt und geantwortet. Nur zwei dürfen sprechen. Jeder Redner aber hat seine Gehülfen, die sogleich einfallen, wenn nicht recht gefragt oder geantwortet wird. Der inkosi beherrscht das Ganze und schimpft den aus, der nicht recht seine Sache führt. Der Gefragte aber bewahrt die äußerste Bedachtsamkeit, giebt nie ein Wort mehr als gefragt wird, läßt sich Alles gleichsam abpressen und hat er Schuld, so redet er fortwährend so unbestimmt und zweideutig, daß es große Gewandtheit erfordert, ihn zu verstehen und ihn zu pressen, bis er sich gefangen giebt. Gasäla ist darin ein Meister. Er weiß so verfänglich zu fragen, daß ihm bald das Herz des Schuldigen kund wird. — So langweilig ging die

Sache vor sich, wobei denn auch mancher einschlief und gehörig schnarchte; oder sie sich plötzlich wohl zum Tabak wandten, alles stehen ließen und gegenseitig um eine Pfeife voll bettelten. Dann ward wieder der Faden aufgenommen. Nach langem Hin- und und Herreden brach endlich die Gesellschaft auf, ohne daß Gasäla die Sache entschieden hatte. Sich nun an mich wendend, verlangte er die drei Kälber, die bezahlt worden waren. „Ich habe nun die ityala gesprochen," sagte er, „gieb mir, was mir gehört." Ich antwortete: Du hast nichts gesprochen. Was du gesprochen, war schon längst abgemacht, und was du sprechen solltest, die ityala der Schlägerei, hast du gelassen, daher hast du nichts gesprochen. Uebrigens habe ich das Vieh nicht mehr, sondern deine Leute. Er voll Zorn: „Hole es!" Ich: Das werde ich nimmermehr thun. Darauf rief er seine Geheimen Räthe und ging voll Unmuths fort. Eines Sonntags kam er zum Gottesdienst. Er aß bei mir Mittagbrod, trank Kaffee und grüßte mich freundlich zum Abschiede. Während er wegging, kam unser Vieh nach Hause, dem er begegnete. Unter demselben war eins jener Kälber, welches meines Schäfers war, da er mit zu dem umsila gehörte. Dieses Kalb trieb Gasäla aus der Heerde und brachte es nach Hause. Das verdroß mich sehr. Bei unserer nächsten Zusammenkunft stellte ich ihn über sein diebisches, heimliches Betragen ernst zur Rede. Er wurde heiß, ich auch. Wir geriethen so hart an einander, daß ich ihn zur Thür hinauswies. Alle seine Leute waren sehr unzufrieden mit ihm über sein Verfahren gegen mich, selbst sein eigener Sohn sagte zu mir, daß Gasäla Unrecht hätte. Eine Zeit lang mied er mich, dann aber stellte er sich wieder ein und wir sind nun wieder die alten Freunde."

15. Kämpfe und Siege auf Itemba.

Die ersten Versuche, für das Wort Gottes in den Herzen der Kaffern Boden zu gewinnen, waren ziemlich trostlos. Die Klagen über Stumpfheit, Gleichgültigkeit, Frechheit der ungläubigen Kaffern, denen wir bereits oben begegnet sind, ziehen sich durch alle Berichte des Bruder Schultheiß Jahre lang wiederkehrend. Hatten sie heute in der Schule etwas vom A-B-C oder etliche Liederverse gelernt, so waren dieselben das nächste Mal vergessen. In der sparsam besuchten Kirche liegen etliche da und schlafen, andere haben die brennende Pfeife heimlich unter dem Karoß, dort schwatzen ein paar miteinander, dort stillt eine Mutter ein Kind, eine andere läuft mitten in der Predigt hinaus. Wird niedergekniet zum Gebet, so schlagen etliche hierüber ein

helles Gelächter an. Ist der Gottesdienst zu Ende, so heißt es: „Lehrer, wir haben heute das Wort gehört, nun gieb uns auch Fleisch und Brod zu essen. Willst du uns rufen, daß wir dein Wort hören, so kannst du uns auch etwas dafür geben. Wollt ihr Lehrer das nicht thun, so könnt ihr gehen!"

Der Missionar giebt es also zunächst auf, durch die Predigt des Worts allein auf die Heiden einwirken zu wollen. Er sucht im alltäglichen Verkehr ihnen näher zu kommen. Die Stationsarbeiten in Erbauung von Häusern, Einrichtung von Feldern und Schloten, Arbeit in den Gärten giebt dazu gewünschte Gelegenheit. Stark und kräftig von Körper, wie der Kaffer ist, wird ihm ja die Arbeit nicht schwer, seine Begierde nach all der schönen Herrlichkeit, die er mit seinem Arbeiten verdienen kann, ist größer als seine Trägheit und sein Stolz; es kommen also viele zur Arbeit. Allein gilt es ein wenig wirkliche Anstrengung, dann heißt es: „Die Arbeit tödtet uns." Die Uebrigen, die nicht Arbeit bekommen haben, verspotten die Arbeiter: „Ihr seid die Ochsen der Weißen! — Ihr müßt euch für die Fremden schinden!" Sie sprechen so aus Neid, weil sie nicht in der glücklichen Lage sind, sich einen Hut oder Jacke oder dergleichen zu verdienen.

Hat aber ein Kaffer dergleichen erworben, so dünkt er sich ein Fürst oder Graf zu sein. Bruder Güldenpfennig erzählt, wie er einen Kaffer getroffen habe, der sich durch seinen Fleiß nach und nach verdient hatte einen Frack, einen Hut und ein Paar Stiefeln. Freudestrahlend kehrt er damit zu seinen Landsleuten zurück. Er findet einen Freund, der ihm begreiflich macht, einen der beiden Stiefel könne er doch wohl ihm, seinem besten Freunde zum Geschenk machen. Die Bitte wird sofort großmüthig gewährt. Den andern Stiefel zieht der Kaffer an; er ist zu klein, der Hacken bleibt also im Schaft stecken. Darauf wird der Frack angezogen, der Hut aufgesetzt, und nun stolzirt der Glückliche, rechts und links mit blinzelndem Auge sich umschauend, umher, bewundert von den Weibern, beneidet von seinen Kameraden.

Der Missionar sucht in die Hütten der Schwarzen das Wort zu tragen; er geht auf einen naheliegenden Kraal. Sofort wird er von einer großen Menge Volkes umlagert, aber sie verlangen nichts von der Speise des Lebens, sondern quälen den Missionar mit ihrem unverschämten „bazela" (ein Geschenk!) oder „tobacco!" Redet er zu ihnen von der Sünde ihres Lebens, so lautet die Antwort: „Ach mein Herz ist weiß, so weiß!" Fängt er an ihnen von Gott zu erzählen, so sagen die Ehrlicheren: „Was kümmern wir uns um Gott! Wir wissen nichts von Gott!" Sagt aber wirklich einmal einer: Es giebt wirklich einen Gott!, so glaubt er Wunder welchen Grad von Frömmigkeit bekundet, und es schon sehr weit in der Kenntniß himmlischer Dinge

gebracht zu haben, und ein volles Anrecht auf Achtung, ja auch wohl auf ein recht bedeutendes Geschenk des Lehrers zu besitzen.

Und bei allem dem schien es dem Bruder Schultheiß, als ob es selbst mit den Resten von sittlichem Leben, die noch hier und da im Anfange vorhanden waren, immer mehr bergab ginge. „Es scheint, (so schreibt er einmal) als ob sie nicht müde werden könnten, Gottes zeitliche und ewige Strafen auf sich herabzufordern; ihr Stehlen in der Colonie wird immer ärger, und ganz in der Nähe von Grahamsstadt werden die Hirten bei ihren eigenen Heerden todtgeschlagen." Und da ähnliche Erfahrungen der Missionar selbst auch von Seiten derjenigen seiner Dienstleute machen mußte, die er für so recht willig und zugänglich und selbst dem Worte Gottes offen erachtet hatte, so entsank ihm fast der Muth: „Ich vertraue keinem Einzigen unter ihnen mehr, (schreibt er) da ich mich zu oft betrogen gesehen habe! Das ist wahrlich eine schwere Stellung!" Ein andermal schreibt er: „Ich kann versichern, daß wenn ich einem solchen wilden Haufen gepredigt und das Wort in diesen hineingerufen habe, ich nun verstehe, was es heißt, eine Stimme in der Wüste zu sein!"

Aber was giebt es für Macht und Mittel, gegen dieses Bollwerk des Satan den Sturm zu unternehmen? Die Engländer heutigen Tages sagen: „Errichtet Schulen, bringt Civilisation in das Volk!" Schulen sind errichtet, es giebt Kaffern, die ihren Ovid und Homer lesen; aber Kräfte des Lebens sind dadurch nicht in sie hineingekommen. Gerade die am besten unterrichteten Kaffern sind, wenn nicht das Evangelium ihr Herz umwandelte, nur um so hochmüthiger, verschmitzter, durchtriebener und gefährlicher geworden. Nein es giebt gegen *diesen* Feind nur eine Waffe, das ist der Glaube, der in der Liebe thätig ist. Nicht der Glaube, der in erlernten rechtgläubigen Formeln sich correkt bewegt, sondern der Glaube, der das innerste Herz an Jesu Herz so gekettet hat, daß die Predigten auch Bekenntnisse, und die Bekenntnisse auch Zeugnisse sind; solche Zeugnisse werden Pfeile, brennende feurige Pfeile, die auch in harten todten Heidenherzen zünden. Nicht die Liebe, die in ohnmächtigem Mitleid und schönen Wünschen ihr Ende und Grenze findet, sondern die Liebe, die sich selbst verleugnet, die sich nicht erbittern läßt, die durch erfahrenen Undank nicht kälter wird, die ihr Leben verzehrt im Dienst des Herrn; solche Liebe hofft auch da noch, wo nichts mehr zu hoffen scheint, die darum *alles* glaubt, *alles* hofft, *alles* duldet. Wer nicht *solch* ein Herz vom Herrn sich erbitten kann, der bleibe ja fern vom heiligen Missionswerk.

Unsere Brüder Schultheiß, Posselt, Robert Lange, Johann Schmidt waren sowohl in jenem Glauben als in jener Liebe keine Heldengestalten, aber sie hatten von beidem doch ihr bescheiden

Theil aus der gnädigen Hand des Herrn erhalten, deshalb arbeiteten sie in Geduld weiter auf Hoffnung, und die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

Schon nach zweijähriger Thätigkeit konnte Bruder Schultheiß berichten:

„Wenn wir bedenken, welche ungeheuren, uns Missionaren selbst oft noch ganz unbekannten Hindernisse ein Heide zu überwinden hat, ehe er zum Glauben kommen und denselben gar bekennen kann, welche Vorurtheile zu bekämpfen, welche schlechte Gewohnheiten abzulegen, welchen Verführungen zu widerstehen und welche Bande zu zerreißen sind — so werden wir die Bekehrung eines Heiden nicht so leicht erwarten, so werden wir aber auch desto eifriger dafür beten, so werden wir um so dankbarer gegen den Herrn den wenigen Segen seines Wortes, der dann und wann sichtbar wird, wahrnehmen. Und so glaube ich mich schon darüber freuen zu dürfen, daß ich alle Sonntage vor einer kleinen Zuhörerschaft Gottesdienst halten kann, von der Einige regelmäßig sich einstellen, so daß ich immer zwischen 20—60 Zuhörer habe, und daß selbst bei schlechtem Wetter wenigstens Einige sich einfinden, um das Wort zu hören. So erweckt es mir auch viel Freude, daß jetzt unser Gottesdienst weniger Störungen leidet, als früher. Sonst war ein fortwährendes Hinausgelaufe aus der Kirche, oder es begannen Einige zu plaudern, oder es entstand auch wohl ein allgemeines Gelächter. Jetzt zeigen sie nicht bloß äußerlichen Anstand und bewahren die Stille, sondern Viele sind auch aufmerksam und behalten hie und da etwas von der Predigt. Das sind allerdings noch keine Bekehrungen, wie ich sie am liebsten sähe, aber es sind die Vorbereitungen und Anfänge, die auch nöthig sind."

So fuhren die Brüder unverdrossen fort mit der Verkündigung des Wortes, und hatten die besondere Freude zu sehen, daß namentlich die Geschichten des alten Testaments und etliche des neuen Testaments (z. B. die vom reichen Mann und dem armen Lazarus) die innere Theilnahme und eine Art Verständniß bei einer Anzahl von Schwarzen fanden. Sie richteten daher ihre Vorträge gern so ein, daß sie vornehmlich solche Geschichten erzählten und gesprächsweise ihren Inhalt einprägten. Lieber glaubten sie freilich daran, daß es einen Himmel, als daran, daß es eine Hölle gäbe, und am allerwillkommensten wäre es ihnen gewesen, wenn der liebe Gott sie allzumal, so wie sie waren, selig gesprochen hätte, worauf einige dadurch, daß sie nun schon so lange fleißig zur Kirche gekommen waren, ein vollbegründetes Anrecht zu besitzen meinten. Doch gab es hier und dort doch schon eine Seele, der es am Gesicht anzusehen war, daß der heilige Geist im Herzen bereits tiefer grub. Das Wort Gottes ist eben ein

Hammer, der Felsen zerschlägt, es kann auch ein steinhartes Kaffernherz erweichen.

Besondern Fleiß verwandten die Brüder auf den Unterricht der Kleinen. Oft legten sie die Mauerkelle aus der Hand, um mit den A-B-C-Tafeln in die Schule zu gehen. Aber da gab es wiederum nicht geringe Arbeit, um überhaupt eine Anzahl von Kindern zusammenzubringen. Hatte Posselt auf einem Kraal die Kinder aus den Häusern und andern Versteckplätzen hervorgeholt, und ging nun nach einem anderen Kraal, um auch von dort sie zur Schule zu treiben, so liefen ihm jene inzwischen wieder davon. Auf einem Platze trieb er einmal alle Kinder in den Viehkraal und stellte seine Frau vor die Thür desselben, damit sie nicht davonliefen, während er nach den übrigen suchte, die sich bei ihren Müttern oder sonst wo versteckt hatten. Redete er dann mit den Alten, so bekam er die Antwort: „Was soll das Lernen? Gebt uns Arbeit und gebt uns zu essen. Uns dick zu fressen, das wünschen wir. Das ist unsere Freude!" Einer sagte geradezu: „Ihr Lehrer seid Betrüger. Es giebt gute Leute jenseits des Meeres, die geben euch Geld zu unserem Besten; aber ihr behaltet es für euch selbst!" — Hatte Posselt sich dann ein paar Stunden müde gelaufen, dann brachte er gewöhnlich doch nur 7 bis 10 Kinder zusammen, mit denen er, weil nicht alle Tage ein und dieselben aufzutreiben waren, auch nichts Rechtes anfangen konnte.

In der Schule selbst aber war es kaum möglich, auch nur die Anfänge einer geordneten Schulzucht festzumachen. Denn Kindererziehung ist ein den Kaffern völlig fremder Begriff, und ein Kind zu züchtigen, dünkt dem Kaffer pure Grausamkeit zu sein. Darum wächst unter ihnen auch die Jugend so zuchtlos auf, daß je älter ein Junge wird, desto unbändiger und übermüthiger er sich benimmt, den eigenen Eltern zur Last und Plage und verdienten Strafe. Daß ein Mädchen, welches gegen die Missionarsfrau die Zunge ausgestreckt hatte, von dieser eine Maulschelle bekam, dünkte den Eltern eine so flagrante Ungesetzlichkeit zu sein, daß sie dafür von der Frau Bezahlung eines Strafgeldes forderten. So blieb kaum etwas übrig, als die ganz Unbändigen hinauszuweisen aus der Schule, was ihnen freilich desto willkommener war. Erst durch die unsäglichste Geduld, durch kleine Geschenke an Spielsachen und Naschwaaren gelang es endlich, eine kleine Schülerzahl zu fesseln, die denn zum Theil recht aufmerksam war.

Unter solcher beständigen Geduldsübung der Missionare und deren von vielen Missionsfreunden daheim unterstütztem ausharrenden Gebet und Fürbitte bereitete sich denn endlich, obschon sehr langsam und kümmerlich, ein Umschwung in den Herzen der Kaf-

fern vor. In der mit einem Kostenaufwand von 28 Thalern erbauten kleinen achteckigen, vierfenstrigen Kirche versammelte sich ein immer beständiger werdender Kern von Zuhörern zu allen Gottesdiensten. Besonders kamen eine Anzahl alter ehrbarer Leute, während die Jünglinge und die Weiber sich noch ferner hielten.

Es lebte in der Nähe ein alter reicher Mann, der im Vertrauen auf seinen Reichthum im Anfange den Brüdern immer entgegnet hatte, sie sollten sich keine vergebliche Mühe machen, das Wort Gottes sei wohl für Fingu und Hottentotten, Leute, die keinen Häuptling, kein Land und kein Vieh hätten, aber nicht für die Kaffern; von denen würde kein Mensch auf die Missionare hören, wozu sie sich also Mühe gäben! — Nun kommt er eines Sonntags aus der Predigt nach Hause, und spricht zu seiner Frau: Ich muß mich bekehren!, fällt auf seine Kniee und fängt an zu beten. Manchmal sprechen ganze Gruppen von Kirchgängern nach der Predigt: „Heute hat der Lehrer die Wahrheit geredet, wir können nichts dagegen aufbringen!" Ein junger Mann kam an einem Sonntags-Vormittage geheimnißvoll zum Lehrer. Es war derselbe, von dem wir oben (Cap. 12) erzählten, daß er und seine Verwandten durch Gasäla wegen des dem Missionar gestohlenen Viehes bestraft worden waren. Lange konnte er nicht vorbringen, was er wolle, bis er endlich sein Begehren offenbarte, getauft zu werden. Der Missionar erschrak und examinirte ihn nach allen Richtungen hin, aber das Ergebniß war, daß es dem Jüngling ernst war. Durch eine schwere Krankheit war sein Gewissen erweckt worden. „Und was sagen deine Verwandten?" — „Die sind auf demselben Wege!" — Und es war also, es war wirklich schon ein ganzes, zwar kleines aber auserlesenes Häuflein gewonnen worden von solchen, die ganz in der Stille darüber vielfach sich besprochen hatten, daß sie nun endlich Ernst machen und in Jesu Vergebung der Sünden und durch die Taufe die Kindschaft Gottes suchen wollten. Das waren Sonnenstrahlen in die öde finstere Zeit hinein; das Herz unserer Brüder ging in Sprüngen, daß sie nun mit Augen schauen durften, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen war, und daß sie durch die Gnade des Herrn nun bald die ersten Früchte des mit so viel Mühe gepflanzten und mit so viel Schweiß, Gebet und Thränen begossenen Baumes pflücken sollten.

16. Die Erstlingsfrüchte auf Itemba.

Kiwane und Mafusa.

Gerade vier Jahre waren seit der Gründung von Itemba vergangen, da gab es am 28. August 1842 einen Freudentag auf

der Station. Schon acht Wochen vorher, am 1. Juni war ein Aeolodikon angekommen, welches der selige Pastor Kuntze mit einigen Missionsfreunden den Brüdern auf Itemba zum Trost in ihrer Einsamkeit gesandt hatte, und über dessen Ankunft sie eine unbeschreibliche Freude hatten. Am 28. August sollte diese kleine Orgel eingeweiht werden bei besonderer Gelegenheit. Bruder Posselt hatte dazu die alte Kirche, die nichts mehr war, als ein großes Kafferhaus, noch einmal mit Gras gedeckt, daß der Regen nicht mehr durchtröpfeln könne, auch einen Kamin hatte er hineingemauert, damit die Leute, wenn sie im Regenwetter und in der Kälte kämen, doch ein warmes Plätzlein fänden; Fenster zum Schutz gegen den Wind waren auch eingesetzt worden, und endlich hatte Posselt das ganze Kirchlein noch einmal mit Lehm ausgeschmiert, hübsch abgeputzt und die Wände roth und weiß angestrichen. Die Missionare Liefeldt und Schmidt aus Bethel waren zu Gaste geladen, auch viele nackte heidnische Kaffern hatten sich zur Feier eingefunden; denn wo ein Fest ist, zieht sich der Kaffer instinktmäßig herbei, weil er insgeheim denkt, es möchte für ihn doch auch etwas zu essen abfallen.

Und alle diese Vorbereitungen zur Einweihung eines Aeolodikons? — Nein — die Freude der Brüder über diesen Tröster in der Einsamkeit war zwar sehr groß; aber der Gegenstand der Festfeier war größer. Die ersten beiden Kaffern, Kiwane ein wohlhabender Kaffer, und Masusa sein Knecht, ein Fingu, sollten durch die heilige Taufe dem Herrn Jesu übergeben werden.

Es war ein sonniger Tag. Bruder Posselt predigte Vormittags mit Zugrundelegung von Apst. 2, 38. über das Wesen und die Bedeutung der Taufe, Nachmittags verkündigte Schultheiß den zahlreich versammelten Heiden, daß nachdem die Boten des Herrn lange Zeit vergeblich auf Frucht gewartet, nun endlich der Herr in Gnaden darein gesehen habe und das Wort in den Herzen zweier ihrer Landsleute habe Wurzel fassen lassen; dann ermahnte er die beiden Täuflinge, daß sie nun auch Treue halten möchten bis ans Ende, nachdem Gott sie errettet habe aus der Obrigkeit der Finsterniß und sie hineingeführt habe in das Reich seines lieben Sohnes. Die Heiden verbargen ihr Angesicht in ihre Karosse; sie schämten sich, denn sie hatten oft genug gesagt, daß nie ein Kaffer sich werde taufen lassen. Die beiden Täuflinge aber waren voll seliger Freude, und gaben ihr Herz dem Herrn Jesu zu williger Treue, die sie ihm auch erhalten haben, beide bis an ihren Tod.

Da die Freude an den Erstlingen noch eine ganz besondere Freude ist, wird es gestattet sein, über die Lebensführung und Bekehrung dieser Beiden etwas eingehender zu berichten.

Im Sommer 1841 bemerkte Schultheiß, daß seit einigen

Sonntagen regelmäßig ein Fremder zum Gottesdienst sich einfand, den er doch nie eingeladen hatte, und der auch weder Sonntags noch Alltags zu ihm kam, um nach Gewohnheit der Kaffern zu betteln. Er erkundigte sich nach diesem seltenen Gast und erfuhr, daß derselbe ein Fingu sei, mit Namen Masusa, der erst seit kurzem in diese Gegend gekommen sei und bei Kiwane Dienste genommen habe. Noch größer wurde die Freude des Missionars, als auch in dem nachfolgenden Winter trotz Sturm und Regenwetter der Fremde immer wieder regelmäßig sich zum Gottesdienst einfand. Er gedachte des Namens seiner Station Itemba, d. h. „Hoffnung".

Zu Hause konnte der Fremdling nicht schweigen von dem, was sein Herz bewegte, und es dauerte nicht lange, da hatte der Knecht seinen Herrn, den alten gutmüthigen Kiwane so weit gebracht, daß er ihn begleitete zur Kirche, um doch auch einmal zu sehen, was dort gethan werde. Was er dort sah, gefiel ihm; er kam wieder und immer wieder, und von jetzt ab machte der Herr mit seinem Knecht den Sonntagsweg gemeinsam. Der alte Kaffer konnte mit seinen verknöcherten Gedanken zuerst noch nicht recht in die Erkenntniß des Worts von Sünde und Gnade sich hineinfinden, und während Masusa schon lange erkannt hatte, daß in keinem Andern Heil sei, als im Namen Jesu, hatte Kiwane nur noch immer zu fragen und zu reden von der Vorsehung Gottes, die ihn erschaffen habe und noch erhalte. Doch übte Gottes Wort und das Zeugniß des treuen Knechts mit der Zeit seine Kraft, und auch der alte Kaffer kam zuletzt zu der Ueberzeugung, daß er ein armer Sünder sei, der nur aus Gnaden selig werden könne, und suchte diese Gnade mit ehrlichem, aufrichtigem Herzen. Der Herr aber hat verheißen, daß er den Aufrichtigen es gelingen lassen wolle. Das Samenkörnlein wuchs ganz heimlich in der Stille in der Kraft des Gebets, das die beiden suchenden Seelen in ihrem Hause miteinander thaten unbekümmert um den Spott ihrer heidnischen Umgebungen. War ihnen das Herz zu voll, oder wußten sie über eine Frage durchaus keine Klarheit zu gewinnen, so pilgerten sie hinüber zum Missionar, um sich Weisung zu holen. Dieser schreibt: „Die Stunden des Unterrichts und des Gebets mit ihnen sind mir die süßesten gewesen, die ich bis jetzt im Kaffernlande verlebt, und mich nun nicht bereuen lassen, hieher gekommen zu sein."

Dem Fingu genügte aber auch dies bald nicht mehr, er zog ganz hin zur Station, um dicht beim Gottes-Wort zu leben. Der Kaffer wäre freilich auch am liebsten gleich mit hingezogen; aber ihn hielt sein böses heidnisches Weib zurück, vielleicht auch noch etwas Menschenfurcht und Rücksicht auf sein irdisch Geld und Gut; denn es ist schwer, daß ein Reicher in das Himmelreich

eingehe. Dagegen nahm er, wie der Fingu, jetzt öfters Arbeit an der Wasserleitung, die Schultheiß für seine Station neu aushob, und der letztere giebt beiden Arbeitern das Zeugniß, daß sie in aller Treue ihrer Arbeit gewartet, und auch damit bewiesen haben, daß jetzt der heilige Geist in ihren Herzen wirklich das Regiment gewonnen habe. Bald traten sie auch förmlich in den Taufunterricht, und empfingen am 28. August 1842 in der Taufe mit dem neuen Leben auch ihren neuen Namen; Kiwane wurde Jacob und Masusa Johannes genannt.

Beide hatten in ihrem neuen Christenthum keinen leichten Stand gefunden. Masusa's Weib wurde über ihn so erbittert, daß sie auch das Essen zu kochen ihm verweigerte, und ein neues Kleid, das er ihr erarbeitet hatte, ihm zum Trotz und Verdruß durchaus nicht anzuziehen sich entschließen wollte. Dazu gab es Keifen und Zanken den ganzen Tag. Den alten Kiwane gedachte sie damit zu ärgern, daß sie ihm ohne sein Wissen gestohlenes Kafferkorn als Speise vorsetzte und ihm nun vorredete, er habe sein Gelübde gebrochen und könne nicht mehr Christ sein. Schultheiß tröstete den Geängsteten, der am liebsten die genossene Speise wieder von sich gegeben hätte, mit 1 Cor. 10.

Eine besondere Sorge machte ihm seine zwölfjährige Tochter, die, von der Mutter angestachelt, durchaus nicht dahin zu bringen war, freiwillig mit zur Kirche zu kommen. Kiwane brach endlich durch und gab das Mädchen völlig hin zu Schultheiß. Sie lief aber consequent davon und wurde ebenso consequent vom Vater zurückgebracht. Als er aber einmal wieder das Mädchen beim Arm ergriff und die Widerstrebende durch einen Schlag antreiben wollte, da erhoben alle Verwandte ein entsetzliches Geschrei: „Der wirft sein eigenes Kind weg!" schrien die einen, und spien vor ihm aus. „Du willst ein Frommer sein?" spotteten die anderen, „Du bist kein Frommer; denn ein Frommer schlägt sein Kind nicht!" So suchten sie die arme Seele zu peinigen, so viel sie konnten. Er ertrug alles mit Geduld und hielt sich an seinen Heiland. In den nachfolgenden Kafferkriegen floh er mit den Missionaren, und ging nach Beendigung derselben mit Bruder Liefeldt auf die von diesem neuangelegte Station Petersberg, wo er das Amt eines Aeltesten verwaltete. Im Jahre 1867 traf ihn der Herausgeber in Wartburg als einen in seinem Glauben treugebliebenen Christen.

Johannes Masusa war in seiner Einfalt eine reife gediegene Frucht. Er hielt sich fleißig zu den Ermahnungen seines Lehrers und zu Wort und Sakrament und führte ein ruhiges und stilles Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Eines Tages sprach er zu Schultheiß: „Daß das Evangelium Wahrheit ist, sehe ich auch daraus, daß die Leute nicht an dasselbe glauben. Wäre es

eine Lüge, so würden die Leute sie schnell annehmen; denn hier unter den Kaffern finden alle Lügen und auch die unwahrscheinlichsten Nachrichten schnell Eingang. Mit dem Worte Gottes aber ist es nicht so. Es muß daher wohl anderer Natur sein, als die vielen Nachrichten, die wir sonst hören!"

Von dem, was seine Seele bewegte, schwieg Masusa aber auch nicht vor seinen Landsleuten. Oefters ging er hinaus mitten unter die zu wildem Spiel und Tanz bei ihren Beschneidungsfeierlichkeiten Versammelten. Einmal fand er an einem Sonntag solche Gesellschaft versammelt, und trat mitten unter sie. „Heute ist Sonntag, rief er, was beleidigt ihr den Herrn, den großen Gott mit eurem wüsten Singen, Pauken und Tanzen, laßt uns lieber beten!" Etliche der Heiden waren auch dazu bereit, und sprachen: Laß uns in ein Haus gehen und beten. Masusa antwortete: „Ja, erst werft eure Kappen und Fellschürzen weg, und zerreißt eure Pauke, und thut ab, was heidnisch ist, dann wollen wir miteinander beten." Das war den Heiden zu viel, sie liefen alle davon. Das Beschneidungsfest war zu Ende.

Im letzten Kaffernkriege hatte sich Masusa mit Weib und Kind in die feste Stadt Kingwilliamstown geflüchtet. Auch dort war er ein Salz für seine Umgebungen, und hat namentlich seinem alten Herrn, dem Kiwane, aus dem Schatze seiner tiefgegründeten reichen inneren Lebenserfahrung heraus gute Dienste geleistet.

Als nach dem Kriege Bruder Rein die Station Wartburg anlegte, kamen mit ihm etliche Getaufte von Itemba. Er fragte nach Masusa, und erfuhr, derselbe liege schwer krank darnieder in Kingwilliamstown. Und nicht lange darnach im August 1855 kam Masusa's Sohn und brachte die Nachricht von seines Vaters seligem Heimgange. Viel hat er von den letzten Worten des Vaters nicht berichten können, aber was er erzählte, das war gute Nachricht. Der Sterbende hatte noch einmal alle seine Angehörigen um sein Sterbelager gerufen, und zu ihnen gesprochen: „Manimane nkulwu, ningadinwa; inchliziyo yam inovugo nyokuba ndisazi, ukuba andifile, ukuba ukufa kufile ngenka yokufa kuka-Jesu," d. h. „Haltet an zu kämpfen, werdet nicht müde! Mein Herz ist voll Freude; denn ich weiß, daß ich nicht sterbe; ich weiß, daß der Tod gestorben ist von wegen des Todes Jesu!" — Darnach ist er sanft eingeschlafen, in Hoffnung und Glauben — die Erstlingsfrucht von Itemba! —

17. Weitere Früchte von Itemba.

Xamxa und Dobongo.

Der Volksmund nennt den Teufel trotz seiner grausamen Rüstung von groß Macht und viel List einen dummen Teufel, — und hat Recht. Wird dem Teufel im Glauben widerstanden, so flüchtet er nicht nur, sondern all sein wüthig Gebahren muß dem Reich Gottes Hülfe bringen und all seine bewiesene Schlauheit erweist sich als die größte Dummheit.

Es giebt kaum einen entscheidenderen Moment für das Gedeihen einer neuangelegten Station, als die Taufe der Erstlinge. Halten diese nicht Stand, so gelingt es nicht nur viel schwerer, andere zu gewinnen, sondern es kann auch ein schon zu stattlicher Höhe herangeführter Bau über Nacht zusammenstürzen, wenn aus dem Fundament der Erstgetauften die Hauptsteine ausbröckeln, oder wenn ein Schwammgewächs von den unteren Mauerschichten aus die ganze Wand zerfressen hat.

Darum bietet der Teufel auch alles Mögliche auf, um die Erstlinge überhaupt von der Taufe zurückzuhalten. Wie spielt da sein schweres Geschütz unter den Kaffern mit Zauberei, Gift, Capitäns-Feindschaft, und wie knattert sein Kleingewehrfeuer mit Spott und Hohn und Verachtung! Wie werden die Bollwerke von Intriguen und Lügen aufgeworfen und die alten Wälle der Polygamie und des Aberglaubens festiglich bewahrt! — Und was gewinnt der Teufel damit? Er bereitet den Erstgeborenen schwere Geburtswehen, damit das neugeborene Leben desto entschiedener dem Tode des Heidenthums Valet gebe, und daß die Freude über des Kindleins Geburt um so größer werde. Ja oft spielt die triumphirende Weisheit Gottes also mit all den Listen und Anschlägen des Teufels, daß gerade die aus großen Aengsten heraus geborenen Erstlinge die festesten Säulen der entstehenden Gemeinden und die allerthätigsten Mithelfer der Missionare werden, ja und daß gerade die heftigsten Widersacher des neuen Lichtes die ersten werden müssen, die der Herr sich zu Kindern des Lichts auserkiest.

Wir haben oben (Cap. 12) berichtet, daß eine Schaar tobender Kaffern auf Schultheiß, gerade als derselbe das Kirchendach deckte, gewaltsam eingedrungen war und seinen Weggang von Itemba ungestüm verlangt, ja ihm seinen Zaun niederzubrechen gedroht hatte. —

Die Anstifter dieses Attentats waren zwei alte verstockte Heiden, Nyolasch, ein sehr angesehener und reicher Kaffer aus Chlambe's Volk, und eine sehr alte Zauberin, die trotz ihrer Siebziger, die sie auf dem Rücken hatte, noch unsinnig ihre Zaubertänze aus-

führte, als wäre sie ein junges Weib. Nyolasch hatte zwei Töchter, die alte Zauberhexe zwei Söhne, Xamxa und Dobongo, welche die beiden Töchter von Nyolasch zu Frauen nahm.

Als nun diese beiden alten Heiden gewahr wurden, daß der Einfluß des Missionars immer gewaltiger wurde, und daß die im vorigen Capitel genannten Erstlinge zur Taufe reif waren, da entbrannten sie in wildem Zorn, und boten all ihr Ansehen und Beredsamkeit auf, so daß ihr Kraal wie in hellen Flammen lodernd, beschloß, die Missionare mit Gewalt zu vertreiben. Schreiend und lärmend zogen sie aus, Dobongo war der Anführer; Xamxa hatte selbst schon zu tiefe Eindrücke vom Worte empfangen, als daß er sich hätte anschließen können; er blieb zurück. Die andern erreichten tobend die Station; wir haben oben gesehen, wie der Sturm durch die Kaltblütigkeit unseres Schultheiß abgeschlagen wurde.

Als Dobongo zurückgekehrt war, mußte er von seinem Bruder Xamxa schwere Vorwürfe hören über seine beabsichtigte Gräuelthat, und als nun gar Dobongo's Weib im Kindbette rasend wurde, und als alle Zaubertränke der alten Hexe, ihrer Mutter, und alle Zaubermittel der Doctoren durchaus nicht anschlagen wollten, da wurde der noch eben so ungestüme Dobongo ganz kleinlaut. Sein Bruder Xamxa aber sprach zu ihm: „Das ist die Strafe dafür, daß du dich am Gott der Christen vergriffen hast!"

Was das freundliche Locken des Herrn nicht vermocht hatte, das bewirkte die Strafruthe. Nicht lange dauerte es, so begleitete Dobongo seinen Bruder Xamxa fast regelmäßig nach Itemba zu den Gottesdiensten. Der gute Xamxa konnte freilich des Schlafens sich nicht immer gut erwehren; aber das war einmal seine natürliche Art; der Verfasser hat ihn im Jahre 1867 zu Wartburg als siebzigjährigen Greis auch so schläfrig in der Kirche sitzen sehen. Aber er meinte es dabei grundehrlich, und bewegte das, was er hörte, so redlich in seinem Herzen, daß er von Tag zu Tage innerlich wuchs. Dobongo war in geistiger Anlage seinem Bruder voraus, und begriff die Wahrheiten des Evangelii viel leichter, aber er war lange nicht so entschieden, und namentlich von der Taufe wollte er nichts wissen. Seine alte Mutter, die Zauberin und der alte Schwiegervater Nyolasch hielten zu mächtig mit den Stricken der Volks- und Familienbande die beiden zurück. Dieselben waren und blieben still, aufmerksam, bescheiden gegen den Missionar, dessen Parthei sie den Heiden gegenüber entschieden nahmen, fleißig in der Arbeit; aber weiter kamen sie nicht. Dobongo sprach es geradezu aus: „Wir würden gern zu dir kommen, und von dir lernen (in den Taufunterricht treten); aber wir fürchten die anderen. Sie beneiden es uns so schon, daß

du uns so viel Arbeit giebst, und meinen, du zögest uns allen anderen vor!" — „Hast du meine letzte Predigt über den Werth der Seele behalten?" — Qobongo wiederholte fast die ganze Predigt, und fügte hinzu: „Ich suche, aber ich bin noch sehr finster, ich weiß nicht, was ich thun soll; ich bete."

Menschenfurcht ist ein böser Gast und hat ein entsetzlich zähes Leben. Wer weiß, wie lange die beiden noch so hingegangen wären, wenn nicht der Herr besonders eingegriffen hätte!

Qobongo's Weib wurde in einem neuen Kindbette wahnsinniger denn je, und wiederum waren alle Zaubertänze ohne Wirkung. Dazu kam ein anderes Leid; Qobongo's Neffe, Pike, ein leichtsinniger junger Bursch, der ebenfalls den Missionaren schon groß Herzeleid bereitet hatte, erkrankte bis zum Tode. In seiner Todesangst wurden alle seine Sünden in ihm wach und die Schrecken des Gerichts packten ihn dermaßen, daß er, kaum genesen, nach Itemba eilte, um die Taufe zu erbitten. Als aber auf diese Weise die Schranke gebrochen war, da machte sich auch Qobongo auf den Weg, und ihm folgte bald auch Xamxa. Gegen Ende 1843 waren alle drei im Taufunterricht.

Qobongo faßte sehr leicht, Xamxa sehr schwer; aber letzterer war viel mehr ein Mann der entschiedenen That. Er machte kurzen Prozeß und zog mit seiner ganzen Habe über die Kobussi auf das Gebiet von Itemba, um ein „Schulmensch" zu werden. Dies gelang ihm zwar nicht. Er war ein Untergebener von Umhala, dem Nebenbuhler Gasäla's, und letzterer hatte kaum von Xamxa's Kommen gehört, als er befahl, dessen Kraal abzubrechen und auf der Stelle einen seiner Viehposten anzulegen. Gasäla war ein unlauterer Charakter, der seine anfängliche Freundlichkeit gegen die Missionare schon längst mit geheimen Intriguen gegen das Evangelium vertauscht hatte, und auch diesmal nicht so sehr den Unterthan von Umhala, als den Bekenner des Evangelii von seinem Platze vertrieb. Xamxa kehrte zurück, und wurde von seinen heidnischen Verwandten mit Hohn und Spott begossen ob des vergeblichen Versuchs. Er ließ sich nicht irren.

Nach anderthalbjährlichem Katechumenat konnten die drei am zweiten Sonntage nach Pfingsten 1845 getauft werden. Die heidnischen Kaffern hatten sich zahlreich eingefunden und sahen entsetzt mit ihren Augen die Bresche an, die in ihre Heidenfestung gelegt wurde. Qobongo erhielt den Namen Abraham, Xamxa den Namen David, und Pike den Namen Joseph; mit letzterem zugleich wurde sein kleiner Sohn Benjamin getauft. Bruder Schultheiß schreibt: „Dieser Tauftag war ein großer Freudentag für uns alle, sowohl für die Täuflinge, die schon lange nach dieser Gnade verlangt hatten, obwohl sie sich derselben keineswegs würdig erklärten, als auch für die beiden alten Bekehrten, die nun ihre Zahl vermehrt

sahen, als auch für uns Missionare selbst. Man sieht doch, daß man nicht ganz ohne Frucht bleibt, und wenn die Bekehrten mit der Taufe auch noch nicht am Ende sind, und vor ihrem Eingang ins Himmelreich noch Manches werden zu überwinden haben, so ist doch ihre Taufe ein Eben-Ezer, bei dem man stille stehen, und in Dankbarkeit gegen den gnädigen Herrn zurück und vorwärts blicken darf!"

Die Getauften hielten sich brav. David erlaubte nicht, daß auf seinem Platz die Beschneidungsfeierlichkeiten mit ihren heidnischen Gräueln stattfanden; Abraham meinte es so ernst, daß er Bedenken trug, von dem Fleisch eines Ochsen zu essen, den ein Zauberer zum Behuf seiner Zaubereien schlachten ließ. Der alte Schwiegervater grollte und schmollte, die alte Mutter tobte, — die Söhne ertrugen es mit Geduld und bekannten, obgleich in aller Schwachheit, den Herrn so entschieden, daß wir späterhin sehen werden, wie fast alle Mitglieder ihrer Familie — den alten Vater und die alte neunzig Jahr alt im Heidenthum ergraute Mutter nicht ausgenommen — ihren Heiland fanden.

Auf der Station Itemba wurde es nun lebendig. Das kleine Häuflein der Getauften schloß sich eng aneinander; sie hatten Erbauungsstunden unter sich, und wenn nun die im Jahre 1845 von Bruder Fichardt aus Berlin mitgebrachte Glocke, welche der Blumenstraßenverein für Itemba geschenkt hatte, ihre hellen Töne in die Kaffernwildniß hinaus erschallen ließ, dann war es den Missionaren, als ob die Inschrift der Glocke: „Läute zur Ehre Gottes, rufe die Heiden" sichtbarlich vor ihren Augen sich erfüllte. Weit hinaus ertönte die Glocke, und weit hinaus erscholl der Ruf des Evangelii. Das Gärtlein war umzäunt und es sproßten die ersten Pflanzen darin zur Ehre des Herrn. —

18. Emmaus.

Hat der Baum eine gewisse Höhe erreicht, so treibt er Nebenzweige; das ist sein Naturgesetz. Hat die Mission in einem Volke Wurzel gefaßt, so werden neue Stationen nothwendig, das ist das Werk der Gnade des Herrn.

Am Anfange des Jahres 1843 ertheilte der Superintendent Pehmöller von der Capstadt aus dem Bruder Posselt auf Itemba den Auftrag, einen passenden Ort aufzusuchen, wo er in Gemeinschaft mit Bruder Liefeldt eine neue Station unter dem Kaffervolke gründen könne. Er machte Gasäla mit dem Auftrage bekannt. Derselbe antwortete: Du darfst nicht fort, du mußt auf

Itemba bleiben! Als aber Posselt ihm den Auftrag des „großen Lehrers in der Capstadt" vorhielt, war Gasäla zufrieden und bezeichnete einen Ort 1½ Stunden Reitens nördlich von Bethel, 2½ Stunden nordwestlich von Itemba. Sofort wurde aufgebrochen, und der Platz besichtigt. Er eignete sich vortrefflich zur Anlegung einer Station; aber etliche der Brüder erachteten, er liege zu nahe an Bethel und Itemba, auch sei es nicht gerathen, eine dritte Station im Gebiet desselben Häuptlings Gasäla zu haben.

Posselt wandte sich daher an den Grenznachbar, den Galeka-Capitän Buru (sprich Buchu), Hintza's Sohn, mit der Frage nach einem Missionsplatz. Derselbe antwortete ausweichend und verwies auf seinen großen Bruder Usarili (sonst auch Rili oder Chrili genannt) den König des ganzen Galeka-Volkes, den mächtigsten Fürsten aller Amaxosa. Am Ende des Februar machte sich daher Bruder Posselt und Liefeldt auf den Weg, um diesen Fürsten, der in der Nähe von Butterworth wohnte, aufzusuchen. Sie fanden in ihm einen jungen Mann von etwa 24 Jahren, schlank und groß, die Nase ein wenig gebogen, große Augen, scheuen und verlegenen Blickes, freundlich und verschmitzt, mit einem Karoß von Fischotterfell bekleidet. Er ließ die Brüder auf 20 Schritt herankommen, und stand dann auf, ihnen entgegenzukommen, und reichte ihnen die Hand. Auf die Frage, ob Buru ihm wegen einer Missionsstation Bericht erstattet habe, antwortete er: Nein; auf die Bitte, die Erlaubniß zu ertheilen, antwortete er, er müsse zuvor mit Buru sprechen, d. h. er schlug die Bitte ab. So blieben die Brüder auf Gasäla's Platz angewiesen, und beschlossen, in Erwägung, daß die Nähe der Stationen zu gegenseitiger Hülfsleistung doch auch ihre vortheilhafte Seite hatte, in Gottes Namen diesen Platz für die neue Station zu wählen. Sie gaben ihm den Namen Emmaus.

Der Platz ist ein Hügel, der eine kleine, von dem Flüßchen Dolonce umflossene Halbinsel bildet. Das Wasser ist klar und frisch, Gartenland in genügendem Umfange, Wälder und Wäldchen in der Nähe, zahlreiche Kaffern in der Umgegend. Dieselben gehörten theils zu Hintza's, theils zu Gasäla's Volk, theils standen sie unter unabhängigen kleinern Capitänen.

Bruder Schmidt löste also zu Ostern 1843 den Bruder Posselt in Itemba ab, und letzterer richtete sich einstweilen in Bethel ein altes Häuschen wohnlich ein, um von dort aus die ersten Einrichtungen der neuen Station zu treffen. Als er Itemba verließ, gab es allgemeine Trauer unter den christlichen Kaffern. Masusa sprach zu ihm: „Du bist uns eine frischmelkende Kuh gewesen; nicht trocken warest du, nicht eine uhlolo (eine Kuh, die nie kalbt), sondern eine frischmelkende Kuh; wir haben an deinen

Brüsten gesaugt. Du nun, unsere frischmelkende Kuh, gehst von uns! Wir weinen! Doch weinen wir nicht sehr. Du gehst, Andere zu ernähren; darum sind wir zufrieden!"

Nachdem am 15. Mai der in Grahamstown gekaufte Stationswagen nebst seinem Ochsengespann angekommen war, wurde im Bethelschen Walde Holz gefällt, und das Gestell des Hauses in Bethel gezimmert. Es sollte ein vorläufiges Flechtgebäude werden. Man rammt Pfähle in einer Entfernung von 2—3 Fuß in die Erde, verbindet sie oben durch einen Rahmen, um ihnen Haltbarkeit zu geben und füllt die Zwischenräume durch Flechtwerk aus, daß das Ganze eine Art großer Korb wird. Auf den Rahmen werden die Dachsparren angenagelt, unbehauene Waldbäume, durch ein Querholz in der Mitte zusammengehalten. Erde wird kleingestoßen, mit Wasser gemengt, zu einem ebenen Koth getreten und auf das Flechtwerk geworfen, der Fußboden von derselben Masse durch die Kaffern festgetreten. Solch Häuslein steht seine 6—8 Jahre. Die ganze Arbeit wurde von Bethel aus besorgt; bald standen die beiden Häuschen der Brüder und die 33 Fuß lange, 15 Fuß breite, 14 Fuß hohe Kirche in einer Flucht auf der neuen Station.

Die Gebäude derselben waren noch nicht bezogen, als die Brüder erfuhren, daß Gasäla den Kaffer, der auf dem Stationslande wohnte, vertrieben und dessen Hütte und Viehkraal für sich und seine Verwandten in Besitz genommen habe. Sie protestirten, weil ja nicht Platz genug bliebe für die Schulleute, und es doch nicht gut sei, daß zwei inkosi auf ein und demselben Lande wohnten; er möchte sein Lager lieber auf der anderen Seite des Flüßchens aufschlagen. Gasäla lachte und gab nach, und machte seinen Kraal etwa ¼ Stunde von der Station nach Nordwesten zu auf, nahe genug für die Brüder, wenn sie seiner Hülfe bedurften, weit genug, wenn sie sein nicht eben begehrten. Posselt aber weihte seinen Platz mit dem Segenswunsche ein: „Der gnädige Herr wolle sich nach dem Reichthum seiner Barmherzigkeit erbarmen, und diesen Platz, wo das Wort vom Kreuz zu Seines großen Namens Ehre gepredigt werden soll, reichlich segnen, auf daß Emmaus grüne, blühe, und viel Früchte trage zum Ruhme Seiner Herrlichkeit und zur Seligkeit vieler theuren Seelen!"

Am 21. September zog Liefeld in seine Wohnung ein; am 30. holte Posselt seine Frau von Bethel; am 1. October hielt er den Kaffern des neuen Platzes die erste Predigt über Joh. 17, 3. in einer Kafferhütte, bis die Kirche zum Gebrauch hergerichtet war. Dieselbe hatte vier sechsscheibige Fenster und einen kleinen Altar. Bänke waren nicht in ihr; die Zuhörer saßen auf ausgebreiteten Matten.

War Bruder Posselt von den christlichen Kaffern bei seinem Abschiede in ihrer bilderreichen Sprache betrauert worden, so wurde er auf der neuen Station durch einen Heiden Hermanus, einen Redner erster Größe, auf heidnische Weise willkommen ge-

Christus bei Emmaus.

heißen: „O du Geschlecht der alten Fürsten! Du bist Hintza! Du bist Chachabe! Du bist Chlambe! Du bist Umhala! Du bist Gasäla! Du bist Government (die Regierung)! Du bist Gott!

Ich bin dein Hund! Zu deinen Füßen liege ich! Du giebst mir heute die Menschheit! Du mein Herr du! Du Kind von jenseits des Meeres! Du mein Weißer!" Und alle diese hohen Ehrentitel hatte ein Geschenk hervorgerufen, das in nichts mehr und nichts wenigerem bestand, als in fünf blanken Metallknöpfen. Der Mann war übrigens ein gefürchteter Hexenmeister, von dem Jedermann glaubte, daß er durch einen Affen allnächtlich die Kühe ausmelke, und daß er mittelst eines Uhili (Flußzwerges) zaubere. Bruder Posselt kaufte ihm für eine Kuh und einen Ochsen und ein Kuhkalb ein 13jähriges Mädchen ab, welches von seiner Mutter weggeworfen, durch diesen Zauberer aufgehoben und aufgezogen worden war. Posselt gedachte sie für den Herrn Jesum zu erziehen, und hatte an ihrem Ernst und ihrem stillen, folgsamen Wesen seine große Freude.

Der böse Zauberer aber, der viel Unfug anrichtete, wurde binnen kurzem darüber ergriffen, daß er selbst der melkende Nachtaffe war, und erhielt den Abschied. Posselt begegnete ihm, wie er in der Rechten seine Wurfspieße, in der Linken ein Huhn haltend, sein Vieh und Ziegen vor sich hertrieb. Voll Freude verließ er sein Vieh, lief auf Bruder Posselt zu, hielt ihm eine schwungvolle Abschiedsrede, und übergab ihm voll Rührung als Denkmal seiner Freundschaft das Huhn, das aber in demselben Augenblick verreckte. Posselt gab ihm also das werthvolle Geschenk zurück und ein Taschenmesser dazu, was er mit eben so großer Rührung annahm.

Unter den dreißig Bewohnern des Platzes fand Posselt auch fünf Christen vor, drei alte Kafferfrauen und zwei Hottentotten, welche wegen Zänkereien von Silo verzogen, sich hier angebaut hatten. Sie bekundeten Reue über ihre Sünde und baten um Vergebung, so daß Bruder Posselt seine Stationsarbeit bereits mit einer kleinen Gemeinde beginnen konnte.

Oeffentliche Gottesdienste wurden in den Frühstunden des Mittwoch und Sonnabend in kaffrischer Sprache gehalten, Sonntags wurde um 10 Uhr holländisch, um 12 Uhr und gleich nach Sonnenuntergang kaffrisch gepredigt. Die Leute kamen fleißig und willig. Auch die kleine Schule von 10—15 Kindern wurde so fleißig benutzt, daß eine Anzahl Schüler binnen kurzem lesen lernten. Auch eine Sonntagsschule wurde eröffnet. „Dies, (berichtet Posselt) ist unsere wenige geistliche Arbeit; wenig, weil es so Wenige sind, die sie an sich erdulden wollen!" Mehr Leute aber kamen nicht, weil Gasäla, der inzwischen dem Evangelio ganz feindlich geworden war, alle möglichen Hindernisse ihnen in den Weg legte, bis es ihm selbst (s. u. Cap. 21) zu eng wurde, und er diese Gegend ganz verließ.

Gleich am folgenden Tage nach Gasäla's Abzug erschienen

zehn alte angesehene Männer bei Bruder Posselt. Sie waren von den verschiedenen Plätzen der Nachbarschaft, und einer von ihnen, ein alter gebückter, wohl 80jähriger Mann, der fast das Ansehen eines Capitäns hat, unter ihnen. Sie ergriffen nach einander das Wort, um ihr Anliegen vorzubringen:

„Wir kommen zu dir, um mit dir zu sprechen. Schon längst wünschten wir, dies zu thun, doch wir fürchteten uns! Jener Bull (Gasäla) kehrte uns. Allerdings sind wir Leute dieses Gaues, dieser Flüsse, dieser Wälder, dieses Grases. Schon lange wohnen wir hier und haben dieses Land von U Chlambe bekommen. Aber, ihr Lehrer kamet hieher, ohne daß wir es wußten. Gasäla kam und brachte euch. Uns hat er nicht gefragt, uns Nichts gesagt, uns hat er abgehalten zu Euch zu kommen; er sprach: Kommt nicht hinter euren Bergen hervor! Bleibt! Die Lehrer sind mein, die Schule ist mein, und meine Leute nur haben den Zutritt! Durch solche Rede hat uns jener Bull abgehalten. Heute hören wir, er ist weg, und ihr seid zurückgeblieben. Früher habt ihr Gasäla's Brod gegessen, Gasäla's Milch getrunken und von Gasäla wurdet ihr geschützt. Jetzt ist er weg, und da sprachen wir: Auf, laßt uns unsere Kinder schützen, laßt uns schützen das weiße Fürstenkind! Groß bist du, ein Häuptling, du Mann Gottes, unser Vater. Wir wünschen auf diesen Platz zu kommen; unser Platz soll dieser sein. Ruf uns zum Gottesdienst, wir wollen recht tüchtig anbeten; ruf uns zur Arbeit, damit wir Etwas verdienen!"

Posselt antwortete: „Ihr großen Männer, ihr habt Recht gethan, daß Ihr mir Eure Herzen ausschüttet. Gasäla hat Euch belogen durch seine Reden, wie er immer gethan. Um Euretwillen sind wir gekommen und um Aller willen. Wir Lehrer fragen nicht: Weß Mann bist Du?, sondern wir lieben Alle und wünschen Allen Gottes Wort zu lehren und Allen Verdienst und Arbeit zu geben. Somit sei heute Alles Alte vergessen. Kommt! Dieser Platz ist Euer und Eure Heimath ist die unsrige. Mein Herz soll offen zu Euch sein, wie das Wild auf der Ebene offenbar ist. Alle indaba (Neuigkeit) will ich Euch geben, und Freunde wollen wir sein!"

Die Männer lobten die weise Antwort, ein alter Fettbauch gab Posselt den Namen: „Du Schönster, du unser Bull, der keine Hörner hat, der nicht stößt!" Posselt gab Jedem ein kleines Geschenk und entließ sie.

In den ersten Tagen des October sandte Umhala eine Gesandtschaft an Posselt. Die ganze Umgegend wurde dazu zusammenberufen, um die Häuptlingsrechte zu besprechen. Es fand sich auch ein kleiner Pfennig-Capitän ein, der dicht bei Emmaus wohnt. Der wollte gar zu gern mit seinem Arm die Station schützen.

Denn Schützen heißt hier so viel, als: Die vorkommenden Klagen sprechen, richten, auffressen, was die Accidenzien und das Jahresgehalt des Capitäns aufbringt. Ferner heißt es, beim Weißen täglich ins Haus gehen, sich an den Tisch lagern und köstliches Essen fordern, auch um Perlen, Kleider, Geräthe und dergleichen den Weißen bis zum Sterben martern, was die tägliche Arbeit und der Zeitvertreib solches schützenden Pfennig-Capitäns ist.

Als Alles sich gelagert hatte, begann der Gesandte: „Von Umhala bin ich an Euch, Männer dieses Landes, geschickt. Gasäla ist weggezogen, und das Amt des Schützens fällt jetzt auf seinen Kopf. O welch ungeheuer Werk! So viel Schulen, so viel Handelsplätze! Er sagt, er zerbricht unter der schweren Arbeit! Darum sagt Umhala, helft ihm! Nehmt ihm einiges Werk ab." Sprecht ihr die amatyala (Gerichtssprüche) und wenn ein Ding zu schwer ist, berichtet es an ihn! Straft die usapo (Kinderschaar), daß sie nicht stiehlt auf diesem Platz, nichts Böses thut. Thut Gutes, geht zur Kirche, schützt den Lehrer!"

Eine Pause trat ein; jeder sah den andern an. Dann forderte man den Pfennig-Capitän auf, zu sprechen. Doch er wußte nicht, was: „Kinder sind wir alle, sprach er endlich, dort ist der Mann (Posselt), der reden muß!"

Es war ein entscheidender Zeitpunkt, denn was Posselt jetzt sprach, galt für die Zukunft. Er mußte also klüglich reden und jedes Wort abwägen. Alles lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, als er seinen Mund aufthat und sprach:

„Höret mir zu, ihr Männer, ich will mit dieser Sonne ein Gesetz schaffen, das für alle Zeiten für diesen Platz gelten soll! Eine Schule ist ein Platz Gottes und der Herr im Himmel ihr Beschützer. Sie ist Euer Aller Eigenthum, Jedem ist der Zutritt erlaubt, und sie nimmt nicht Rücksicht auf Person. Wir Lehrer begehren nichts, das Euer ist, keinen Wald, kein Land, keinen Fluß, kein Vieh, kein Pferd, noch sonst Etwas, das Ihr besitzt. Was wir begehren, ist ein Stückchen Land, da wir unsere Häuser bauen, wo wir ackern für unsere Weiber und Kinder, und wo sich Leute niederlassen mögen, die Lust haben, bei uns zu wohnen. Holz holen wir mit Euch aus denselben Wäldern, Wasser trinken wir aus demselben Fluß, unser Vieh weidet mit dem Euern auf derselben Weide. Eure Heimath ist die unsre, und Eure Kinder sind die unseren. Und wiederum unser Wohnplatz ist der Eure, und wir sind Euer. Der Zweck unseres Kommens zu Euch ist einzig der, Euch Glück zu bringen für Zeit und Ewigkeit. Ein Segen wollen wir Euch sein, ein Segen dieser Schulplatz. Und da es gottlose und diebische Menschen giebt, wie Ihr ja Alle wißt, so gelte darin diese Regel: Gesetzt, es käme ein

Kaffer von den Euren oder von ferne, und thäte hier uns Böses, er plage oder kränke uns, oder er stehle unser Eigenthum, so wollen wir dort berichten, an den Platzeigenthümer, wo er wohnt, und seine Sünde, die er an uns gethan, und wollen zu dem Platzvorsteher sagen: Sieh hier, ein Mensch deines Platzes, so und so hat er uns gethan, mache du nun recht seine Sünde. Nicht wollen wir gleich an seinen Capitän es berichten, oder an Umhala, oder noch weniger an Shepstone (die englische Obrigkeit), unseren umlungu (Weißen), sondern zunächst an den Platz, wo solcher Uebelthäter wohnt. Denn ich weiß, daß dies auch Eure Weise ist, und jeglicher Platzeigenthümer, ja jeder Mensch von Euch das völlige Recht hat, seine Streitsache selbst zu schlichten. Insofern aber solcher Platzeigenthümer uns nicht Gehör geben und uns nicht Recht verschaffen will, so wollen wir uns an seinen Capitän wenden, und ihm den Fall vorlegen. Und zwar wiederum nur den Capitän, dem solcher Mann angehört. An Umhala aber, der unser Vater ist, und wir Kinder gegen ihn, soll Alles kommen, was uns zu schwer ist; und wo wir nicht durchkommen können. So wollen wir Lehrer uns zu Euch verhalten, wenn Einer unter Euch uns Böses thut. Ihr hingegen, habt Ihr eine Klage gegen Einen unserer Leute, der hier auf der Schule wohnt, so sollt Ihr nicht kommen und verfahren mit ihm, wie Ihr Lust habt, sondern Ihr kommt zu mir, und zeigt mir solchen Menschen und seine Sünde an, und dann will ich Euch Recht verschaffen. Keiner von Euch hat ein Recht, hier auf dem Platze Gottes irgend etwas zu thun. Wünscht er Etwas, so kommt er zu mir, und wir ordnen die Angelegenheit. Endlich habe ich Euch noch zu sagen, daß wir uns bei vorkommenden amatyala (Streitfällen) nicht auffressen und verzehren wollen, wie Hunde und Wölfe thun, und wie Eure Capitäne gewöhnlich zu thun pflegen, sondern wir wollen mit Schonung und Nachsicht gegen einander verfahren!"

Diese Rede hatte Alle so befriedigt, daß sie wie aus Einem Munde riefen: „Willst du bei diesem Worte bleiben?" Posselt antwortete: „Ein Lügner will ich heißen, wenn ich davon abgehe!" — Die Sache war zur völligen Zufriedenheit beider Theile geordnet. Posselt hatte die bestehenden Rechte der Capitäne respectirt und doch sich seine Selbständigkeit so weit gewahrt, daß er nicht dem Capitän in die Hände fällt, von dem jeder Missionar wünscht, daß er ihn so selten als möglich mit seinem Besuch beehrt.

Die große Versammlung zerstreute sich. Dem Gesandten von Umhala und dem Pfennig-Capitän, die noch um ein Geschenk für ihre Fürsten baten, raunte Posselt ins Ohr: Ich liebe es nicht, daß meine Geschenke einen weiten Weg gehen, sondern lasse

sie lieber bei Leuten in der Nachbarschaft fallen," steckte dann Jedem eine Kleinigkeit in den Sack für sie selbst, versprach auch, dem Umhala zu seiner Zeit ein Präsentchen zu machen. Sie verstanden, freuten sich und gingen davon.

Posselt vergleicht die ganze Gesellschaft mit einer Hetze von Hunden, unter welchen einige ganz klein, andere größer, einige mager und einige fett sind, und unter ihnen ein ungeheurer großer Schlächterhund. Alle bellen, alle beißen, alle fallen über die Speise gierig her; doch der große Schlächterhund ragt in allen diesen Handlungen vor den Anderen hervor, und die anderen beobachten ihm gegenüber die gehörige Distanz mit scheuem Seitenblick.

So waren die obrigkeitlichen Angelegenheiten geordnet. Die Arbeit konnte ihren Fortgang nehmen. Die Kaffern kamen fleißig zur Kirche, und hie und da zündete das Wort, so daß sich bereits drei Taufcandidaten meldeten. Andere freilich wollten sich nicht so leicht einfangen lassen. Ein Bastardhottentott, der eine Zeit lang dem Worte fleißig gefolgt war, dann aber wegen wiederholter Trunkenheit seines Fuhrmannsdienstes entlassen war, antwortete, als ihm wieder das Wort Gottes entgegengehalten wurde: „Ein wilder Esel will ich sein, in der Welt will ich wild umherlaufen, der Teufel hole mich oder nicht; mit dir will ich nichts mehr zu thun haben." Sein Zorn war besonders dadurch erregt worden, daß ihm Posselt einige Quart Branntwein ausgegossen hatte. Er ließ ihm dafür die Botschaft senden: „Ich danke meinem Herrn dafür, daß er meinen sauren Schweiß aufgefressen hat!" Doch ein anderer Schwarzer tröstete ihn mit den Worten: „Mein Herr thue doch nur sein Amt und Pflicht, und wenn auch nur ein einziges Schäfchen kommt!"

Da die Zahl derer, die das Wort Gottes suchten, auf Emmaus doch nur eine kleine war, mußten die Brüder einen großen Theil ihrer Zeit, der ihnen bei ihrem Amt täglicher Schulunterweisung und wiederholter Sonntags- und Wochen-Gottesdienste übrig blieb, auf äußere Arbeiten verwenden. Die große Schlot wurde gemacht, festere Gebäude hergestellt, und nachdem dies ziemlich in Ordnung war, blieb für zwei Missionare nicht geistliche Arbeit genug auf dem Platz. Posselt suchte also einen ferneren Wirkungskreis, und ging am 10. October 1845, wie uns das nächste Capitel berichten wird, mit Johann Schmidt zu den Amagaleka. Liefeldt blieb allein als Stationsvorsteher auf der Station zurück, und arbeitete treulich und nach Kräften. Und es schien auch, als ob wenigstens etliche Früchte seiner Thätigkeit sich zeigten. Da kam im Anfang des Jahres 1846 der Kaffernkrieg zum Ausbruch, der unserer Missionsthätigkeit auf den Stationen ein Ende setzte, indem alle Brüder von ihren Schulplätzen flüchten mußten.

Liefeldt war so eben nach Bethel berufen worden, und hatte am 18. März 1846 seinem Nachfolger Johann Schmidt das Stationseigenthum übergeben — als auch schon das Kriegesfeuer in hellen Flammen aufloderte. Noch vierzehn Tage später, da waren unsere sämmtlichen Stationen, auch Emmaus mit inbegriffen, verlassen, alle Missionare auf der Flucht. Emmaus wurde im Kriege gänzlich zerstört, und hat aufgehört als Emmaus zu existiren, um nach einer Reihe von Jahren nach Beendigung des Krieges als „Wartburg" wieder zu erstehen! —

19. Indwe.

Im April 1845 traf in Emmaus die Nachricht ein, Chrili, der große Galeka-Capitän, bei dem vor einigen Jahren die Brüder vergeblich angeklopft hatten, begehre jetzt einen Missionar für sein Volk. Sofort machte sich Posselt auf den Weg, und ließ, da er den Häuptling nicht zu Hause traf, Botschaft zurück, daß er zu kommen bereit wäre. Chrili ließ nach 14 Tagen zurückantworten, er habe jetzt noch keinen Platz für einen Lehrer, da der Krieg mit den Tambukki bald wieder auszubrechen drohe, und er daher selbst keine sichere Heimath zur Zeit habe. Am 18. Juni wiederholte Posselt seinen Versuch und nahm diesmal seinen Weg so, daß er einen großen Theil des Galeka-Landes kennen lernte. Er fand „ein wahres Paradies", eine Ebene, eine Meile lang und breit, von Mimosen bedeckt, von Bergen mittlerer Höhe, die theils isolirt dastehen, theils eine Kette bilden, und auf deren Spitzen schöne Wälder stehen, eingeschlossen, und durch sie hindurch gerade in der Mitte rollt die weiße Kai zwischen flachen Ufern ihr klares starkfließendes Wasser dahin. Posselt und sein Begleiter, entzückt über den Anblick, warfen sich auf ihre Kniee, und flehten zum Herrn, daß er doch dieses schöne Stück Land dem Reiche seines lieben Sohnes erschließen möchte.

Am Abend kamen die beiden Reiter auf den Kraal des alten Upaxapaxa („er leckt gleich einem Hunde"), eines großen Geheimraths des König Hintza, den Chrili wie ein Vater ehrt. Derselbe nahm die Brüder freundlich auf. Er klagte, daß die Amatembu (Tambukki) so eben die Galeka aus jener paradiesischen Ebene verdrängt hätten, und hoffte, daß die letzteren durch Vermittlung der Engländer wieder in den Besitz der Ebene gelangen möchten. Die Hoffnung, zu diesem Ende die freundliche Fürsprache des Missionars zu gewinnen, öffnete unsern Brüdern bei ihm die Thür. Bei seiner Weiterreise traf Bruder Posselt überall Wasser, Wald, Leute in Ueberfluß, so daß in ihm der

Entschluß fest stand, so es dem Herrn gefiele, hier dem Evangelio eine Stätte zu bereiten.

Der Bericht, den er den Brüdern nach seiner Rückkehr abstattete, hatte zur Folge, daß auf einer außerordentlichen Conferenz am 15. Juli der Beschluß gefaßt wurde, Bruder Liefeldt sollte zur Verwaltung der Station Emmaus allein zurückbleiben, Posselt dagegen in Gemeinschaft mit Johann Schmidt eine Station unter den Galeka anlegen, und zu diesem Zwecke noch einmal eine Reise zu Chrili unternehmen. Am 23. Juli brachen sie auf.

Sie trafen diesmal den König selbst auf seinem Platze vor. Er hatte so eben eine Versammlung mit seinen Geheimen Räthen, deren dreien er die Hände küßte, weil sie wahrscheinlich ihm Vieh gegeben hatten zur Heirath mit seiner vierten Frau, für welche er 50 Stück Vieh zu bezahlen hatte. Solche Heirath nennen die vornehmen Kaffern eine ityala (Schuld, Strafe), weil sie dazu das Vieh herzugeben haben.

Nach einer Weile stand der König auf und hieß die Brüder freundlich willkommen; er erklärte sich mit ihrer Absicht vollständig einverstanden, und bei ihrer Rückkehr erzählte ihnen Liefeldt, daß schon am Tage ihrer Abreise drei Männer von Chrili auf Emmaus eingetroffen seien mit dem Ersuchen, Posselt möchte doch kommen und eine Schule bei ihm anlegen.

Als es verlautete, daß Posselt fort wollte, war allgemeine Trauer unter seinen Kaffern. Umhala selbst kam, ihn auf das Dringendste zum Bleiben aufzufordern; er wolle ihm in seinem Lande einen schönen Platz anweisen; immer dringender werdend, nannte er sogar den Missionar seinen „Gott", was sonst nur gemeine Kaffern thun.

Die Brüder glaubten aber, die schöne geöffnete Thür zu einem neuen mächtigen Kafferstamm nicht ungenutzt lassen zu können. Bruder Posselt also, der kurz zuvor durch das Abbrennen seines Hauses fast alle seine Habe verloren hatte, machte sich am 10. October 1845 in Gemeinschaft mit Johann Schmidt auf den Weg zu der Isikoba, woselbst sich Posselt bei seiner letzten Reise bereits ein Plätzlein ersehen hatte.

Als er bei dem alten Uxapaxapa vorüber reisen wollte, sandte ihm der Alte Botschaft nach, er handle unrecht, so bei ihm vorübergehen zu wollen, nachdem er es doch gewesen sei, der ihn bei Chrili doch erst eingeführt habe. Posselt konnte dem nicht widersprechen und kehrte bei dem Alten ein. Da gab bald ein Wort das andere, bis der Alte immer dringender wurde, Posselt möchte doch nicht an die Isikoba gehen, sondern hier bei ihm an der Indwe bleiben, wo viel viel mehr Menschen lebten. „Was wollt ihr an der Isikoba? Die großen Leute sind bereits

weg nach der Indwe hin. Der Fluß ist kalt, das Vieh mager; niemand wird daselbst bleiben! Hier, hier ist das fette Land! Alles Volk von der See kommt, um hier zu wohnen. Unter diesen Dornen ist alles voll Menschen! An der Indwe hinauf zieht sich Ein Haus. Ich selbst komme näher. Dort unter jenem Berge ist meine Heimath. O der Fettigkeit des Landes. Die Milch wird geschnitten mit dem Messer (d. h. so steif ist die Sahne)!" Die Brüder wollten sich daher die Gelegenheit ansehen. Der Alte gab ihnen selbst seinen Sohn als Wegweiser mit, und sie fanden bald einen sehr passenden Platz, eine starke Pferdetagesreise, oder drei Tage mit dem Ochsenwagen von Emmaus entfernt. Die Brüder gaben dem Platz den Namen Indwe d. h. Kranich. „Sollte dieser Name (schreibt Posselt) nicht gefallen, so wolle man einen anderen schicken. Mir zwar genügt er vollkommen, um so mehr, da der Kranich ein Zugvogel ist, der seine jährlichen Besuche in Deutschland macht. Auch ist er ein Vogel, den Jedermann seines einfachen Schmuckes, seines „guten" Auges und seines sanften Sinnes wegen liebt. Möchte denn die Indwe-Station unter Gottes Segen geschmückt sein mit Einfalt, mit gesundem offenen Sinn und mit der Sanftmuth Jesu! Dann wird sie auch eine Bedeutung erhalten unter den Vögeln des Himmels!"

Der Ort der Station liegt gerade in der Mitte der oben erwähnten paradiesischen Fläche. Bruder Posselt schreibt: „Nach allen Seiten ist eine verschiedene großartige Aussicht. Ueberall begrenzen die grünen Ebenen Bergspitzen und Bergrücken, die hier und da eine große Kluft aus einander gerissen. Waldlos, grau und schrecklich zeigen sie ihre fürchterlichen Felsstirnen. An ihrem Fuße wächst in undurchdringlichem Dickicht der Dornbusch, der sich ein Stückchen noch bis auf die Fläche hin erstreckt. Diese düstern großen Dornbüsche sind der Aufenthalt der Löwen, Tiger, Wölfe und allerlei Wildes. Auf den Ebenen eilen springend dahin Heerden von Springböcken. Aber auch an giftigen Thieren fehlt es nicht. Skorpione lauern unter den Steinen und eine sehr gefährliche Schlange, von mittlerer Größe, wartet mit ihrem offenen Rachen überall im Grase auf Vorübergehende. Die Kaffern versichern, daß ihr Biß in kurzer Zeit den Tod herbeiführt. Als ich eines Tages im Grase ging, schrie ein Kaffer, der bei mir war, plötzlich auf: „wafa!" (du stirbst). Ich sehe und siehe, eine Schlange dieser Art steht aufgerichtet zu meinen Füßen mit offenem schwarzen Maul. Er schlug sie mit seinem Stabe, noch ehe sie mir ein Leid anthat."

Am 20. October 1845 waren die Brüder angekommen. Sie bauten Jeder eine Kafferhütte und dann ein Flechthaus; aber es gab auch hier einen schweren Anfang. Bruder Posselt schreibt:

„In wirklichem Elende haben wir in solcher Hütte unsere Tage zugebracht. Da sie in Eile gemacht waren und auch das gewöhnliche Maaß an Größe überschritten, so waren sie durchaus nicht fest. Der Wind fand seinen Eingang aller Orten. Der Regen lief frei unten und oben hinein. Mein Haus fing an, sich ganz nach Osten hin zu neigen. Der Pansch im Hause war oft nicht zu ertragen und das ermüdete uns sehr. Am 25. November, als der Schlußstein zu meinem Schornsteine gelegt wurde, fiel dieser zusammen bis unten hin, weil die Steine noch nicht gehörig trocken waren. Ein heftiger Regen kam und die Kirche, ein ovales Kafferhaus mit 10 Stützen, schlug zusammen. Mein Kafferhaus war im Begriff, sich zu legen, als wir noch schnell Stützen anbrachten, die nach der entgegengesetzten Richtung zeigten. Dadurch entstand ein Wald von Stützen inwendig, vor dem man nicht mehr treten konnte.

Der Menschen, die sich täglich bei uns versammelten, waren außerordentlich viele, und ihr Betragen war es, was uns unser Leben hinlänglich verbitterte. Nie habe ich solche Rohheit, Zügellosigkeit, Lärm und Plagerei und Spötterei gefunden, wie in dieser Gegend. In jämmerlichen schmutzigen Hütten wohnen, geringe Kost genießen und zerrissen gekleidet gehen, gehört noch immer zu den allergeringsten Entbehrungen eines Missionars. Das Häuserbauen und Lehmschmieren ist auch nicht angenehm, aber es läßt sich noch machen. Aber wenn man vom ersten Tagesschein bis in die dunkelste Nacht von den rohesten der Kaffern umgeben ist, die einen bis aufs Blut um Tabak und Geschenke plagen, die da höhnen und spotten als über einen elenden Wicht, darum, daß man sichs sauer werden läßt und arbeitet, die mit der größesten Ungeschliffenheit sich als große Herren einführen, nur immer Essen fordern, nur immer sich groß thun wollen, die einen anreden durch „Duzbruder, Kerl, Lügner, Betrüger, Armer" u. s. w., die einem den letzten Krieg mit den Weißen mit teuflischer Lust aufrücken, die einen für blödsinnig und verrückt halten, weil man nicht lügen, heucheln und verdrehen kann, die einem frech ins Auge sagen, man zaubere und ehebreche gleich ihnen, kurz, die sich in ihrer Nacktheit und Gemeinheit für die feinsten und klügsten Leute halten, uns aber für den Auskehricht der Menschheit, — ach, ich rede mit verwundetem Herzen, ich spreche aus gemachten Erfahrungen und die reinste Wahrheit, ohne den geringsten Zusatz — und da stehen in heißer Sonnengluth und arbeiten, solch Begegnen anzuhören mit christlicher Geduld und Sanftmuth, und Freudigkeit noch haben, zu predigen die holden Lehren des Evangelii, Menschen, die in der ganzen Welt nichts wissen, noch wissen wollen, denn allein Huren und Fressen und mit solcher Unreinigkeit einem die Ohren den ganzen

Tag bis zum Betäuben belästigen, — o ich muß schließen und schweigen. Das, das sind die großen Leiden eines Missionars unter den Kaffern. Ach daß ich mich in der Höhle der Erde hätte vergraben können zu solchen Zeiten! Dazu kommt wohl noch der schwärzeste Undank von solchen, deren man sich erbarmte, als sie in ihrem Blute lagen, die einen treulos verlassen, oder verleumden oder anfangen sich zu zanken und niederträchtig zu sein. Ach das sticht bis in die Seele hinein und macht den Menschen recht lebenssatt. Da habe ich denn doch manchmal gedacht und gesagt: Wenn mein Junge einmal Lehrer werden sollte, bei dieser Brut soll er es mit meinem Willen nicht werden.

Nun muß ich mich wieder ermannen, und habe mich in Jesu, meinem Herrn, ermannt. Es wird ja auch nicht immer gerade so gehen. Daß sie ein wenig zahmer bereits geworden sind, können wir schon verspüren. Auch in Rücksicht auf den Kirchenbesuch an den Sonntagen sehen wir, wie sie schon ein wenig in den Zug kommen. Die ersten zwei Sonntage war kaum eine Seele da, die beiden letzten Sonntage zählten wir schon 50. Weil sie so sehr roh sind, so habe ich bis jetzt noch über keinen Text aus der Bibel gepredigt, sondern halte eine freie Ansprache an sie, in welcher ich Zeugniß ablege von göttlichen und wahrhaftigen Dingen. — Weil mein Häuschen jetzt fertig ist, so kann ich mich mehr meinen eigentlichen Geschäften weihen; da ist es mein tägliches Gebet, daß mich der Herr ausrüsten wolle mit Kraft aus der Höhe für Seinen Dienst."

Wenige und böse Tage hat Bruder Posselt in dem selbsterwählten „Paradies" an der Indwe gehabt. Das rohe Betragen der dortigen Kaffern hatte den tieferen Grund, daß der Gedanke eines allgemeinen Krieges aller Kaffern gegen die Weißen schon damals im Gähren war und deshalb jeder Weiße, auch selbst der früher so begehrte und gesuchte weiße Lehrer den Kaffern ein Dorn im Auge war. Unter solchen Umständen war an eine eigentliche Missionsthätigkeit, ja selbst an die ersten Anfänge einer solchen nicht zu denken. Ein ernstes eingehendes Gespräch mit einem wirklich suchenden alten vornehmen Kaffer ist das einzige, was nach dieser Richtung hin aus Indwe berichtet wird. Zu dem sich vorbereitenden Kriege gegen die Weißen kam ein wirklich ausgebrochener Krieg gegen die Amatembu, welche in einer Nacht dem Bruder Posselt seine sämmtlichen Pferde stahlen. Diesem wurde über alles das Ungemach der Aufenthalt im Paradiese zuletzt so unerträglich, daß er entschlossen war, einer Aufforderung Chrili's zu folgen und diesen Platz verlassend, sich mehr in das innere Landesgebiet des Königs zu begeben, um wenigstens vor den Räubereien der Amatembu sicher zu sein. Aber noch bevor er diesen Entschluß zur Ausführung bringen konnte, wurde er (Bruder Johann Schmidt

war so eben durch die Conferenz abberufen worden, um die Verwaltung von Emmaus zu übernehmen) durch eine offizielle Botschaft der englischen Behörde aufgefordert, unversäumt zu fliehen, weil der Krieg bereits erklärt sei. Seine Flucht geschah so eilig, daß er nur etliches von seinen Sachen mit sich nehmen konnte. Er begab sich zunächst nach Silo, und von dort nach Bethanien, von wo aus er durch Conferenzbeschluß nach Natal dirigirt wurde. Er ging dorthin, und hat Kafferland für immer verlassen. Bruder Johann Schmidt blieb im Oranje-Freistaat, woselbst wir ihn in der ersten Abtheilung dieses Bandes auf verschiedenen Stationen thätig gesehen haben. Indwe die Station wurde im Kafferkriege zerstört und von der Berliner Mission nicht wieder aufgenommen. Ganz in der Nähe haben später die Anglikaner die Station St. Johns Baptist erbaut. —

20. Die Pocken unter den Kaffern.

Im Juli 1842 brachen auf Jan Tatsu's Station (Kingwilliamstown) die Menschenpocken aus. Ein Händler hatte sie hingeschleppt. Aller Warnungen der Missionare ungeachtet hatten die Kaffern mit ihm wie gewöhnlich verkehrt; und da an jenem Orte Kaffern aus allen Theilen des Landes sich aufzuhalten pflegen, so war die Krankheit sofort unter alle Stämme hinausgetragen und wüthete mit furchtbarer Gewalt. Es ist, als ob der rohe Naturmensch für dieselbe empfänglicher sei als der Weiße. Fast ausnahmslos starben die von ihr Ergriffenen. Zu Hunderten und zu Tausenden wurden die Schwarzen ein Raub dieser Gottesgeißel für ihre Sünden.

Sie selbst freilich erkannten nicht den Finger des Herrn, sondern glaubten, die Weißen hätten mit Vorbedacht diese Krankheit erfunden, damit das Volk der Schwarzen dadurch geschwächt, und also desto leichter unter Druck gehalten werden könne. Deshalb sahen sie auch alle Vorkehrungen, durch Blatternimpfung der Seuche einen Damm entgegenzuwerfen, als neue Vergiftungsversuche an. Als unsere Missionare mit großer Selbstverleugnung die Kranken besuchten und die Gesunden durch Impfung zu schützen unternahmen, da fanden sie statt Dank, zunächst schwere Verläumdung und Feindschaft. Die Lymphe — so sagten die Zauberer — sei aus Menschenknochen gemacht und das Mittel, um das ganze Kaffervolk umzubringen. Als Bruder Döhne, um den Verdacht zu zerstreuen, sich selbst vor ihren Augen impfen ließ, da riefen sie verwundert und fröhlich aus: siyatemba kalokunje (Nun ist noch Hoffnung für uns). Gasäla selbst ermuthigte sein

Volk und sprach: „Von den Missionaren haben wir bisher nur Gutes empfangen, ich kann daher nicht glauben, daß von ihnen euch etwas Böses und Schädliches kommen sollte. Mögen die Leute und selbst andere Häuptlinge reden, was sie wollen, ich kehre mich nicht daran. Mögen sie — setzte er mit einem pfiffigen Blick hinzu — mögen sie sterben, wenn sie einmal nicht wollen geimpft sein. Ich werde sie dann beerben!" Und damit ließ er sich selbst vor den Augen seines Volkes impfen.

Nun sprachen die Heiden, binnen sechs Jahren müsse wenigstens ein jeder Geimpfte sterben; und viele blieben auch jetzt noch so hartnäckig, daß sie jedem Geimpften den Tod schworen, wenn er sich auf ihrem Platze sehen ließe. Ja auf anderen Missionsstationen schossen sie auf den Missionar, der die Kranken besuchen wollte, so daß die Kugel an seinem Ohr vorbeisauste, oder warfen mit Knitteln nach ihm.

Andere Kafferdoctoren suchten sich die Sache zu Nutze zu machen, und selbst zu impfen. Aber einer von ihnen nahm die Lymphe statt vom Rinde, von pockenkranken Menschen, und vergiftete also sich selbst und alle seine Leute, daß sie elend umkamen. Ein anderer ging in die Colonie, um sich mit Impfstoff zu versehen und sich als einen Gott für sein Volk aufzuwerfen. Auch er starb elendiglich an der Seuche. Dieselbe nahm gerade unter den Schwarzen einen so furchtbaren Charakter an, daß die Leute ganz mit Geschwüren bedeckt wurden, und in ihren elenden Hütten solchen Pestgeruch verbreiteten, daß auch die Missionare kaum eintreten mochten, sondern sich die Kranken an die Thüre bringen ließen. —

Mit der Zeit verlor sich das Mistrauen. Die Leute überzeugten sich, daß die Missionare, ohne sich selbst zu schonen, ihre Kranken aufsuchten, und nun schickten sie selbst schon aus größerer Entfernung, um die Hülfe der Missionare zu suchen. Diese wiesen natürlich die ihnen angebotene Belohnung ab, und gewannen sich dadurch, wenigstens für den Augenblick, manchen Dank und größeres Vertrauen.

Im Ganzen und Großen freilich galt auch hier das Wort: Du schlägst sie, und sie fühlen es nicht. Die Missionare aber dankten dem Herrn, daß sie durch ihre Dienste Hunderten das Leben retten durften. —

21. Gasäla.

Wir sind im Laufe unserer Erzählung wiederholt dem Häuptling Gasäla begegnet. Da er durch Gottes Finger das Werkzeug

geworden ist, um unserer Mission die Thür im Kafferlande zu öffnen, ist es wohl gestattet, ihm ein eigenes Capitel zu widmen.

Missionar Posselt giebt Anfangs des Jahres 1845 von ihm folgende Beschreibung:

Gasäla, ein Mann von 46—50 Jahren, kleiner Statur, gelber Gesichtsfarbe, hat ebenmäßigen Körperbau, kleine schlanke Hände und Füße, ist eher mager als fett, die Stirn kurz, das Auge klein und außerordentlich lebhaft, die Nase klein und breit, Lippen aufgeworfen, Kinn spitz, die Backenknochen hervorstehend, ein Bärtchen rings um den Mund; er ist durchdringenden, gesunden Verstandes, eingeweiht in jegliche List, Verschmitzheit und undurchdringliche Verschlossenheit eines Kaffers, versteht daher seinen Landsleuten trefflich nachzuspüren und sie aufzuschließen, faßt sehr schnell, ist leicht, heiter, flink und munter wie die Nachtigall, geschwätzig wie ein altes Weib, ein Redner, der durch Ungestüm, Gewandtheit und Gekreisch Alles zu Boden schlägt, hochfahrenden Geistes, jähzornig im höchsten Grade, gereizt, vom schmutzigsten Geize, von Habsucht, die auch das räudigste Schaf und zerlumpteste Tuch mit krampfhaften Händen festhält; er ist freundlich, offen, gesellig und unterhaltend, fängt sehr gern und sehr bald wieder Freundschaft an, wo er sie vernichtet, weiß sich durch Lebendigkeit und Offenheit überall anzuschmeicheln, und ist durchaus ein größerer Freund der Weißen, als der Kaffern; doch wohl hauptsächlich, weil erstere mehr im Stande sind, seinen bodenlosen Schlund zu füllen. Hinsichtlich des Evangeliums, das ihm so häufig gepredigt, und das er so oftmals angehört, ist es meine Ueberzeugung, daß er gewiß nur sehr schwache Eindrücke von demselben empfangen und diese sehr bald wieder begraben hat. Es läßt sich von dem Manne nicht viel Gutes sagen; doch ich weiß selbst nicht, warum?, ich für meine Person habe sehr gern mit ihm zu thun, weil ich der festen Ueberzeugung bin, daß die Schattenseiten seines Charakters fast jedem andern Kaffer eigenthümlich sind, nicht aber seine wenigen Lichtseiten. Und sollte seine Unreinigkeit einmal der Herr aufs lauterste fegen, wahrlich wir könnten keinen besseren Evangelisten haben."

Wie ernst er wiederholt seine Leute zum fleißigen Kirchengehen ermahnte, haben wir bereits oben gesehen. Er nahm den Missionaren gegenüber durchaus den Schein an, als liege ihm sehr warm daran, daß ihre Predigt Erfolg haben möchte unter seinem Volke. Einmal machte er dem Bruder Schultheiß den Vorschlag, er wolle alle seine Fingu nach Itemba schicken, damit sie dort das Wort hören. Dieser armen, sonst bei den Kaffern so verachteten Fingu nahm er sich überhaupt mit Vorliebe an, besonders freilich aus dem Grunde, damit er seine eigene Macht verstärke. Seine Geheimen Räthe schalt er, daß sie die Sabbathsschänder

nicht bestraft hätten, und rechnete es ihnen zum Verbrechen an, daß der Gottesdienst gestört und verhindert worden wäre, da sie für Ruhe zu sorgen hätten. Wenn wieder ein solcher Fall vorkäme, und sie nicht für Ruhe und Ordnung am Sonntage sorgten, so würde er sie dafür strafen.

Er selbst ging seinen Leuten mit gutem Beispiel voran in fleißigem Besuch der Gottesdienste. Einmal beim Ausgange aus der Kirche, redete er seine Leute an: „Wie kommt es, daß ich allein immer komme, und ihr nicht?" Dann zu den Einzelnen gewendet: „Wo sind deine Söhne? Und du, wo sind deine Weiber und Kinder?" Die nichtigen Entschuldigungen, die erfolgten, wußte er ihnen alle zu nichte zu machen. Dann fuhr er fort: „Was sind wir Herren? Was ist unsere Herrschaft? Gott allein ist König und Herr in Wahrheit! Ihm laßt uns dienen!" so daß die gläubigen Gemeindeglieder sagten: „Die Kaffern sprechen immer, unsere Capitäne hielten nichts von Gottes Wort! Hier sehen wir doch an einem das Gegentheil!" Kam der Missionar auf seinen Kraal, so räumte er ihm bereitwilligst eins seiner eigenen Häuser zum Gottesdienst ein.

Dabei kam freilich nicht selten der alte Heide zum Vorschein. Einmal wagte der Missionar kaum, in seiner Gegenwart über die Hochzeit zu Cana zu predigen, weil er befürchtete, was hernach wirklich auch zum Vorschein kam, daß er von dem ganzen Evanlium nichts auffassen würde, als daß Wein ein besseres Getränk sei, als Wasser. Ein andermal, als der Missionar über das sechste Gebot predigte, konnte er sich des Lachens nicht enthalten. Beim Hinausgehen sprach er zu den Mädchen: Nun, ihr Mädchen, habt ihrs gehört, ihr Mädchen?" Sie antworteten: „Das kümmert uns nicht!" und wußten sehr wohl, daß sie mit dieser Antwort seinen Sinn getroffen hatten.

Galt es ein Gerichtsverfahren in Sachen des Missionars, so entschied Gasäla sicherlich zu dessen Gunsten. Wußte er doch, daß die verhängten Strafgelder nie vom Weißen für sich behalten wurden, sondern ihm und seinen Leuten zufielen. Dafür liebte er es denn aber auch, sich bei den Missionaren als ihr bester Freund zu Gast zu bitten, und nahm es durchaus nicht übel, wenn er gut bewirthet wurde, obschon er in Zeiten des Mangels auch mit geringer Kost zufrieden war.

Ein Hauptmotiv für Gasäla, die Missionare zu seinen Freunden zu zählen, war die Hoffnung, durch ihre Fürsprache in der Gunst der Engländer zu steigen. Denn er war klug genug, um zu durchschauen, daß in dem Kampfe gegen die Weißen der Kaffer schließlich doch unterliegen würde. Er hielt es also durchaus mit den Weißen, von denen er ein Jahrgeld bezog.

Dies zog ihm aber, wie natürlich, die theils heimliche, theils

offenbare Feindschaft der übrigen Kafferncapitäne zu, die nur auf die erste Gelegenheit warteten, um in offenem Aufstande das verhaßte Joch der weißen Fremdlinge abzuschütteln. So hatte Gasäla wiederholt Streit, selbst mit seinem eigenen Vater, und mit seinem eigenen Sohne. Des mächtigen Ghaikakönigs Sandile unversöhnliche Feindschaft zog er sich dadurch zu, daß er dessen angesehenen Geheimen Rath Umcoyana mit dem Stock schlug. In beständiger Feindschaft aber lebte er mit Umhala, dem Chlambe-Fürsten, trotzdem, oder vielleicht gerade darüber, weil er selbst ein mächtiger Fürst war im Chlambe-Volk.

Eines Tages drohte diese Feindschaft in offenen Krieg auszubrechen. Es giebt in Süd-Africa einen Vogel, der Honigvogel genannt, der, wenn er Honig findet und ihm selbst nicht beikommen kann, so lange schreit und Menschen ruft, bis jemand durch ihn aufmerksam gemacht, den Honig findet, und dem nützlichen Wegweiser zur Belohnung etwas abgiebt. Kommt aber dieser Honigvogel jemandem ins Haus geflogen, so wird dies von dem Kaffer für ein großes Unglück erachtet. Einmal kam der Honigvogel geradezu ins Haus des Umhala geflogen, und setzte sich auf dessen Assagaien. Eine furchtbare Aufregung entstand. Umhala rief, das habe Gasäla mit seinen Zauberkünsten bewirkt, und rief alle seine Mannschaft zusammen, um Krieg zu machen. Gasäla in seiner Angst sucht Hülfe bei den Missionaren, welchen es auch gelang, die Sache gütlich beizulegen.

Als das Wort Gottes tiefere Wurzeln unter den Kaffern zu schlagen begann, und schon etliche sich ernstlich bekehrt hatten, wurde Gasäla bedenklich, dann lau, und zuletzt schlug seine frühere Freundlichkeit in geheime und endlich in offenbare Feindseligkeit um; besonders aus dem Grunde, weil er fürchtete, daß sein eigenes Häuptlingsansehen unter dem steigenden Ansehen der Missionare leiden würde. Besonders verdroß es ihn, daß Missionar Döhne in Bethel, wo ja freilich nur ein geringer Theil der Bewohner Gasäla's Leute waren, anfing auf eigene Hand als inkosi Recht zu sprechen, und nach Sitte und Herkommen der Kaffern, die Strafe zu verfügen und zu vollziehen. Den letzten Stoß gab ihm ein Gerichtsfall, den Döhne gegen einen seiner Männer, Namens Zendoki entschieden hatte. Dieser war ein bitterböser Mann, der durch allerlei Zänkereien den Frieden auf der Station störte, und, wie man wohl wußte, auf eigenen Betrieb des Gasäla die Leute dem Missionar und dem Evangelio entfremdete. Döhne glaubte an ihm ein Exempel statuiren zu müssen, hielt mit anderen Kaffern über ihn einen Rath, und das Urtheil lautete: „Er muß aufgefressen werden!" Seine Habe wurde ihm genommen, seine Hütte verbrannt, und er selbst vertrieben. Gasäla, auf das Höchste entrüstet, rief alle seine Leute von der Station. Es war

an denselben freilich, da sie fast lauter ganz verstockte Störenfriede waren, nicht viel verloren. Ob aber Döhne weislich gehandelt habe, müssen wir bezweifeln. Denn von nun an war sein Name in üblen Geruch gekommen bei den freien Kaffern. Sandile schwor ihm den Tod.

Gasäla aber trat von jetzt ab in offener Feindschaft gegen die Missionare hervor. Auf Itemba vertrieb er David Xamxa, den ernsten erweckten Christen, aus seinem Gebiet, und machte Anstalt, sich der von Bruder Schultheiß mit so viel Mühe erbauten Wasserleitung zu bemächtigen. Offenkundig wüthete er gegen das Wort des Herrn, und wußte sowohl durch heimliche Intriguen ihnen entgegenzuarbeiten, als auch offenkundig alle Leute vom Heranziehen zu den Stationen abzuhalten durch Drohung und Gewalt, ja er drohte geradezu, die ganze Station Bethel „aufzufressen." „Morgen, so ließ er sagen, ist Sonntag, da werde ich still sein, aber übermorgen komme ich selbst nach Bethel." Döhne in seiner Noth rief die Hülfe des englischen Residenten Shepstone in Fort Peddie an, durch dessen Dazwischenkunft das Unglück von der Station abgewandt wurde.

Bitter äußerte sich Gasäla zu dem Missionar Posselt, dem einzigen, mit dem er zuletzt noch freundschaftlich verkehrte: „Was mich am meisten kränkt, ist, daß die Lehrer immer gleich von incwadi (Brief) reden. Warum sprechen sie nicht mit mir? Warum werden gleich in der Nacht die Pferde gesattelt und nach Fort Peddie geritten?" Das Wild war diesmal seinen Klauen entgangen. Aber das Maß des armen Kafferhäuptlings war nun voll, sein eigen Gericht begann.

Eines Sonntags kam er ganz verstört zu Bruder Posselt und bat ihn, er möchte ihm doch einen Brief an den Friedensrichter Mr. Shepstone schreiben, um zu melden, daß Umhala ihn gänzlich aufgefressen, und zwei seiner Leute, unter ihnen einen Capitän, einen Sohn des mächtigen Ghaika ermordet habe, aus keinem anderen Grunde, als weil er, Gasäla, ein Freund der Weißen sei. Shepstone kannte die Kaffernart, und antwortete ihm, daß er durch sein schlimmes Verfahren auf den Missionsstationen (erst neulich hatte er einem Fingu auf Bethel sein ganzes Vieh geraubt) es der Regierung unmöglich mache, zu seinen Gunsten und für ihn als einen zuverlässigen Häuptling zu berichten. Aber was war geschehen?

Ein Mann von Gasäla hatte von einem Manne Umhala's Vieh gestohlen. Umhala's Leute hatten die Spur bis auf Gasäla's Kraal verfolgt, und dort nicht nur ihr geraubtes Eigenthum, sondern auch etliche Stücke Vieh von Gasäla mitgenommen. Ein Sohn von Ghaika (Magomo's Bruder) tritt den Verfolgern in den Weg, und wird nebst einem Fingu getödtet. Da erhob

Gasäla den Ruf ilizwe lifile (das Land ist todt! d. h. Es ist Krieg!), und sammelte seine Leute zum Kampf. Reiter und Fußgänger an 60—70 Mann waren sofort beisammen. Voran ritt Gasäla in Moleskin gekleidet, ein rothes Tuch um den Kopf, unbeschuht; ihm nach im wilden Galopp seine Gewaffneten. Sie kamen zu Gasäla's Kraal, woselbst sich allmählich sein ganzes Volk streitgerüstet zusammenfand. Nun wurden Botschafter ausgesandt zu allen Kafferncapitänen, Umhala habe Krieg angefangen. Daß der erste Diebstahl von seinen Leuten ausgegangen sei, wurde weislich verschwiegen und nur das Eine geltend gemacht, daß das vergossene Häuptlingsblut Rache fordere. Aber ein Tag nach dem andern verging, kein Häuptling, auch nicht der mächtige Chrili und der heißspornige Sandile, sandte Botschaft zurück, bis endlich plötzlich die Nachricht verbreitet wurde: „Alle Ghaika sind im Anzuge, um Gasäla aufzufressen, weil von dessen Leuten die Sache angefangen ist."

Nun ergriff ein panischer Schrecken die Mannschaft Gasäla's. Jeder suchte die eigene Haut zu retten, denn der Kaffer ist seinem Capitän nur so lange treu, als er ihn für mächtig genug hält, ihm Gunst zu erweisen oder ihm Verderben zu bereiten. Gegen die versammelte Ghaika-Macht aber war Gasäla ja viel zu schwach, und so zerstob auf das bloße Gerücht hin seine Armee in alle Winde, auf die Berge und in die Klüfte, um nur das liebe Leben und das fast noch liebere Vieh zu retten; Gasäla selbst floh mit seinem Vieh und fünf Männern an einen von Natur sehr festen Ort mit engem Zugang. Von da aus besuchte er Bruder Posselt, und klagte: „Ach hätte ich doch nur zehn Männer um mich, so könnte ich dort schon mein Vieh vertheidigen!"

So irrte Gasäla mehrere Monate umher, nie zwei Nächte hintereinander an demselben Ort schlafend, stets in Furcht, ermordet oder doch „aufgefressen" zu werden. Etliche boshafte Freunde machten sich ein Vergnügen daraus, den Geängstigten noch durch falsche Gerüchte zu schrecken, und sich an seiner Angst zu weiden. Das Ende war, daß er dreißig Stück Vieh als Strafe zahlen mußte. Sein Ansehen als Häuptling aber war für immer gebrochen.

Hierauf wurde er von einer ganz eigenthümlichen schweren Krankheit befallen. Er glaubte, er sei bezaubert oder vergiftet. Den von seinen Freunden verlassenen Mann suchte Bruder Posselt im Elende auf. Er fand den sonst so heitern lebensfrohen Mann als ein dürres, bleiches Gerippe. Er war so eben dabei, das vom Gouverneur erhaltene Geld nachzuzählen, und war stolz darauf, daß er in Gold ausgezahlt werde, und nicht wie die kleineren Capitäne in Silber. Bei diesem Gedanken funkelte das erloschene Auge im alten Feuer. Dann sprach er seine Absicht aus, von

dieser Gegend ganz fortzuziehen, wo er keine Ruhe mehr habe. Bei ihm war sein dreijähriges Kindlein Noschintela, die Tochter seiner großen Frau. Diese übergab er dem Bruder Posselt, daß er sie erziehen möge, bis sie sich verheirathete. Als Mitgift gab er ihm drei Kühe, zwei Kälber und zwei Ziegen zu ihrer Verpflegung. Dem Bruder Posselt schenkte er zwei fette Schafe und seinen Kraal in der Nähe von Emmaus, den er bisher bewohnt hatte. Dann zog er mit Frauen und Kindern in die Fremde und kehrte dem Lande seiner Väter und dem Ort, wo ihm das Evangelium gepredigt war, auf immer den Rücken. Er zog nach der Grenze der Colonie in die Nähe des Forts Peddie, um dort dem englischen Schutze näher zu sein, und nöthigenfalls leichter über die Grenze flüchten zu können. Seine Krankheit wurde immer entsetzlicher. Das Fleisch ist ihm bei lebendigem Leibe abgefault, und Würmer haben ihn zernagt. Ein Missionar, der ihn besuchte, hielt ihm vor, daß ihm Alles gelungen sei, so lange er den Dienern am Worte Vorschub geleistet habe, und daß sein Unglück von dem Tage an datirte, wo er sich gegen das Wort des Herrn feindlich gestellt, ja in frechem Trotz ausgerufen habe, er sei selbst Gott. Er weinte, aber dabei blieb es. Nachdem er gestorben war (etwa im März 1845) fand sich kaum ein Mensch, der ihn begraben wollte; erst als ein Missionar selbst Hand anlegte, um ihm diesen Liebesdienst zu leisten, ließen sich Kaffern willig finden, wenigstens dabei zu helfen.

Das war das entsetzliche Ende eines Mannes, der die Zeit seiner Heimsuchung versäumt hatte. Zum öfteren hatten die bekehrten Kaffern Hoffnung, er sei selbst dem Evangelio nicht fern. Aber das „Beinahe gläubig" hat Niemand durch die enge Pforte gebracht. Wir sind ihm vielen Dank schuldig, denn ihn hat der Herr als das Werkzeug gebraucht, um uns die Bahnen in das Kaffervolk zu eröffnen. Er schlug im Anfang jeden Widerspruch gegen das Wort Gottes mit seiner Gewalt nieder und hat bereitwilligst Hülfe geleistet zur Gründung unserer drei ersten Kafferstationen. Er wollte auch zuletzt noch den neugepflanzten Baum nicht ganz abhauen, sondern ihm nur die Wurzel kürzen, daß er nicht zu üppig wachse. Darüber gerieth er in offene Feindschaft gegen den Herrn, und das brachte ihm Verderben.

Die nächste Folge seines Wegganges war, daß das Leben auf den Missionsstationen frisch aufathmete. Eine Menge fremder Kaffern, die bis dahin aus Furcht vor Gasäla nicht auf die Station zu ziehen gewagt hatten, kamen nun heran, zunächst freilich nur, um auf dem Stationsgrunde zu wohnen; aber eben damit kamen sie doch unter die Pflege des Wortes Gottes. Bethel begab sich unter den Schutz des Umgnuma, eines Untercapitäns von Sandile, der seit sechs Jahren sich freundlich zu den Missio-

naren und zum Worte Gottes gestellt hatte; Itemba und Emmaus unter den Schutz des mächtigen Umhala, der zwar auch mit Bitten um Geschenke ein wenig plagte, aber doch nicht allzu häufig kam.

Doch es ist Zeit, daß wir nach Bethel, unserer Mutterstation zurückkehren, um zu sehen, welches Werk dort der Herr gethan hat.

22. Bethel im Aufblühen.

Matiwane. Bunge. Josua Hermanus.

Vier einsame Monate hatte Bruder Döhne auf Bethel seit dem Heimgange seiner theuren Frau verlebt. Sein Trost war sein treuer Josua und sein hinterbliebenes Knäblein Benjamin. Da gefiel es dem Herrn, auch dieses liebe Kindlein plötzlich heimzurufen (28. Juni 1840). Es wurde neben seiner Mutter im Missionsgarten zu Bethel begraben, und der Herausgeber hat im Jahre 1867 so manchesmal sinnend an den beiden grünen Rasenhügeln, dem großen und dem kleinen, die zwischen Pfirsichbäumen liegen, gestanden, und erwogen, von wie viel bitterem Schmerz und Herzeleid wohl diese beiden Hügel Zeugen gewesen sind. Denn der Mann, dem ein liebes christliches Weib plötzlich hinweggenommen wird, gleicht doch dem Baum, der mittendurch gespalten ist, die eine Hälfte ist fortgetragen, und die andere weiß nicht, ob sie leben oder sterben soll. Und wenn dies schon hier in Europa der Fall ist, wo doch der betrübte Wittwer in christlicher Gemeinschaft Trost und Anhalt hat, wie viel mehr in dem finsteren Africa, wo rings um den einsamen Bruder her fast nichts zu finden ist, als das finstere Heidenthum.

Doch sollte auch unser Döhne nicht ganz ohne Trost sein. Nicht nur, daß er an seinem lieben Josua, der von Tage zu Tage sichtlich wuchs, einen treuen Freund und Mithelfer hatte, sondern auch alle heidnischen Platzbewohner trauerten tief um das Knäblein, das aller Liebling gewesen war. Sie konnten, wenn auf das Kind die Rede kam, oft vor Weinen die Worte nicht finden, so daß bisweilen der betrübte Vater selbst die Weinenden tröstete und zurechtweisen mußte aus Gottes Wort. Denn er wußte ja, was die Heiden nicht wissen, daß wir Christen über Gestorbene nicht trauern, als solche, die da keine Hoffnung haben.

Matiwane.

Unter den also von Döhne Getrösteten war ein junger Mann, der schon seit längerer Zeit als Viehhirte in Döhne's Diensten

gewesen war, und deshalb an seinen Hausandachten regelmäßig Theil genommen, und aus ihnen manche Anregung empfangen hatte. Als diesem nun gegenüber der Gewalt des Todes die größere Gewalt des Christenglaubens hier handgreiflich entgegentrat, da stutzte er. Ein heidnischer Kaffer hat am Todestage seiner Geschiedenen nur Heulen und Klagen, Angst und Schrecken, er verbrennt das Haus des Gestorbenen und verläßt den Ort. So hatte jener Jüngling es bisher erlebt. Nun sieht er einen Mann, der sein liebes Weib, einen Vater, der sein zärtlich geliebtes Kind mit Ergebung dem Herrn wiedergiebt im festen Glauben an die Auferstehung und das Wiedersehen. Solche Predigt spricht kräftiger als die schönste Blumenlese des gewaltigsten Kanzelredners.

Schon bald nach dem Heimgange seiner Frau fiel es dem Bruder Döhne auf, daß Matiwane sowohl als seine Frau so ernst, still und nachdenkend wurden. Er sah namentlich Matiwane oft mit verweinten Augen, und fragte ihn deshalb einmal nach der Ursache seiner Thränen. Der junge Mann antwortete: „Es ist der Tod Jesu am Kreuz, der mein Herz zerbrochen und zerrissen hat. Ich sehe, daß meine Sünden ihm denselben verursacht haben. Ich habe ihn ans Kreuz genagelt; ich habe ihn durchstochen mit meinen Sünden. Es kommt mir vor, als hätte ich allein ihm alle diese Schmerzen mit meinen Sünden gemacht. Dieser Blick zerdrückt mein Herz und ruft die vielen Thränen hervor, die ich weine; sonst weine ich über nichts in der Welt."

Bevor wir indeß die weitere Geschichte dieses jungen Fingu berichten, müssen wir doch mittheilen, auf wie wunderbare Weise derselbe nach Bethel gekommen ist.

Im Jahr 1830 lebten die Fingu noch unter ihren Capitänen als ein mächtiges Volk; sie hießen die Fetkannah und wohnten im Norden der Galeka- und Tambukki- und Xosakaffern. Von Tschakka, dem Zulu-Tyrannen gedrängt, überfielen sie ihre südlichen Nachbaren, diese erbaten und erhielten Hülfe von den Engländern und lieferten ihnen eine Schlacht. Viele Fetkannah wurden niedergemetzelt, andere ersäuft, Weiber und Kinder gefangen fortgeschleppt. Im Gemetzel findet ein Kaffer einen Tambukki eben im Begriff, einen hübschen Knaben von 8—10 Jahren zu erwürgen. Schon hatte er ihm mit einem Knittel Haut und Fleisch bis auf den Schädel durchgeschlagen. Da entreißt ihm der Kaffer das Kind, trägt es aus dem Getümmel, pflegt es und nimmt es in sein Haus. Nach seinem Tode geht der Knabe als Erbstück an den alten Zawe, den Bruder jenes Kaffern über, und war, als Döhne ins Land kam, schon ziemlich herangewachsen, und ein freundlicher liebenswürdiger Mensch, so daß Döhne den alten Zawe bat, ihm denselben als Viehhirten zu überlassen. Der gute Alte willigte mit Freuden ein, und sprach: „Da hast du

einen tüchtigen Jüngling, nimm dich seiner als Vater an, er ist ein gefangenes Waisenkind!" Nach Zawe's Tode machten dessen Söhne Anspruch auf ihn, oder vielmehr auf den Lohn, den er als Hirt verdiente. Gasäla aber entschied, Matiwane sei nicht mehr Sklave, sondern frei; er solle in Döhne's Diensten bleiben und sich sein eigenes Eigenthum und Wohnsitz verdienen. Niemand anders solle ein Recht auf Matiwane haben, als der Lehrer, der sei sein Vater. So blieb Matiwane bei Döhne, der ihm hernach auch ein Weib gab, Namens U-Shica (d. h. Festigkeit, Dauerhaftigkeit, Güte). Beide hielten sich brav und nahmen namentlich auch an den Hausandachten Theil, bis es endlich mit Matiwane zum Durchbruch kam, wie wir oben bereits erzählt haben. Nun wünschte er nichts sehnlicher, als von seinen Sünden frei zu werden. Als er seinen Entschluß seiner Frau mittheilte, wurde auch sie unruhig, und da Döhne in der nächsten Predigt mehreremale das Wort sprach: „Auch du bist ein Kind der Sünde!" fühlte sie sich getroffen, so daß auch ihr Herz über ihren unseligen Zustand brach. Beide waren aufrichtig, und Josua Hermanus, der treue Hausfreund und Helfer, war nicht lässig, ihnen auf das wärmste das Heil in Christo ans Herz zu legen. Ein Jahr war vergangen; da konnte Matiwane und seine Frau die heilige Taufe empfangen (18. Juli 1841); mit ihnen zugleich wurde ihr Töchterlein Unomakolwa (d. h. meine Mutter ist gläubig) getauft, und zwei Töchter des treuen Josua.

Von Stund an entbrannte Matiwane's Herz, um den selig machenden Namen des Herrn auch den Heiden zu verkündigen. Alle Woche zog er mit seinem Freunde Josua auf einen Nachbarkraal an der Cengu, um einigen heilsbegierigen Männern eine Gebetsstunde zu halten und beim Unterricht der Kinder zu helfen. Aber bald sollte er dem einsamen Missionar tiefes Herzeleid bereiten.

Kaum vier Wochen waren nach Matiwane's Taufe vergangen, da wurde er von der rothen Ruhr befallen. Nur fünf Tage hat er krank gelegen und die unsäglichen Schmerzen mit großer Geduld als ein Christ ertragen, da rief der Herr ihn ab. „Wie viel Thränen ich im Gebet um seine Wiederherstellung vor dem Herrn ausgeschüttet, und wie viele ich nachher seines Todes wegen vergossen habe, (so schreibt Döhne), das kann ich nicht beschreiben. O ein neuer harter Schlag für mich!"

Matiwane's Frau, obgleich tief betrübt, war völlig ergeben in Gottes Willen, so daß sie an das Gerede der Leute sich nicht kehrte. Eben so seine Mutter und seine Schwester.

Die alte Mutter hatte ihren Sohn 14 Jahre lang gesucht, bis sie endlich seine Spur gefunden hatte, und selbst nach Bethel gekommen war. Voll unsäglicher Freude war sie mit ihrer Toch-

ter in des Sohnes Häuslein gezogen. Jetzt weinte sie um seinen Heimgang. Aber auch ihr war die kurze Zeit des Zusammenlebens mit dem treuen Bekenner schon zum Segen geworden. Als Döhne sie trösten wollte, sprach sie: „Mein Vater, du mußt mich nicht trösten und meine Kinder, denn du bist ja selbst ein Trauernder. Du hast dein gutes Weib und deine Kinder müssen scheiden sehen, und sollte ich denn nicht still sein, da mir nur mein Sohn gestorben ist? Was soll ich mich viel grämen, da ihn sein Vater im Himmel nach Hause gerufen hat? Er ist einen guten Weg gegangen und ist nun wohl aufgehoben. Möchte nur auch ich an den Ort kommen, wo er ist; weiter wünsche ich nichts!" — Mit diesen Worten tröstete eine Heidin den Missionar und Prediger! —

Bunge.

Auf die große Masse der Heiden freilich machte Matiwane's schneller Tod einen ganz anderen Eindruck. Sie sprachen: „Seht ihr nun, daß wir Recht haben, daß, wenn Jemand sich bekehrt, er sterben muß?" Viele geriethen in Furcht und blieben selbst vom Gottesdienst fort, die mit Mühe zusammen gebrachte Schule auf der Cengu schmolz plötzlich auf drei bis vier Kinder zusammen. Und als nun gar damals die Blattern (s. Cap. 20) ins Land kamen und furchtbare Verheerungen unter den Kaffern anrichteten, da hörte man offen und laut die Stimme: „Nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir alle Weißen erschlagen müssen, denn sie haben diesen Tod über unser Volk gebracht, um uns klein zu halten!"

Aber der Herr sitzt im Regiment, und hilft überall, wo nur ihm das gläubige Gebet der Treuen dazu die Möglichkeit eröffnet, den Elenden herrlich! —

Die Schule in Bethel war damals in frischer Kraft, und namentlich eine Anzahl von 12—14jährigen Mädchen machte dem Bruder Döhne rechte Freude. Von diesen kam, als die Blattern am heftigsten wütheten, die eine heimlich, aber sehr aufgeregt zu Bruder Döhne mit der Bitte: „Lehrer, lehre mich beten!" — „Warum willst du beten lernen?" — „Wenn ich jetzt so sterben müßte, dann komme ich sicher in die Hölle!" — „Bist du es allein, die so denkt?" — „Nein, viele Schulkinder mit mir!" — und es dauerte nicht lange, so kam die ganze Schaar der Mädchen und wollten beten lernen. Bruder Döhne unterwies sie im Gebet, und hielt alle Abende eine Gebetstunde mit ihnen. Sie aber wurden von einem Geist der Erweckung so mächtig gefaßt, daß sie oft bis Mitternacht mit einander beteten, und daß andere, wenn sie des Nachts erwachten, sofort weiter beteten. Die Frucht dieser Erweckung war, daß Döhne von den sechs Mädchen, die sich

zur Taufe meldeten, vier taufen konnte. Eine ganz besondere Freude hatte der Herr dem einsamen und betrübten Missionar noch aufgehoben.

Matiwane's Tod war ihm so tief durch die Seele gegangen, daß er nicht blos an des lieben Bruders Grabe, sondern auch an den folgenden Sonntagen von der Herrlichkeit des ewigen Lebens über Offenb. 3, 20—22. predigte. Beim Begräbniß war ein junger Häuptlingssohn zugegen, Enkel des berühmten Königs Chlambe, der schon längere Zeit einen Eindruck von Gottes Wort empfangen hatte. Die Predigten aber von der Hoffnung des ewigen Lebens, die er nun hörte, öffneten seinem Geist eine ganz neue Welt. Immer eifriger besuchte er die Predigt, immer bewegter wurde er in derselben, so daß er am ganzen Leibe zitterte, die Zähne zusammenbiß, um sein lautes Schluchzen zu verbergen, und daß er öfters mit verhülltem Haupt zur Kirche hinaus stürzte, um nicht die Anwesenden zu stören. Dieser junge Mann sollte die Lebensfrucht sein aus Matiwane's Tode.

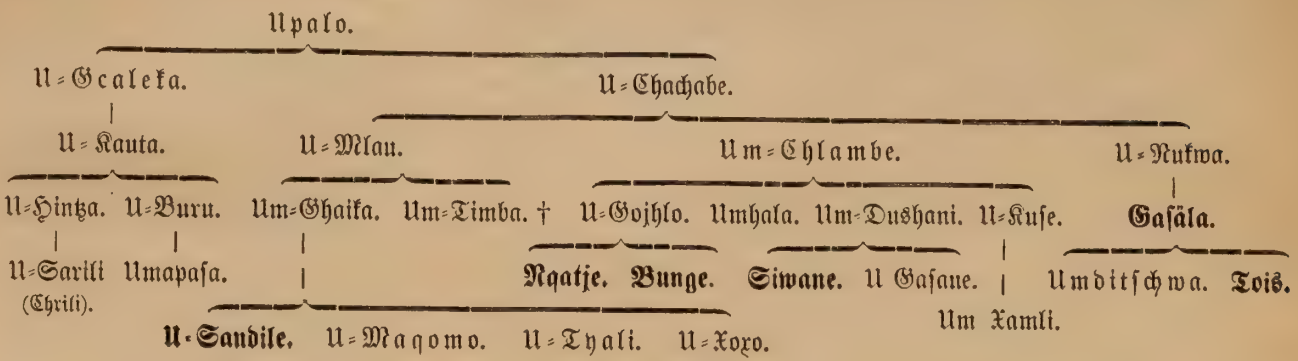
Freilich seine Verwandten trauerten, baten, schalten. Namentlich seine alte Mutter Notomi, eine Zauberin, und sein Bruder Ngatje, der eigentlich nach seiner Geburt hätte Fürst der Chlambe sein müssen, bot alles auf, um den Bruder von dem gefährlichen Wege der Bekehrung zurückzubringen, damit nicht solche Schmach auf die vornehme Fürstenfamilie falle, daß eins ihrer Glieder seine Nationalität verlasse, und sein fürstliches Ansehen verliere und ein Mann der Weißen werde.

Gojhlo nämlich, Chlambe's Sohn, der Thronfolger im Chlambevolk, der Vater von Ngatje und Bunge hatte, wie wir bereits oben angedeutet haben, eine Missethat begangen, mit einem der Weiber seines Vaters. Um dieser Sünde des Ruben willen war er, wie einst Ruben, seines Häuptlingsrechts entsetzt worden, und sein ränkesüchtiger Bruder Umhala hatte diesen Umstand benutzt, um sich selbst zum Oberhäuptling der Chlambe aufzuwerfen. Vertrieben und verarmt kam Gojhlo nach Bethel, und wurde dem Bruder Döhne von Gasäla mit den Worten übergeben: „Den halt mir gut in Ehren und pflege ihn wohl, denn er ist eines großen Königs Sohn!" — Im Jahr 1841 war er, als er Honig von einem Baum holen wollte, herabgestürzt, und ist an den Folgen des Falles gestorben. Vor seinem Tode hatte er seine beiden Söhne ermahnt, auf Bethel zu bleiben und den weißen Lehrer als ihren Vater anzusehen.

Nachdem Bunge lange Zeit in seinem Herzen einen heißen Kampf bestanden hatte, riß er endlich durch, trat in den Taufunterricht, und wohnte demselben vier Wochen lang bei. Da wurde er krank. Seine Mutter Notomi, die alte Regenmacherin, stürmt sofort auf ihn ein, nun werde es mit ihm gehen, wie mit

Stammtafel der Xosa-Kaffernfürsten.

Utschawe zeugete Usikomo; Usikomo zeugete Utoku; Utoku zeugete Ungconte; Ungconte zeugete U-tschiwa; Utschiwa zeugete Upalo; Upalo zeugete Ugcaleka, den Stammvater der Galeka, der Chachabe, der Ghaika, der Chlambe.



Matiwane; sein Bruder Ngatje, der für ihn Vaters Stelle vertrat, drang mit allem Ernst in ihn, seine Schwestern weinten und flehten — Bunge wurde schwach und gewann die Welt wieder lieb. Döhne's Bemühungen, ihn für den Herrn zu retten, schienen ganz vergeblich zu sein. Er schreibt: „Es ist mir leid, sehr leid um ihn, und nur der Gedanke, daß er die einmal erfahrene Macht der Gnade nie wird aus seinem Herzen austilgen können, macht mir Hoffnung, daß seine Stunde doch noch einmal wiederkommen wird. Er kommt auch noch immer zur Kirche, aber oft trifft ihn das zweischneidige Schwert so, daß er's nicht aushalten kann, sondern hinaus gehen muß!"

Der Herr hat diesmal in ihm gesiegt. In seiner Krankheit hatte doch außer der Stimme seiner Verwandten, die Stimme des heiligen Geistes an sein Herz geschlagen. Er sah ein, daß, wenn er also stürbe, keine Hoffnung für ihn sei. Er kam daher als reumüthiger Sünder, und diesmal hielt er aus, wies alle Anfechtungen von seiner Familie zurück, wurde um Pfingsten 1844 getauft und zog ganz nach Bethel auf das Stationsland. Sein Haus baute er dicht neben die Kirche. Seine Mutter, die ihn zärtlich liebt, konnte nicht ohne ihn bleiben. Sie zog auch mit auf die Station. Seine Frau Nomama, die früher auf Butterworth erweckt worden war, wurde ebenfalls gewonnen und in die Gemeinde aufgenommen, und schon im folgenden Jahre hatte Bunge die große Freude, die alte Mutter zu den Füßen des Kreuzes zu sehen; sie hatte alle Zauberkünste fortgeworfen und wollte nur noch ein Schäflein Christi sein. Unter der Verwandtschaft Bunge's aber gab es eine allgemeine Regung und Bewegung, daß auch aus ihrer Zahl durch die Zeugnisse Bunge's mehrere nach dem Heil in Christo zu suchen begannen. — Nun hatte

Josua Hermanus

wiederum Ersatz für den heimgegangenen Matiwane; und Bunge's glühender Eifer war um so erfolgreicher, als er ein so vornehmer Fürst aus königlichem Geblüte war. Josua aber diente dem Herrn in aller Stille und Bescheidenheit mit unermüdlicher Treue. Er ging auf die Kraale umher, trieb die Kinder zur Schule ein, hielt Gebetstunden mit den Erweckten und Angeregten, und ließ sich namentlich bei der schweren Arbeit auf der Außenstation an der Cengu, wo er Liefeldt's treuer Helfer war, auch durch die größten Hindernisse nicht abschrecken. „Liebe und Demuth ist sein ganzes Wesen", schreibt Döhne, und hatte je länger je mehr die Hoffnung, aus ihm einen Nationalprediger für sein Volk zu erziehen. Er unterwies ihn daher in dem Amt des Stundenhaltens, und Josua zeigte bei diesem so viel Geschick, daß, als Döhne einmal auf 7 Wochen verreiste, er ihm die Sonntags-

predigten unbedenklich anvertrauen zu dürfen glaubte. Doch das war zu viel gewesen. Er mochte sich überhoben haben; jedenfalls wurde seine erste Liebe matt, ja, er kam zu einem tiefen Fall, so daß er im Jahre 1844 wegen Unsittlichkeit ausgeschlossen werden mußte. Er war indeß zu tief in der Gnade gegründet, als daß er hätte im Koth der Sünde verbleiben sollen. In herzzerreißender Weise that er öffentlich Kirchenbuße, so daß er wieder aufgenommen werden und von jetzt ab mit doppeltem Ernst am Aufbau des Reiches Gottes in Bethel mithelfen konnte.

Eine große Freude hatte er daran, daß es seinen unausgesetzten Bemühungen gelang, einen eigenen Missionshülfsverein unter den Kaffern zusammenzubringen. Er stellte ihnen vor, daß es doch unmöglich angehe, daß die Getauften von Bethel, während anderwärts die Christen sich um die Bekehrung der Heiden mühten, an der Kumakala müßig sitzen blieben. Zunächst wollten sie nun zwar nicht in die Ferne gehen, da in der nächsten Umgebung Heiden genug erreichbar seien. Die wolle man fleißig aufsuchen, und sich zu dem Werke durch monatliche Versammlungen stärken, und bei dieser Gelegenheit Missionsgaben sammeln. Der Erfolg war, daß 25 Kaffern einen Missionshülfsverein stifteten und monatlich im Durchschnitt 3 ⅓ Thaler zusammen brachten.

So blieb Josua der treue Helfer der Brüder, verließ sie auch nicht auf der Flucht während der Kafferkriege, und blieb, nachdem auch Döhne Bethel für immer verlassen hatte, 1851 in Silo, auf der Station der Brüdergemeinde zurück, woselbst ihn der Herausgeber im Jahre 1867 als sehr geliebten und von den Brüdern geschätzten, thätigen Nationalhelfer wieder gefunden hat.

Aufblühen von Bethel.

Bethel war im Laufe der Jahre ein Asyl geworden für zersprengte Kaffern aus allerlei Stämmen. Freilich kamen auch sehr Verarmte, die durchzufüttern dem Missionar oft nicht ganz leicht wurde, so daß in Hungerzeiten unser Superintendent Pehmöller einmal unter den Getauften unserer übrigen Stationen eine Liebesgabe von 10 Pfund Sterling (66 Thalern) zur Unterstützung den Hungernden sandte. Dazu versuchte Bruder Döhne, eine Anzahl Mädchen, die von ihren Vätern an alte Polygamisten verkauft werden sollten, für den Herrn dadurch zu gewinnen, daß er, wenn sie in ihrer Noth zu ihm flüchteten, das Kaufgeld selbst bezahlte, und sie dann als seine Töchter in der Schule behielt. Das hat ihm wenig Freude, aber viel Noth, und im Ganzen auch wenig Frucht gebracht. Die einmal Geretteten vergaßen nicht selten die ihnen erwiesene Wohlthat, und blieben dennoch Heiden, und nur einmal hatte er die große Freude, daß eines der Mädchen wirklich

lieber an Gottes Wort als an ihrer Familie festhalten zu wollen, entschieden erklärte. Wir können Döhne's Verfahren auch nur für ein recht bedenkliches halten, da ja die Familienbande auch ihr göttliches Recht haben, und die von den entlaufenen Mädchen nachgesuchte Wohlthat viel mehr die Rettung aus einer ihnen verhaßten Ehe mit einem abgelebten Greise, als ein wirkliches Verlangen nach Gottes Wort zum Motiv hatte.

Einmal aber fand Döhne Gelegenheit, ein wirklich unglückliches Fingu-Weib mit ihren vier Kindern aus grenzenlosem Elend zu erretten.

Ihr Mann war im Kriege gefallen, und sie fand mit ihren Kindern Aufnahme zuerst in Hintza's Volk, dann bei einem Kaffer in der Gegend von Bethel. Dieser sah in der Noth ihres Wittwenstandes eine willkommene Gelegenheit, um die gänzlich Ungeschützte so bald als möglich aus der Welt zu schaffen, damit er unbedingter Herr über die Kinder werde. Er ließ sie daher hungern, und überlud sie mit Arbeit, und verbot den Kindern ihr zu helfen. Als sie darüber erkrankte, rammte er große Steine vor die Thür ihrer Hütte und erhob ein großes Geschrei, die Frau sei verrückt und müsse bei lebendigem Leibe begraben werden. Am anderen Morgen ruft er die Kinder zusammen und befiehlt ihnen, ihm jetzt zu helfen, ihre Mutter nach dem Walde zu schleppen, damit sie dort von den wilden Thieren gefressen werde. Die Kinder weigern sich, jammern und wehklagen, ihre Mutter lebe ja noch, man solle doch einen Arzt rufen. Da greift der Unmensch zu den Waffen, und schwört, die Kinder mit der Mutter zu erstechen, falls sie ihm ihre Dienste verweigern. Nun mußten die erschrockenen Kinder gegen ihre Natur anfassen, das Weib wurde in den Wald geschleppt und mit starkem Baumbast in aufrechter Stellung an einen Baum gebunden, und also dem sicheren Tode preisgegeben. Wie sie allein ist, giebt die Todesangst ihr Kräfte, sie zernagt die Stricke und flieht auf einen Nachbarplatz, wo die Leute sich nicht wenig wundern, daß sie noch am Leben ist. Man redet ihr zu, zu ihren Kindern zurückzukehren, wo sollte das arme hülflose Weib auch sonst wohl bleiben. Da sie sich aus Furcht vor jenem Wütherich weigert, geleitet man sie dorthin. Aber kaum wird der Unmensch ihrer gewahr, so ergreift er seine Assagai, um das Weib zu erstechen. Die Kaffern fallen ihm in den Arm, so daß sie Zeit hat zu entfliehen. Ihr sechszehnjähriger Sohn eilt ihr nach, und bittet seine Mutter, sie solle doch nicht in die weite Welt fliehen, „sondern an der Kumakala wohnt ein weißer Mann, der wird dich nicht wegweisen, und dann wissen wir Kinder doch, wo du zu finden bist!" — So kam denn das arme gehetzte Weib nach Bethel. Döhne nahm sich ihrer an, kaufte dann mit Hülfe europäischer Missionsfreunde jene vier Kinder

los, und erwarb dadurch für sich und seine Station den Segen der Freunde von Wittwen und Waisen.

In ähnlicher Weise kamen zum öfteren einzelne Leute und ganze Familien auf Bethel an, so daß die Seelenzahl der Stationsbewohner, welche im Jahre 1841 bis auf 12 Familien (48 Köpfe) gestiegen war, schon am Ende des folgenden Jahres sich auf 110 Seelen vermehrt hatte. Döhne sorgte dann aber auch dafür, daß die Anzügler nicht müßig gingen, und erreichte es bald, daß, während früher die Kaffern alle Arbeit für Sache der Weiber angesehen hatten, nun die Männer bereits so nach Arbeit und Verdienst sich drängten, daß er nicht genug Beschäftigung für Alle hatte. Der Anbau des Landes wurde immer emsiger betrieben, die Gärten umfriedigt, Wasserschloten gezogen, europäische Häuser gebaut, so daß, da die für eine Zeit sich auf der Station aufhaltenden Brüder Schmidt, Liefeldt und Lange auch thätig mithalfen, diese bald ein sehr freundliches Ansehen gewann. Die Einweihung der am 23. October 1841 vollendeten kleinen neuen Kirche war ein Freudentag für die ganze Gemeinde. Posselt und Liefeldt begleiteten den Gesang der Kaffern mit ihren Geigen, was einen tiefen Eindruck machte, die ernsten Anreden wurden von Weißen und Schwarzen von den Versammelten in tiefer Bewegung angehört, so daß sofort drei Schwarze sich zur Taufe meldeten. Da neben der massiven Kirche auch zwei massive Missionarshäuser standen, so konnte sich die Station schon sehen lassen. Der wesleyanische Missionssuperintendet Shaw schreibt unter dem 9. Januar 1845 an das Comité nach Berlin, wie er Bethel bei einem Besuche gefunden habe: „Dort hat sich ein ansehnliches Dorf von Eingeborenen bewohnt, gebildet; die ganze Niederlassung hat schon ein sehr gefälliges Ansehen gewonnen; ansehnliche Gebäude, wohl eingezäunte Ländereien in voller Cultur, das Wasser aus dem Fluß geleitet zur Bewässerung, Alles zeigt, daß die Missionare nichts unversucht gelassen haben, unter dem Volk, zu dem sie gesandt sind, die Civilisation zu befördern!" — Wir schreiben dies Urtheil eines Fremden darum wörtlich hieher, damit übelwollende Feinde, !die da sagen, die Mission thue nichts zur Beförderung der Civilisation, doch auch einmal ein Gegenzeugniß vernehmen.

Im Uebrigen wußten unsere Missionare sehr wohl, daß sie nicht ausgesandt waren um der Civilisation willen, sondern um das Evangelium zu predigen und dem Herrn Jesu die Wege zu bahnen, und das thaten sie in Bethel mit allem Fleiß. Besonders suchten sie die Schule in geregelten Gang zu bringen, denn das haben wir Deutschen einmal in unserer Art, oder haben es von Doctor Luther gelernt, daß wer dem Teufel einen Schaden bringen will, der da recht beiße, der muß mit dem jungen Volk anheben.

Eine Schule läßt sich unter den Kaffern nicht so leicht einrichten, als in Deutschland. Döhne mußte die entfernter wohnenden Kinder immer zu Pferde zusammenholen. Er brachte es jedoch mit großer Mühe dahin, daß 40—50, ja bis an 65 Kinder täglich zusammenkamen, um in 2 bis 2½ Stunden täglich unterrichtet zu werden. Unterrichtsgegenstände waren Lesen, Schreiben, Biblische Geschichte, Rechnen und Singen. Die Kinder lernten gut und willig, und wuchsen in erfreulicher Weise in Bescheidenheit und guter Sitte. Für die biblische Geschichte und überhaupt für Gottes Wort hatten sie große Empfänglichkeit, auch sangen sie ganz artig, einige lernten die Geige spielen; nur das Rechnen machte große Schwierigkeiten, da die Zahlen in der Kaffersprache so sehr lang sind, und daher keine Möglichkeit war, auch nur ein einigermaßen faßliches Einmaleins zusammenzustellen. Die Zahl 33 z. B. heißt auf Kaffersch amashumi amatatu amantatu. Drei oder vier solcher Zahlen zusammengesetzt, soll einmal einer behalten und damit rechnen. Spätere Missionare haben sich damit geholfen, die Kinder die Zahlen in holländischer oder englischer Sprache erlernen zu lassen. Dazu fehlte es gänzlich an Lehr- und Unterrichtsmitteln, Lesebüchern, Wandtafeln und Lehrbüchern überhaupt. Döhne mußte sich also entschließen, letztere erst selbst anzufertigen und dann drucken zu lassen. So entstanden nach und nach ein kaffersch Catechismus, ein Lehr- und Lesebuch, eine Sammlung von 70—80 neutestamentlichen Geschichten und eine Sammlung geistlicher Lieder. Die vornehmlichsten alttestamentlichen Geschichten brachte Döhne in Reime und ließ 54 solcher Verse die Kinder auswendig lernen. Da er je länger je mehr an einem nervösen Kopfschmerz litt, der ihn zeitweise zur Arbeit unfähig machte, wurde ihm kräftig Hülfe geleistet von den Brüdern Liefeldt, Posselt, Lange und Johann Schmidt, die zeitweilig auf der Station wohnten, und dem treuen Josua Hermanus. Die Schwestern Liefeldt und Posselt errichteten für die Mädchen eine Nähschule.

Auch unter den Erwachsenen schritt das Werk des Herrn langsam aber stetig fort. An manchem unter ihnen konnte Döhne seine besondere Freude haben.

Ein bekehrter Kaffer machte ein paar Stunden, nachdem er die heilige Taufe empfangen hatte, sein Testament. Ueber Geld und Gut hatte er nicht viel zu verfügen, denn er war, obschon ein fleißiger Arbeiter und guter Haushalter, der auch in Nothzeiten sich und die Seinen ehrlich, ohne zu betteln, durchbrachte, doch nur arm. Dagegen bestimmte er im Testament, daß, wenn er stürbe, seine Frau und Kinder so lange in Bethel bleiben sollten, als dort eine Missionsstation bestünde. Der Missionar sollte über dieselben sorgfältig Aufsicht führen, und von ihnen wie ihr Vater angesehen werden. Eine Kafferfrau wurde krank bis zu

den Schrecken des Todes und lag drei Tage lang bewußtlos. Als sie erwachte, verstand sie gar nichts von anderen Dingen, gab auch auf keine andere Frage Antwort, als wenn von göttlichen Dingen geredet wurde. So oft Döhne sie besuchte, traf er sie betend. Ihre Tochter meinte, sie habe den Verstand verloren; Döhne aber sah wohl, daß sie ihn vielmehr gefunden hatte. Nach ihrer Genesung bekannte sie: „So mußte es der Herr mit mir machen; sonst hätte ich wohl nie eingesehen, welche abscheuliche Sünderin ich bin!" Sie suchte und fand Vergebung im Glauben an Christi Tod. Eine andere alte Frau, deren Kinder bereits getauft waren, meldete sich zum Taufunterricht mit den Worten: „Meine amatole (Kälber) sind mir schon lange voran, und ich bin immer noch auf dem alten Platz. Nun kann ich nicht länger stehen bleiben; ich habe keine Ruhe, bis ich ihnen durch Gottes Gnade nachgefolgt bin!" Einmal hatte Döhne zu gleicher Zeit 17 Taufcandidaten, und konnte von ihnen immer von Zeit zu Zeit eine Anzahl taufen. Auch der erste Dolmetscher nebst seiner Frau, und die einst so widerstrebende Frau von Josua Hermanns wurden zu der Zahl der Gläubigen hinzugethan.

Auch die Erwachsenen fanden sich täglich zur Abendschule und zu den Morgengottesdiensten willig ein. Der Sonntag wurde von allen Stationsbewohnern, Heiden wie Christen, in stiller Ruhe gefeiert, und es fanden sich regelmäßig 50—70 Kirchgänger dazu ein. Zwar gab es auch Rückfälle, und hie und da mußten etliche zeitweilig von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden. Aber diesen Sünden stand auch eine kräftige Handhabung gesunder Gemeindeordnungen gegenüber. Döhne theilte die Gemeinde in vier Klassen ein, eine für die Männer, eine für die Kafferfrauen, eine für die Hottentottenfrauen und eine für die Mädchen. Jede Klasse hatte ihren eigenen Leiter, der besondere Versammlungen zu Gebet und geistlichen Besprechungen mit ihnen hielt. Daneben bestanden eine besondere Klasse für die Taufcandidaten, eine für die Knaben und eine für die Mädchen. Jeden Sonnabend versammelten sich die Klassenleiter beim Bruder Döhne, um Bericht zu erstatten und Weisungen zu empfangen. Gottes Wort wurde durch Fortsetzung der Uebersetzung einzelner biblischer Bücher immer zugänglicher gemacht. Döhne und Posselt waren so eben dabei, die fünf Bücher Mosis zu übersetzen, als eine Versammlung sämmtlicher Missionare Kafferlands beschloß, eine gemeinsame Bibelübersetzung herauszugeben. Dem Bruder Döhne fiel für diese Arbeit der Hebräer- und erste Corintherbrief, dem Bruder Posselt der zweite Corintherbrief zu.

So war die Mission im Kafferlande überall in erfreulicher Anfangsblüthe; in Bethel war im Anfange 1846 die Zahl der Getauften auf 46 Seelen gestiegen, von denen Döhne sagen konnte:

„Wenn ich ihr jetziges Leben mit ihrem früheren vergleiche, so muß ich dem Herrn danken, daß seine Gnade deutlich an ihnen zu sehen ist, wenngleich frühere Schwachheiten hier und dort noch wieder vorkommen!“ In Itemba war doch auch schon ein Häuflein gewonnen, in Emmaus waren die ersten äußerlichen Anfangsarbeiten überwunden und die geistliche Thätigkeit wurde kräftig angegriffen, ein Zweiglein war in das Volk der Galeka hineingewachsen und begann dort, obgleich unter schwierigen Verhältnissen, zu grünen. Es war ein Frühlingstag über das Kaffervolk angebrochen.

Aber Satan feierte nicht. Es hatte lange gebraut, und plötzlich im März 1846 brach das Wetter los, welches alle diese Frühlingsblüthen im Sturm zerknicken sollte, die Kaffernkriege mit all ihren furchtbaren Verwüstungen und Verheerungen — von denen uns der nächstfolgende Abschnitt nun näheren Bericht geben soll.

Zweiter Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Kafferlande

während der Kriegeszeit 1846—1847.

23. Ein schmerzliches Opfer.

Am 21. Mai 1845 standen vor dem Altar der Parochialkirche in Berlin fünf Geschwister, Meyfarth, Prietsch, Scholz, Kropf und Güldenpfennig, um für den Missionsdienst in Süd-Africa eingesegnet zu werden. Prietsch war für Zoar, Meyfarth und Kropf für Bethanien, Scholz und Güldenpfennig für Kafferland bestimmt. Die vier letztgenannten Brüder schifften sich am 10. November von der Capstadt nach Port Elisabeth ein, um von da aus ihre Reise nach Bethel zu Lande fortzusetzen. Lange war ihnen nach Port Elisabeth entgegengereist, und von dort mit Güldenpfennig nach Bethel vorausgeritten. Die drei übrigen Brüder waren am 28. November mit ihrem Wagen bis einige Meilen von Fort Peddie gelangt, und übernachteten im Freien auf dem Wagen. Unweit ihrer hatte ein weißer Händler, Namens Tainton ausgespannt.

Um 1 Uhr wurden die Brüder durch das Gebell der Hunde und das Geschrei der Wagenleute geweckt. Kropf und Scholz springen auf, öffnen die Leinwand am hinteren Theil des Wagens, und sehen heraus. Sie meinen, eine Hyäne habe den Wagen angefallen. Scholz ruft sofort aus: „Da ist er!" — meinend, es sei ein Wolf; aber unmittelbar darauf ruft er laut: „Brüder, zieht die Füße zurück, Assagai im Leibe! Ich bin verwundet!" Ein schwarzer Gegenstand neben dem Wagen sprang schnell zur Seite.

Bruder Scholz zog sofort die Assagai aus der Wunde; sie hatte ihn in der Herzgrube getroffen; doch schien sie nicht tief zu sein. Er klagte über große Schmerzen. Die Brüder hielten sich so ruhig als möglich im Wagen, in banger Erwartung ihres Todes. Draußen war alles still, man hörte keinen Fußtritt. Bald darauf aber vernahm Bruder Kropf unweit des Wagens ein Stöhnen und Röcheln. Eine halbe Stunde bangen Wartens verging; die Brüder flehten zum Herrn um Erbarmung und Errettung. Endlich wurden Fußtritte laut; Bruder Meyfarth schaute aus dem Wagen und gewahrte eine Anzahl Leute, mit Flinten und Assagaien bewaffnet. Ein Kaffer sprang auf das Vordertheil des Wagens, riß die Leinwand auseinander und stierte hinein. Bru-

der Meyfarth, in der Meinung, er wolle weiter morden, rief ihm entgegen: „Umfundisi“ (Lehrer). Da traten die Leute näher, es waren unsere eigenen Wagenleute, die nun berichteten, was inzwischen geschehen war.

Einige Kaffern hatten die beiden Wagen überfallen wollen, indem sie es vornehmlich auf die Güter des Herrn Tainton abgesehen hatten. Sie stiegen auf dessen Wagen und Herr Tainton hörte den einen sagen: „Wirf nach innen!“ Er sprang mit seinem Bruder aus dem Wagen, weckte die Leute, und ein Handgemenge entspann sich. Als nun unsere Brüder aus dem Wagen schauten, warf ein Kaffer seine Assagai gegen sie und entsprang. Das war die Assagai, die unsern Bruder Scholz getroffen hatte. Unsere Leute liefen sofort zu Herrn Tainton's Wagen, um Hülfe zu holen, und legten sich, die Rückkehr der Räuber erwartend, ins Gras. Das war die halbe Stunde banger Stille. Als die Räuber nicht wiederkehrten, kamen sie zum Wagen zurück. Einer von ihnen, ein Hottentott fehlte; man fand ihn ermordet im Busch. —

Sofort wurde ein Bote zu dem zwei Meilen entfernten Fort Peddie entsandt, um den Magistrat zu benachrichtigen und ärztliche Hülfe zu holen. Bange Stunden vergingen, bis endlich der Magistrat Herr Shepstone mit dem Arzt, dem Missionar Davis, vielen angesehenen Leuten und einer Anzahl Fingu-Polizeimänner erschien. Während diese zur Verfolgung der Räuber sich zerstreuten, wurde Bruder Scholz nach Anlegung eines Verbandes unter heftigen Schmerzen nach Fort Peddie transportirt; er bat die Brüder, für ihn zu beten, weil er es vor Schmerzen nicht könne. Kaum einige hundert Schritte gefahren, mußte er bitten, anzuhalten, weil seine Schmerzen unerträglich seien. Er rief laut und wiederholt: „Gott, sei mir armen Sünder gnädig! Herr Jesu laß mich selig sterben!“ Dann befahl er, seinen alten Vater, seinen Bruder und alle seine Freunde zu grüßen, den Bruder Kropf bat er, ihm einen Kuß zu geben. — Seine Lippen begannen kalt zu werden. Er forderte zu trinken, vermochte aber den Labetrunk nicht mehr herunterzubringen. Er rief den Brüdern das letzte Lebewohl zu, und drückte ihnen die Hände. Seine Augen begannen zu brechen. Bruder Kropf rief ihm laut ins Ohr: „Der Herr Jesus sei mit dir!“, er athmete noch einige Male auf, und gab dann seinen Geist in die Hände des Herrn, der ihn geliebet und nun aufgenommen hatte zum ewigen Leben. Es war Vormittags 11 Uhr am 29. November 1845.

Die theure Leiche wurde nach der Missionsstation im Fort Peddie gebracht. Der Capitän des Forts ließ sie durch einige Soldaten besorgen und den Sarg anfertigen und das Grab machen. Am Nachmittage kamen viele bekehrte Kaffern und Fingu,

um die Leiche des ermordeten Lehrers zu sehen. Sie weinten bitterlich und beklagten auf das beweglichste den Verlust eines neuen Friedensboten. Am Sonntage wurde früh morgens der erschlagene Hottentott auf dem Missionskirchhofe durch den gerade anwesenden Missionar Dugmore, Nachmittags 2 Uhr die Leiche unseres Bruders Scholz, durch Missionar Davis bestattet. Vier bekehrte Fingu trugen den Sarg in die Kirche vor den Altar. Zum Begräbnißplatz folgten außer unsern Brüdern die Offiziere, der Magistrat und die Honoratioren von Fort Peddie, nebst der aus 150 Gliedern bestehenden Heidenchristengemeinde und 200 Sonntagsschülern. Die Fingu sangen ein Lied in der Kaffernsprache, Missionar Davis schloß mit der englischen Liturgie. Alle waren tief bewegt, und mancher noch unbekehrte Fingu oder Kaffer hat an dieser Todtenfeier einen Samen des Lebens mit heimgenommen.

„Obgleich du mich schlägst, so vertraue ich dir doch!" — So lautete der Text, über den am Abend des Begräbnißtages Missionar Dugmore die trostreiche Ansprache hielt.

Der Vater unseres ermordeten Bruders behielt nun noch einen Sohn, den bestimmte er für das Studium der Theologie, damit er wohl vorbereitet einst die Stelle seines Bruders in der südafricanischen Mission einnehmen könne. Der Jüngling vollendete seine Studien und starb an der Schwindsucht. Da gedachte der alte Vater wenigstens mit seiner Habe der Mission zu dienen und vermachte derselben, namentlich den Brüdern, die mit seinem Sohn hinausgesandt waren, den größten Theil der irdischen Güter, die ihm verblieben waren.

24. Gährung unter den Kaffern.

Der mächtige Kafferfürst Ghaika, Oberhaupt des gleichnamigen mächtigen Kafferstammes, war in den dreißiger Jahren gestorben. Von seinen vielen Söhnen war Sandile, der Sohn der Sutu, der sogenannten „großen Frau" der rechtmäßige Thronfolger, beim Tode des Vaters erst 12jährig; es wurde also eine Regentschaft eingesetzt, an der Spitze die Königin-Mutter, Sutu, — deren rechte Hand der ältere Bruder des Sandile, Namens Maqomo war, ein energischer, umsichtiger, gewaltiger Mann (cf. Bd. I. p. 316), eine Zeit lang, wie sein Vater Ghaika dem Evangelio nicht fern; dann aber durch die fremdenfeindliche, raublustige Art des Jung-Kafferlandes völlig in deren Pläne verstrickt, ein langjähriger, schlimmer und gefährlicher Feind der Engländer.

Als nun im Jahr 1840 der junge Sandile mündig geworden war, zogen alle Kaffernhäuptlinge nach alter Sitte hinauf

nach Burnshill, um ihrem neuen Fürsten zu huldigen. Sandile empfing die Ceremonie der Beschneidung, die den Kafferjüngling zum Manne, ihn als Mann zum Könige des Ghaikastammes machte. Den ganzen Tag über erdröhnten die Freudenschüsse, dann wurde gebraten, gegessen, getrunken, aber auch manches gute Wort in der Versammlung der Fürsten dem jungen Könige gesagt. Maqomo, sein Bruder, der leicht hätte das Regiment an sich reißen können, aber mit römischer Selbstverleugnung es seinem jüngeren Bruder bewahrt hatte, ermahnte ihn, er möge geschehene Dinge vergessen, und den Krieg mit den Engländern nicht wieder aufnehmen. Jan Tsatsu ermahnte ihn, er möchte nicht nach Kaffernsitte den Leuten ihr Vieh gewaltsam nehmen, sondern vielmehr ein Vater seiner Unterthanen sein. Gasäla ermahnte ihn, Frieden mit den Engländern zu halten, und versicherte, er werde nie seine Zustimmung geben, wenn auch andere zum Kriege riethen.

In früherer Zeit war es Sitte gewesen, daß der neue Fürst am Tage seiner Huldigung aus dem Vieh seines Volks sich einen Theil gewaltsam herausholte, um seinen Kraal zu füllen. Diesmal, beschlossen sie, sollte es nicht also sein, sondern ein jeder gab aus seinen Mitteln dem jungen Fürsten ein Geschenk.

Aus dem allen war zu ersehen, daß der Einfluß und das Wort der von Ghaika begünstigten Missionare unter dem Kaffernvolk nicht ohne Frucht geblieben war. So etwas war früher unter denselben nie gehört und gesehen worden.

Kräftiger aber war die Reaktion der heidnischen Zauberer, der Stammhalter alter Volkstraditionen, die den ingrimmigen Haß gegen alle Weißen, namentlich gegen die Engländer, die sie als rücksichtslose Eindringlinge und Räuber ihres Landes und Störer ihrer Sitten ansahen, zu schüren nicht aufhörten.

Von den Gipfeln der Amatoleberge sieht man weit hinein in die Cap-Colonie. Kaffer'sche Dienstleute brachten Nachricht von dort her ihren Landsleuten zurück, wie die Colonisten vereinzelt wohnten, mit großen fetten Heerden und allerlei anderem Besitz. Die Lüsternheit der Kaffern wurde wach, und zuerst in einzelnen kleinen Parthien, dann in immer größeren Haufen drangen sie in die Colonie und raubten den Ansiedlern, gelegentlich auch mordend, Massen von Vieh. Die Häuptlinge wußten darum, aber sie schützten die Diebe heimlich gegenüber den Reclamationen der englischen Behörden, und bekamen dafür ihren Beutcantheil, den sie dazu benutzten, um trotz des Verbots der Engländer von deren Händlern große Massen von Gewehren und Munition sich zu verschaffen, und nöthigenfalls auch einen offenen Kampf aufnehmen zu können. Sandile wurde völlig in die Netze der Kriegsparthei verstrickt, sein Bruder Maqomo ein gefürchteter Führer der Räuber.

Die alte Sutu blieb, den Traditionen Ghaika's getreu, die-

sen Umtrieben fern, eine treue Bundesgenossin der Engländer, so treu, daß sie im letzten Kafferkriege mit eigener Lebensgefahr eine Anzahl schottischer Missionare vom Tode errettete. Jetzt war sie den Zauberern ein Dorn im Auge, ein Grund, sie aus dem Wege zu räumen, fand sich bald. Im Jahr 1842 starb Tyali, Ghaika's Sohn, an der Schwindsucht. Nach dem Aberglauben des Volks mußte er natürlich vergiftet sein. Ein Tsanuse fand sich, der den Thäter heraus roch. Es sollte Niemand anders gewesen sein, als Sutu, die Königin-Mutter. Sofort wurde ein Gericht gehalten, der versammelte Rath fällte das Urtheil, sie sollte verbrannt, alle ihre Habe aufgefressen werden. Sandile, ihr eigener Sohn, bestätigte das Urtheil. Sie fand aber Gelegenheit, sich nach der Missionsstation Burnshill zu flüchten unter den Schutz der schottischen Missionare. Diese konnten ihr nur den vor fünf Jahren erwiesenen Liebesdienst vergelten. Sie berichteten sofort an den Statthalter, welcher auch ungesäumt erschien, und Sandile mit Krieg bedrohte, wenn er nicht seiner Mutter volle Sicherheit verschaffte. Sandile, der noch nicht stark genug sich fühlte, um den Krieg aufzunehmen, gehorchte auf der Stelle, that demüthig Abbitte und ließ seine Mutter frei. Der Herausgeber hat dieselbe noch 1867 bei einem Sandile gemachten Besuch angetroffen als angesehene Fürstin.

Sandile's Ansehen bei seinem Volke litt natürlich sehr durch diesen Vorfall, die Bande der Ordnung lösten sich in seinem Volke immer mehr, die Raubanfälle auf die Colonie mehrten sich, während Sandile selbst insgeheim alles aufbot, um sich auch durch Beschaffung von Feuergewehren und Pferden wehrhaft zu machen.

Da die englischen Behörden zu schlaff in der Verfolgung der Räuber sich erwiesen, vielleicht auch dieselben insgeheim fürchteten, wurden diese von Jahr zu Jahr kühner. Die Bekanntschaft mit den fetten Schafen, den schönen Pferden, den milchreichen Kühen und allem impahla zomlungu (Gut der Weißen) lockten die gierige Wolfsnatur der Kaffern immer mehr hervor. Schon sah man ganze Schaaren von ihnen nicht mehr mit dem üblichen Assagaienbündel, sondern mit der Umpu (Flinte) öffentlich gehen und schlafen, oder auf den schönen Pferden der Colonisten und der Soldaten mit großer Geschicklichkeit über die unwegsamsten Pfade dahingaloppiren. Denn Niemand, selbst die Offiziere des Forts nicht, konnte seine Pferde hüten gegen diesen kühnen Dieb, der die Wagen der Reisenden anfiel, und es auch nicht verschmähte, einzelne englische Offiziere, die sich zu weit von der Nähe des Forts entfernten, zum Absteigen zu nöthigen und sie zu Fuße in die Forts zurückzuschicken. Sandile rühmte sich keck dem Gouverneur gegenüber: „Nam dinama soldati!“ (Auch ich habe Soldaten).

Im Jahr 1842 wurde dem Gouverneur eine Liste von 2100 Haupt Vieh und 209 Pferden überreicht, die die Kaffern in dem einen Jahre gestohlen hatten. Im folgenden Jahre wurden 259 Raubanfälle, 6 Morde, 13 Mordversuche, 1932 gestohlene Rinder, 209 gestohlene Pferde registrirt. Von den auf der That gefaßten wurden 7 erschossen, 2 verwundet, die Häuptlinge thaten nichts, um die Thäter zu bestrafen. Die im Jahre 1844 aufgestellte Liste ergab für die Jahre 1837—1843 die Zahl von 2469 gestohlenen Pferden, 11234 Rindern (also durchschnittlich täglich ein Pferd und fünf Haupt Vieh), 73 Morden, 82 Mordversuchen, 34 auf der That erschossenen Kaffern, 18 Grenzüberschreitungen, und dem Allen gegenüber nur 10 Fälle, in denen die Kafferhäuptlinge gegen die Schuldigen eingeschritten waren.

Die englischen Behörden säumten noch immer, mit Energie einzuschreiten. Sie warfen eine Unterstützungssumme von 680 Pfund Sterling für die Häuptlinge aus, wofür diese die Verpflichtung übernahmen, die Diebe zu fangen und auszuliefern, in der That aber nur desto mehr Waffen und Munition sich verschafften.

Der allgemeine Unwille und Nothschrei der Colonisten veranlaßte endlich den Gouverneur, mit Anlegung des Forts Blockdrift (bei Alice) vorzugehen, im Herzen des Kafferlandes. Sandile hatte 1844 seine Erlaubniß gegeben, 1846 nahm er sie auf Anstiften seiner Räthe zurück, und konnte einen Versuch, mit 300 Dragonern die Anlegung des Forts zu erzwingen, mit einer bewaffneten Macht von 5000 Mann energischer Truppen verhindern.

Entscheidend für die Kaffern war die Ermordung unseres Bruder Scholz. Die englischen Behörden hatten die Auslieferung der Thäter energisch verlangt, und dem Häuptling Pato vollständige Ausrottung gedroht, falls er sie nicht herbeischaffte. Er schaffte sie nicht herbei und Alles blieb beim Alten. Der Eindruck, den diese Schwachheit machte, ging wie ein elektrischer Funke durch das ganze Kaffernvolk. Sandile rief aus: „Ich sehe, man kann nun auch einen Lehrer todtschlagen, und es wird keine ityala (Schuldsache) daraus!" Er erklärte öffentlich, er werde nun alsbald den Lehrer auf Bethel, unsern Bruder Döhne, der sich (s. o.) durch Verfolgung von Gerichtssachen bei den Kaffern verhaßt gemacht hatte, nächstens todtschlagen, und in der That schwebte damals das Leben unseres Bruders Döhne in großer Gefahr. Weit durch alle Gauen des Kafferlandes ging der Ruf, „die Engländer fürchten sich vor uns, laßt uns thun, wie uns gelüstet!" Ohne Scheu brach Sandile selbst in das Haus eines englischen Händlers ein, raubte was ihm gefiel, und antwortete, als man ihm dieserhalb Vorstellungen machte, ganz

frech: „Darum muß man mich, der ich ein Capitän bin, nicht fragen. Dies Haus ist auf meinem Grund und Boden, gehört also mir, und ich thue damit, was mir gefällt.“ Ja, er ging in seiner Kühnheit so weit, daß er vom Gouverneur das Abbrechen eines an der Grenze gelegenen Forts verlangte.

Im März 1846 wurde ein Kafferdieb vom englischen Militär gefangen und transportirt. Plötzlich ist die Eskorte von einer Uebermacht bewaffneter Kaffern umgeben, etliche Soldaten werden erschossen und der Dieb befreit. Sandile verweigert die Auslieferung der Thäter. Da endlich war die Geduld der Weißen erschöpft; am 31. März erklärte der Gouverneur ihm den Krieg, am 11. April rückten seine Truppen ins Feld.

25. Die Missionare auf der Flucht.

Während durch den Ausbruch des Krieges das gesammte gesegnete Missionsgebiet des Kafferlandes uns zugeschlossen wurde, that genau in derselben Zeit der Herr uns völlig unerwartet neue Thüren auf. Ein Brief des so eben von Fort Peddie nach Natal versetzten diplomatischen Agenten Herrn Shepstone meldete von dort, es ständen 70—100,000 Schwarze, meist entronnene Zulu unter seiner Aufsicht, und er wünschte sehr, Missionare unter denselben zu placiren. Die Wesleyaner beschlossen sofort, einige ihrer Missionare zur Recognoscirung hinzusenden, eine Conferenz unserer Brüder beschloß ein Gleiches, und Döhne, dessen Leben, wie wir oben sahen, in Bethel nicht mehr sicher war, erbot sich, sein Bethel auf immer verlassend, zu dieser Expedition, Lange sollte ihn begleiten. Liefeldt sollte an Döhne's Stelle Bethel besetzen, Schmidt an Liefeldt's Stelle nach Emmaus, Güldenpfennig nach Indwe gehen, von wo aus Posselt sich in das Innere des Landes von Chrili zu begeben gedachte, um ein neues Missionsfeld anstatt seines unfruchtbaren Paradieses aufzusuchen.

Während sich die Brüder noch zum Ziehen rüsteten, da erscholl der Ruf: Der Krieg ist ausgebrochen! Von den britischen Agenten wurden sämmtliche unter den Kaffern lebende Weiße aufgefordert, schleunigst in die Colonie sich zu flüchten.

Posselt, dessen Leben unter seiner besonders rohen heidnischen Umgebung besonders bedroht erschien, belud in aller Eile einen Kaufmannswagen mit etlichen Gütern, und sandte ihn nebst Frau und Kind und der Unoschintela (Gasäla's Tochter) vorweg. Ein anderer Kaufmann konnte an jenem Tage nur mit großer Lebensgefahr entrinnen. Posselt blieb allein und ließ Chrili rufen, um ihn

von seinem Wegzuge in Kenntniß zu setzen. Er kam am folgenden Morgen, der Platz füllte sich mit bewaffneten Kaffern, die alle auf den Krieg sich freuten. Chrili forderte den Posselt auf, so schnell als möglich sein Vieh und Güter nachholen zu lassen. Laut weinend bestieg Posselt sein Pferd, und entrann, ein Schaf aus dem Rachen der Wölfe nach Tarkapost, wo er mit Güldenpfennig zusammentraf. Der englische Beamte, Herr Fynn, nahm die Brüder freundlich auf, und man setzte sich nach Kräften auf diesem Militärposten in Vertheidigungszustand. Ein Wagen, den Posselt zum Abholen seiner Sachen nach Indwe sandte, brachte nichts mit zurück, als die Nachricht, daß die Stationsgebäude bereits von den Kaffern niedergebrannt und alle Güter nebst dem Vieh geraubt worden seien. Arm setzte Posselt seine Reise nach Bethanien fort, von wo er sich später der Expedition nach Natal anschloß.

Liefeldt trat am 23. März ganz unbesorgt und harmlos von Emmaus aus mit Weib und Kind seine Reise nach Bethel an. Als sich die Gesellschaft an dem rauhen kalten Abend der Station näherte, hörten sie von fern das Kirchenglöcklein läuten. Liefeldt freute sich; er glaubte, die Leute versammelten sich zum Abendgottesdienst. Aber auf der Station angelangt, traf er Alles in Schrecken und Verwirrung, die Kriegsnachricht war eingetroffen, die friedliche Kirchenglocke hatte Sturm geläutet. Alles, was Hände hatte, band seine wenigen Sachen zusammen zur eiligsten Flucht. Vergeblich bemühte sich Liefeldt, die Eilenden aufzuhalten. Auch die Brüder Döhne, Lange und Güldenpfennig waren bereits völlig reisefertig, und hatten nur Liefeldt's Ankunft abgewartet, sie wollten ihn mitnehmen. Er schlug es ab, er wollte die ihm so eben neu übergebene Station nicht verlassen. Die volle Größe der Gefahr war seinen Augen verhüllt. Die andern Brüder reisten ab, Döhne hatte Ursach zur Eile, denn sein Leben stand in größter Gefahr.

Vergeblich bemühte sich Liefeldt, die in Angst und Schrecken aufgelösten Bewohner der Station zum Bleiben zu bereden, nur drei getaufte Männer behielt er bei sich, die erklärten, sie wollten mit ihm leben und sterben. Die Uebrigen aber bemächtigten sich sogar des Stationswagens und der Ochsen, um sie zur Flucht zu benutzen, und Liefeldt mußte sich entschließen, Weib und Kind, für die er für den Fall, daß auch ihre Flucht nöthig würde, keine weiteren Transportmittel hatte, den Fliehenden mitzugeben. Sie kamen glücklich auf Silo an.

Zwei Sonntage noch hielt Liefeldt auf seiner Station aus und predigte vor einer großen Versammlung auswärtiger Kaffern, die ihn Tag und Nacht sorgsam beobachteten und überwachten. Inzwischen standen zwei Pferde für seine Flucht allzeit bereit,

zwei befreundete inkosi hatten ihm versprochen, ihn, wenn es nöthig würde, persönlich nach Siloh zu geleiten, damit ihm kein Unfall widerfahre.

Unruhige Tage verlebte unser Bruder auf Bethel, Nachrichten trafen ein, daß bereits alle wesleyanische, schottische und londoner Missionare mit Verlassung ihrer Stationen geflüchtet seien. — Fast lebensmüde rief Liefeldt daher am 5. April den Häuptling Ungnuma, unter dessen Schutz Bethel nach Gasäla's Fortgang geblieben war, und fragte ihn, ob er, falls jetzt Sandile ihn aufforderte, sich mit am Kriege zu betheiligen, ihn auch noch wohl werde schützen können. Er antwortete: Diyumtwana mina, kanli wena ujinderela (Ich bin ein Kind, und du bist ein Mann!). Während sie noch sprachen, trat Kropf zu ihnen ein, auf der Flucht nach Silo begriffen, mit einem Schreiben des Gouverneurs in der Hand, welcher die Brüder aufforderte, ungesäumt die Stationen zu verlassen, weil die Feindseligkeiten in den nächsten Tagen beginnen würden. Liefeldt versammelte daher noch einmal alle seine Leute, um sich mit ihnen durch Gottes Wort und Gebet zu stärken; er übergab vor Aller Augen die Station dem Häuptling Ungnuma, daß er sie nach Kräften beschützen möge; dann sprach er: Jetzt gehe ich, ich werde wiederkommen, wenn ich von diesem Manne gerufen werde. Er beugte zum letzten Male in seinem Kämmerlein die Kniee zum Gebet, — und fort ging es nach Silo. Schmidt und Kropf zogen mit. Es war der 7. April. Die Herrnhuter Brüder nahmen alle unsere Flüchtlinge mit herzlichster Freundlichkeit auf.

Jetzt war der einzige im Lande zurückgebliebene Bruder unser Schultheiß auf Itemba. Er hoffte die Station auch mitten im Kriege behaupten zu können. Sein Häuptling Umhala nämlich, obschon ein Oheim Sandile's, glaubte sich vom Kriege fernhalten zu können. Er erkannte mit richtigem Blick, daß schließlich dennoch die Engländer Sieger bleiben würden. „Sie sind wie Gras, sprach er zu seinen Leuten, wenn ihr's niederbrennt, grünt es doch wieder hervor. Vernichtet alle Engländer in unserer Nähe. In Haufen werden andere kommen und euch überwältigen. Wo waret ihr im letzten Kriege? Als die Heeresmacht der Engländer kam, verkrocht ihr euch in den Büschen, und sie zogen frei durchs ganze Land!" Ueberglücklich war er daher, als Schultheiß ihm an einem Sonntag Nachmittag die Botschaft des Gouverneurs überbrachte, er wolle mit ihm nicht Krieg machen. Einmal über das andere sprach er gegen den Missionar, als den Vermittler dieser guten Kunde, seinen Dank aus. „Aber, sprach er, damit wir kein Wort des Dankes vergessen, mußt du übernachten und morgen früh allen meinen Räthen die Botschaft mittheilen!" Schultheiß that dies, und war am andern Morgen der gefeiertste

Mann auf dem ganzen Kraal. Leute, die früher mit stolzer Verachtung auf ihn herabgeblickt hatten, gebehrdeten sich nun auf die demüthigste Weise, um ihm ihre Liebe und Verehrung zu bezeugen: „Du bist die Brust, sprachen sie, die wir gesogen haben, wie könnten wir dir etwas zu Leide thun. Wir haben keine Klage gegen dich. Du hast uns beständig nur Gutes erwiesen."

Es war eben durch das Faktum der Kriegserklärung in die noch nicht ganz bereiteten Kaffern ein panischer Schreck gefahren. Selbst der stolze Sandile hätte jetzt noch den Schlag vor der Hand gern abgewehrt. „Vater, ich bin gefallen, ich bin ein Dummkopf, du bist mein Vater, du mußt nicht gleich mit deinem Kinde zürnen, wie Gott ja auch nicht thut!" So hatte er vor kurzem gefleht, und wirklich Vergebung erhalten, aber nur um gleich in nächster Zeit mit frechem Trotz die Auslieferung jener Missethäter zu verweigern, um derentwillen der Krieg schließlich erklärt wurde. Jetzt reiste er, während der Krieg bereits erklärt war, umher, um die Thäter aufzusuchen. Umhala's Volk aber fürchtete den Krieg, und wurde schon durch den Umstand, daß ringsum die Missionare und die Händler ihr Land verließen, in solche Angst versetzt, daß ihnen Schultheiß' Bleiben wie ein Unterpfand ihrer Schonung erschien. Am 11. April erschien Sandile selbst bei Umhala, um jene Mörder zu suchen, zu fangen und ihr Vieh wegzunehmen. Aber es war bereits die zwölfte Stunde. Gerade an demselben Tage rückten die englischen Truppen ins Feld.

Schon brannte der Krieg in hellen Flammen, als Schultheiß in Itemba noch am Charfreitag und am Ostersonntag das heilige Abendmahl mit seiner kleinen Gemeinde feiern durfte. Ja er konnte mitten durch die Kämpfenden hindurch am 17. April reisen, um eine Botschaft des Gouvernements nach Mount Coke an Umhala zu bringen. Es war ein wichtiger Brief. Der Gouverneur forderte Umhala auf, das Vieh, das Sandile zu ihm geflüchtet hatte, wegzunehmen; er wollte ihn damit auf die Probe stellen, ob er wirklich mit den Kaffern zu brechen und den Engländern Treue zu halten gewillt sei. Es war eine harte Probe. Sandile war Umhala's Neffe, dieser konnte es mit ihm doch nicht verderben. Dringend bat er um Schultheiß Fürsprache beim Gouverneur: „Wir wollen euch alles bewilligen; ihr sollt das Fort in Sandile's Lande anlegen. Alles, Alles, nur keinen Krieg!" — Schultheiß antwortete: Wenn Sandile selbst sich demüthigt, und mich sendet, dann werde ich gehen. Aber werdet ihr Kaffern dann nicht lachen, und sagen: Die Engländer haben sich gefürchtet? — „Dabei ist nichts zu lachen, wenn man Frieden macht!" — Dann nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Jetzt hat es geblitzt, nun mußt auch du gehen oder auf meinem eigenen Platz wohnen!"

Schultheiß schwankte, ob er nicht letzteres thun sollte. Aber

Umhala's Volk dachte jetzt schon nicht mehr, wie im Anfang. Einzelne kleine Erfolge der kriegführenden Kaffern hatten sie plötzlich umgestimmt; sie wünschten den Krieg, und nun war ihnen der Lehrer nur im Wege. Unter diesen Umständen war es tollkühn, zu bleiben; er entschloß sich zum Gehen. Seine Familie hatte er längst in die Colonie geschickt. Jetzt drängten die gläubigen Stationskaffern selbst zum Gehen; draußen erzählte man sich, Schultheiß werde in Gefangenschaft gehalten und die Engländer boten ihm an, ihn mit Gewalt zu befreien.

Schultheiß packte also schnell seine Sachen, vergrub die Glocke und andere Gegenstände und rüstete sich zum Abzuge. Da kamen noch einmal die heidnischen Kaffern zu ihm, um ihm zu danken. Die schlechtesten Subjekte bekundeten ihm ihr Mitleid, und suchten ihm ihre Liebe und Ehrerbietung zu erweisen. „Nie, sprachen sie, werden wir dir es vergessen, daß du so lange bei uns ausgehalten hast, denn nun sehen wir, daß du es aufrichtig meinst, und hast uns wirklich lieb." — Alle baten, er möchte doch ja nach Vollendung des Krieges wiederkommen. Auch Umhala blieb freundlich bis zum letzten Augenblick, und gab ihm, als er am 21. April nach Silo sich auf den Weg begab, 20 Mann und zwei Häuptlinge als Schutzwache mit. Eigentlich hatte er ihn selbst begleiten wollen, aber die kritische Lage des Augenblicks erlaubte es nicht. „Möge Gott dich begleiten und beschützen!" — Mit diesen Worten entließ der heidnische Häuptling den christlichen Missionar. 2—300 Kaffern grüßten ihn zum Abschied.

Als Schultheiß unterwegs war, gewahrte er, daß von den ihm mitgebenenen 20 Mann nur 13 sich eingestellt hatten; die anderen hatten sich verkrochen aus Furcht, den Feinden zu begegnen. Doch wurde diese Zahl schon in Emmaus wieder voll. Auf dem Wege dorthin begegnete der Zug einem Jüngling, der mit der Uniform eines so eben im Kampfe gefallenen Dragonerhauptmanns bekleidet war. Er erzählte, die Kaffern hätten schon mehrere Tage mit den Engländern gefochten, bis tief in die Nacht hinein. In Emmaus standen die Stationshäuser noch unversehrt. Es wurde dort übernachtet. Am andern Tage ging es weiter. Der alte Kiwane (s. Cap. 16) kam heran, und vergoß heiße Thränen, weil er fest überzeugt war, Bruder Schultheiß werde unterwegs ermordet werden. Masusa und seine Frau und Kinder, Josef Pike, auch der lange David Xamxa und Tois schlossen sich dem Zuge an. Alle noch zurückbleibenden Gläubigen trafen Verabredung, wenn die Flucht unvermeidlich würde, sich in Silo zu sammeln.

Auf dem Wege dorthin fanden unsere Flüchtlinge einen mit Gummi arabicum beladenen Frachtwagen, den plündernde Kaffern

angezündet hatten. Der Wagen brannte noch und die Flüchtlinge kochten ihr Essen in der Flamme. Bald begegneten sie Schaaren feindlicher Kaffern, die drohend heranritten. Tois bedeutete sie, Schultheiß sei ein umfundisi (Lehrer) und reise in Umhala's Schutz. Sie forschten scharf, ob es nicht doch ein Engländer sei, ließen ihn aber dann in Frieden ziehen.

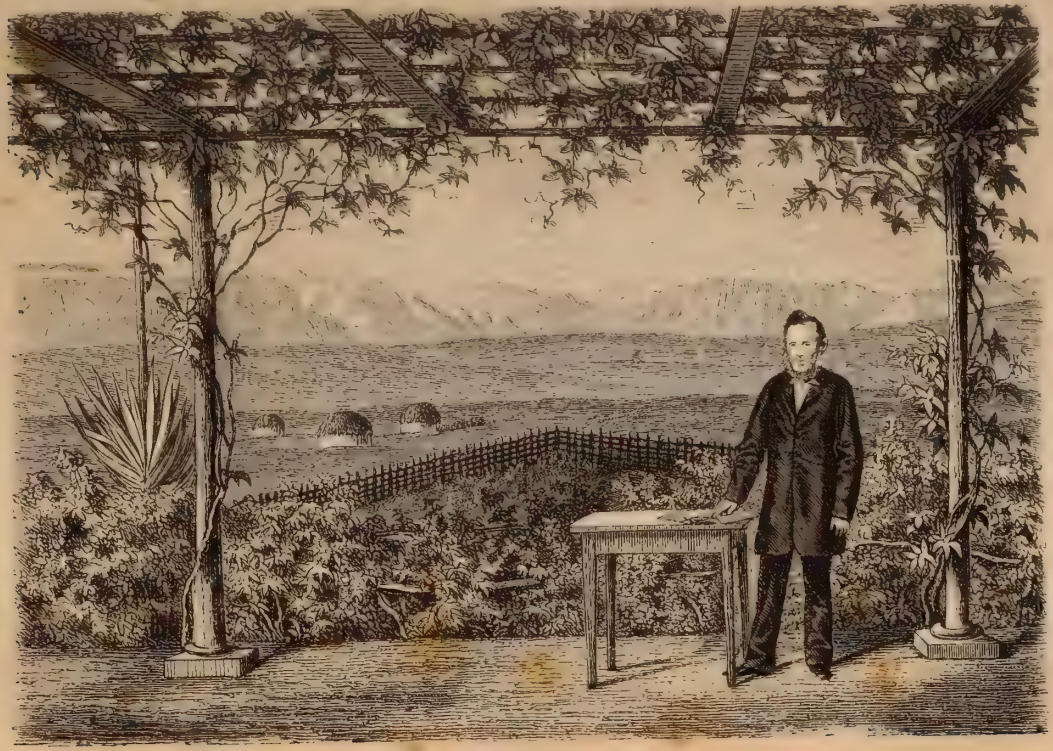
Es wurde Abend und finster. Der Wagen fuhr langsam einen Hügel hinan; Schultheiß ging neben demselben. Da plötzlich schrie ein Mensch, dicht neben ihm: „Ich raube euer Vieh!" und schoß sein Gewehr gegen den Wagen ab. Er war Schultheiß so nahe, daß dieser sein Gesicht beim Losbrennen des Pulvers erkennen konnte. Die Kugel traf nicht. Aber das Vieh, welches vor dem Wagen ging, wandte sofort um und lief im Sturm den Hügel hinab, die Ochsen vor dem Wagen zerbrachen die Deichselstange und folgten den anderen, eben so zwei Pferde. Unter die Geleitsmannschaft fuhr der Schrecken, die meisten von ihnen hatten ihre Gewehre in den Wagen gelegt, und die Hälfte zerstob in alle Winde. Aber es waren auch Muthige unter ihnen. „Setzt den Dieben nach, es sind ihrer nur wenige!" rief einer von ihnen; dann raunte er Schultheiß zu: „Wirf dich nieder auf die Erde!" und so rannten sie den Räubern nach; konnten sie jedoch in der Finsterniß nicht erreichen.

Schultheiß blieb beim Wagen. Auf demselben saß Masusa's Frau. Ihr dreizehnjähriger Sohn, der die Ochsen geleitet hatte, war in der Verwirrung mit abhanden gekommen. Schultheiß hatte die jammernde Mutter zu trösten, und legte sich dann etliche Schritte vom Wagen platt auf die Erde ins Gras.

Nach einigen Minuten peinlichster Erwartung vernahm er Stimmen von Kaffern neben dem Wagen; behutsam kroch er hervor, um zu sehen, ob es Freunde oder Feinde seien. Es waren Freunde, jene Feiglinge, die gleich im Anfang davon gelaufen waren, und nun froh waren, in den Besitz ihrer Gewehre und Waffen zu gelangen. Auch Tois war unter ihnen. Gerüstet warteten sie die Rückkehr der Räuber ab.

Während sie noch ihre Vertheidigungsmaßregeln verabredeten, bemerkten sie, daß ein Haufe Bewaffneter sich näherte. Schnell krochen sie unter die Wagen und steckten ihre Gewehre zwischen den Speichen der Räder hervor, um die Räuber mit einer Gewehrsalve zu empfangen. Plötzlich erschallt von jener Seite die Stimme des langen Xamxa: „Männer, was macht ihr? Wir sind es!" Es war die andere Abtheilung der Geleitsmannschaft, die von vergeblicher Verfolgung der Räuber zurückkehrte. Auch Dschamdscham, der kleine Ochsenleiter, fand sich wieder ein.

Aber was war nun zu thun? Pferde und Ochsen fort; keine Möglichkeit, den Wagen nach Silo zu schaffen. Endlich



Amatole-Gebirge von Petersberg aus.

sprach Tois: „Hier beim Wagen kannst du nicht bleiben. Morgen können die Kaffern in größerer Anzahl wiederkommen, und wir könnten dich nicht schützen. Dein Leib ist das Kostbarste, den müssen wir vor allen Dingen retten. Nimm fünf Mann und gehe mit ihnen zu Fuß nach Silo, und schicke uns, so bald du kannst, Hülfe und Ochsen, daß wir wenigstens den Wagen mit den Sachen retten!"

Der Rath war gut — eigentlich der einzige Ausweg. Es ging in die finstere Nacht hinein, ohne Weg und Steg, über Fels und Stein, so daß Bruder Schultheiß' Stiefel und Strümpfe bald zerrissen waren. Unter den Begleitern waren Jäger, die der Gegend genau kundig waren; gegen Sonnenaufgang aber verloren auch sie den Weg. Man mußte warten; Schultheiß konnte auch kaum noch fort. Silo war von dem Wagen acht deutsche Meilen entfernt.

Nachdem es Tag geworden war, fanden sich die Jäger wieder zurecht; eine Stunde nach Sonnenaufgang war Silo erreicht, wo Alles zusammenlief, um unseren so wunderbar geretteten Bruder zu bewillkommnen.

Schnell wurden 15 Hottentotten mit einem Spann Ochsen abgesandt, um den Wagen zu holen. Sie zögerten nach Hottentottenart, und das war ihre Rettung. Sie trafen nämlich, nachdem sie sich zu Mittag aufgemacht, schon am Nachmittage auf den ankommenden Wagen. Unsere Kaffern hatten das weggelaufene Ochsengespann, noch am Treckseil zusammengekoppelt, nebst den Pferden wieder aufgefunden, und brachten nun den Wagen heran. Unterwegs waren sie von einer Schaar feindlicher Kaffern umringt worden, die sie jedoch frei ziehen ließen, als sie hörten, der Wagen gehöre einem umfundisi. „Wir haben noch nie einem Lehrer etwas zu Leide gethan (so hatten sie gesprochen), laßt uns weiter gehen!" Wären sie den Hottentotten begegnet, so würden sie übel mit ihnen verfahren sein, denn sie waren mehrere Hundert Mann stark.

So waren denn unsere Brüder alle auf Silo versammelt, und saßen — wenigstens fürs erste — in Frieden, während über das Kafferland und unsere Stationen die Wetter des Krieges mit Ungestüm hereinbrachen! —

26. Der Kaffernkrieg 1846. 1847.

Der Gouverneur Maitland gedachte, nachdem am 11. April 1846 die Truppen in das Feldlager abgerückt waren, wo möglich mit einem Schlage dem Kriege ein Ende zu machen. Die

englische Macht rückte gerade auf das Amatolegebirge, um diesen festen Zufluchtsort des Feindes zu nehmen, bevor derselbe noch Zeit gefunden hätte, sich zu verschanzen. Sandile war indeß vorbereitet. Er hatte seine Weiber und Kinder und die Viehheerden zu den nördlicheren Stämmen ausgeflüchtet, und während die englischen Truppen bei Burnshill in die Pässe der Amatole eindrangen, wurden sie in einem Hinterhalte plötzlich von dem mit furchtbarem Ungestüm eindringenden Feinde überfallen, eine Kanone nebst Munition fiel in dessen Hände und 63 Wagen wurden mit ihrem Inhalte sofort verbrannt. Die englischen Truppen mußten sich fechtend und unter starken Verlusten auf Blockdrift zurückziehen. Eine Schlappe folgte auf die andere, Blockdrift wurde von den Kaffern belagert, Fort Victoria mußte von den Engländern aufgegeben werden, abermals fielen 41 Wagen in die Hände des Feindes, welcher sich dadurch, daß Hunderte von Kaffern fielen, in seinem Ungestüm nicht aufhalten ließ.

Die Folge dieser ersten Siege war, daß sämmtliche Häuptlinge, die bisher noch wankend gewesen waren, die Waffen ergriffen. Zu den Ghaika stießen nun die nahe wohnenden Ghaleka und Chlambe, die Tambukki rüsteten sich, und auch der mächtige König Chrili machte sich kriegsbereit. Die Engländer hatten nur geringe Streitkräfte dem Feinde entgegenzustellen; sie brachten zwar mit Hülfe treuer Hottentottencorps ihm manchen Schaden bei, konnten aber dennoch nicht verhindern, daß die wilden Horden in mächtigen Strömen über die Grenze und in die Cap-Colonie sich ergossen.

Theopolis, wohin die Frau und Kinder des Bruder Schultheiß geflüchtet waren, wurde von dem Feinde vier Tage lang scharf berannt. Schon war alles Pulver bis auf 20 Patronen verschossen, und die Kaffern hielten sich bereit, ihr Werk durch ein allgemeines Gemetzel zu vollenden, als noch in der letzten Stunde Oberst Somerset mit einem Haufen Hottentotten-Soldaten den Bedrängten Hülfe brachte. Die Missionare konnten mit ihren Familien nach Grahamstown flüchten. Doch auch dorthin folgte bald der Feind, denn trotz aller Warnungen war die Colonie ohne Besatzung gelassen, weil der Gouverneur alle seine wenigen Truppen in Kafferland selbst gebrauchte. Den in den kleineren Forts zurückgelassenen Soldaten blieb also nichts Anderes übrig, als ruhig zuzusehen, wie die Kaffern Tausende von erbeutetem Vieh nach ihrer Heimath zurücktrieben, und wie ringsum die schönen Häuser der Colonisten in Asche gelegt wurden. Die Kaffern sprachen: „Da das englische Gouvernement denn nun doch einmal den Krieg begonnen hat, so wollen wir ihnen zeigen, daß wir Männer sind!“ und somit schlugen sie sich, um ihr Land und ihre Unabhängigkeit zu retten, wahrhaft heroisch und mit dem Muth der Verzweiflung. Ihrer Grausamkeit setzten

sie kein Ziel. Fingu, die sie selbst in ihren Diensten hatten, mordeten sie kalten Blutes, weil etliche Fingu sich zu den Engländern gehalten hatten. „Wo ist nun dein Gott!" rief ein Kaffer seinem Fingu zu, und stach ihn nieder.

Den Colonisten blieb nichts anderes übrig, als ihre ganze Habe aufzugeben, und sich Monate lang unter unsäglicher Noth und Elend mit ihren Familien in den Städten zu vertheidigen, bis es endlich dem Oberst Stockenström gelang, aus ihrer jungen waffenfähigen Mannschaft ein Freicorps zu bilden, welches den Feind über die Grenze zurückdrängte, freilich erst nachdem die Colonie verwüstet war.

Inzwischen hatten die Engländer in Kafferland ihre Streitkräfte wieder zusammengezogen und brachten im Juni dem Feinde eine Niederlage an der Owanga bei, die die Waage des Krieges doch wieder in das Gleichgewicht brachte, vermochten jedoch damit die Kriegslust der Kaffern so wenig zu dämpfen, daß gerade jetzt die Tambukki und Ghaleka offen aufstanden. Eine englische Truppenabtheilung aber drang über den Kai, und brachte dem Chrili so große Verluste bei, daß die Kaffern sich untereinander die Botschaft zugehen ließen: „Die Amatoleberge sind in Stücke zerbrochen, und Chrili's Thor ist geschlossen!" Sandile, der seinen Raub in Sicherheit gebracht, fing Friedensverhandlungen an, um ein wenig Luft zu bekommen zur Fortsetzung des Krieges.

Aber wie sah es nun auf den Missionsplätzen aus! Sämmtliche Stationen der Londoner, der Schotten, der Wesleyaner und auch die unsrigen, in Summa mehr als 20 an der Zahl, waren zerstört. Im ganzen Lande Mangel an Lebensmitteln, Wittwen und Waisen in Trauer, öde Wohnstätten, zerstörte Gärten, verlassene Plätze. Auch die Kaffern waren in großer Noth; sie hatten nichts gesäet noch geerndtet, ihr Viehstand war zusammengeschmolzen, viele Tausende gefallener Krieger hatten noch zahlreichere Wittwen und Waisen hinterlassen, und Noth und Elend im eigenen Lande trieb andere Tausende in die Colonie, wo sie in kleinere Haufen zerstreut sich plündernd umhertrieben. Dazu raffte die Ruhr und andere Krankheiten Schaaren von Kaffern hinweg; hungernd zogen sie mit Todesverachtung in den Kampf, mit dem Hungerriemen um den Leib wurden viele Gefallene auf dem Kampfplatz angetroffen.

Endlich begann Sandile ernstlich um Frieden zu verhandeln. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen. Er bat um eine Unterredung mit dem Gouverneur, die in Blockdrift stattfand. Der Gouverneur forderte die Auslieferung von 20,000 Haupt Rindvieh und von 2500 Gewehren. Sandile sah ein, daß er aufgehört haben würde, Capitän seines Volkes zu sein, wenn er die Bedingung bewilligte. Er suchte heimlich zu entweichen. Aber seines

Volkes Widerstandskraft war für jetzt gebrochen, es blieb ihm und dem Häuptling Botmann nichts übrig, als sich zu ergeben. Seinem Beispiele folgten sämmtliche andere Kafferfürsten mit Ausnahme des einen Pato und mehrerer kleinerer Capitäne. Chrili, der noch zögerte, wurde durch eine Expedition gestraft, die 10000 Haupt Vieh erbeutete.

Im December fand sich auch Umhala am Büffelfluß im Lager des Oberst Somerset ein, um sich zu ergeben. Er gab sein Gewehr ab, seine Leute ihre Flinten und Assagaien. Alle erklärten sich für englische Unterthanen. Nachdem dies geschehen, war Umhala's erste Frage: „Werden die Missionare nun wiederkommen?" — „Ihr habt ja ihre Häuser verbrannt!" — „Freilich ja, antwortete der Häuptling; aber wie ist es mir ergangen? Die Mehrzahl meines Volkes ist todt. Auf ganzen Kraalen sind nur noch Wittwen und Waisen. Aber gebt uns unsere Missionare wieder!"

Schultheiß hüpfte das Herz vor Freude bei dieser Nachricht. „Sollte jetzt nicht, so schreibt er, das Evangelium Eingang finden, die liebliche Botschaft, welche predigt den Gefangenen eine Oeffnung und das angenehme Jahr des Herrn? Mir brennt mein Herz, ihnen jetzt diese Botschaft aufs Neue zu bringen!" In sechs Wochen, hoffte er wieder in Itemba zu sein. Es sollte ganz anders kommen.

Während die englischen Truppen den Pato und die anderen noch feindseligen Kaffern in die Enge trieben, und während der Gouverneur selbst sich jenseits des Kai zu Butterworth befand, um die Unterwerfung Chrili's zu bewirken, kam urplötzlich aus Europa die Ordre, die ihn, weil er den Kafferkrieg nicht schnell genug beendet habe, seines Amts enthob. Sein Nachfolger Sir Henry Pottinger traf am 27. Januar 1847 in Grahamstown ein.

Diese Nachricht schlug wie ein Blitz in die Herzen der Kaffern ein. „Seht ihr's, sprachen sie, das Volk in England ist unzufrieden mit dem Gouverneur; es will nicht, daß die Kaffern durch die Colonisten ihres Landes beraubt werden." Sofort bereiteten sie sich zu neuem Widerstande, und während Pottinger die Verfolgung Pato's ohne sonderlichen Erfolg fortsetzte, trat Sandile schon am 15. März mit der kecken Forderung auf, der Friede könne nur unter der Bedingung geschlossen werden, daß der Zustand vor dem Kriege wieder hergestellt werde.

Allmählich begannen die alten Räubereien der Kaffern von Neuem. Einer von Sandile's Leuten stahl im Juni 1847 Ziegen am Katfluß, Sandile weigerte die Auslieferung des Diebes. Eine Abtheilung Militär und Polizeisoldaten ging nach Sandile's Kraal, um den Häuptling sowohl als den Dieb todt oder lebendig zu bringen. Sie kamen in der Frühe an, aber Sandile entfloh.

Statt seiner nahmen die Soldaten sein sämmtliches Vieh, um es in das nächstgelegene Fort zu treiben. Aber noch unterwegs sahen sie sich von bewaffneten Kaffern umzingelt, und konnten nur mit Mühe einen Theil der Beute in das Fort bringen. Sofort am folgenden Tage waren Tausende von Kaffern um Sandile geschaart, und dieser konnte sie nur mit Mühe davon abbringen, daß sie nicht sofort einen neuen Raubanfall in die Colonie unternahmen.

Der Gouverneur rüstete. Die Kaffern wünschten jetzt noch nicht den Krieg; denn es war Saatzeit, und war also für den Fall des Kriegsausbruchs eine neue Hungersnoth zu befürchten. Auch der Gouverneur scheute sich, die blutigen Scenen des letzten Jahres erneuert zu sehen. Er verlangte als Friedensbedingung nur die Auslieferung des Diebes und 200 Gewehre. Dies, meinte er, sei genügend, um die Ehre des englischen Namens wieder herzustellen. Aber seine Langmuth hatte den entgegengesetzten Erfolg. Die Kaffern legten sie als Schwäche aus; neue Bündnisse wurden zwischen Sandile, Chrili und Pato geschlossen. Es blieb nichts übrig, als sub 27. Juli den Krieg abermals zu eröffnen. Sandile wurde für einen Rebellen erklärt. Er war nach den Schlägen des letzten Jahres noch nicht genügend wieder vorbereitet. Die Engländer jagten ihn von Ort zu Ort, bis es ihnen endlich gelang, ihn in seinen Amatolebergen zu umzingeln, und nebst seinem Bruder Anta und 80 größeren und geringeren Häuptlingen gefangen zu nehmen (den 19. October).

Am 31. October unternahm Oberst Somerset einen Zug gegen Pato. Als die Kaffern den Soldaten gegenüberstanden, trat einer ihrer Helden kühn vor die Front und rief in die englischen Reihen: „Dies ist der Tag, wo wir fechten und dem Kriege ein Ende machen wollen!" Er hatte geweissagt, denn in 20 Minuten war Pato's ganze Macht in voller Flucht.

Aber wiederum wurde der Gouverneur, als er eben im Begriff war, durch einen Einfall in Chrili's Land diesen zu züchtigen, vom Kriegsschauplatz abgerufen. Seinem Nachfolger, dem ehrenfesten Sir Harry Smith blieb nur noch die Aufgabe, den von seinem Vorgänger erkämpften Frieden abzuschließen. Doch bevor wir hiervon weiter berichten, wollen wir sehen, wie es unsern Brüdern während des Krieges ergangen ist. —

27. Die Missionare während des Krieges von 1846/47.

Von unseren Kaffermissionaren waren, wie wir bereits oben berichtet, Posselt, Döhne, Güldenpfennig, Lange nach Bethanien

gegangen. Kropf, Liefeldt und Johann Schmidt fanden auf Silo ein reiches Arbeitsfeld. Kropf konnte als Arzt gegen 300 Kranke behandeln, und manchen geistlichen Segen unter ihnen ausstreuen. Er berichtet unter anderem von einem Hottentotten, der an einer Assagai-Wunde starb: „Seine letzten Stunden waren für ihn selbst, wie für seine Familie selige Stunden. Er dankte seinem Herrn und Heiland, daß er ihm doch die Gnade vergönnte, mitten in seiner Familie sterben zu können. Er ermahnte seine Kinder, den schmalen Weg zu wandeln, und befahl seine Seele in die Hände dessen, der ihn geliebt, und sich für ihn gegeben. Nie habe er, so schreibt er, eine Frau gesehen, so gefaßt und getröstet, wie die Frau dieses Mannes. Sie wich nicht von seiner Seite, und das aus keinem anderen Grunde, als um die Seele ihres Mannes durch Hinweisung auf die empfangenen Gnadenwohlthaten zu stärken, auch den letzten Kampf glaubensvoll durchzukämpfen. Selig sind die Todten, die im Herrn also sterben." Auch Bruder Schmidt fand als Arzt reiche Beschäftigung.

Als Kropf später von Silo abreiste, überreichten die Korporale seiner Compagnie sub 14. October 1846 ihm ein Dankschreiben dafür, daß er ihnen ein Arzt gewesen sei „in jedem Sinne des Worts," und baten in demselben, daß der Herr in dieser und jener Welt ihm ein Vergelter werden möchte! Viele Gemeindeglieder nahmen mit Thränen von ihm Abschied.

Bruder Liefeldt fiel neben seiner geistlichen Aufgabe als Prediger für die Kaffern, deren ein Menge nach Silo geflüchtet waren, auch noch die Aufgabe zu, als gewesener preußischer Soldat die Rekruten zu exerciren, bis er durch einen englischen Officier später in diesem Geschäft abgelöst wurde. Bruder Bonaz hatte den Hottentotten, als er ihnen unsern Bruder vorstellte, die preußischen Soldaten als „de dappersten van de wereld" bezeichnet.

Silo war durch die ganze Zeitdauer des Krieges hindurch beständigen Angriffen und Belagerungen der Kaffern ausgesetzt. Die friedliche Missionsstation war zum befestigten Platz umgewandelt, die Kirche mit einer hohen Schanzmauer umgeben, die Häuser mit Mauern verbunden und mit Schießscharten versehen; die Dornbüsche in der Nähe des Platzes waren gelichtet, und rings um die Station eine Art Mauer aus ihnen gemacht. 70 Hottentotten wurden von der Regierung bewaffnet, 80 Tambukki der Station griffen zu Schildfell und Assagai. Das Schilfdach der Kirche wurde mit Lehm überzogen, um es feuerfest zu machen. So war Silo Festung geworden, und mußte späterhin einmal über 500 Mann Besatzung aufnehmen. Mehr als ein Angriff wurde von den tapferen Bewohnern abgeschlagen. Ein Wagenlager von bewaffneten Bauern war eine Zeit lang in der Nähe. Die Feinde sengten und plünderten ringsum, und bei

einem Raubanfall nahmen sie sämmtliche Ochsen unserer Missionare, so wie die Stationsochsen von Bethel und Emmaus fort.

Ab und zu mußten die Bewaffneten, die Silo besetzten, auch ausmarschiren zum Angriff, und Liefeldt mußte dann Feldprediger sein. Eine solche kafferſche Feldpredigt, kernig und kurz, theilt uns sein Tagebuch mit. Wir geben sie wörtlich wieder:

„Höret, Ihr Männer! Man hat mich gerufen, um Euch noch ein Wort mit auf die Reise zu geben. Zunächst danke ich Euch herzlich, daß Ihr in der verflossenen Zeit, nächst Gott, wohl über uns gewacht habet; danke Euch, daß Ihr keine Mühe gescheut, bei Tag und bei Nacht uns vor dem Feinde zu sichern. Jetzt werdet Ihr allein gehen und wir allein stehen; nehmt denn dieses Gotteswort mit Euch: „Betet und arbeitet." Ja betet zu Gott, denn er erhöret das Gebet. Betet um Kraft, denn Ihr habt Kraft von oben nöthig. Betet um Trost, denn Ihr bedürft des himmlischen Trostes. Betet zu dem Vater im Himmel, daß er Euch an seiner Hand leiten und Tag und Nacht euer Begleiter sein wolle. Betet ohne Unterlaß, damit Ihr nie Euren, stets aber den Willen des Allmächtigen thun möget. Oeffnet sich das finstre Todesthal vor Euren Augen, so betet und ergreift den, der Euch durch Seinen Tod erlöset hat von dem ewigen Tode. Fließt Euer Blut, so betet und erfasset das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes, welches uns rein macht von allen unsern Sünden. Ihr werdet gerufen zur Arbeit, und zwar zu einer furchtbaren Arbeit. Menschenleben werdet Ihr verkürzen, Bruderblut werdet Ihr vergießen! O! der schauderhaften Arbeit, die Euch bevorsteht; ich will nicht mehr davon sagen. Gehorchet Eurem Vorgesetzten, thut nicht mehr und nicht weniger, als er von Euch fordert. Seid nicht grausam gegen Frauen und Kinder in den Gebüschen, wo Euch kein Menschenauge siehet. Bedenket, daß Gottes Auge auf Euch gerichtet ist und Ihr einst vor Ihm Rechenschaft abzulegen habet. Ziehet hin mit Gott, er behüte Euch und führe Euch wieder zurück, auf daß wir ihm gemeinschaftlich danken für seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut, Amen."

Todtenstille herrschte während der Ansprache. Jetzt trat ein schrecklich schön aufgeputzter Mann in den Kreis und schrie mit gewaltiger Stimme: „Das ist ein wahres Wort, welches wir eben gehört haben. So ein Wort haben wir bei unseren Kriegszügen niemals gehört; lasset uns gezähmte Bullen nun über unsere Beute herfallen!" Ein allgemeines dumpfes Stöhnen gab die Zustimmung und der Zug bewegte sich langsam fort.

Es war eine traurige Zeit. Zur Krankheit gesellte sich die Theurung. Bisweilen kostete das Müd (2 Scheffel) Korn 6 Pfund Sterling (40 Thaler), und war auch dafür nicht zu haben.

Dann wieder verübte die rohe Besatzung allerlei Unfug, die Offiziere richteten z. B. einmal die Kirche zum Tanzsaal ein. Dann wieder gab es Zeiten, wo man Wochen lang von jeglichem Verkehr abgeschnitten war, und wiederum Zeiten, wo der wilde Feind plündernd bis in das Dorf eindrang. Aber der Herr beschützte die Station, daß sie nicht niedergebrannt wurde, und alle unsere Brüder, daß ihrer keinem auch nur ein Haar gekrümmt wurde. Gott segne die theuren Herrnhuter Brüder, die unsere Missionare gepflegt und beherbergt haben, als wären sie die ihrigen.

In ähnlicher Weise wie unsere Brüder in Silo, fanden Schultheiß und Lange (späterhin auch Kropf und Liefeldt einige Zeit) in Colesberg Gelegenheit, als Aerzte, Seelsorger und Schullehrer sich nützlich zu machen. Auch dorthin waren viele Kaffern gezogen, und da Niemand auf dem Orte wohnte, der die Kaffernsprache verstand, so fanden unsere Brüder eine reichere Missionsthätigkeit, als sie in Kafferland verlassen hatten. Viele Schwarze haben dort mitten im Kriege einen reichen Segen empfangen, und sind mit Thränen in den Augen von den Brüdern geschieden. —

28. Die Conferenz in Bethanien.

Unser Bruder Döhne hatte in Bethanien zu allem durch den Krieg verursachten Kummer auch noch das tiefe Herzeleid, auch seine zweite theure Frau hinzugeben. Sie starb am 23. September 1846 im innigen Glauben an den Herrn Jesum. Bruder Posselt, der ihr das heilige Abendmahl reichte, mußte ihr versprechen, ein treuer Hort ihrer Kinder zu sein. Als sie den Kelch empfangen hatte, rief sie aus: „Gelobt sei Gott! — — ja ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, bei meinem Jesu zu sein; möchte Er mich doch bald heimholen!“

Der Herr hat nicht lange gesäumt, sie selig zu sich zu nehmen.

Sieben Wochen später versammelten sich sämmtliche Kafferländische Brüder in Bethanien, um (10. November 1846) eine Conferenz zu halten, deren Folgen einschneidend für unsere Mission geworden sind, weil sie uns ein neues Arbeitsfeld eröffneten.

Schultheiß machte sich mit Güldenpfennig von Colesberg aus auf den Weg nach Silo, um die dort noch weilenden Brüder abzuholen. Es war eine gefährliche Reise. Der Weg führte bei todten Kaffern, bei gefallenem und herrenlos umhertreibendem Vieh vorbei. Um und in Silo sah es gräulich aus. Hunderte von verwesenden Cadavern verpesteten die Luft. Aber der Herr geleitete durch alle Kriegsgefahren hindurch die Brüder gen Betha-

nien. Nur Lange und Kropf konnten den Platz nicht erreichen, sondern blieben krank unterwegs.

Zwei Hauptgegenstände beschäftigten die versammelten Brüder, die Wiederaufnahme der Mission in Kafferland nach Abschluß des in nächster Zeit erwarteten Friedens, und der Eintritt in ein neues Missionsgebiet in Natal. Schon fielen einzelne Stimmen, daß die Arbeit unter den rohen, verstockten Kaffern aufzugeben sei. Schultheiß aber erklärte: „Es ist unser altes Arbeitsfeld. Es hat uns Mühe, Geld, Gebet und Thränen gekostet. Einer unserer Brüder ist dort erschlagen. Saat ist gesäet. Laßt uns die Ernte abwarten!" Diese Worte schlugen durch. Die Arbeit sollte, obgleich zunächst nur mit einer geringen Zahl von Brüdern, wieder aufgenommen werden. Schultheiß, Liefeldt und Kropf wurden vorläufig dazu ausersehen. Schmidt und Lange sollten im Korannalande bleiben.

Aus Natal waren neue dringende Einladungen von Herrn Shepstone eingegangen; Döhne, Posselt und Güldenpfennig machten sich also sofort auf den Weg. Also hat sich das Wort erfüllt: Krieg und Brand segnet Gott mit milder Hand. Unsere Missionsstationen in Kafferland lagen in Asche, um bald wieder aufzuerstehen, und eine zweite Nation, ein zweites Land, das Land der Zulu war uns aufgeschlossen. Hallelujah! Ja, preiset den Herrn!

29. Friede.

Als der neue Gouverneur Sir Harry Smith am 17. December an den Grenzen des Kafferlandes in Grahamstown anlangte, führte er sich sofort damit ein, daß er dem dort gefangen gehaltenen Ghaikafürsten Sandile, — der eigentlich die Seele des ganzen Aufstandes war, — großmüthig Verzeihung und Freiheit schenkte. Derselbe dankte wie ein schmeichelnder Hund und kehrte in die Heimath seiner Väter zurück. Dann erließ Sir Harry eine Proclamation, durch welche 50000 Quadratmeilen Land der alten Capcolonie hinzugefügt wurden, so daß deren Grenzen fortan durch den Oranjefluß von seiner Mündung an bis an den Einfluß des Greyflusses, und von dort bis zur Mündung der Keiskamma gezogen waren.

In denselben Tagen hatte der tapfere, unermüdliche Oberst Somerset den mächtigen Häuptling Pato, den hartnäckigsten der Aufständischen und die übrigen kleinen Häuptlinge von Kluft zu Kluft getrieben, so daß ihnen nicht einmal zum Schlachten eines Stückes Vieh Zeit verblieb, und sie an dem Leder ihrer Schild-

felle nagten. Am 19. December stiegen zwei Kaffern in wollenen Decken vom entgegengesetzten Ufer einer Kluft, in der sich Oberst Somerset postirt hatte, herab. Sie erklärten, daß die Kaffern im höchsten Elende, allenthalben von den Truppen eingeschlossen, nichts sehnlicher, als die Einstellung der Feindseligkeiten wünschten, und mit Auslieferung sämmtlicher Waffen sich auf Gnade und Ungnade ergeben wollten. Pato selbst kam dann auch mit zwölf Begleitern, bestätigte das gemachte Anerbieten und wurde am folgenden Tage nach King-Williamsstadt escortirt.

Hier war auch der neue Gouverneur so eben angekommen, und hatte eine allgemeine Versammlung berufen, um den Krieg, der Hunderten von Weißen das Leben und dem Kronschatz 1,100,000 Pfund Sterling gekostet hatte, zu beenden und den Frieden förmlich abzuschließen. An 2000 Kaffern waren erschienen, alle unbewaffnet; nicht einmal eine Assagai trugen sie, ein unerhörtes Ereigniß in der Geschichte dieses Volkes. Außer ihnen war eine Anzahl Truppen und eine große Masse Zuschauer.

Die Kaffern bildeten einen Kreis, in der Mitte die Häuptlinge, unter ihnen Pato und Cobus, beide sehr mager und elend aussehend. Der Gouverneur ritt in den Kreis, pflanzte zwei Stäbe (der eine mit einem kupfernen Knopf, der andere ein gewöhnlicher Polizeistock) neben sich auf, und hielt dann seine Anrede, die Herr Shepstone Satz für Satz verdolmetschte. Er warf den Häuptlingen ihre Treulosigkeit, so wie die wiederholten Räubereien in der Colonie vor, erinnerte sie an die Wohlthaten, die er ihnen in früherer Zeit (er war schon vor zwölf Jahren in Kafferland) erwiesen hatte, erklärte ihnen, daß er nunmehr auf Befehl der Königin von England aus fernem Lande hergekommen sei, um den Angriffen auf Ihrer Majestät Unterthanen ein für allemal ein Ende zu setzen. „Hier sind zwei Stäbe, der mit dem runden Knopf bedeutet Frieden, der mit dem scharfen Knopf Krieg. Nun wählet! Es ist mir gleich, was ihr wählet, aber wählet aufrichtig!" — „Dich, Sutu, fuhr er, gegen die Wittwe Ghaika's gewandt, fort, fordere ich auf, zuerst hervorzutreten." Sutu trat hervor, und legte ihre Hand auf den Friedensstab; desgleichen thaten alle versammelten Häuptlinge. Einzelne von ihnen redete Sir Harry noch besonders an. Zu Stock sprach er: „Erscheint dir nicht der Geist deines verstorbenen Vaters, daß du seine letzte Mahnung, mit der Colonie Frieden zu halten, so verachtet hast?" Zu Pato sprach er: „Warum bist du so feindselig geworden, nachdem du im Jahr 1836 durch die Engländer so viel Gutes empfangen hast? Oberst Somerset hat dich aus dem Netz gelassen! Ihm danke dein Leben; wäre ich dort gewesen, so hättest du deinen Kopf verloren!"

Darauf las er eine Proclamation und erklärte das Land

zwischen Keiskamma und Kai für erobertes Land, und sich im Namen der Königin für den Inkosi inkulu (großen Häuptling) über alle Kaffern. „Land könnt ihr nur von mir zum Geschenk erhalten, und fordere ich einen Häuptling auf, daß er den andern „auffresse," und er gehorcht nicht mit all seinen Leuten, so wird er von der Erde vertilgt!" Wiederholt fragte er bei den wichtigsten Stellen, ob sie gehört (verstanden) hätten. Sie bejahten es und tief wurden alle versammelten Kaffern erschüttert, als einer nach dem andern ihrer stolzen Häuptlinge an den hoch zu Roß sitzenden Gouverneur herantrat, um ihm zum Zeichen gänzlicher Unterwerfung den Fuß zu küssen. Der Gouverneur ermahnte noch einmal alle zur Treue; hierauf nahm er ein Stück Papier, zerriß es, ließ die Stücke im Winde umherflattern, und rief mit starker Stimme: „Da gehen eure Verträge hin!" Dann ergriff er den Stab des Krieges, hielt ihn einige Secunden in wagerechter Richtung und schleuderte ihn dann zu Boden mit den Worten: „Das ist das Ende des Krieges!" Ein dreimaliger lauter Jubelruf der Kaffern, der Soldaten und der anwesenden Zuschauer erfüllte die Luft.

Noch an demselben Tage erließ Sir Harry die Proclamation: „Nachdem die Kafferhäuptlinge sich unterworfen haben, werden alle Missionare hiemit eingeladen, auf ihre Stationen zurückzukehren. Zur Vermeidung jeglichen Mißverstandes erklärt der Gouverneur ausdrücklich, daß das zu den Missionsstationen gehörende Gebiet unter Ihrer Majestät der Königin, und nicht unter den Kafferhäuptlingen stehen soll. Den Missionaren wird jegliche Erleichterung und Unterstützung, die der großen Aufgabe der Verbreitung des Christenthums und der Civilisation förderlich sein kann, zu Theil werden, und diese geehrten Herren können aller Hülfe und alles Schutzes, so weit der Gouverneur ihn zu gewähren vermag, sich versichert halten!"

Am 7. Januar 1848 berief Sir Harry sämmtliche Ober- und Unterhäuptlinge von „Britisch Kafferland" abermals nach King-Williamstown zur Huldigung. Auch der Buschmannshäuptling, die angesehensten Tambukki-Häuptlinge und andere hatten sich eingefunden.

Der Gouverneur trat um 10 Uhr in den von den Kaffern gebildeten Halbkreis, und wurde mit lautem Freudengeschrei empfangen. Er forderte den wesleyanischen Missionar Dugmore auf, ein Gebet in Kafferisch zu verlesen, das er selbst, der Gouverneur, aufgesetzt hatte. Dann hielt er eine Anrede ähnlichen Inhalts, wie die vom 23. December, und ließ die Eingeborenen den nachfolgenden Eid schwören:

„Inkosi inkulu, Ihr sollt wissen, daß ich (hier nannte der Häuptling seinen Namen) Euch oder wen sonst Ihre Majestät

über uns setzet, treu und ergeben sein, und namentlich nachstehende Gesetze gewissenhaft halten will:

1. Ich will den Befehlen des Inkosi inkulu gehorsam sein, so wie auch den Beamten, die wir zu unserem Schutz erhalten sollen.

2. Ich will meine Leute eben dazu anhalten.

3. Ich will die Zauberei weder selbst treiben, noch bei Andern dulden.

4. Ich will jede Mißhandlung unserer Weiber meiden und verhüten.

5. Ich will den Mord verabscheuen und die Mörder zur Strafe ziehen.

6. Ich will meine Leute zum Frieden anhalten, und daß sie weder in die Colonie, noch sonst wohin auf Raub ausgehen.

7. Ich bin damit einverstanden, daß ich auf mein Land kein Recht habe, denn das habe ich durch meine an den friedlichen Bewohnern der Colonie verübten Mordthaten und Räubereien verwirkt, sondern will dasselbe als ein Geschenk Ihrer Majestät ansehen.

8. Ich will keinen Häuptling anerkennen, sondern nur die Königin von England und ihren Inkosi inkulu, oder wen er an seine Stelle einsetzen wird.

9. Ich will das Kaufen der Weiber abschaffen.

10. Ich will auf die Missionare hören, und meine Leute dazu anhalten, und gern meine Kinder zur Schule schicken, damit sie die Kentnisse und Fertigkeiten lernen, wodurch die Engländer reich, gut und glücklich geworden sind.

11. Ich will alle Jahre an diesem Tage einen fetten Ochsen nach King-Williamsstadt bringen, zum Zeichen, daß ich mein Land von Ihrer Majestät erhalten habe."

Als nun den einzelnen Häuptlingen gestattet wurde, sich zu äußern, nahm zunächst Sandile das Wort. Er dankte für die erfahrene milde Behandlung, sprach seine völlige Unterwerfung unter den Gouverneur aus, und klagte nur darüber, daß ihnen zu wenig Land zugetheilt wäre. Der Gouverneur sagte darauf, daß das ganze Land bis zur Kai ihm und seinen Leuten überlassen sei. Als Sandile darauf entgegnete, daß er an der Kai nicht zu Hause sei und das Land nicht kenne, erwiderte der Gouverneur mit großem Nachdruck: Er sei auch in der Colonie nicht zu Hause, und habe doch den Weg dahin gefunden, und sei zuletzt nur zu bekannt damit gewesen. Er solle mit dem Lande zufrieden sein, und würde im Besitz desselben von den Königlichen Truppen geschützt werden.

In ähnlicher Weise äußerten sich auch die übrigen Häuptlinge, worauf wieder der Gouverneur sie folgendermaßen anredete:

„Ihr habt gut daran gethan, daß ihr wieder meine Kinder geworden seid, ich will es wieder dahin bringen, wie es stand, als ich euch vor 10 Jahren verließ, wo ihr in eurer Bildung schnelle Fortschritte machtet. Ihr sollt Englisch lernen in den Schulen, die ich für euch errichten will; ich will gute Leute in England bitten, daß sie mir helfen, euch mit dem Nöthigsten zu versehen, daß ihr nicht länger arme, nackte Wilde bleibet, was der Fall sein wird, wenn ihr nicht arbeiten und fleißig werden wollt. Ihr sollt pflügen lernen, eure Leute sollen Gummi, Holz, Felle ꝛc. zum Kauf bringen, ihr sollt mir helfen Wege bauen, und ich werde euch dafür bezahlen. Jährlich am 7. Januar, wenn ihr den fetten Ochsen hieher bringt, soll ein jeder, je nachdem er sich während des Jahres betragen hat, ein Geschenk erhalten, z. B. einen Pflug, der fleißigste Mann des Stammes einen Wagen oder sonst Geräth zum Acker- und Gartenbau, und Kleider für eure Häuptlinge und deren Frauen. Wer säet, soll Saatkorn bekommen, eure Kinder ein paar Ziegen, oder auch Schafe, damit ihr lernet Wolle scheeren, und euch selbst Kleider machen. Sehet unsere Kleider, die sind alle von Wolle gemacht, und ihr sollt das auch lernen. Ochsen machen keinen Reichthum aus; wenn ich höre, daß ihr euch um Ochsen zanket, so soll kein Ochse in eurem Land übrig bleiben, ich will sie alle niederschießen lassen.

Ihr habt gehört, was ich für euch thun will, wenn ihr euch gut betraget; nun höret aber auch, was Faulheit und schlechtes Betragen für euch nach sich ziehen wird; ich werde euch euer Land nehmen, ich will euch „auffressen" und endlich aus Britisch Kafferland vertreiben. Ich will auf euch Acht haben und Gutes und Böses über euch bringen, wie ihr es verdient. Ihr müsset von euren Missionaren lernen, daß der allmächtige Gott auf euch Acht hat, daß er eure Heerden vernichten kann, wie ihr zu ihm beten müßt gleich uns; daß er euch leite auf dem rechten Wege und bewahre vor dem Bösen. Etliche von euch müssen lernen selbst Missionare zu werden, und wenn ihr so weit seid, dann will ich euch ein Haus bauen, und einen Garten geben, und jährlich Geld zahlen, daß ihr die Andern unterrichtet. Ich will euch zu guten Leuten machen, und ihr werdet die Königin von England dafür segnen, daß sie euch das Land gelassen hat. Euer Bestes liegt mir am Herzen, darum werde ich das Gute belohnen und das Böse bestrafen — nun, es lebe der Friede! Friede! Friede!"

Die ganze große Versammlung stimmte in diesen Ruf ein, und damit endete diese merkwürdige und für die Zukunft des Kafferlandes wichtige Zusammenkunft. Im Verlaufe derselben wurde auf einem gegenüberliegenden, etwa 800 Schritte entfernten Abhange eine galvanische Batterie, die durch Drähte mit einem 300 Schritte davon entfernten Wagen in Verbindung stand, ent-

laden. Des Gouverneurs Absicht dabei war, den Kaffern eine Vorstellung zu machen von einer plötzlich und unwiderstehlich wirkenden Kraft. Auf ein von ihm mit einer weißen Fahne gegebenes Zeichen fand die plötzliche Explosion statt und der Wagen wurde zertrümmert. Es war interessant, das Staunen der Kaffern zu sehen. „Da habt ihr eine Lehre, sagte der Gouverneur, daß ihr euch nicht mit unseren Wagen befasset, ihr sehet, daß, falls ihr es thun wollt, ich Macht habe, euch zu bestrafen."

So war es also nun Friede! Friede! Friede! Bruder Schultheiß schreibt aus jenen Tagen:

„Es wird kommen die Zeit der Erquickung vom Angesicht unsers Herrn, und ist vielleicht nicht mehr fern. Es ist nicht umsonst, daß der Herr die Erde bewegt, und Krieg, Hungersnoth und Krankheit über die Kaffern gesandt hat; nachdem ihm das Brausen des Sturmes und das Feuer vorhergegangen, wird er selbst erscheinen in einem stillen sanften Sausen, und durch das liebliche Wort Seines Evangeliums wieder zu den Kaffern reden. Sollten wir nicht hoffen, daß nun manche müde und hungrige Seelen kommen, und in demselben Ruhe und Erquickung suchen und finden werden? Gesteht doch jetzt schon ganz Kafferland, daß die Missionare Boten des Friedens sind, und was sie auch sonst von den Weißen denken mögen, daß doch die Missionare Wahrheit reden. — Ich bin überzeugt, Sie werden für Kafferland thun, was Sie thun können, und der Herr wird Vieler, Vieler Herzen willig machen, Sie dazu mit allem Nöthigen zu unterstützen."

30. Rückkehr der Missionare.

Noch tobten die Kriegsschrecken durch Kafferland, als Umhala, der, (wie oben berichtet) schon früher sich unterworfen und Frieden erlangt hatte, eine Deputation von 30 Kaffern nach Silo entsandte, um an Bruder Schultheiß die Bitte zu richten, er möge doch wieder in Itemba einziehen.

Pike und Pempe, zwei getaufte Itembaner, waren von Silo aus in ihre Heimath gegangen, um ihre Verwandten zu sehen. Schultheiß hatte sie mit Besorgniß entlassen, weil der Krieg ja noch nicht beendigt war, und sie doch von der Friedensparthei kamen. Sie hatten aber die freundlichste Aufnahme gefunden, und die Nachricht, Schultheiß lebe noch, und gedenke, nach Beendigung des Krieges wieder zu kommen, hatte unter Heiden und Christen großen Jubel erregt. So war die Gesandtschaft von Umhala sofort abgeschickt worden.

Am 9. März 1847 traf sie in Silo ein, in ihrer Mitte der alte treue Kiwane und der lange Xamxa, die eben so wie Oobongo während des ganzen Krieges Treue gehalten, auch sich des Kampfes und der Plünderung enthalten hatten, und in dieser ihrer Separatstellung von ihren Landsleuten nicht behindert worden waren. Jetzt berichteten sie, das Wohnhaus von Schultheiß stehe noch, auch die Glocke sei noch vorhanden, Oobongo hatte sie an einen anderen Ort vergraben. Die Kaffern entschuldigten sich, daß sie Schultheiß bei seiner Abreise von ihnen nicht genug geschützt hätten; damals hätten sie unter einander gesprochen: „Sein Gott möge ihn begleiten. Laßt uns sehen, ob der ihn durch so viele Feinde glücklich hindurchbringen wird." Jetzt aber müßten sie ihren Mund zuhalten; denn sie sähen, daß wirklich Gott über seinen Knecht die schützende Hand gehalten habe. Auf Itemba sei allgemeine Freude über seine Rückkehr, denn erst darin würden sie eine Bürgschaft sehen, daß die Engländer ihnen wirklich den Frieden gewährt hätten.

Schultheiß konnte, so gern er gleich mitgegangen wäre, Umhala's Bitte nicht erfüllen, da ja der Krieg noch nicht beendigt war. Er gab aber den Kaffern einen Brief an den Gouverneur nach Fort Peddie mit, um diesem die Sache vorzutragen. Derselbe entschied, daß er vor dem definitiven Abschluß des Friedens noch keinem Missionar die Ermächtigung zur Rückkehr ertheilen könne. Umhala war bis dahin der einzige Kafferhäuptling gewesen, der nach seinem Missionar gesandt hatte, ein großer Trost für den Missionar, der darin doch ersehen konnte, daß er Wurzel unter den Kaffern geschlagen hatte.

Einen anderen Trost hatte Bruder Kropf an einem Briefe, den ein bekehrter Fingu mitten aus den Kriegsgreueln heraus an seine daheim gebliebene Frau sandte.

Derselbe lautet:

„Ich grüße dich herzlich. Vergiß nicht deinen Vater, der da ist Gott Jehovah. Wenn Noth kommt, so magst du wohl weinen, doch schreie zu Gott, denn er kennt alle unsere Leiden.

Wenn du Trost suchest, gedenke, daß deine Thränen werden von Jesu Christo abgetrocknet werden, der von Anbeginn Niemanden verworfen hat, und der nicht denkt wie die Capitäne (Fürsten) dieser Welt, die sich gern mit der Freude und Putz befreunden und mit denen, die die Thränen mit schönen Kleidern abtrocknen. Er jedoch verachtet nicht die Verlassenen und Verachteten, sondern errettet sie. Darum sage ich: Beherzige dies. Ich meine es aufrichtig mit diesem Worte und scherze nicht. Ich sage: Möge es so sein, daß dein Name im Buche des Lebens angeschrieben sei. Nach dem Tode wird Gott das Leben offenbaren, wie St. Johannes sagt in der Offenbarung 21, 4—6. „Und

Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.

Und der auf dem Stuhl saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu, und er spricht zu mir, schreibe; denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiß.

Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst."

Ich rede von diesem Leben; deshalb bemühe dich, die Worte als Wahrheit zu bewahren. Wiederum in demselben Buche Offenb. 21, 27. ist geschrieben: „Und wird dort nicht hineingehen irgend ein Gemeines und das da Greuel thut und Lügen, sondern die geschrieben sind in dem lebendigen Buche des Lammes."

Ich sende dir diese Neuigkeiten mit dem Wunsche, daß du mögest dem Herrn dienen, der dich gemacht hat. Wollte Gott, daß du dich einzig und allein um deine Seligkeit ängstigtest, daß du mögest leben und warten auf die Zeit, da wir von der Erde hier unten Abschied nehmen.

Ich rede dies zu allen, zu dir und allen anderen, die diese Worte hören. Ich grüße dich herzlich, und alle meine Freunde, im Vertrauen, daß du wirst beten für uns zum Herrn des Himmels."

Nachdem endlich, endlich! der von Schwarz und Weiß heiß ersehnte Friede geschlossen war, säumten unsere Missionare nicht, die verlassenen Stationen wieder zu beziehen. Es wurde beschlossen, zunächst nur Bethel und Itemba wieder zu besetzen. Nach Bethel ging Liefeldt und Kropf, nach Itemba Schultheiß. Aber wie fanden sie ihre Stationen! Der Greuel der Verwüstung hatte gehaust, kein einziges Haus war stehen geblieben, durch Feuer, Raubgier und Regenstürme alles in wüste Schutthaufen verwandelt, aus denen hie und dort etliche Ueberreste der Mauern noch hervorragten. Die Gärten und Felder völlig verwüstet, die Wasserleitung zerstört, der unsägliche Schweiß und die Mühe, die die Brüder auf die Anlegung der Stationen verwandt hatten, war völlig verloren.

Dazu kam das Jahr 1848, welches mit seinen Greueln auch daheim die Missionsarbeit völlig zerstören zu wollen schien, so daß den Brüdern draußen auch die nicht eben überreichen Mittel, die ihnen früher gewährt worden waren, jetzt ferner nicht mehr zuflossen, und sie, selbst wenn sie die Arbeitskräfte der Kaffern, die sich ihnen jetzt bereitwilligst darboten, benutzen wollten zur Hülfe bei der Wiederherstellung der Häuser, nicht im Stande waren, ihnen auch nur geringen Lohn zu bezahlen, also abermals nur auf ihrer eigenen Hände Fleiß und Schwielen verwiesen blieben. Da-

bei die Gemeindeglieder, die früher mit so viel Mühe gesammelt waren, durch den Krieg in alle vier Winde zerstreut, und erst nach und nach vereinzelt wiederum sich zusammen findend.

Indeß die Arbeit mußte gethan werden, und unsere Brüder legten ungesäumt Hand ans Werk, und der Segen des Herrn war mit ihnen.

Nähere Einzelmittheilungen über den Zustand der Stationen und der Gemeinden, wie die Brüder ihn nach den Kafferkriegen vorfanden, sind wir, da die sämmtlichen Berichte jener Zeit unterwegs verloren gegangen sind, außer Stande, wir wissen nicht einmal Monat und Datum anzugeben, wann sie begannen, das Verwüstete wieder zu bauen.

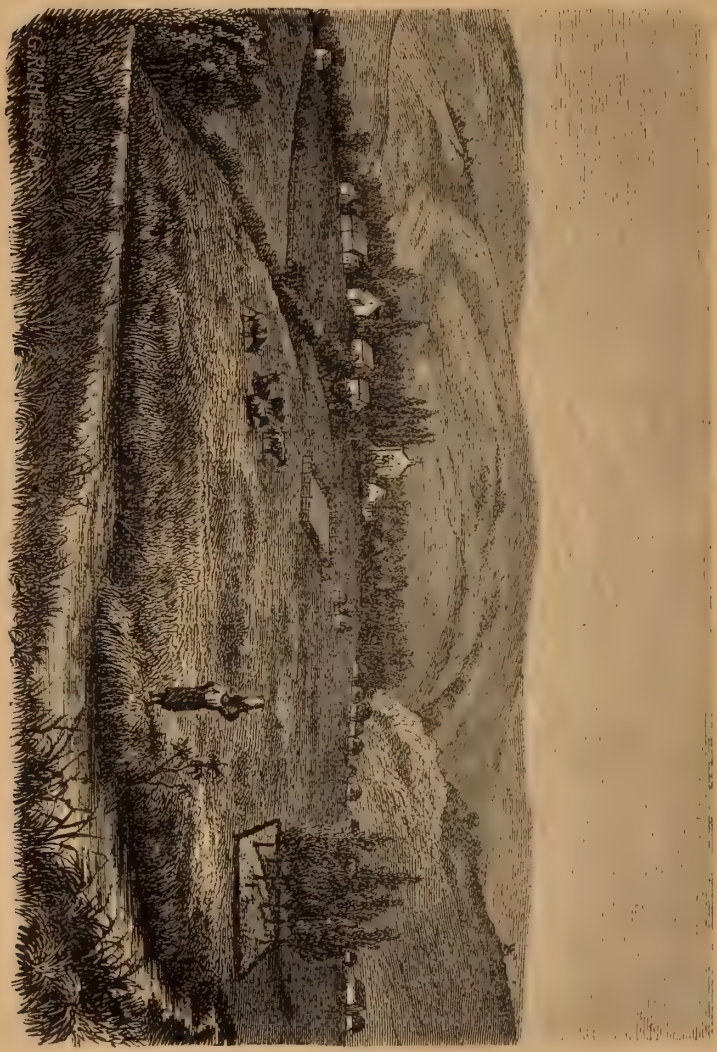
31. Wiederaufbau von Bethel.

Der Wiederaufbau von Bethel mitten unter den Trümmern geschah in kümmerlicher Zeit.

Bruder Kropf schreibt sub 19. October darüber: „Habe ich je die Schwere des Missionslebens gefühlt, — ich meine nur in Bezug auf irdische Entbehrungen — so war es bei der neuen Anlegung von Bethel. Ohne Haus, ja auch nur ohne das Geringste, das ein Obdach gewähren konnte, vor Augen nichts als Brandstätten; keine kräftige Nahrung bei harter Arbeit, oft sechs Wochen lang ohne Fleisch, nur von Kürbissen und Reis lebend, den wir in der drückendsten Sonnenhitze verzehren mußten, begannen wir den Wiederaufbau. Aber dabei haben wir recht erfahren, daß der Mensch nicht lebet vom Brode allein, sondern von dem theuren werthen Gotteswort, und daß an Gottes Segen doch Alles gelegen ist. Daß sein Segen auf unserer Arbeit ruhte, war nicht zu verkennen, denn vier Wochen, nachdem wir das erste Bauholz gefällt hatten, stand ein kleines Häuschen gemauert, gezimmert und gedeckt da. Bruder Liefeldt mauerte, und ich machte den Dachstuhl, dann mauerte ich die Giebel und Schornsteine, und Bruder Liefeldt deckte das Haus mit Binsen; dann war ich wieder Tischler und Glaser, und so ging es von einem Handwerk zum andern, und überall stand mir der Herr bei, so daß ich mich oft selbst wundern mußte, denn in der Heimath hatte ich ja so etwas nie gemacht. Jetzt haben wir zwei kleine Häuslein fertig und ein rundes Kirchlein, 24 Fuß im Durchmesser, worin wir Schule und Predigt halten."

Gern hätten die Brüder auch die zerstörte Wasserleitung wieder hergestellt. Aber es fehlte an Geld. Die Schwarzen mußten nach Kingwilliamstown und anderen Orten hin sich zer-

streuen, um ihr täglich Brod zu verdienen, und mancher von ihnen, der jetzt willig gewesen wäre, das Wort anzunehmen, ging uns verloren. Eine böse Dürre vernichtete noch dazu die ganze



Ernte des nächsten Jahres, so daß wirkliche Hungersnoth eintrat. Unsere Gemeinde zu Zoar in der Cap-Colonie, als sie davon hörte, sammelte, obgleich selbst arm, 50 Thaler für die Hungernden; aber das reichte nicht weit.

So waren die Brüder wiederum auf ihrer eigenen Hände Arbeit angewiesen. Liefeldt baute das alte Döhne'sche Haus mit Benutzung der Trümmer des Lange'schen wieder auf; das Gouvernement unterstützte ihn dazu mit Decken, Spaten, Nägeln. Auch von den kafferschen Stationsbewohnern erbauten sich etliche Häuser nach europäischem Muster. Bethel wurde wieder gebaut, wiewohl in kümmerlicher Zeit.

Die Gemeindeglieder, die sich allmählich aus der Zerstreuung wieder sammelten um ihre zerstörten Altäre, hatten ja manche segenbringende Erfahrung unter den Schrecken des Krieges gemacht; aber sie hatten durch den Umgang mit den Weißen auch manches europäische Laster kennen gelernt, namentlich das Branntweintrinken, welches von jetzt ab den Brüdern in der Gemeinde viel mehr Noth machte, als zuvor. Deshalb gab es unter ihnen auch schmerzliche Rückfälle.

Willem Jamela z. B., einer der ältesten Getauften, fiel in Ehebruch und mußte ausgeschlossen werden. Er war sehr zerschlagen, und bekannte seine Sünde unter heißen Thränen. „Ich kam mir vor, sprach er, wie ein Heide, der eben erst anfangen muß, den Herrn zu suchen." Seine anfängliche Absicht aber, vom Platz zu verziehen, um nicht seine Schande zu tragen, gab er auf. „Ich will hier bleiben, sprach er, damit der Platz mich an meine Sünde erinnere und zur Buße treibe!" Er that auch wirklich rechtschaffene Buße, und konnte nach drei Monaten wieder in die Gemeinde aufgenommen werden.

Unter so schwierigen Verhältnissen entstand Bethel aus der Asche. Wort Gottes und Sakrament konnten abermals als die mächtigen Ueberwinder von Sünde und Heidenthum sich offenbaren. Die Schule wurde wieder eröffnet, und durchschnittlich von 30—35 Kindern täglich besucht. Alle Morgen wurde mit Christen und Heiden Gottesdienst gehalten, zu den Sonntagsgottesdiensten sammelten sich zahlreich auch die Heiden der Umgegend, alle sechs Wochen wurde das heilige Sakrament gefeiert. Es begann sich wieder zu regen in der Gemeinde.

Eines Abends ging Liefeldt still und unbemerkt durch die Gemeinde. Bei drei Hütten wurde sein Fuß gehemmt durch lautes Sprechen dadrinnen. Er lauschte und vernahm in der einen Hütte, wie ein in Sünden ergrauter Sünder um Erlösung flehte, in der anderen, wie ein reuiger Zurückgefallener mit dem Herrn um Vergebung rang, in der dritten, wie eine Schaar Gläubiger um das Kommen des Reiches Gottes betete. Dazu kamen die Gemeindeglieder gern und häufig, um geistlichen Rath und besondere Weisung von den Missionaren zu erbitten.

„Der Anfang ist wieder gemacht, schreibt Kropf aus jener Zeit, die Himmelsleiter ist wieder in Bethel errichtet! Wohlan

so soll denn Bethel gebaut werden, ein Haus von lebendigen Mauern, dem Herrn zum Preise und zum Wohlgefallen vieler Christen, die ja auch ferner ihre Hand nicht werden von dem Werke abziehen, wie die Franzosen, deren Stationen aufgegeben oder an andere Gesellschaften abgetreten werden müssen, da sie von aller Unterstützung abgeschnitten sind!"

Die Zahl der wiederum Gesammelten betrug am Ende des Jahres 1849 bereits 90 Seelen, unter ihnen 45 Getaufte.

Von letzteren waren etliche aus Colesberg mit den Brüdern aus dem Kriege gekommen, um in Bethel Unterweisung und Taufe zu erlangen.

Aus dem Leben der nach dem Kriege in Bethel Erweckten und Getauften, führen wir etliche Züge an.

September, einer der von Colesberg Mitgekommenen, hatte beim Holzfällen im Busch von einer Bauernfrau ein A-B-C-Büchlein empfangen, in welchem er die Worte las: „Es giebt nur Einen Gott, und der ist mein!" Von da ab glaubte er, daß ein Gott sei, sein frommer Vater, ein Mozambiker, lehrte ihm Gebete, die er ohne Verständniß eine Zeit lang betete, und dann wieder vergaß. Ab und zu sang er bei dem Bauer, in deß Dienst er stand, ein Loblied Gottes, ohne zu wissen, wen er damit pries. Er war geistlich todt. Aber der Herr weckte ihn auf. Hören wir seine eigenen Worte:

„Als ich eines Tages die Schafe meines Herrn weidete, überfiel mich Mißmuth und Unzufriedenheit, denn mein Herr war ein harter Mann. Kam ich mit den Schafen früh nach Hause, so wurde ich durchgeprügelt, kam ich etwas später, so harrte meiner dasselbe. Während ich so über mein hartes Loos nachdachte, hörte ich in meinem Innern die Stimme: „„Es geschieht euch Sclaven ganz recht, daß ihr so hart behandelt werdet, denn ihr glaubt nicht an Gott."" Ich achtete der Stimme nicht, sondern meinte vielmehr, es gebe keinen Gott. Ich wollte Gott herausfordern, darum sagte ich bei mir selbst, während ein Gewitter am Himmel heraufzog: „Ich will mit dem Melken fertig sein, ehe noch ein Tropfen Regen kommt; das Unwetter soll mir nichts thun!" Noch ehe ich mit dem Melken der letzten Kuh fertig war, fuhr der Blitz hernieder und beleuchtete meine Milch, die ich in der Hand hatte. Ich fing an zu zittern. Der Blitz leuchtete noch einmal und streckte mich zu Boden. Nacht war es vor meinen Augen und in meiner Seele. Eine Stimme rief mir zu: „Du Thor, nun siehst du, daß es einen Gott giebt." Da gedachte ich an meinen Unglauben und meinen Trotz. Furcht und Entsetzen erfüllte mein Inneres. Dieselbe Stimme rief: „Bete, bete!" Doch ich hatte ja das Beten vergessen. — „Bete das Vater unser!" hieß es noch einmal. Mein Schmerz und meine

Betrübniß wurden nun dadurch vermehrt, denn ich gedachte an meinen Vater, der es mich gelehrt, dem ich aber so schlecht gedankt hatte. „Ich kann nicht!“ war meine Antwort. Die Stimme rief zum drittenmal: „Bete!“ Nun ermannte ich mich und betete für meine arme Seele. Das war der Tag, an dem der Herr sich mir offenbarte. Von der Zeit an suchte ich den Herrn, an den ich vorher nicht habe glauben wollen.“

Nachdem er nun in den Taufunterricht getreten war, suchte er täglich mit allem Fleiß den Herrn in seinem Wort und Gebet, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo er mit Christen und Heiden über das Heil der Seele sich befragen und den Herrn bekennen konnte trotz allem Spott, der ihn traf. Als eine reife Frucht konnte er durch die Taufe dem Herrn einverleibt werden, und als eine reife Frucht ist er, nachdem er Jahre lang Treue gehalten, später in die himmlischen Scheunen eingesammelt worden, wie dies in der 4. Abtheilung berichtet werden wird.

Ein anderer Heide, Umncoko, der am heiligen Pfingsttag 1850 getauft wurde, war schon früher durch Bruder Döhne angeregt worden. Durch die mancherlei Durchhülfen, die er in der Kriegszeit erfuhr, und durch das Vorbild seiner gottseligen Frau, wurde er nun völlig aus dem Sündenschlafe erweckt. Er kam und bat um Aufnahme in den Taufunterricht mit den Worten: „Ich fürchte mich sehr, in die Hölle zu kommen, denn ich habe die große Gnade, die mir der Herr vor und besonders während des Krieges erwiesen hat, verachtet. Ich werde sehr geängstigt von meinem Herzen, wegen meiner vielen Sünden, und des Nachts oft aus meinem Hause getrieben, um zu beten! Ich wünsche von Herzen, gerettet zu werden, um in den Himmel zu kommen!“ Er erhielt in der Taufe den Namen Jacob Immanuel.

Mit ihm zugleich wurde ein alter Mann, Namens Klaas, getauft und erhielt den Namen Simeon Otto. Auch er hatte lange Jahre das Wort Gottes gehört, sich aber so sehr dagegen gesträubt, daß er seine Frau, die die Taufe begehrte, dieserhalb verstieß. „Er war, so berichtet Bruder Kropf, ein übelberüchtigter Mensch, selbst unter den Kaffern, was doch gewiß viel sagen will. In der Heuchelei hatte er es weit gebracht, so daß er das Wort Gottes Andern verkündigte, um die Lehrer über ihn zu täuschen und seine Sünden zu verdecken. Aber nun ist ihm der Herr zu stark geworden und hat ihn wie einen Brand aus dem Feuer gerissen. Durch eine im vorigen Jahre gehaltene Predigt über die Erscheinung des auferstandenen Heilandes an Maria Magdalena und Petrus ist er, wie er sagt, über sich selber erschrocken, es sind ihm alle seine Sünden, die er von Jugend auf begangen, vor die Seele getreten, so daß er vor Unruhe nicht wußte, wohin er sich wenden sollte und mit Niemandem sprechen konnte. Da

habe ihm denn der Herr des Nachts zu sechs verschiedenen Malen ein und dasselbe gezeigt (ob im Schlafen oder Wachen, weiß er selbst nicht anzugeben): „Er kam in eine große Versammlung, in der alle Leute mit blinkenden Kleidern und schönen Büchern versehen waren. Besonders zog ein Mann in einem Gewande, wie er es noch nie gesehen, seine Aufmerksamkeit auf sich. Dieser nahm ihm sein Herz aus dem Leibe, warf es vor ihn hin und sprach: „„Da Klaas, siehe dein häßliches, liederliches Herz!"" das so häßlich war, daß er (K.) selber Abscheu davor hatte. Der Mann sagte ferner: „„Der Heiland lebt noch und will auch dich selig machen, wiewohl du ein großer Sünder bist. Geh' nur ohne Furcht zu Ihm, Er nimmt die Sünder an."" Als der Herr auf diese Weise an sein Herz geklopft hatte, war es ihm nicht länger möglich, den Zustand seines Herzens zu verbergen, obwohl die eine Hälfte seines Herzens — wie er sich ausdrückte — immer abredete, zum Lehrer zu gehen. Er kam endlich zu uns und verlangte „einen Leiter, der ihn zum Himmel führe." Natürlich mußte bei diesem Manne große Vorsicht gebraucht werden, da er schon oft durch Frommthun betrogen hatte. Allein diesmal — soweit Menschen urtheilen können, hat er sich als ein armer Sünder aufrichtig zum Herrn gewendet und beweist durch seinen demüthigen Wandel, daß es ihm nur darum zu thun ist, in Frieden dahinzufahren, denn seine Augen haben den Heiland gesehen."

Auf Ngatje, den Bruder des oben (Cap. 22.) erwähnten Bunge, machte das Wort des Herrn einen tiefen Eindruck. „So lange er außerhalb des Schulplatzes wohnte, kam er regelmäßig zum Gottesdienste. Seitdem er aber hierherzog auf den Platz selbst, war er selten, und endlich gar nicht mehr in der Predigt zu sehen. Zuletzt verließ er die Station wieder und zwar, wie er sich ausdrückte, des Wortes Gottes wegen, „das könne und wolle er nicht mehr hören." Das Wort Gottes hatte ihm Unruhe gemacht, und um diese wieder zu verscheuchen, zog er weg. Ob es ihm aber gelingen wird? Wir glauben nicht. Denn nach seinem Wegziehen war er wieder einmal hier, um sich die Bezahlung für eine an Bruder Kropf geleistete Arbeit zu holen. Bruder Kropf fragte ihn, warum er nicht in die Kirche komme? Allein zitternd am ganzen Leibe und mit großer Angst auf seinem Gesicht antwortete er: Davon rede ich nicht, ich suche nur meine Bezahlung. Bruder Kropf sprach weiter über seine Sünden, allein er wurde immer ängstlicher und sagte: Ich habe keine Zeit, gieb mir nur mein Geld. Es war ihm nur darum zu thun, so schnell als möglich aus dem Angesichte des Lehrers zu kommen. Doch einen Stachel hat er in seinem Herzen und wir bitten deshalb zum Herrn, daß er möge unruhig bleiben, bis er Ruhe findet in Gott."

Mehr als ein Vierteljahrhundert hat der Kampf gedauert in diesem merkwürdigen Manne, bis endlich der Herr Jesus den Sieg gewonnen, wie wir dies in der 4. Abtheilung berichten werden.

Außer den Genannten kam noch eine Anzahl anderer Seelen mit der Frage: Was muß ich thun, daß ich selig werde, zu den Brüdern. Etliche hielten aus, andere fielen wieder ab. Aber das Werk des Herrn war wieder in Kraft getreten in Bethel, der abgehauene Baumstamm trieb neue Zweige zu Ehren des Herrn, der ihn gepflanzt hatte mitten in der Wüste! —

32. Eintritt einer neuen Missionsgesellschaft in das Kaffernvolk.

Von den beiden großen Kafferversammlungen, die am 23. December 1847 und 7. Januar 1848 bei Gelegenheit des Friedensschlusses gehalten wurden, haben wir bereits berichtet. Von einer dritten Versammlung am 7. October 1848, welche dazu dienen sollte, die neue Ordnung im Kafferlande zu bekräftigen, geben wir, weil sie zur Einführung einer neuen Mission benutzt wurde, hier ebenfalls einen ausführlichen Bericht.

„Im Laufe des Vormittags langten die Kaffern von allen Seiten her in der Stadt an. Pünktlich um 12 Uhr, als zu der vom Gouverneur festgesetzten Stunde, versammelten sie sich auf dem Paradeplatz. Ihre Zahl betrug etwa 1000. Von dem Ghaika-, so wie von dem Chlambe-Stamme waren von jedem sieben Häuptlinge zugegen; auch Umhala, mit dem unsere Missionare für die Kaffern es zunächst zu thun hatten, fehlte nicht. Sie ließen sich in einem großen Kreise nieder, die Häuptlinge und einige ihrer angesehensten Räthe in der Mitte. Der Gouverneur, der gleich darauf mit seinem Gefolge und in Begleitung des Bischofs der Capstadt eintrat, eröffnete die Versammlung etwa mit folgenden Worten: „Häuptlinge! Kinder! Es freut mich herzlich, euch hier versammelt zu sehen, und zu vernehmen, daß keine Klagen über euch seit meiner letzten Anwesenheit eingelaufen sind. Auch Chrili würde heute hier sein, wenn er nicht zu weit ab wohnte, um zur rechten Zeit hier einzutreffen. Neulich sagte ich euch, die Königin habe mich, euren alten Freund, zu euch geschickt, um euch aus dem Busch zu bringen (Friede machen). Damals waret ihr nackt und ganz heruntergekommen, lebtet von Wurzeln und mußtet hungern. Was ich euch aber damals versprochen habe, hat die Königin alles bestätigt, und es soll für immer dabei verbleiben."

Der Gouverneur forderte darauf die in den einzelnen Distrikten eingesetzten Beamten auf, zu sagen, ob sie über das Betragen der betreffenden Häuptlinge Beschwerde zu führen hätten. Die Berichte aller stimmten darin überein, daß die Häuptlinge die Aufrechthaltung der Ordnung sich hätten angelegen sein lassen, und namentlich bei vorgekommenen Verbrechen die Auslieferung der Thäter nicht verweigert, auch für angerichteten Schaden allen Ersatz geleistet hätten. Umhala erhielt noch mit einigen Andern ein besonderes Lob. Sie hatten eine ganze Anzahl Diebe zur Bestrafung ausgeliefert, auch Vieh, das aus der Colonie gestohlen war, herausgegeben, noch ehe eine Anzeige davon erfolgt, oder eine Spur von dem Diebe aufgefunden war.

Der Gouverneur fragte darauf Sandile, den angesehensten unter den anwesenden Häuptlingen, ob er noch etwas zu sagen habe. Sandile forderte den Magomo auf, zu antworten.

Der Gouverneur. Ich habe dich gefragt, Sandile, und nicht Magomo.

Sandile, der in der Mitte des Kreises saß und ruhig seine Pfeife schmauchte, reichte mit unbeschreiblicher Ruhe die Pfeife über die Schulter einem seiner Räthe, stand dann auf und redete den Gouverneur folgendermaßen an: „Ich habe nichts zu sagen. Wir freuen uns, Sie wieder wohl zu sehen. Wir wünschen Ihnen Glück zu dem Gelingen Ihres letzten Feldzugs. Wir freuen uns alle. Es thut uns leid, daß wir nicht alle zusammen Ihnen gratuliren können. Chrili fehlt, und ich hätte es gern gesehen, daß ganz Kafferland wie mit einem Munde Ihnen gratulirt hätte." —

Nachdem der Gouverneur ihnen noch Einiges von dem eben beendeten Feldzug mitgetheilt hatte, fuhr er also fort: „Hier ist der Bischof der Capstadt, der gestern 90 (englische) Meilen geritten ist, um heute hier anwesend zu sein. Er ist von den guten Leuten in England hergesandt, um euch in der Religion der Königin zu unterrichten. Das ist der Mann, der mir den Weg zur Seligkeit zeigt, und nun gekommen ist, zu sehen, wie er etwas für euch thun kann, um euch den Weg zum Christenthum zu lehren. Er ist der Oberste der Lehrer, doch achtet er das kleinste Kind, und den geringsten Mann, wenn er gut und ein Christ ist, eben so sehr wie den „Inkosi inkulu" (Ober-Häuptling). Er gedenkt Schulen für eure Kinder zu errichten. Kann ihm dabei Niemand von euch Beistand leisten? Kann Niemand ein Kalb oder etwas Korn geben? Sollen eure Kinder nackt bleiben, und faullenzend im Busch daliegen, wie die Kälber?"

Der Gouverneur redete darauf den Häuptling Jan Tzatzoe, der vor mehreren Jahren einmal in England gewesen ist, noch

besonders an: „Weißt du auch nichts zu sagen? Du bist in England gewesen, und hast die große Welt dort kennen gelernt. Hast du gesehen, daß dort jemand Faullenzer-Brod ißt? Und doch warst du so dumm, dich mit den Kaffern zur Empörung gegen die Königin zu verbinden. Hast du nichts dem Herrn Bischof darüber zu sagen, wie die Bildung unter deinen Landsleuten gefördert werden kann?"

Jan Tzatzoe. Der Herr Bischof ist ein großer und weiser Mann, und der Ober-Häuptling haben bereits bemerkt, daß ich dumm bin. Wie kann ich ihm denn bei solcher Sache eine Anleitung geben? Doch gewiß, wir verlangen nach Unterricht, um unsere Unwissenheit zu heben. Der Herr Bischof wird am besten wissen, wie das zu machen ist.

Gouverneur. Der Herr Bischof wünschen einige Worte zu sprechen.

Der Bischof. Häuptlinge! Ich freue mich, euch alle heute hier zu sehen. Wie der Ober-Häuptling euch bereits gesagt hat, bin ich gestern den ganzen Weg von Grahamsstadt hierher geritten, um dieser Versammlung, von der ich vorgestern hörte, beizuwohnen. Ich bin, wie ihr schon gehört habt, der Bischof der Englischen Kirche in diesem Lande, das ist der Kirche, zu welcher unsere Königin gehört, und ich möchte euch nun versichern, wie herzlich ich an euch und eurer Lage Theil nehme, und wie sehr mich verlanget, euch, so viel es mir möglich ist, wohlzuthun. Der Ober-Häuptling hat mit euch von der Erziehung eurer Kinder gesprochen. Ich bin bereit, euch bei dieser guten Sache Beistand zu leisten, denn ich sehe ein, daß durch Erziehung euer Friede und euer Glück gefördert werden wird. Doch eben so sehr verlangt mich danach, euch Diener Gottes zu senden, die euch den Weg des Lebens lehren, und zur Erkenntniß Gottes und Jesu Christi, den er gesandt hat, führen sollen. Seid versichert, der beste Weg für euch, glücklich zu werden in dieser und der zukünftigen Welt, ist der, daß ihr Christen werdet, und als euern Herrn und Gott den annehmet, auf den wir Christen all unser Vertrauen und all unsere Hoffnung setzen. Nun will ich euch nicht länger aufhalten, doch wiederhole ich, ich werde mich freuen, wenn ich euch Gutes thun kann, und ich hoffe, ihr werdet mir sagen, wie ich es thun kann.

Hierauf schloß der Gouverneur die Versammlung mit einem Abschiedsgruß, den die Häuptlinge und ihre Leute mit einem lauten „Lebe wohl, Ober-Häuptling" erwiederten.

Die somit geschlossene Versammlung ist für die Kaffer-Mission bedeutsam durch die darin abgegebene Erklärung des Englischen Bischofs, den Kaffern Diener Gottes senden zu wollen.

Es scheint sonach auch die Englische kirchliche Missionsgesellschaft den eilf verschiedenen Gesellschaften, die schon in Südafrica thätig sind, sich anschließen zu wollen. Daß der Bischof aber die schon vorhandenen Missionare im Kafferlande, welche zum Theil seit zwanzig Jahren und länger dort gearbeitet haben, mit keinem Worte erwähnt, und noch weniger die Kaffern zur Folgsamkeit gegen die schon so lange sie rufenden Diener Gottes ermahnt, das wird weniger auffallen, wenn man sich erinnert, daß die Englisch kirchliche Gesellschaft jedes Missions-Gebiet, auf dem nicht Diener der Englischen Kirche arbeiten, als noch unbesetzt zu betrachten pflegt."

33. Wiederaufbau von Itemba.

Auch Bruder Schultheiß fand bei seiner Rückkehr die ganze Station Itemba in Trümmern, und begann ungesäumt ihren Wiederaufbau. Da er als Superintendent der gesammten Mission mehrfach Reisen in weitere Gebiete, namentlich durch das Korannaland zu unternehmen hatte, wurden ihm die neu ausgesandten Brüder Rein und Salzmann zu Hülfe gegeben.

Bald war ein vorläufiges Häuslein für die Brüder hergestellt, ein zweites im Bau, und schon wurde an die Errichtung einer Kirche gedacht, da das Predigen in den ganz engen dumpfen Kafferhütten unerträglich ist. Die Mauern derselben erhoben sich auf dem massiven Fundament des alten Schultheiß'schen, 48 Fuß in die Länge und 24 Fuß in die Breite messenden Wohnhauses.

Alle diese Arbeiten konnten in voller Ruhe vollbracht werden; von der früheren Bosheit und dem Uebermuth der Kaffern war keine Spur übrig geblieben, so daß Bruder Schultheiß diese Zeit als eine „goldene Zeit" bezeichnet. Die heidnischen Kaffern benahmen sich im ganzen bescheiden und freundlich und belästigten weder durch Stehlen, noch durch übermäßiges Betteln, noch durch Schimpfen auf die Weißen. Sie waren durch den Erfolg des Krieges sichtlich gedemüthigt, und schienen, wenngleich sie den Verlust ihrer Unabhängigkeit schmerzlich fühlten, auch wohl ab und zu mit den freien Kaffern jenseits der Kai zum Behuf des wieder zu beginnenden Krieges insgeheim berieth en, doch sich in das Unvermeidliche fügen zu wollen. Die Regierung suchte sie durch Darreichung von Handwerkszeug, Nägeln u. s. w. allmählich zu geordneter Arbeit zu erziehen, und auch unsere Brüder hätten gern in gleicher Richtung mitgeholfen, wenn ihnen nicht gerade in jener Zeit die Mittel aus der Heimath nur ganz spärlich hätten dargereicht werden können. Bruder Schultheiß schreibt hierüber:

„Es ist aber ein großes Unglück, wenn zu einer Zeit, wo eine große Veränderung der Dinge eingetreten ist und Alles sich aufmacht, um einem neuen Ziele zuzusteuern, wir in diese Bewegung nicht eingreifen und sie benutzen können. Solche Zeiten gehen vorüber; und nachher findet man die Gemüther nicht mehr so geneigt, den alten heidnischen Schlendrian zu verlassen und aus dem gewohnten Schmutz und der lieben Faulheit herauszugehen. Unter all' dem Neuen, was sich jetzt im Kafferlande regt, ist die Erscheinung besonders erfreulich, daß die Kaffern verlangen, sich auf europäische Weise zu kleiden. Früher rühmten sie sich ordentlich ihrer Nacktheit, und dankten kaum, wenn man ihnen zu Kleidern verhalf; jetzt arbeiten viele dafür und die Entschuldigung, die man nun häufig hört, wenn man ihnen vorhält, daß sie den Kirchenbesuch versäumen, ist die, daß sie nicht ordentliche Kleider besäßen und sich schämten dahin zu kommen, wo andere Leute so geputzt wären. Was können wir nun aber thun, um den armen Leuten aufzuhelfen? Nichts, rein gar nichts; denn dazu gehören Geldmittel, die wir nicht besitzen. Alle meine Wahrnehmungen hier erwecken in mir die Ueberzeugung, daß wir auch im Aeußeren den Heiden behülflich sein müssen, wenn auch Alles, was wir hierin thun können, zu unserer Predigt etwa in dem Verhältnisse stehen muß, wie die Mittel, die man zur Bekehrung und Besserung eines Trunkenboldes anwendet, sich zum Worte Gottes verhalten, welches freilich immer das Haupt-Bekehrungs-Mittel bleibt. Aber wenn man auch so gar Nichts für die Civilisation der armen Heiden thun kann, wie es bei uns der Fall ist, dagegen andere Missionare so ganz in unserer Nähe in voller Thätigkeit sehen kann, wie sie mit ihren großen Geldmitteln die Kaffern beim Häuserbau u. s. w. unterstützen — dann muß man wohl muthlos und niedergeschlagen werden. Es ist nicht genug, wenn man einen Missionar unter die Heiden setzt, und ihm seinen dürftigen Lebensunterhalt giebt, der nur eben genug ist, um ihn nicht gerade verhungern zu lassen. Er kann dann die Heiden wohl beten lehren, aber es wird aus diesem Beten gewiß bald ein lahmes Wesen werden, wenn er die Heiden nicht auch zur Arbeit anleitet. Dazu aber gehören Pflüge, Ochsen und vieles Andere, und das müßte man anschaffen, ohne zu fragen, was es einbringt. Es bringt genug ein, wenn es mit dazu beiträgt, aus wilden faulen Heiden gesittete Menschen zu machen, die sich und die Ihrigen redlich von ihrer Hände Arbeit nähren und dabei dem Herrn als liebe und gehorsame Kinder dienen."

Inzwischen suchten die Brüder in dem Maße der ihnen zu Gebote stehenden Mittel nach Kräften an dem Aufbau des Reiches Gottes zu arbeiten.

Die beiden jüngeren Brüder wandten neben den äußerlichen

Arbeiten am Häuserbau allen Fleiß zunächst auf die Erlernung der Kafferſprache. Sie ſchrieben ſich das von Döhne entworfene, durch Poſſelt und Kropf bedeutend bereicherte Kafferlexikon, welches dreimal ſo viel Wörter als das der Wesleyaner enthielt, ab, und ſuchten auch die Grammatik in immer feſtere Regeln zu bringen. Schultheiß überſetzte die Calwer bibliſchen Geſchichten in das Kafferſche. Während Schweſter Schultheiß eine Anzahl Kafferfrauen in der Nähſchule ſammelte, ſuchte Bruder Rein die Kinder wiederum zu einer geordneten Schule zuſammen zu bringen. Es gelang ihm ſo weit, daß ſchließlich doch 11 Kinder ziemlich regelmäßig kamen, während zur Abendſchule 24 Erwachſene und Kinder ſich einfanden. Letztere zeigten namentlich zum Erlernen der engliſchen Sprache viel Luſt.

Außerdem wurde regelmäßig täglich Morgenandacht gehalten, und zu den Sonntagsgottesdienſten fanden ſich 50—70 Theilnehmer, auch Kaffern von außerhalb, ein. An ihrer Aufmerkſamkeit konnten die Brüder manche Freude haben.

So nahm die Miſſionsarbeit wiederum ihren geregelten Gang. Die Gemeindeglieder wandelten untadelig und erbauten ſich nicht nur in gemeinſamen Gebetsſtunden, ſondern kamen häufig mit geiſtlichen Fragen zu den Miſſionaren. Inſonderheit zeigte ſich Maſuſa ſehr eifrig, das Wort Gottes ſeinen heidniſchen Landslenten zu bezeugen. Ab und zu machten die Brüder auch Miſſionsreiſen in die Umgegend.

Bei einer dieſer Reiſen hatte Bruder Salzmann Gelegenheit, auch einen

Kafferntanz

in der Nähe zu betrachten, und weil es intereſſant iſt, die Sitten der Heiden kennen zu lernen, ſo geben wir hier die beiden Beſchreibungen, die Salzmann und ſpäter Schultheiß in ihren Tagebüchern mitgetheilt haben:

„Ich machte einen kleinen Ritt und hörte dabei auf einem Kraale ſingen. Ich ritt hin, wußte aber nicht, daß daſelbſt getanzt wurde. Der Kraal liegt auf einem Berge, ſo daß ich nichts davon ſah, bis ich dicht davor ſtand. Ich muß geſtehen, daß ich, als ich die Geſtalten, die ganz ſo ſind, wie ſie in Döhne's Kafferland S. 25 beſchrieben, nur daß ſie in der rechten Hand noch ein Stöckchen hoch halten, ſo plötzlich ſah, ein wenig erſchrak. Dies verlor ſich aber bald, denn es iſt gar nicht ſo ſchrecklich und fürchterlich. In der oben angeführten Stelle wird geſagt, daß ſie exercirten, aber das iſt nicht der Fall, es iſt vielmehr ein Tanzen. Mit Recht kann man dies das Theater der Kaffern nennen, und dieſe laufen mit eben ſolcher Luſt zu dieſem Ort, wie die Leute bei uns ins Theater. Das Orcheſter dieſes Kaffern-

Theaters bestand aus Frauen, die in dem Kälberkraal standen. Ihr Kapellmeister war ein nackter Kaffer, der mit einem Knüttel auf einer Kuhhaut, die diese Frauen straff hielten, den Takt schlug. Nach diesem Takte sangen die Frauen (jede was sie will), und bewegten sich sanft hüpfend. Rechts davon saßen die Männer als Zuschauer, einige ihre Pfeifen rauchend. Zwischen diesen und dem Kuhkraale war ein großer Platz, die Bühne, wo die Beschnittenen tanzten. Kamen diese nun aus dem Kraale heraus, wo sie ihre Schürzen fest machten und wo sie essen (auf dem Kraale, wo sie tanzen, bekommen sie gut Essen), so trat auch das Orchester nach der beschriebenen Weise in Thätigkeit und der Gesang hob oder senkte sich, wurde rauschend oder sanft, je nachdem ihnen der Tanz zu gefallen schien oder nicht. Der Tanz ist eine fortwährende leise Bewegung mit Händen und Füßen und mit seltener, sehr langsamer Bewegung des Kopfes nach vorn, wobei aber ihre Schurze doch ein starkes Geräusch gaben. Im Kreise drehen sie sich dabei nicht, sondern rücken bald etwas vorwärts, bald rückwärts, drehen sich langsam bald nach dieser, bald nach jener Seite. Wer am schönsten tanzt, soll nachher den Beifall der ganzen Gegend kriegen. Man sagt zwar, daß die Beschnittenen in der Nacht viel Sünden begehen sollen, ich habe mich aber erkundigt, besonders ausdrücklich einen getauften Kaffer gefragt, und er leugnete es aufs Bestimmteste. Jetzt freilich soll Alles schlechter werden, die Sünden werden von den Kaffern nicht mehr so gestraft wie früher. Die Kaffern wissen nichts Anderes zu sagen, wenn man sie frägt, warum sie sich beschneiden, als daß sie dadurch Männer werden."

Bruder Schultheiß schreibt von einem Tanz der neubeschnittenen Jungen:

„Diese Jungen nämlich, das Gesicht weiß bemalt, mit Mützen und Schürzen von Sandau (ein feines Schilf) bekleidet, ziehen von Kraal zu Kraal, und tanzen vor den Alten, wozu die Weiber singen und auf einem hartgetrockneten Kuhfell den Takt schlagen. Das ist die Oper und das Ballet der Kaffern, und wenn so ein Junge recht künstlich tanzt, so wird er berühmt, und man kommt Meilen weit, um seine Darstellung mit anzusehen. Zur Belohnung werden dann diese Tänzer reichlich bewirthet. Tag für Tag, und nicht blos Mittags, sondern auch des Nachts, mußten wir das Singen und Pauken hören, das von den nahe gelegenen Kraalen zu uns herüberschallte. Selbst Sonntags wurde keine Unterbrechung in der Lustbarkeit gemacht, und alle die außerhalb wohnenden Kaffern, die sonst regelmäßig zum Gottesdienst kommen, wurden dadurch abgehalten, so daß sich während der ganzen Zeit (der Spektakel dauerte vier Monate) unsere Zuhörerschaft an manchen Sonntagen nur auf die Einwohner der Station be-

schränkte. Erst nachdem die Jünglinge zu Männern erklärt sind und nun dem Spiele ein Ende gemacht ist, fängt unsere gegenwärtige Kirche sich wieder zu füllen an. Eines Sonntags gingen zwei Bekehrte von hier, Masusa und Lengalenga, aus eigenem Antriebe zu dem wüsten Haufen, hielten ihnen die Heiligkeit des Tages vor, und vermahnten sie, mit ihnen zu beten, statt zu tanzen. Die Kaffern waren auch willig dazu, und sagten zu Masusa, er möge mit ihnen in eins der Häuser gehen, und dort mit ihnen singen und beten. Er verlangte nun, sie sollten im Ernste daran Theil nehmen, und Alles ablegen, was an ihren Tanz erinnerte, die Pauke zerreißen und die Kappen und Schürzen wegwerfen, da sonst Gott ihr Gebet nicht erhören würde. Das ging ihnen denn aber doch zu weit, und darum liefen sie sämmtlich davon."

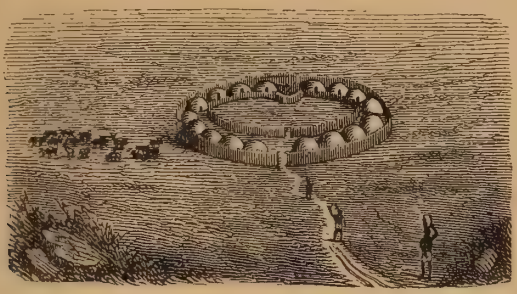
In ihrem kleinen Gemeindlein hatten die Brüder nur Freude. Waren es freilich nur vier Erwachsene und acht Kinder, so freuten sie sich doch, wenn sie miteinander einen ordentlichen Gottesdienst mit Liturgie halten, und dazu das Lied „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut" in einer für deutsche Ohren erträglichen Weise singen konnten.

Allmählich schien es auch, als ob das Wort bei einzelnen Zuhörern tiefer eindränge. Namentlich war es eine Frau, Saseka und ein Jüngling Lengalenga, auf die die Brüder große Hoffnung setzen durften.

Saseka war die Frau eines besonders rohen, frechen Heiden, welcher, als sie mit Ernst ihre Seligkeit in Christo zu suchen begann, wild raste und tobte. Er verbot ihr nicht nur das Lernen, sondern drohte, ihr die Bücher zu verbrennen, und sie zu schlagen: „Ich will Krieg machen mit deinem Glauben!" rief er wuthentbrannt aus. Die Frau erduldete eine Weile ganz demüthig die Mishandlungen, ohne im geringsten sich dadurch im Besuch der Gottesdienste und des Taufunterrichts beirren zu lassen; dann, als die Mishandlungen zu gewaltsam wurden, entfloh sie zu den Missionaren nach Kingwilliamstown. Ihr Mann ihr nach, wurde von den dortigen Missionaren scharf zurecht- und abgewiesen, und kam auch ziemlich kleinlaut zu unseren Brüdern nach Itemba. Durch deren Vermittelung erklärte sich Saseka endlich bereit, zurückzukehren, wenn ihr Mann mit ihr auf die Station ziehen und sie am Lernen des Worts nicht behindern wolle. Ihm blieb schließlich nichts übrig, und so wohnte er mit seiner Familie unter dem Einfluß des Worts; er blieb zwar zunächst der gleiche rohe und freche Heide, aber seine Frau lernte mit allem Fleiß und wuchs an Erkenntniß und innerem Leben.

Lengalenga hatte schon seit Jahren auf Itemba gewohnt und

zuerst dem Bruder Schmidt und dann dem Bruder Schultheiß gedient, und sich dabei stets treu erwiesen. Seine geistigen Gaben waren gering, sein Verlangen nach dem Heil in Christo aber desto größer, so daß seiner Aufrichtigkeit der Segen zu Theil wurde, auch in der Erkenntniß zu wachsen. Eines Tages kam er mit dem Bekenntniß zu Schultheiß: „Ja wohl, ich wünsche vorwärts zu kommen, und verlange nicht mehr nach dem, was hinter mir liegt. Hinter mir liegt Sünde und Verderben. Ich wünsche nicht mehr dahin zurückzukehren. Vor mir liegt das Heil, das möchte ich erlangen!"



Ein Kaffernkraal.

Beim Ausbruch des neuen Krieges stand die Station Itemba in hoffnungsreicher Blüthe, die neuen Häuser sammt der Kirche der Vollendung nahe, die Gärten und Saaten in voller Frucht schienen die auf sie verwandte Arbeit und Kosten in Einem Jahr decken zu wollen.

Auch geistlich war alles voll Hoffnung. Das kleine Kirchlein bisweilen zum Erdrücken voll, selbst an Regentagen, wo die Missionare kaum einen Besucher erwarteten; die Aufreizung des falschen Kafferpropheten, von dem das nächste Capitel berichten wird, ging an den Stationsbewohnern völlig eindruckslos vorüber. Einige begannen insgeheim innig zu beten, Bekenntnisse wurden laut, die bezeugten, daß der heilige Geist seine Arbeit mit Kraft betrieb. „Wenn wir den ganzen Zustand von Itemba und den Fortgang unserer geistlichen Arbeit, wie er sich in der letzten Zeit darstellte, mit dem vor dem letzten Kriege verglichen, so mußten wir zur Freude und Gott zum Lobe sagen, daß es bedeutend besser geworden war, und daß Alles uns ermuthigte, die bisher fast vergeblich erschienene Arbeit unter den Kaffern fortzusetzen."

34. Umlandsheni, der Kaffern-Prophet.

Die Kaffernhäuptlinge ertrugen das Joch der Engländer mit großem Ingrimm. Damals nur durch die gänzliche Unfähigkeit, den Krieg fortzusetzen, zum Frieden gezwungen, schmiedeten sie bald neue Pläne zum allgemeinen Aufstand; Boten flogen hin und her. Allein das Volk blutete aus zu vielen Wunden, als daß es so leicht hätte zum Wiederergreifen der Waffen bewogen werden können. Da wandte der unversöhnliche Feind der Weißen, Sandile, ein Mittel an, welches zu allen Zeiten sich als das wirksamste zur Aufstachelung der Massen erwiesen hat, den religiösen Fanatismus.

Plötzlich verbreitete sich durch alle Kaffernstämme das Gerücht, der alte Prophet Unxele (Links), der 1819 die Kaffern mit vielem Erfolg gegen die Weißen geführt hatte, und des allgemeinsten Ansehens in der ganzen Nation genoß, sei als sechszehnjähriger Knabe, Sohn des Kaba, vom Tode auferstanden. Durch das große Erdbeben im Mai 1850 habe er seine prophetische Kraft erhalten. Im Keiskamma-Fluß lebe er, seine Pfeife mitten im Wasser rauchend, und verkündige große Dinge. Jetzt führe er den Namen Umlandsheni (d. h. Wassermann). Sein Gesicht trage er auf der einen Backe.

Die Nachricht vom Auferstehen dieses neuen Propheten ging wie ein Blitz durch die Herzen der Kaffern. Sandile sandte, um das Ansehen desselben zu erhöhen, eine Deputation der vornehmsten Geheimen Räthe zu ihm, die ihn mit Flintenschüssen feierlichst begrüßten.

Bald begann er seine Weissagungen und gab seine Gebote. Zunächst gab er Reinigungsverordnungen für das ganze Volk, verlangte sämmtliche Zaubermittel der Kaffern und ertheilte an ihrer Statt seine eigenen, in Gestalt von Stücklein Holz, die als heilige Amulette verehrt gegen alle Gefahren Schutz darbieten sollten. Dann gebot er, die Kaffern sollten ihr Feuer nicht von den Dornbüschen, sondern vom Holz des Waldes anzünden (d. h. nicht in der Ebene wohnen bleiben, wo die Dornen wachsen, sondern in die Wälder ziehen, die Schlupfwinkel der Aufständigen, also sich zum Kriege rüsten). Die Engländer würden alle wie durch ein Wunder vernichtet werden, alle ihre Festungen, so wie das Wasser des Büffelflusses werde er mit Feuer verbrennen, und machen, daß die Gewehre der Weißen nur Wasser schössen; er selbst werde von ihnen verfolgt, wie der Wind vor ihnen herlaufen und nicht von ihnen gefangen genommen werden; würden sie versuchen, seine Hütte zu verbrennen, so würde dieselbe nicht brennen. Alle Büsche werde er in Kaffern verwandeln, und große Zeichen

am Himmel thun. Dazu betete er die Sonne an, und lehrte, die Sonne sei Gott; derselbe strecke seine Strahlen wie Zweige durch die Wolken, die Sterne seien seine Hunde.

So aberwitzig und zum Theil albern die Offenbarungen dieses neuen Propheten waren, so wurden sie doch je mehr und mehr geglaubt, und ungeheure Züge von Kaffern wallfahrteten zu dem neuen Heiligen, dem Retter, der sich selbst als Mittler zwischen Gott und den Kaffern ausgab. Die Weiber vornehmlich führten den Reigen und wußten durch ihre phantastischen Berichte auch die Männer zu fanatisiren.

Ja es ist wunderbar. Der Kaffer ist ein geborener Zweifler, der Alles mit seinen ungläubigen, spitzfindigen Fragen bekrittelt und das Gewisseste und Heiligste als unglaublich und lächerlich darzustellen versteht. Jetzt nahm er das Unglaublichste und Lächerlichste als volle Wahrheit an. Der Mensch ist eben für den Glauben erschaffen, und verschließt er sich vor dem, was Gott in seinem Wort geoffenbaret hat, so steht sein Herz meist weit auf für den abgeschmackten Aberglauben. So ists im Kafferland, so ists in Deutschland. Den Warnungen der Missionare begegneten die Heiden mit dem Worte: „Ihr Lehrer behauptet, ihr seiet von Gott gesandt, Umlandsheni behauptet dasselbe, wer hat nun recht?" Auch Stationsbewohner von Itemba pilgerten zu dem neuen Propheten, um sich die Sache doch auch einmal anzusehen. Sie kamen enttäuscht zurück und berichteten, die Sache sei gar nichts. Die Belehrung aus Gottes Wort hatte doch bereits einen Wall um ihr Herz gezogen.

Umhala dagegen wurde einer der begeistertsten Anhänger des neuen Propheten. Er empfing, wie andere Häuptlinge, von ihm einen bezauberten Stab, der ihn im Kriege unüberwindlich machen sollte. Bei einer Unterredung mit dem englischen Commissar Maclean, der seine Treue prüfen wollte, trug er diesen Stab in Händen. Maclean entriß ihm denselben und brach ihn in Stücke. Umhala aber sammelte die Splitter sorgfältig und ritt noch an demselben Tage in großem Zorn davon.

Endlich wurden die englischen Behörden auf das Treiben des jungen Menschen aufmerksam, und sahen sich bei der durch ihn bewirkten starken Erregung des Volksfanatismus genöthigt, gegen ihn einzuschreiten. Der Commissar Maclean ließ ihn zum Verhör fordern. Er zog es aber vor, nicht zu erscheinen, und entging den Häschern, die ausgesandt waren, ihn zu fangen, durch schleunige Flucht. Seine Hütte wurde verbrannt, seine Anhänger erklärten indeß bestimmt, sie habe dem Versuch, sie anzuzünden, widerstanden. Alle Kaffern glaubten es. Die Engländer aber erklärten seine Versammlungen für lächerliche, unschädliche Narrentheidinge und ließen ihn gewähren — nicht ahnend, welchen

Feuerheerd sie inmitten einer im Fanatismus täglich mehr sich erhitzenden Bevölkerung beließen.

35. Wiederausbruch des Krieges.

Der sehr ehrenfeste fromme Gouverneur Sir Harry Smith hatte gleich nach Beendigung des ersten Kafferkrieges sich in den Oranje-Freistaat begeben, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen. Wir haben in der ersten Abtheilung dieses Bandes gesehen, mit welchem Maß von Umsicht, Einsicht und Energie er das Werk zu Stande brachte. Kaum in die Colonie zurückgekehrt, bekommt er von England her den Befehl, seine bis auf 6000 Mann erhöhte Streitmacht um mehr als die Hälfte zu reduciren. Er willigte ungern und mit Widerstreben ein; doch auch der Capische Bürger meinte, daß, nachdem der Friede hergestellt, das Militär eine unnöthige Last sei, und forderte die Entlassung des größten Theils der Mannschaften. Sie geschah, und mit derselben war der Keim gelegt zu einem neuen blutigen Kriege, der an Blutvergießen, Grausamkeit, Opfern aller Art sämmtliche früheren weitaus überbot.

Zunächst freilich schien der Friede völlig gesichert. Sir Harry konnte im folgenden Jahre berichten: „Die Kaffernhäuptlinge sind durchaus befriedigt und dankbar, ihr Volk glücklich und zufrieden, in der ganzen Colonie ist das Vertrauen wieder hergestellt, Handel und Gewerbe und Cultur wieder im vollen Gange." In der Capstadt wurde durch die öffentlichen Blätter der Plan erörtert, dem Sir Harry eine eherne Reiterstatue zum Andenken zu setzen.

Inzwischen dachten die Häuptlinge der Kaffern in ihrem Herzen ganz anders, als sie mit dem Munde den englischen Behörden heuchelten. Das Kaffervolk ist ein urkräftiges, gewaltiges Volk, hoch von Wuchs, kriegerisch von Gesinnung, auf seine Freiheit stolz. Seine Capitäne konnten es nicht ertragen, daß ihnen durch einen geordneten Gerichtsstand die Gelegenheit, sich durch allerlei ityala's (Schuldsachen) und durch Vorschützen der Zauberei auf Kosten ihrer wohlhabenden Unterthanen zu bereichern, nun genommen, und daß ihnen die Möglichkeit, Raub- und Plünderungszüge in die Colonie zu unternehmen, entzogen bleiben sollte. Insonderheit konnte der unternehmende Sandile es nicht vergessen, daß er des großen Ghaika Sohn sei. Die Zeichen der Gährung im ganzen Volk wurden, besonders seit im August 1850 jener Prophet Umlandsheni aufgestanden war, immer bedenklicher, und ein panischer Schrecken durchzuckte die Grenzbewohner, als plötzlich

an alle Dienst-Kaffern in der Colonie von Seiten ihrer heimischen Häuptlinge die Weisung erging, in das Vaterland zurückzukehren. Dies war ein sicheres Zeichen, daß in nächster Zeit die Kaffern den Krieg zu beginnen beabsichtigten. Von den Dienst-Kaffern verließen viele mit Zurücklassung ihres rückständigen Lohnes, oder mit Hinwegnehmung der transportablen Habe ihrer Herren die Colonie, andere nahmen mit Thränen von ihren Herren Abschied, und baten sie, so weit von der Kaffergrenze zu fliehen, als sie nur immer könnten, was auch Viele sofort thaten.

Um die Gemüther zu beruhigen, reiste Sir Harry sofort selbst nach Kafferland, und berief zum 26. October eine allgemeine Versammlung der sämmtlichen Kafferhäuptlinge nach Kingwilliamstown. Fast alle erschienen, nur Sandile nicht, der sich mit der Furcht, gefangen genommen zu werden, entschuldigte. Als er auch der wiederholten Aufforderung des Gouverneurs nicht Folge leistete, entsetzte dieser ihn am 30. October seiner Häuptlingswürde. Sämmtliche Kafferhäuptlinge, mit Einschluß der Sutu, Sandile's Mutter, dankten dem Gouverneur öffentlich für diesen Act der Gerechtigkeit. Heimlich rüsteten sie zum Kriege. Sir Harry konnte am 8. November, getäuscht durch die Heuchelei der Kaffern, seine Rückreise nach dem Cap mit der Ueberzeugung, daß das Land in „vollster Ruhe und Sicherheit sei," antreten, und berichtete sub 24. November, daß er das Land von der See bis zum Vaalfluß wieder zur Ruhe gebracht habe.

Aber kaum war er abgereist, als die Kaffern mit ihren vorbereitenden Neckereien begannen; die Leute der Kaffer-Polizei wurden mit bewaffneter Hand in der Ausübung ihrer Pflicht gehindert, die Treiber der Gouvernements-Wagen geschlagen und verwundet, die in den Wäldern arbeitenden englischen Brettschneider vertrieben, einzeln stehende Häuser der Weißen angezündet; Sandile selbst begab sich mit 60 Bewaffneten zu seinem Propheten, um sich zum Kriege fest machen zu lassen; Magomo verließ Beaufort und seine Lieblingscantine, und wurde, so eben noch ein Säufer, der kaum einen Tag lang nüchtern blieb, jetzt mit bewundernswerther Selbstüberwindung von dem Tage ab ein völlig nüchterner Mann, um als Heerführer seines Volks Freiheit erkämpfen zu können; er enthielt sich des Branntweingenusses, so lange der Krieg dauerte. Das Viehschlachten der Kaffern begann, und Waffen wurden von ihnen gestohlen, wo immer sie derselben habhaft werden konnten.

Der Gouverneur ließ sich, allen diesen drohenden Anzeichen gegenüber, auch jetzt noch durch die heuchlerischen Versicherungen der Kaffern täuschen, zumal auch die englischen Missionare berichteten, sie glaubten nicht an einen Ausbruch. Er schrieb nach Hause: „Es ist wenig oder gar keine Schwierigkeit vorhanden, um die Ruhe wieder herzustellen; es wird wenig kosten, und es

ist alle Ursache vorhanden, zu glauben, daß ein barbarischer Krieg vermieden werde!"

Doch rief er sub 10. December alle Grenzbewohner zur Selbstvertheidigung auf. Am 14. December wiederholten die Chlambe-Häuptlinge ihm die Versicherung der Ergebenheit und Treue, während die Ghaika eine immer drohendere Haltung einnahmen. Die 1435 Mann, die dem Gouverneur zu Gebote standen, vertheilte er zur Bewachung der Amatole-Gebirge und hielt sub 19. December noch eine Versammlung mit den Ghaika, die 3000 Mann stark erschienen. Er setzte Sandile ab, forderte dessen und seines Bruders Anta Auslieferung unter dem Versprechen, ihres Lebens zu schonen, und setzte die Sutu als Regentin des Ghaikavolkes ein. Auch jetzt versprachen die versammelten Häuptlinge völlige Ergebenheit; Umhala hielt in Gegenwart des Commissar Maclean aus eigenem Antriebe eine gewaltige Rede, in welcher er alle ermahnte, ihrer gegebenen Versprechungen treulich eingedenk zu sein. Alles schien in Ordnung zu sein. Oberst Makinnon drang an der Spitze von 600 Mann in die Schluchten des Gebirges, um den flüchtig gewordenen Sandile zu fangen.

Als er den engen Bumapaß durchzog, — es war gerade am Weihnachts-Heiligabend, sah er sich plötzlich von einer ungeheuren Uebermacht von Kaffern überfallen, und konnte nur mit erheblichem Verlust sich aus seiner bedrängten Stellung zurückziehen. Am folgenden Tage hatte er noch nicht Zeit gewonnen, seine Mannschaften wieder zu sammeln, als er von Sandile's gesammter Kriegsmacht angegriffen wurde, und mit Verlust von einem Offizier und 27 Mann Todten, zwei Offizieren und 12 Mann Verwundeten seinen Rückzug antreten mußte. Ein Sergeant und 14 Mann, welche einen Wagen escortirten, wurden außerdem von den Kaffern niedergemacht. Das war das Signal zum Aufstande für das ganze Kaffernvolk diesseits der Kai, nur Pato und Tois blieben den Engländern treu.

Die Sonne des Weihnachtstages aber beschien ein furchtbares Schauspiel.

In dem Militär-Posten Aukland hatten die umwohnenden Kaffern von Thali's Volk ihren täglichen Handel und Verkehr; der Kaffer-Capitän Xaimpi stand zu der Bevölkerung im freundlichsten Verhältniß. Am Nachmittag brachte er Vieh in den Ort zum Verkauf. Mit ihm waren eine große Menge Bewaffneter, die sich um die versammelte Menge herfetzten, und zuhörten, wie Mr. Munroe die unglücklichen Nachrichten des vorigen Tages verlas. Plötzlich vernahmen die Meisten ein scharfes pfeifendes Signal von Xaimpi, und hatten auch keine Zeit mehr, sich zu besinnen. Das gräßlichste Gemetzel begann; 10—15 Mann fielen sofort

unter den Assagaien; die übrigen entrannen, verschafften sich ihre Waffen, und setzten sich in einem Lehmhause fest. Hier wurden sie die ganze Nacht von den Kaffern belagert, bis dieselben endlich in das Haus eindrangen, und abermals 28 Männer ermordeten; den Weibern und Kindern gestatteten sie am folgenden Tage, halb nackt zu entfliehen.

In dem benachbarten Posten Woburne erschienen die Kaffern bereits am frühen Morgen, und begannen ihr Mord-Werk, und ruhten nicht eher, bis der ganze Ort in Asche verwandelt war; ein Herr Stevenson und zwei Hottentottenweiber waren die einzigen, die entrannen.

Die Bewohner des in der Nähe gelegenen Johannisberg erhielten durch die aufsteigenden Rauchsäulen von Woburne noch rechtzeitig Warnung, und konnten entfliehen, bis auf drei Mann, die auch hier ermordet wurden. Der Ort wurde ebenfalls in Asche gelegt.

Inzwischen befand sich der Gouverneur selbst abgeschnitten und von einer Uebermacht belagert im Fort Cok. Ein Versuch, ihn zu entsetzen (29. December) wurde von den Kaffern zurückgewiesen, die Engländer hatten einen Verlust von zwei Offizieren und 20 Mann an Todten. Am folgenden Tage konnte Sir Harry 250 Mann Schützen um sich sammeln, und mit deren Hülfe, selbst als Privatmann verkleidet, durch das heftige Kreuzfeuer der Kaffern brechen. Fast wie durch ein Wunder errettet, erreichte er Kingwilliamstown.

Jetzt ergriff ein panischer Schrecken sämmtliche weiße Bewohner von Kafferland und den Grenzdistrikten der Colonie. Hunderte von Wagen, große Viehheerden, die Ochsen oft nur von weißen Frauen und Mädchen geleitet, Greise, Weiber, schreiende Kinder, ohne Schuhe, halbnackt, krank, hungrig, ein langgestreckter Elendszug bedeckte die sämmtlichen Straßen nach Kingwilliamstown, welche durch die Menge des gefallenen Viehes bald unpassirbar wurden. Das Jahr war noch nicht zu Ende, als die Feuerzeichen der sengenden und plündernden Kaffernhorden auf dem Zuurberg brannten, 150 englische Meilen weit in die Colonie hinein! —

36. Die Flucht und Rettung der Missionare.

Die englischen Missionare waren von ihren eigenen Stationsleuten auf das frevelhafteste hintergangen worden. Wenige Tage vor dem Ausbruch des Krieges hatten 300 Kaffern den Missionar Birt in Peelton zum Gouverneur begleitet, um ihre Er-

gebenheit zu bezeugen. Wohlgemuth war der Missionar am Weihnachtstage von seinem Mittagsmahl aufgestanden, als plötzlich dieselben Kaffern über seinen Bruder und Brudersſohn herfielen, sie banden und ihre Laden und ihr Vieh raubten. Birt hatte kaum Zeit, seine Kleidungsstücke in Säcke zu packen, und mit den Seinen nach Kingwilliamstown zu entfliehen. Missionar Nieven von den Glasgowern mußte mit Frau und Kind eiligſt zu Pferde entfliehen, während hinter ihm sein Haus in Flammen aufging; unter größter Lebensgefahr erreichte er die Chumie-Station. Die Frau des Missionar Brown mußte in der Nacht zu Fuß fliehen, ihr ein Monat altes Kind auf dem Arm, nur von einem Kaffermädchen begleitet. Sie kam auf dem Fort White an, und wollte von da aus weiter zu ihrem Mann, wurde aber, kaum aus dem Fort gegangen, von Kaffern überfallen, bis auf den Rock ihrer Kleider beraubt, und genöthigt, in das Fort zurückzukehren.

Am Abend des Weihnachtstages sandte Bruder Schultheiß zwei Boten nach Kingwilliamstown, um Näheres über die Gefechte zu vernehmen, von denen das Gerücht auch bis nach Itemba gedrungen war. Die beiden Boten gelangten um Mitternacht bis Peelton, klopften vergebens bei einigen Fenstern an, bis sich eins öffnet. Kaffernaſſagaien blinken ihnen entgegen, sie werden ihrer Habe beraubt und ihres Weges zurückgeſchickt, indem man sie bedeutete, sie möchten froh sein, daß man ihres Lebens geſchont habe.

Nun wußte Bruder Schultheiß, daß ihm der Weg nach Kingwilliamstown bereits abgeſchnitten sei, auch nach Silo hin war keine Möglichkeit mehr zu entrinnen. Er ritt am Nachmittag nach Bethel, wo einige Truppen standen, die aber schon am folgenden Tage abziehen wollten, um das ganz entblößte Kingwilliamstown zu decken. Tois erklärte, er könne Itemba nach Abzug der Truppen nicht schützen. So blieb unserem Bruder nur noch der einzige Ausweg übrig, sich diesen Truppen am folgenden Morgen anzuſchließen. Er eilte nach Itemba zurück, und sah, wie soeben die Stationsbewohner sein Vieh in Sicherheit brachten. Umcoyana, ein besonders heimtückiſcher benachbarter Capitän, war nach Itemba gekommen, um zu recognosciren. Schultheiß ließ sein Vieh zurückholen; die Nacht hindurch wurde die Station von 20 treuen Kaffern bewacht, die freilich, wenn Umcoyana wirklich einen Ueberfall unternahm, keinen Schutz gewährt haben würden.

Lange vor Tagesanbruch (27. December) wurde der Wagen bepackt, mit Sonnenaufgang setzte er sich in Bewegung, ein banger Aufbruch mit Weib und Kind inmitten einer Kaffernbevölkerung, die im ersten Stadium der Mordbegeiſterung war.

Sämmtliche Stationsbewohner von Itemba, mit Ausnahme eines einzigen, der seine Familie nicht fortbewegen konnte, und demüthig seines Zurückbleibens wegen um Entschuldigung bat, folgten dem Bruder Schultheiß auf seiner Flucht. Es war ein schwerer Abschied; die Station war eben neu aus der Asche entstanden, Bruder Schultheiß im Begriff, auf die mühsam erbaute Kirche den Dachstuhl zu setzen, die Saaten standen grün und schön auf dem Felde, eine reiche Ernte versprechend, auch die geistliche Saat war so schön aufgegangen, und nun das Alles verlassen mit der sicheren Gewißheit, daß es in wenigen Tagen vernichtet sein wird, und in der dringenden Gefahr vielleicht nicht einmal das eigene Leben und das von Weib und Kind retten zu können.

Als die Flucht-Caravane in der Gegend von Peelton angekommen war, da stürzte aus einer Schlucht zur Seite wild auf schnaubendem Roß ein Kaffernhäuptling hervor; es war Umcoyana, der gefürchtete Nachbar. Ein Reiter nach dem andern folgte ihm aus der Schlucht und bald hatte er mit seinem Trupp unseren Bruder Schultheiß erreicht. Seine Gesichtsmuskeln zitterten, er fletschte mit den Zähnen wie ein Affe, und sah seine Beute mit rollenden Augen an. Bruder Schultheiß war auf sein Ende gefaßt. Da plötzlich wandelte sich der Gesichtsausdruck des Raubmörders, er nahm die Miene eines Freundes an, und sprach: „Ich komme, dich zu begleiten." Was hatte ihn so plötzlich umgestimmt? — Gerade in dem Augenblick, wo er sein Mordwerk vollbringen wollte, hatte er auf dem entgegengesetzten Hügel die blitzenden Bajonettspitzen der englischen Truppen bemerkt, die von Bethel nach Kingwilliamstown zogen. Eine Stunde früher oder später aufgebrochen, wäre Bruder Schultheiß ein Kind des Todes gewesen. Aber der Herr hatte wunderbar seine Hand über seinen Knecht ausgestreckt.

In Peelton konnte Bruder Schultheiß an dem Greuel der Verwüstung, der die Missionarswohnung erfüllte, einen Maßstab entnehmen, wie es bald auch auf Itemba aussehen werde. Am Abend kam er glücklich in Kingwilliamstown an, und fand bei dem londoner Missionar Brownlee die liebevollste Aufnahme.

Die Brüder Kropf und Liefeldt hatten ihr und der Station Bethel sämmtliches Eigenthum nach Silo geflüchtet, das unsern Brüdern im letzten Kafferkriege so treulichen Schutz gewährt hatte. Kaum waren sie fort, als auch Bethel hinter ihnen in Flammen aufging. Aber auch Silo theilte nach wenigen Tagen dasselbe Schicksal, all unser Stationseigenthum ging verloren, und Kropf und Liefeldt konnten nichts als ein wenig Kleidungsstücke nach Kingwilliamstown retten. Liefeldt ging zunächst nach der Capstadt, auch Rein, dem die englische Regierung freie Passage auf einem Kriegsschiff gewährte. Letzterer begab sich nach Stellen-

bosch, woselbst er am 18. Februar sich mit seiner ihm nachgesandten Braut verehelichte. Bevor wir indeß über das reiche Arbeitsfeld, das sich unsern Geschwistern in dem befestigten Kingwilliamstown während des ganzen Krieges aufthat, näheren Bericht erstatten, müssen wir einen Ueberblick geben über den ferneren Verlauf dieses entsetzlichen und blutigsten aller Kaffernkriege.

37. Verlauf des Kafferkrieges.

Die Kaffern hatten sich als letztes Ziel des Krieges nichts Geringeres gesetzt, als die Ausrottung sämmtlicher Weißen. Es sollte nicht, wie in den früheren Kriegen ein „Rindviehkrieg" werden, sondern ein Krieg auf Leben und Tod. Andererseits war die Regierung entschlossen, die sämmtlichen aufrührerischen Stämme entweder zu vertreiben oder auszurotten. Ein furchtbares, blutiges Ringen begann. Das Kaffernvolk war durch Lüge und Verführung aller Art zu rasendem Muth entflammt, die Mächte der Hölle waren entfesselt. Das Feuer, das im Ghaikastamm entbrannte, hatte nach den ersten großen Erfolgen Sandile's bald nicht nur auch die meisten übrigen Stämme erfaßt, sondern auch die von den Engländern in europäischer Kriegsführung geübte Kafferpolizei schloß sich ihren aufständischen Landsleuten an; sie desertirten mit Waffen, Pferden und Munition in ganzen Truppenabtheilungen. Das Feuer griff noch weiter. An der Grenze der Colonie hatte die Regierung eine Anzahl von Hottentottenstationen angelegt, die halb christianisirt und mit Waffen versehen, eine Schutzmauer gegen die räuberischen Kaffern bilden sollten. Der nachrückende weiße Colonist hatte sie mannichfach bedrängt und bevortheilt, so daß sie sahen, auch selbst in einer Missionsstation werde der christliche Schwarze doch nur vorübergehend geduldet werden. Jetzt faßte das Feuer auch diese Masse, und sie gingen zu den Kaffern über, sie betrachteten den Krieg als einen heiligen Freiheitskrieg, viele von ihnen zogen mit Gebet in den Kampf. Ein Gonaquakaffer, Namens Hermanus, organisirte sie von der Station Blinkwater aus, zu einem förmlichen Heereskörper von 1200 Mann, mit dem er am 7. Januar 1851 einen Angriff auf Fort Beaufort unternahm. Er wurde zurückgeschlagen und verlor 50 Mann und das eigene Leben. Ein anderer Rebellhottentott, Namens Uithaalder, übernahm später an seiner Stelle das Commando.

Von den christlichen Rebellhottentotten aus pflanzte sich das Feuer selbst in die Missionsstationen fort. Bruder Bonaz, der Vorsteher der herrnhutischen Station Silo hatte noch im Monat

December seine Leute um sich versammelt, und nach gehaltener Abendmahlsfeier hatten dieselben bei der ersten Nachricht vom Aufstande der Rebellhottentotten mit aufgehobener Hand geschworen, der Regierung treu zu bleiben. Schon! im Januar hatte die

Sandile.

große Masse ihres Eides vergessen; gefolgt von nur 19 Treuen mußten die Brüder die Station verlassen. Sie wuschen ihre Hände und riefen den Aufständischen zu: „Wir sind unschuldig an Eurem Blut.“ Bruder Bonaz sprach beim Abschied mit

thränendem Auge: „Ich habe meiner Mission Lebewohl gesagt; nach einer Wirksamkeit von 19 Jahren finde ich meine Arbeit verloren, nur vier Kaffern und drei Fingu gehen mit mir, der Rest hat mit den Rebellen Gemeinschaft gemacht; ich habe die Hoffnung auf die Bekehrung dieses Volkes aufgegeben."

Das Feuer griff noch weiter um sich, es drang bis in die Colonie hinein. Die Bevölkerung der londoner Station Theopolis stand auf. Das „Bergschützen-Corps" der Hottentotten begann im Februar in Massen zu desertiren; sie drangen im Mai eines Sonntags in die Station ein, mordeten 10 christliche Fingu mit kaltem Blut, beluden ihre Wagen mit Beute und bildeten nahe bei Theopolis in Karra ein befestigtes Räuber-Lager.

Und während der Gouverneur der wohlbewaffneten, auf 20000 Mann angewachsenen fatanisirten Feindesmasse kaum mehr als 2000 entgegenzusetzen hatte, fand sein Aufruf an die Grenzer zur Selbstvertheidigung und an die Bewohner der Cap-Colonie zur Bildung freiwilliger Corps nur geringen Wiederhall in den Herzen. Es war im Jahr 1849 von der Regierung in England der Plan gefaßt worden, das Capland zu einer Verbrecher-Colonie zu machen. Ein Schiff mit Sträflingen war in der Simonsbai gelandet. Eine furchtbare Aufregung unter Schwarzen und Weißen war die Folge; sie gestatteten nicht, daß das Schiff die Verbrecher ausschiffen durfte; es lag Monate lang in der Simonsbai gegenüber einer fieberhaft bis an die Grenze offenbarer Revolution erregten Bevölkerung, bis endlich von England Befehl eintraf, daß das Schiff anderswohin dirigirt werden solle. Die Aufregung über diesen Versuch hatte sich noch nicht gelegt, als die Kaffernnoth eintrat, und deshalb geschah es, daß zur Unterstützung des Gouverneurs in diesem Kriege, den man einen Gouverneurskrieg oder Colonistenkrieg nannte, im Anfange sich nur wenige Freiwillige einfanden. In den vier ersten Monaten des Jahres 1851 brannten die Feuer der Verwüstung vom Oranje-Fluß bis zum Meer, von den Amatolebergen bis zum Sonntagsfluß.

In solcher Noth und großen Bedrängniß blieb dem frommen Gouverneur kein anderer Ausweg, als daß er zum 7. Februar einen allgemeinen Buß- und Bettag ausschrieb „zum Bekenntniß unserer Sünde, zur Demüthigung unter Gottes gewaltige Hand, die wieder schwer auf uns liegt, und zum Beten um die baldige Wiederherstellung des Friedens!"

Von diesem Tage an erfolgte ein Stillstand in den Bewegungen der Feinde. Der Gouverneur sammelte seine geringen Streitkräfte in Kingwilliamstown, um wenigstens diesen festen Platz, in welchen sich viele Ansiedler mit ihrer Habe geflüchtet hatten, zu behaupten. Der Platz wurde von einer Uebermacht

der Kaffern umschwärmt und hart bedrängt. Sir Harry aber brachte in der Nähe des Orts dem Häuptling Seyolo, und bei einem Ausfall an der Keiskamma dem Kafferheer eine empfindliche Niederlage bei, so daß die Feinde doch ein wenig in ihrem Siegesübermuth gedämpft wurden. Die Besatzung von Wittlesea wies zwölf Angriffe der Kaffern zurück; Silo wurde zeitweise wiedergenommen, und der Feind in der zur Festung eingerichteten Kirche beschossen. An der Imvani erlitten die Truppen des Häuptlings Chrili eine Niederlage. Die Forts Hare, Brown und Armstrong wurden von den Rebellen angegriffen, und das letztere erobert und eine Zeitlang besetzt, dann aber von den Engländern wieder eingenommen.

Inzwischen hatte Sir Harry bis zum 1. Mai durch Zuzug von Freiwilligen seine Streitmacht bis auf 9500 Mann gebracht und glaubte zum Angriff übergehen zu können. Namentlich waren die Fingu und die Stationshottentotten der Cap-Colonie treulich und freiwillig zu ihm gestoßen. Von unserer Station Zoar war ein Hülfscorps gesandt, die Gnadenthaler hatten 900 Mann aufgebracht. Trotzdem erbat der Gouverneur von Europa aus zwei neue Regimenter, um den Aufstand mit Nachdruck niederwerfen zu können.

Sir Harry ließ den Feind in seinem festen Orte aufsuchen. Es war ein hartnäckiger Guerillakrieg, die Truppen hatten keinen Tag Rast, sie hatten in neun Monaten nicht weniger als 45 verschiedene Treffen, Gefechte und Scharmützel zu bestehen. Marschirten sie in kleineren Abtheilungen, so sahen sie sich urplötzlich von einer Uebermacht umringt und angegriffen, die, wenn sie vorrückten, in die Schlupfwinkel sich zurückzogen. Folgten die Engländer dorthin, so wurden sie einzeln von ungesehenen Feinden niedergestreckt. Hatten sie eine Kluft gesäubert, so war sie heute vom Feinde verlassen, nach wenigen Tagen von demselben schon wieder besetzt.

Ihre Befehle erhielten die Kaffern durch den Mund des Propheten Umlandsheni, dessen Waldhütte das Hauptquartier bildete. Derselbe übte eine dämonische Gewalt über die Gemüther. Jedes seiner prophetischen Lügenworte, jeder seiner Befehle durchzuckte wie ein elektrischer Schlag die Massen der Kriegführenden; in rasender Begeisterung, und mit einem Gehorsam, der den Christen hätte zum Vorbild dienen können, gingen sie kaltblütig in den Tod, als gälte es ein Ochsenschlachten. Ob Tausende von ihnen fielen, die übrigen wurden nicht verzagter. Es schien, als ob das Ghaikavolk diesmal sein Alles in die Wagschale zu legen entschlossen sei. Deshalb entschieden auch die Niederlagen, die sie jetzt regelmäßig in den Gefechten erlitten, nichts für den Ausgang des Kampfes. Sie verloren ihr Vieh, ihre Erndten,

blieben selbst aber ungebrochen in ihrer Kampfeslust. Auch die zwei europäischen Regimenter, die ankamen, entschieden nichts zur Beendigung des Krieges.

Am 24. December 1851, am Jahrestag des Kriegsausbruches, schrieb der Gouverneur abermals einen allgemeinen Buß- und Bettag aus, und von jetzt ab wandte sich das Glück entschieden zu Gunsten der englischen Waffen. Eine Diversion gegen Chrili brachte den Engländern mit Verlust eines einzigen Verwundeten, eine Beute von 20000 Stück Vieh, und Colonel Eyre brachte den hinter steinernen, nach europäischer Weise errichteten Brustwehren verschanzten Schwarzen eine empfindliche Schlappe bei.

Die Frucht dieser Erfolge war, daß Uneinigkeit unter den kafferschen Häuptlingen entstand, einzelne unterwarfen sich, und selbst Sandile bat im Februar um Frieden. Da indeß derselbe nur unter der Bedingung der Uebergabe auf Gnade oder Ungnade bewilligt wurde, ergriff Sandile in den letzten Tagen des Monats noch einmal die Waffen zum letzten Verzweiflungskampf. Es fehlte ihm an Munition, ein regelmäßiger Feldzug gegen die Amatole-Berge trieb ihn von Schlucht zu Schlucht, und er war im Begriff, sich über den Kaifluß flüchten zu müssen, als ein von Europa aus ertheilter Befehl ihm eine neue Hoffnung eröffnete.

Der englischen Regierung, die daheim von der Schwierigkeit eines Kaffernfeldzuges wohl nur sehr unvollkommene Vorstellungen hatte, dauerte der Krieg bereits viel zu lange. Und während von der einen Seite die demokratische Parthei in London die energische Unterstützung des tapferen Feldherrn mit dem Verlangen, daß den Kaffern ihre Unabhängigkeit gewährt werden müßte, lahm legte, ertheilte von der anderen Seite die Regierung dem Sir Harry einen Verweis, und rief ihn dann im März 1851 von seinem Posten ab, in dem Moment, wo der Krieg fast beendet war.

So eben hatte sich Magomo, Sandile's tapferer Bruder, unterworfen, Siwane, Dushani's Sohn, war an Umhala's Statt zum Häuptling der Chlambe eingesetzt, Sandile ließ seine Unterwerfung abermals anbieten. Ohne Dazwischenkunft jenes Befehls wäre der Krieg beendigt gewesen. Sir Harry versammelte noch einmal die treu gebliebenen Chlambe-Häuptlinge um sich, und theilte ihnen mit, er sei darum von der Königin abberufen worden, weil er gegen die Ghaika zu milde verfahren habe. Am ersten Ostertage verließ er Kingwilliamstown, nachdem er den Oberbefehl in die Hände seines Nachfolgers Sir George Cathcart niedergelegt hatte. Die Soldaten und Bürger bezeugten dem Abziehenden ihre lebhafte Theilnahme. Bei Murray Drift erwartete sein ein Haufe von 100 berittenen Kaffern, die ihn mit dem Ruf „Chuje Molle Nkosi inkulu! (Guten Morgen, großer Häuptling) begrüßten; sämmtliche Chlambe-Häuptlinge nahmen bewegt von ihm Ab-

schied. Pato und andere treugebliebene Häuptlinge gaben ihm, nachdem er seine militärische Escorte entlassen hatte, das Geleite bis East London. In der Capstadt wurde er mit Enthusiasmus empfangen. In den Blättern las man: „Hat es je einen Mann gegeben, dem das Wohl dieser Colonie Herzenssache blieb — einen Mann, der sich für diese Colonie geopfert, so ist dieser Mann Sir Harry Smith!"

Der Nachfolger von Sir Harry, Sir George Cathcart war ebenfalls ein tapferer, energischer, frommer Kriegsmann. Er hatte bei Leipzig und Waterloo gefochten, und hat später in der Krim den Heldentod gefunden. In Kingwilliamstown war sein erster Gang in die Kirche.

Der Personenwechsel im obersten Commando hatte die Aufständischen mit neuen Hoffnungen erfüllt. Die Thatsache, daß die Kaffern ein ganzes Jahr hindurch den englischen Waffen Widerstand geleistet hatten, zündete durch ganz Südafrica. Moschesch wurde bedenklich und drohte, sich mit den Aufständischen, die er mit Munition versah, zu verbinden; im Oranjefreistaat vermochte die geringe englische Macht, noch dazu bedrängt durch die Transvaalrepublik (s. Abth. 1), nur mit Mühe sich zu behaupten; die Zulu in Natal bereiteten einen Aufstand vor, und selbst die Namaqua im fernen Westen erhoben sich; es schien, als ob die gesammte farbige Bevölkerung Südafrica's, sonst doch so scharf durch innere Feindschaften zerklüftet, wie ein Mann sich erheben wollte, um die Weißen aus dem Lande zu treiben.

Inzwischen hatte Sir Harry den Hauptfeind Sandile bereits gedemüthigt, und Sir George hatte zunächst nur die Aufgabe, die Lorbeeren seines Vorgängers zu pflücken. Am 9. April rückte er ins Feld, und warf Sandile über den Kai zurück; das Lager des Rebellhottentotten Uithaalder wurde erobert, und in demselben in gutem Englisch geschriebene Papiere erbeutet, welche den Beweis lieferten, daß der Aufstand wohl organisirt sei. Uithaalder in Verzweiflung entleibte sich selbst.

Die Kaffern, jetzt bereits ohne Hoffnung, wehrten sich wie die Verzweifelten, Umlandsheni gab Befehl, daß Sutu, Sandile's Mutter, und eine Frau von Sandile geopfert werden müßten, weil sie dem Siege der Kaffernwaffen entgegenständen. Der Befehl blieb unausgeführt, aber die Operationen der Engländer hatten sich bereits bis zum August hingezogen, ohne daß der Friede errungen wäre.

Da endlich brach ein siegreicher Feldzug gegen Chrili, den letzten Rückhalt der Ghaika, den Muth der Aufständischen. Im October entging Sandile nur mit Mühe der Gefangennehmung, Seyolo übergab sich, Choko folgte seinem Beispiel, der Feind war entmuthigt und der Munition beraubt, und in dem Maße nieder-

geworfen, daß Sir George in den Freistaat ziehen konnte, um Moschesch zu züchtigen. Ueber die Schlacht bei Berea, die er ihm lieferte, haben wir oben (Abth. I) berichtet.

Der Anfang des Jahres 1853 fand den Feind völlig ermüdet, nur noch matt die Vertheidigung fortsetzend; 30000 Quadratmeilen Land waren verwüstet, das ganze Kaffervolk verarmt, aber auch in ganzen Distrikten der Wohlstand der Weißen auf Jahre vernichtet. Zwei Millionen Pfund Sterling hatte der Krieg den Engländern gekostet, und zahlreiche Menschenleben. Am 14. Februar sandte Chrili*) zwei Ochsen, als Zeichen der Unterwerfung. Am 2. März übergab sich Sandile; er verlor die Amatole, seine Festung, und das Land seiner Väter, erhielt aber die Erlaubniß, als britischer Unterthan westwärts von dem Kai seine Wohnung zu nehmen. Die Amatole wurden zur Royal-Reserve erklärt, ein neuer Distrikt Queenstown organisirt und mit Ansiedlern bevölkert.

Im August desselben Jahres starb Umlandsheni, der Kaffer-Prophet an einer Krankheit. Er hatte keine Weissagung für sein Volk hinterlassen. Die Kaffern sprachen: Unsere Hoffnung ist gestorben! — Ihre Kraft war für immer gebrochen. So endete der letzte und schrecklichste aller Kaffernkriege.

Maqomo, der Held, sprach zu einem Missionar damals: „Ich sehe in dem letzten Kriege nicht Menschen, sondern Gottes Hand. Gottes Wort ist zu Ghaika gekommen, und hat dasselbe seinem Volke zur Annahme empfohlen. Sie haben es von sich gestoßen, darum hat Gott nun schwere Strafen über sie gesandt!"

Der Stolz des Kaffervolks, der sich vor dem Herrn Jesu nicht hatte beugen wollen, lag nun da, niedergestreckt von den Waffen der Engländer! —

38. Die Mission während des Krieges.

Im Reiche Gottes geht alles wider die Natur. Wo die Gerichte des Herrn stark einhergehen, da erschrickt und verzagt die Welt, der Christ aber hebt sein Haupt empor. Während daheim auch treue Missionsfreunde meinten, nun sei es aus mit der Mission im Kafferlande, findet sich in den Briefen der Brüder aus jener Zeit wiederholt die Aeußerung: „Unsere Missionshoffnungen für das Kafferland sind jetzt größer und freudiger denn je!"

*) Der eigentliche Name von Chrili oder Rili ist Sichili, der auf Kafferisch umgewandelte Name Zacharias. Sein Vater Hintza hatte ihn also nach einem Bauern benannt.

Ein wenig Geld und Gut war ja freilich beim Aufgeben der Stationen verloren gegangen. Aber das läßt sich ersetzen. Das größte ihnen anvertraute Gut hatten die Missionare gerettet und mitgenommen, das waren ihre kleinen Gemeinden, ihre Getauften. Sie waren ihnen ein großer Trost. „Gerade jetzt, schreibt Schultheiß, hat uns der Herr recht herrlich offenbar werden lassen, daß unsere Mission im Kafferlande keine vergebliche gewesen ist. Ihr Erfolg war größer, als wir irgend geahnt. Unsere dortigen Gemeinden sind ihren Missionaren treu geblieben, weil sie von Christo nicht lassen konnten. Sie sind mit den Missionaren von dannen gezogen, und haben ihre Landsleute verlassen, weil ihnen keine Wahl blieb, als mit ihrem Volk gegen die irdische Obrigkeit und gegen den Herrn im Himmel aufzustehen, oder die natürlichen Bande zu zerreißen, und ihren geistlichen Führern zu folgen. Das will viel sagen in diesem Volk; denn der Kaffer hat sein Vaterland so lieb, wie nur irgend ein Patriot der Welt; und hätten diese Kaffermänner anders bei Christo bleiben und Sein liebes Wort behalten können, so würde keine menschliche Macht sie vermocht haben, an die englischen Truppen sich anzuschließen! Diese Treue und Stärke im Glauben bei noch so geringem geistlichen Verstande ist ein ehrliches und köstliches Capitel, mit dem sich wohl noch etwas anfangen läßt!"

Diese Treue im Glauben hat der Herr auch wirklich gelohnt. Während Kriegsnoth und Elend aller Art das übrige Kaffernvolk zerfleischte, saßen unsere Treuen ruhig in ihrer Warteburg King-williamstown, — acht Missionare mit ihren Gemeinden, die unsrigen mit darunter. Freilich war und blieb der kleine Ort mit seiner schwachen englischen Besatzung der Masse der empörten Wilden gegenüber, von denen er umlagert und umschwärmt wurde, nichts weniger als eine feste Burg. Aber die eigentliche feste Burg blieb der lebendige Gott, der seine Hand schützend ausstreckte über seine Knechte. Und mitten aus der drohenden Gefahr heraus konnten unsere Brüder getrost an uns schreiben: „Daß der Herr Sein ganzes hier versammeltes Häuflein aus Kafferland, acht Friedensboten sammt ihren Gemeinden preisgeben und von den wilden Feinden erwürgen lassen werde, das fürchten wir nicht!" —

In unmittelbarer Nähe von King-Williamstown lag die Missionsstation des Missionars Brownlee, eines Schotten im Dienst der Londoner Gesellschaft. Dieser nahm die Geflüchteten mit wahrhaft deutscher Herzlichkeit und Brüderlichkeit auf. Ein großer Viehkraal, mit fünf Abtheilungen für die fünf Gemeinden, der die Gestalt eines weiten, langen Eirundes hatte, wurde umzäunt, und um diesen herum bauten die Leute ihre Häuser. Liefeldt richtete das seine zunächst zur Kirche ein, aber als es zu klein sich

erwies, öffnete Missionar Brownlee auf das Bereitwilligste seine große Missionskirche, in welcher auch er und Missionar Roß, und Schultheiß predigte, so daß die Leute sonntäglich zwei- bis

Missionar Brownlee's Station bei Kingwilliamstown.

dreimal Gottesdienst, und an Predigt und Seelsorge keinen Mangel hatten. Auch an irdischen Dingen litten sie keine Noth. Anfänglich drohte freilich der Hunger, aber bald bot der Krieg so viel Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst, daß die Fleißigen

sich zu einem gewissen Wohlstand aufschwingen konnten und also ihre um des Herrn willen verlassenen Saaten und Felder reichlich ersetzt bekamen.

Freilich bot die zahlreiche Umgebung der heidnischen kafferischen und hottentottischen und der zum Theil noch heidnischer lebenden weißen Soldaten manche Gelegenheit zur Verführung. Unzucht, Trunk und Spiel herrschte in dem wüsten Haufen. Eine Zeit lang waren sechs Constabler täglich damit beschäftigt, die Trunkenbolde, welche auf den Straßen wie todt, oder wilden Thieren gleich herumlagen, zusammen zu fahren und zu schleppen, wie es sich gerade thun ließ. Einmal lagen zehn Weiber dreißig Schritt weit von Liefeldt's Hause, so eben in den Stock geschlossen, während drei Jünglinge mit dem Stock gezüchtigt, und fünfzehn Mann ins Gefängniß gebracht wurden. Dazu waren die Hospitäler gefüllt mit Kranken und Verwundeten, so daß oft gräßliche Scenen das Herz der Missionare zerrissen. „Unser hiesiges Leben, (schreibt Liefeldt) gleicht einer deutschen Herberge an der Landstraße, wo die rohesten aller Menschen sich versammelt haben. Wie dort das Saufen, Kartenspielen, Lästern und Spotten herrscht, so auch hier. Da sehnt sich der christliche Pilger nach Stille, und nach einem besonderen Kämmerchen in irgend einem Winkel, und wir und die alten Stationsbewohner schauen mit Verlangen nach der Ruhe und den schönen Gottesdiensten auf den alten Stationen."

Aber gerade unter dieser mannigfachen geistlichen und leiblichen Noth hatten sowohl unsere Gemeindeglieder als unsere Missionare ein reiches und gesegnetes Arbeitsfeld. Die ersteren hatten den Beweis zu führen, daß ein Christ nichts mehr mit heidnischen Gräueln zu thun hat. Und sie haben diesen Beweis geführt. Sie haben sich von allen jenen wüsten Soldatensünden rein und unbefleckt erhalten, so daß sie das Lob der englischen Offiziere erndteten und Schwarzen und Weißen durch ihren Wandel predigten, daß das Evangelium neue Creaturen macht.

Mancherlei schwere Erfahrungen gab es auch während der Belagerung der Festung. Die eine traf leider unsern theuern Wirth, den Missionar Brownlee in das innerste Herz. Eines Tages lief das Gerücht ein, die Kaffern hätten das Vieh unserer Stationsleute auf der Weide geraubt. Eine Abtheilung Cavallerie fiel aus, um dem Feinde den Raub abzujagen. Mit ihnen war der junge Sohn von Brownlee, ein Regierungsbeamter, geritten. Es wurde Nacht, der Jüngling kehrte nicht zurück. Die ausgeschickten Soldaten kamen wieder, ohne einen Feind gesehen zu haben. Die Stationsleute kamen wieder — mit dem leeren Pferde ihres jungen Freundes. Der junge Mann hatte mit den Stationsleuten die richtige Fährte des Feindes gefunden und war

in der Verfolgung zu hitzig vorgedrungen. Die Feinde hatten ihn umringt, und eine Assagai hatte ihn tödtlich getroffen. Unsere Leute hoben ihn aufs Pferd, um ihn zurückzubringen, er konnte sich aber auf demselben nicht halten; die Unsrigen mußten, der Uebermacht weichend, den theuren Leichnam zurücklassen. Die Kaffern haben ihm den Kopf abgeschnitten und denselben zu ihrem Propheten Umlandsheni gebracht, der mit demselben seine teuflischen Zauberkünste vornahm. Der Leichnam wurde am andern Morgen in die Stadt gebracht und unter lautem Jammer der Schwarzen und lebhaftester Theilnahme der Weißen feierlich bestattet.

Nicht lange darnach kam das Gerücht ein, Tois, der den Engländern treu gebliebene Chlambe-Häuptling, sei in die Hände der Rebellhottentotten gefallen. Das Gerücht war wahr. Sandile fällte den Spruch: „Geht hin, den fetten Ochsen zu schlachten, und eure Leiber mit seinem Fett zu salben." Als diese Nachricht in Kingwilliamstown eintraf, zitterte alles für das Leben dieses treuen Freundes. Unsere Stationsbewohner vereinigten sich zum Gebet um seine Rettung, und siehe! Schon am anderen Morgen wurde er „durch die Barmherzigkeit der Hottentotten" freigelassen.

Unsere Brüder aber hatten in der Stadt ihre reichliche Arbeit. Es waren ihrer zunächst nur zwei, Schultheiß und Liefeldt in der Festung. Rein arbeitete bei den Rheinländern auf Stellenbosch, Kropf half in Zoar dem Bruder Prietsch das Netz ziehen, und zuletzt, als im Jahre 1852 auch Schultheiß, nachdem er in Kingwilliamstown seine Uebersetzung der Calwer Biblischen Geschichten und des Gesangbuches und der Agende vollendet, nach Deutschland gereist war, blieb Bruder Liefeldt allein übrig.

Seine nächste Aufgabe war, unsere beiden Kaffergemeindlein von Bethel und Itemba und eine Anzahl Hottentottensoldaten aus unserer Cap-Station Zoar, die dort in Garnison lagen, mit Predigt und Seelsorge zu bedienen. Dann aber konnten sie ihre Missionsarbeit auch noch weiter ausdehnen über die zahlreichen Schwarzen aus anderen Gegenden Africa's, die hier zusammengeströmt waren. Schultheiß predigte eine Zeitlang frühmorgens 1000 Zuhörern, die vom fernen Westen, von der Mündung des Oranjeflusses herbeigeholt waren, Mittags 400 Fingu's von Fort Peddie, und Nachmittags 1000 anderen Farbigen, die von der Capstadt, Gnadenthal, Zoar und anderen Orten gekommen, hier zu Felde lagen. Liefeldt hatte außerdem noch die Seelsorge in den reich besetzten Hospitälern, so daß er schreibt, er sei Militär- und Hospitalprediger für zwei Kriegslager. Es gab also Arbeit genug. Und zu der Arbeit auch reichlichen Segen.

Liefeldt schreibt: „Es scheint die Herzensthüre hier, wo die

Leichen täglich mahnen: „Bestell dein Haus; denn du mußt sterben" mehr dem Worte Gottes geöffnet zu sein, als zu anderen Zeiten. Der Herr hat in der That einen Hunger, nicht nach Brod, sondern nach dem Worte des Lebens hier erweckt. Erbauungsbücher kaufen die christlichen Kaffern um jeden Preis."

Im Hospital fand Liefeldt einst inmitten von verwundeten Engländern nur drei Hottentotten, die vor Schmerzen stöhnten. Als er unter diesen Umständen weitergehen wollte, ohne die beabsichtigte Erbauungsstunde zu halten, richtete sich ein sehr schwacher alter Hottentott auf und rief: „Lieber Herr, alles andere können wir entbehren, aber ohne das Wort, das du uns bringst, können wir nicht leben in dieser, und viel weniger in jener Welt, der wir bereits so nahe sind. Du mußt bleiben und Gottes Wort auslegen, und sollte ich nur noch allein hier sein."

Hören wir fernere Mittheilungen mit Liefeldt's eigenen Worten aus seinem Tagebuch:

„Daß ich hier nicht blos unseren Leuten von Bethel und Itemba predige, sondern auch Prediger für zwei Kriegslager bin, habe ich früher schon berichtet. Die beiden Kriegslager sind sehr verschieden an Empfänglichkeit für das göttliche Wort. In dem einen schafft das Wort vom Kreuze je länger je mehr Früchte, während in dem andern das wuchernde Unkraut auch den letzten guten Halm zu ersticken droht. Ich selbst stehe in dem letzteren oft so rathlos da, als hätte ich erst gestern Africa's Ufer zum ersten Male betreten; ich bin oft so verlegen, daß ich nicht aus und ein weiß, mir selbst zurufend: Hier ist es aus, es ist alles verloren! Ganz vor Kurzem fand ich mich eines Sonntags in diesem berüchtigten Lager zum Gottesdienstthalten ein. Es war eben 9 Uhr. Da läutet keine Glocke, und kein festlicher Anzug verkündet heute den Tag des Herrn und keine Seele ist eingedenk des Wortes: „Du sollst den Feiertag heiligen!" Ich trete ein und sehe Augen, Ohren, Mund, Hand und Herz in der regsten Thätigkeit, und das so eifrig, als gelte es unsterbliche Seelen zu retten. Nämlich man liegt auf dem Boden und spielt Karte. Die Spieler stehen ungeachtet meiner ernsten Anredeworte heute auch nicht einmal auf. Doch wagt es keiner, in meiner Gegenwart die Karten wieder anzufassen. Ohne mich weiter zu besinnen, nahm ich die Karten weg, zerriß sie und warf sie weg. Zehn Schritt weiter bei einem andern Haufen that ich dasselbe, und wundern muß ich mich, daß kein Mensch ein Wörtchen erwiderte. Mit betrübtem Herzen wandte ich mich dann hinweg, und der Gedanke, daß die Stunde gekommen sei, um den Staub von den Füßen zu schütteln und dies Lager nicht wieder zu betreten, erfüllte meine Seele. Allein ich hatte die ganze Woche nicht Ruhe, etwas mußte ich noch thun, wußte aber nicht, was? Bei wem

sollte ich hier auch Rath holen; spricht es doch die Mehrzahl der Weißen ohne Hehl aus, daß sie es für die größte Thorheit halte, den Hottentotten und Kaffern das Evangelium zu predigen. Es war bereits Freitag geworden und dieser gute Tag befreite mich zunächst von der inneren Pein. Ein mir nicht übel scheinender Gedanke wurde zur That. Ich wagte einen Schritt, von welchem ich für meine Person nichts als Schmach und Verachtung erwartete. Ich reichte ein Schreiben bei dem Commandeur der Levies ein, in welchem ich darauf hinwies, daß man sich bei der Sonntagsentheiligung, die in diesem Lager eingerissen sei, nicht wundern könne, wenn 54 von den Leuten im Gefängniß und die Straßen voll von Trunkenbolden seien, und nahm seine, wie die Hülfe sämmtlicher Offiziere in Anspruch zur Herstellung des öffentlichen Gottesdienstes. Obgleich keiner dieser Herren in irgend eine Kirche geht, so brachten sie es doch dahin, daß von nun ab jeder Leviemann mit Wehr und Waffe zum Gottesdienst erscheinen muß. O hätte ich es früher gethan, vielleicht wäre es nie zu solchen Gräueln gekommen, und manche Seele hätte nicht Schaden genommen. —

Oft bin ich, um den geistlich Todten nahe zu treten, auf den Straßen Kingwilliamstown's zu sehen, und man hört in der Regel gern, was ich zu sagen habe. Doch nicht immer, und auch nicht Jeder! Vor nicht langer Zeit wollte mich ein hiesiger Engländer, welcher Streit mit seinem Kafferdiener hatte, als Dolmetscher gebrauchen. Als ich aber nicht so hineinstürmte, wie er es erwartet, sagte er, ich hätte eben so ein schwarzes Herz, wie der Kaffer. Ich schwieg und ging meines Weges. — Ein Anderer sagte mir frei ins Angesicht: „Wer mit einem Hottentotten auf der Straße spricht, der ist mein Freund nicht."

Eine Bastardfrau, vor welcher ich kürzlich vorbeiging, rief, auf mich hinweisend, aus: „Dieser Mann lehrt euch den Weg zum Himmel. Was er sagt, ist Gottes Wort u. s. w." Ich gebot ihr zu schweigen, erinnerte, daß Gott alle Dinge sehe und wisse und Richter aller Menschen sei. Bald vergoß sie einen Strom von Thränen, und wollte mehr reden. Ich erwiderte ihr, nichts hören zu wollen, und suchte ihr begreiflich zu machen, wie Müßiggang aller Laster Anfang sei. Jetzt wandte sich das Blatt und sie begann zu schäumen wie die Meereswellen. Fluch auf Fluch jedem weißen Gesicht. Eine nahe gelegene Straßenecke war mir willkommen, denn ich selbst, wie jeder Vorübergehende, begriff, daß ich in ein Wespennest gegriffen hatte. —

Zu einer andern Schwarzen, die dem Trunk ergeben ist, sagte ich, ich habe sie öfters von dem „allmächtigen Gott" reden hören, nun müsse ich ihr offen sagen, daß ein solches Benehmen, wie sie an den Tag lege, demselben nimmermehr gefallen könne.

Sie begann zu springen, als sei sie rasend, und ich wurde zweifelhaft, ob dies der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffene Mensch sein könne. Sie speiete folgende Worte hinaus: Bete Du nur, ich werde es bleiben lassen. Du hast immer mit den Kaffern gebetet. Heut schneiden sie euch die Köpfe dafür ab. Und wenn ich in der Hölle bin, wirst du mir einen Tropfen Wasser reichen? — Ich hielt für gerathener, auch hier dem bösen Geist für jetzt zu weichen.

Vor wenigen Tagen das Krankenhaus wieder besuchend, fand ich einen, auf dessen Gesicht die Todesspuren deutlich zu lesen waren. Ich redete ihn an: Lieber Freund, bestelle dein Haus, denn du mußt bald sterben! Er erwiderte mit schwacher Stimme: O Gott, hätte ich das früher gethan, aber was kann ich elender Wurm wohl jetzt thun? Ich sagte ihm, thun sollst du nichts, aber beten und seufzen: Ach Gott, ich bitt' durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut und nimm meine arme Seele in Gnaden an. Er dankte herzlich und fügte hinzu: Das wolle er gern thun, wenn der große Gott ihn nur erhören wolle. Er hats gethan, und es hat geholfen. Am folgenden Tage ging er in Frieden hinüber in die Ewigkeit.

Vor sieben Tagen wurde hier ein Freiwilliger von einem seiner Kameraden durchs Gehirn geschossen, daß er todt zur Erde sank. Ich sprach an seinem Grabe über die Worte: „Wahrlich, so wahr der Herr lebet und so wahr deine Seele lebet, es ist nur ein Schritt zwischen mir und dem Tode." Beim Nachhausegehen drängte sich ein an Händen und Füßen zitternder Hottentotte zu mir, sagend: Er wolle gern ein Wörtchen mit mir reden. Ich entgegnete ihm, er solle nur sprechen, ich werde hören. Lange Zeit konnte er keine Worte finden, doch endlich rief er aus: „Ich armer Sünder möchte gern meine Seele retten und weiß nicht, wie ich es anfangen soll! Ich suche Gottes Gnade, bin aber gewiß, hätte jener Schuß mich getroffen, meine unsterbliche Seele wäre verloren. Die Worte am Grabe meines Freundes haben mir das Herz durchschnitten und ich weiß nicht, was ich sagen soll." Ich empfahl ihm, mehr Gebetsumgang mit dem Herrn und größere Treue im Kleinen zu üben, dann werde es ihm durch Christi Blut gelingen, seiner Seelen Seligkeit gewiß zu werden.

Hüten wir uns, daß, wenn wir die Handlungen der Rebell-Hottentotten und Kaffern von Grund der Seele hassen, wir nicht auch die Seelen verwerfen, für die unser Herr Christus sein Blut vergossen hat. Möchten wir alle, die Väter und Freunde daheim und wir hier mit doppelt erbarmender Liebe zugreifen, um Oel und Wein in die Wunden dieser Irrenden zu gießen und sie in die Ruhe der ewigen Herberge zu führen.

Ob sie es uns Dank wissen werden, überlassen wir Ihm, der uns zuerst geliebet hat. Der bisher unser Werk mit Segen gekrönt hat, wird auch ferner das Werk unserer Hände fördern. Die gläubigen Kaffern von Bethel und Itemba sind unser Brief hier, welchen Jedermann lesen kann. Der Herr sei gepriesen. —

Meine alte Zuhörerschaft bei den öffentlichen Gottesdiensten hat zum größten Theil gewechselt. Die alten Krieger sind nach Hause zurückgekehrt, statt ihrer aber neue angekommen. Als ich am letzten Sonntage die Bemerkung machte, daß mehrere von den neuen Ankömmlingen nicht zur Anhörung des seligmachenden Evangeliums gekommen seien, antwortete ein Mosambiker sehr naiv: Es seien ihnen der Kugeln noch nicht genug um die Ohren gesaus't.

Vor etwa zwei Monaten sagte mir ein christlicher Freund, daß ein englischer Schneidermeister, der sein Leben in den gröbsten Sünden verbracht, todt krank liege — ob ich, da sich Niemand um ihn kümmere, ihn nicht noch vor seinem Ende besuchen wollte? Bald fand ich seine Wohnung auf und die mir wohl bekannte Riesengestalt, verwelkt gleich einem Grashalm, rang mit dem Tode — und ein liebes Weib und drei Kinder weinten um ihn her. Ich trat so leise wie möglich zu ihm, erkundigte mich nach seinem Ergehen, erinnerte ihn an eine mir früher erwiesene Wohlthat, — doch ich war ja gekommen, um eine Seele vom Tode zu retten, und mußte bald das Gespräch auf ernstere Dinge zu richten mich bemühen. Da wurde der bisher unbewegte Körper immer unruhiger. Ich sprach von dem Einen, was Noth sei und von einem Sünderheilande. Er wurde wüthend und schrie: Bezahlen Sie meine Schulden! Nach einer kleinen Pause versuchte ich wieder mit sanften Worten ihn auf den nahe bevorstehenden Tod und das Jenseits hinzuweisen. Mit einer gräßlichen Stimme — sie tönt noch in meinen Ohren — brüllte er: Gehen Sie, ich will von diesen Dingen nichts hören und kommen Sie morgen wieder. Ich: Vielleicht wäre es morgen zu spät, soll ich denn nicht heute mit Ihnen und für Sie beten? Er: Nein! Bin zu schwach, kann und will nichts hören. Alle meine Vorstellungen fruchteten nichts, ich hatte vor mir das Bild eines Menschen, in den der Satan gefahren ist. Sechs Tage hintereinander besuchte ich ihn, ohne helfen zu können. Als ich am siebenten kam, war er todt. — Besser und erfolgreicher war das Zusammentreffen mit einer anderen Seele. Ein Unteroffizier der englischen Armee, welcher einige Salatstauden in meinem Garten suchte, fand durch unsere Unterhaltung und durch Forschen in der Schrift den Herrn Jesum und mit ihm Vergebung der Sünden und Frieden des Herzens. Er fand sich nachher gedrungen, ein öffentliches Bekenntniß in der Kirche abzulegen. Der Herr bewahrte ihn in Gna-

den. Auch will ich von einem unserer alten Bethel'schen Einwohner, Hans ist sein Name, erzählen. Er war seit Jahr und Tag hier bei einem Branntweinshändler Wagentreiber gewesen. Als das Geschäft nicht mehr gehen wollte, stellte ihn der alte Brodherr in den Branntweinsladen. Mit Furcht und Zittern hatte ich ihn hier Monate lang in und vor dem Hause betrachtet, wo die Trunkenbolde Tag und Nacht herumliegen. Wo so viele gefallen, dachte ich, wird auch der junge Christ Hans wohl kaum stehen bleiben. Doch, mir bewußt, nie eine Spur von Trinklust in ihm gesehen zu haben, mußte ich endlich fragen: Was es doch sei, das ihn gegen dieses Uebel, welches ja Alt und Jung, Männer und Weiber, Gläubige und Ungläubige in so unendliches Elend gestürzt, bisher so gänzlich bewahrt habe? Er antwortete: Es sind vier Dinge, die mich bis jetzt, und wie ich hoffe, auch bis ans Ende vor diesem Uebel schützen werden, nämlich: Gottes Gnade, mein tägliches Gebet; auch hat mich gerade diese Sünde vor funfzehn Jahren zu machtvoll unter ihrer Herrschaft gehabt, und heute können mich diese Unglücklichen wohl zum Weinen, nicht aber zu ihrer Nachfolge bewegen."

Wir brechen hiermit die Mittheilungen über das Lagerleben unserer Missionare ab. Es war eine reich gesegnete Zeit, und wir können wohl behaupten, daß Alles in Allem gerechnet, diese Kriegszeit unserer Kaffermission viel mehr Nutzen als Abbruch gebracht hat.

Mit Dank gegen den Herrn für allen genossenen Schutz und für allen reich empfangenen Segen, in Begleitung seiner ganzen Gemeinde, mit einer Collekte von über 300 Thalern, die die dankbaren Soldaten zum Wiederaufbau von Liefeldt's Hause aufgebracht hatten, mit einem Reingewinn von 700 Thalern, den die Vermiethung des Stationswagens zu Kriegszwecken gebracht hatte, und mit dem Versprechen der Soldaten, beim Wiederaufbau von Bethel selbst mithelfen zu wollen, konnte Liefeldt sein Asyl zu Kingwilliamstown verlassen, und nach Hause berichten, daß er zum Wiederaufbau von Bethel keinerlei Zuschüsse von daheim bedürfe. —

39. Wiederaufbau von Bethel.

Die hartnäckige Tapferkeit, mit der die Kaffern den letzten Krieg bis zur Grenze äußerster Erschöpfung geführt hatten, machte es dem englischen Gouvernement zur Pflicht, die Friedensbedingungen so zu stellen, daß eine Erneuerung des Aufstandes nicht so leicht bewerkstelligt werden könne. Das Amatole-Gebirge und

die Kobussi-Berge, diese natürliche Festung des Ghaika-Volks, wurden demselben für immer entrissen, und um selbst für den Fall, daß sie dennoch beim Wiederausbruch des Krieges ihre alten Schlupfwinkel wieder aufsuchen sollten, gesichert zu sein, wurden Militärposten und Dörfer bis in die Mitte dieser Gebirge hinein errichtet, Döhnepost (später Stutterheim genannt) bei Bethel am Eingange, und Keiskammahoek in der Mitte des Amatolegebirges. Die Ghaika wurden 30—40 englische Meilen weiter von der Colonialgrenze placirt, zwischen sie und die Grenze das Volk der Chlambe, das im letzten Kriege zum großen Theil friedlich geblieben war, eingeschoben, und zu diesem Ende das Land des Tois, Gasäla's Sohn, größtentheils dem Sandile als Location angewiesen, und Tois anderweitig locirt. Den Ghaika wurden außerdem einzelne Landstriche mitten in Pato's Volk angewiesen, so daß der Zusammenhang der einzelnen Kaffernstämme zerrissen, und diese durcheinander gewürfelt wurden. Magomo und Sandile sollten jenseits des Kai placirt werden; da aber Chrili sich weigerte, sie anders als nur als wirkliche Unterthanen aufzunehmen, so wurde dem Sandile gestattet, in der Nähe von Itemba seinen Wohnsitz zu nehmen.

Diese Anordnungen erweckten in den Kaffern allgemeine Unzufriedenheit. Zwar sahen die Ghaika, völlig geschwächt und verarmt, sich gezwungen, die verlangten 100 Gewehre auszuliefern, aber sie machten schon jetzt keinen Hehl daraus, daß, sobald sie wieder erstarkt seien, etwa in drei Jahren, der Krieg wieder entbrennen werde. Nicht minder unzufrieden war Tois, der — wohl mit Recht — fragte, ob das der Lohn seiner den Engländern während des Krieges unverbrüchlich gehaltenen Treue sei, daß man ihm sein gutes Land nehme, und dafür ein kleineres und schlechteres ihm wieder gebe.

Desto fröhlicher machten sich die Stationsbewohner von Bethel auf, um ihre alten Wohnplätze zu beziehen. Als Bruder Liefeldt in Kingwilliamstown sie zusammenberief, um ihnen mitzutheilen, daß der Friede geschlossen sei, und sie sich bereit halten möchten, binnen drei Tagen heimzuziehen, gab es einen allgemeinen Jubel. Jeder Einzelne dankte mit einer Lobrede, und beeilte sich sodann, seine Sachen zur Reise zu beschicken. Wohlgekleidet, in europäischem Gewerbe wohl geübt, mit einem wohlerworbenen kleinen Eigenthum versehen, durch ehrbaren Wandel inmitten einer rohen Bevölkerung in der Heiligung gewachsen, freudig, nunmehr wieder zu geordneten Gemeindeverhältnissen zurückzukehren, dankbar für den während der Kriegsdrangsale genossenen Schutz zogen unsere Betheler in ihre Heimath zurück, und begannen zum Theil, ihre Häuser gleich nach europäischem Styl zu bauen. Da die Stationsbewohner von Itemba ohne ihren Schultheiß, der einst-

weilen noch in Europa weilte, nicht in ihre alten Wohnsitze zurückkehren wollten, baute auch von ihnen ein Theil sich einstweilen in Bethel an, so daß gleich nach dem Kriege die Bevölkerung von Bethel größer war, als vor demselben. Neue Zuzügler vermehrten die Zahl.

Der Gouverneur bewies der neueröffneten Station alle mögliche Gunst. Da die Anlegung eines Militärpostens in der Gegend eine Nothwendigkeit war, so bewilligte er sofort, daß derselbe nicht in Bethel selbst, sondern in einer Entfernung von etwa zehn Minuten sein Lager erhielt. „Die Truppen bleiben ein Jahr hier, sprach er, und sollte sich dann herausstellen, daß sie mehr im Wege sind, als Gutes leisten, können sie leicht fortbewegt werden!" Dann bewilligte er der Station völlige Abgabenfreiheit mit der Erlaubniß, daß jeder Stationsbewohner so viel Vieh halten dürfe, als er wolle. Den eigentlichen Stationsgrund erklärte er für Eigenthum der Berliner Missionsgesellschaft, und legte für die Stationsbewohner noch ein fruchtbares Thal an der Kumakala zu, von der Länge einer halben Meile. Unangenehm war nur die Nachbarschaft des unruhigen Sandile, und der Verlust des ungeändert wohlwollenden Häuptlings Tois. Sandile, den Räuber in der Front, Tois, seinen Todfeind im Rücken, selbst zwischen beide eingekeilt, einen Haufen verwilderter Colonialsoldaten zur Rechten, das war eben kein gemüthliches Wohnen; zumal da das Grundgebiet von Bethel nur zur Hälfte Kron-Reserve-Land war, zur anderen Hälfte einen Theil von Sandile's Location bildete. —

Bruder Liefeldt machte sich sofort ans Werk, die verwüsteten Stationsgebäude wiederherzustellen. Die Mittel dazu besaß er theils durch die in Kingwilliamstown gesammelte Collekte, theils durch die dort mittelst des Stationswagens verdiente Summe; die englischen Soldaten leisteten willig hülfreiche Hand. Er konnte die Mauern seines alten Wohnhauses dazu benutzen, es genügte, ein Dach aufzusetzen.

Zu seiner Hülfe wurde Kropf hereingerufen. Derselbe hatte in Zoar so viel Liebes erfahren, daß er sich schweren Herzens losriß von der lieben Gemeinde und von dem Bruder Prietsch. Jetzt brachten ihm die Leute so viel Liebesgaben an Erbsen, Fleisch, Früchten u. s. w., daß sein Wagen lange nicht alles fassen konnte. Ein altes Mütterchen, die weiter nichts zu schenken hatte, brachte ihm ihren Besen als Geschenk. Dazu lieferten sie unentgeltlich die Ochsenfuhre und den nöthigen Vorspann. Mit vielen Thränen wurde er verabschiedet. Beim ersten Nachtquartier an der Caledonskloof fand er alle Schulkinder und viele Erwachsene versammelt, die dem lieben Lehrer noch einmal die Hand drücken wollten, und dann bei Wachtfeuern übernachteten. 20 Mann gingen durch die Kloof vorauf, um den entsetzlich schwierigen

Weg seiner gröbsten Hemmnisse zu entledigen. Am Ende der Kloof knieten alle noch einmal nieder zum Gebet, und dann ging es weiter nach Bethel, wo die versammelte Gemeinde den ankommenden geliebten Lehrer mit Freuden begrüßte.

Eigentlich war Kropf für die neuzugründende Erziehungsschule in Bethanien bestimmt und Liefeldt durch Wuras ordinirt, damit er selbstständig die Station verwalten könne. Da aber Kropf's schwache Brust ein fortgesetztes Schulehalten verbot, gab das Comité der in einem dringenden Gesuch verfaßten Bitte der Betheler Gemeinde nach und beließ ihn in Bethel.

Als Rein von Stellenbosch aus in Bethel eintraf, sah er sich sofort von den alten Itembanern umringt, die ihn mit Fragen bestürmten: „Wo ist Schultheiß? Wann kommt er wieder? Wirst du mit uns nach der Kobussi gehen?" Rein hatte an ihrer gesammten Haltung seine volle Freude. In Bethel aber wurde der Kirchbau so energisch in Angriff genommen, daß das wiederhergestellte Gotteshaus schon am 12. Juni 1853 eingeweiht werden konnte. Am 15. Januar des folgenden Jahres konnten in demselben bereits fünf neue Täuflinge dem Leibe Christi zugefügt werden. —

40. Audienz bei Sandile und Ende von Itemba.

Wenn im Ganzen und Großen der verheerende Kafferkrieg der Mission viel mehr Förderung als Verlust eingebracht hat, so ist demselben doch ein sehr schmerzliches Opfer gefallen, — unsere Station Itemba.

Wir haben im vorigen Capitel gesehen, daß einzelne der hervorragenden Glieder der itembanischen Gemeinde zunächst mit nach Bethel gezogen waren. Andere konnten sich dazu nicht entschließen, unsere beiden Erstlinge vielmehr, Masusa und Kiwane, blieben zunächst in Kingwilliamstown, woselbst der erstere nach einigen Jahren selig im Herrn entschlief (s. o. Cap. 16), andere zerstreuten sich unter die Chlambe, sie scheuten sich, um des in der Nähe von Bethel zu errichtenden Militärpostens willen, dorthin zu ziehen, weil ja im Falle des drohenden Wiederausbruchs der Kaffernkriege die Umgegend der Militärforts am meisten den Angriffen der Feinde ausgesetzt blieb. Es war daher die einmüthige Ueberzeugung der sämmtlichen Brüder, daß das im Kriege völlig zerstörte Itemba sofort wieder aufgerichtet werden müsse, wenn nicht die ganze hoffnungsvolle Gemeinde sich zerstreuen sollte.

Und gerade in dieser Zeit war Schultheiß, die einzige zu

dieser Aufgabe geeignete Persönlichkeit, nicht nur auf der Reise nach Deutschland abwesend, sondern kehrte auch von dort krank an einem, wahrscheinlich bei den Bauarbeiten in heißer Sonnengluth gewirkten Gehirnleiden nach Africa (12. August 1854) zurück. Seine Krankheit gestattete ihm nicht, die schwierigen Arbeiten der Wiederanlegung einer Station zu übernehmen, und er benutzte die nächsten Monate dazu, um als Superintendent unserer Mission eine Rundreise durch die Stationen des Cap- und Korannalandes zu machen. Andererseits waren auch die durch den Krieg bewirkten politischen Verhältnisse der Wiederanlegung der Station sehr ungünstig. Dieselbe hatte früher unter dem Chlambehäuptling Tois gestanden, jetzt fiel sie in die dem Ghaikafürsten Sandile zugewiesene Location, und der Gouverneur bestimmte, daß der Missionar von Itemba diesen als seinen Oberherrn anzuerkennen habe. Sandile aber war den Chlambe um ihrer im letzten Kriege beobachteten Neutralität willen feindlich gesinnt, und vertrieb daher eine Anzahl von Chlambe, früheren Stationsbewohnern, aus ihren Sitzen. Es war ja unter diesen Umständen durchaus zweifelhaft, ob er die Wiedererbauung von Itemba überhaupt gestatten werde.

Endlich gab der Glaube den Ausschlag. Itemba liegt gerade in der Mitte einer sehr zahlreichen Kafferbevölkerung von Chlambe's und Ghaika's, und war deshalb als Missionsposten sehr geeignet. „Nicht zurückweichen, sondern bauen, noch zehnmal wieder bauen, dem Teufel zum Trotz und dem Herrn zur Ehre! Kriege werden jedenfalls wiederkommen; aber wir können ihnen gegenüber nichts weiter thun, als die goldene Friedenszeit um so fleißiger benutzen!" So schrieben die Brüder nach Berlin, der Beschluß, Itemba wieder aufzubauen, wurde gefaßt und von Bruder Schultheiß, als Superintendent, genehmigt. Rein sollte hingehen, und ihm die beiden mit Schultheiß herausgesandten Handwerkerbrüder Strobel und Kupfernagel zur Seite gegeben werden, während der dritte Handwerkerbruder Briest für Bethel bestimmt blieb.

Zunächst galt es nun also, die Erlaubniß des noch immer mächtigen und gefürchteten Ghaikafürsten Sandile zu erlangen. Am 18. October 1854, Nachmittags 4 Uhr langte Rein, in Begleitung der Brüder Liefeldt und Strobel auf Sandile's Platz an, und ritt, die eine Anmeldung verlangende Hofetikette durchbrechend, sofort bis in die Mitte des Platzes, wo 16—20 Geheimräthe beim Kälberkraal versammelt waren. Die Brüder wurden zum Sitzen (d. h. Niederhocken auf der feuchten Erde) genöthigt, die üblichen Fragen: „Wer seid ihr? Woher? Wohin? Was wollt ihr?" gethan und beantwortet. Dann hieß es, es sei kein Haus zur Beherbergung vorhanden; endlich fand sich

doch noch eins, eine alte löchrichte Hütte, durch deren Thür und löchrichten Wände Wind und Regen freien Eingang hatten.

Während Rein in dieser Hütte seine durchnäßten Kleider wechselte, waren Liefeldt und Strobel bereits zum Fürsten gerufen. Rein folgte ihnen in das Audienzzimmer, eine stockfinstere Hütte, in die man gebückt hineinkriechen mußte. Unsere drei Brüder saßen auf Steinen in der pechschwarzen Finsterniß, bis sie nach etlichen Minuten den Kaffer sehen konnten, der im Namen des Fürsten dieselben Kreuz- und Querfragen that, die die Brüder so eben im Kälberkraal hatten bestehen müssen.

Endlich mußte man sich wohl überzeugt haben, daß die Fremdlinge harmlose Leute seien. Eine andere Stimme ließ sich plötzlich hören und gebot, das Kohlenfeuer in der Mitte der Hütte anzublasen. Es war Sandile's Stimme, und bei dem Schein des Feuers konnten unsere Brüder nun auch den Fürsten sammt seiner Mutter Sutu erkennen, die bis dahin ungesehen die im Lichte der Eingangsöffnung sitzenden Fremdlinge hatte beobachten können.

Sandile, die wollene Decke bis über den Mund ziehend, sah die Brüder mit seinen großen Augen an: „nipete ntonina? (Was habt ihr mir mitgebracht?") — „Wir sind zu Pferde gekommen, haben also keine Sachen bei uns. Wir sind Lehrer und bringen das Wort Gottes!" — Die Unterhaltung stockte. Der Tabak der Missionare löste die Zungen.

Liefeldt: Ich habe dir vor einem Jahre versprochen, dich zu besuchen; ich will kein Lügner sein; deshalb komme ich heute.

Sandile (durch den Mund seines Sprechers): Ich freue mich deines Besuches; es thut mir nur leid, daß ich euch nicht so aufnehmen kann, wie ich möchte. Vieh habe ich nur wenig, mein Kafferkorn ist verzehrt, ich kann euch nur mit Milch bewirthen."

Nachdem Liefeldt nun sein Begehr wegen Itemba vorgebracht hatte, erwiderte der Sprecher:

„Ihr kommt also zu Sandile, um seine Erlaubniß zur Anlegung jener Station an der Kobussi einzuholen? Damit erkennt ihr an, daß Sandile der Herr dieses Landes ist, und du selbst, Rein, sein Missionar und Unterthan sein willst?" — Auf die bejahende Antwort Liefeldt's ließ Sandile den Brüdern sagen: „Morgen werdet ihr mein Wort hören!"

Nun ging die Unterhaltung auf andere Gegenstände über. Besonders wandte sich Sandile an Strobel, weil er eben aus Europa kam. „Du kommst von Jenseits, sage mir die Nachrichten von Jenseits." Er meinte den Krimkrieg, dessen Verlauf die Kaffern mit der größten Gespanntheit verfolgten, weil sie daran die Hoffnung knüpften, die Engländer werden von den

Ama-Russe geschlagen werden, und dann käme auch für die Kaffern die Zeit der Befreiung vom englischen Joch. Die Brüder mußten deshalb sehr vorsichtig mit ihren Mittheilungen sein. Sandile, einsehend, daß er sein Ziel nicht erreichte, entfernte sich; die Audienz war aufgehoben. In ihre Hütte zurückgekehrt, empfingen die Brüder bis Mitternacht zahlreiche Besuche von Kaffern, auch heilsbegierigen Seelen, denen sie das Wort Gottes verkündigen konnten.

Am andern Morgen wurden sie zu Sandile gerufen, der ihnen sein Wort mittheilen wollte. Er saß neben seiner Mutter Sutu, und neben dieser ein Geheimrath, der der Sutu etwas ins Ohr flüsterte, was diese eben so ihrem Sohne mittheilte. Dann öffnete dieser seinen Mund und sprach: „Mein Vater Ghaika hat den Lehrern die Thür zu dem Lande und Volke der Kaffern geöffnet, hat sie beschützt und ihr Werk gefördert. Ich, Sandile, will und darf nicht anders thun, als er. Ich will Gottes Wort nicht aus meinem Lande treiben, sondern freue mich, daß wieder ein Lehrer kommt. Eurem Gehen an die Kobussi steht nichts im Wege!"

Wir danken dir, König, und versichern dir, daß wir den alten Lehrern, die dein Vater aufgenommen hat, ähnlich zu leben und zu handeln bemüht sein werden. Aber wenn uns nun der Platz an der Kobussi nicht gefallen sollte, und wir finden einen anderen, der uns besser gefällt, wirst du uns den auch schenken?

„Ja; habt ihr ihn gefunden, so zeigt ihn mir nur an!"

„Ist aber auch die gegenwärtige Zeit eine geeignete zur Anlegung einer neuen Station? Haben wir Aussicht, den Frieden auf längere Zeit zu besitzen? Die Weißen wünschen sehr den Frieden!"

Sandile: „Es ist nichts als Friede im Lande!" Sutu fügte hinzu: „Der Krieg ist gestorben und begraben!"

Nun war der steifförmliche Theil der Audienz beendigt, eine ungezwungene Unterhaltung folgte. Mehrere Stimmen riefen: „Nun bist du unser Lehrer, nun werden wir dich fleißig besuchen, und Geschenke von dir erbitten!" Sandile zeigte den Brüdern seinen kleinen Sohn, den er an die Brust drückte und herzte, erzählte, wie viel Kinder er habe, und daß er einen großen Sohn (den Nachfolger in der Regierung, der von der großen Frau geboren sein muß) noch nicht besitze. Dann erhob er sich mit den Worten: „Nun laßt uns in Euer Haus gehen."

Dies war der Ehren- und Freundschaftsbesuch, den er nach der Sitte schuldig war. In der Hütte der Brüder angekommen, fiel ihm sogleich Bruder Rein's Pferdezaum in die Augen, den er erbat. Da Bruder Rein doch nicht ohne Zaum nach Hause reiten konnte, mußte der König sich mit der Trense begnügen. Sutu

erbat eine Katze, die sie hernach auch erhielt. Um den Preis also einer Katze und einer Trense war die Erlaubniß zur Wiedererbauung Itemba's erlangt.

Nun wurde sofort zum Werk geschritten, ein anderer nicht weit von den Trümmern der alten Station gelegener vortrefflich geeigneter Ort wurde gefunden, und ebenfalls von Sandile bewilligt. Als aber nach einigen Wochen die Brüder anziehen wollten, um die Stationsbauten zu beginnen, war eben die Lungenseuche ausgebrochen, und Sandile bat, noch einige Zeit zu warten, damit nicht die Krankheit in sein Land geschleppt werde. Diese Bitte war gerechtfertigt; da aber bereits alle Zurüstungen zur sofortigen Anlegung einer Station getroffen waren, und da ohnedies beschlossen war, noch eine zweite neue Station zu eröffnen, ging Bruder Rein zunächst nach unserem alten Emmaus, um dieses wieder zu erbauen. Itemba sollte demnächst an die Reihe kommen, sobald ein Bruder für diese Station vorhanden wäre.

Aber noch ehe es dazu kam, hatte die bischöflich anglikanische Kirche, die in der Mission so manchmal erndtet, wo andere gesäet haben, sich die Erlaubniß verschafft, dicht bei Itemba zu bauen. Den Protest des Bruder Rein nicht achtend, hatten die Anglikaner bald die Station St. Johns eröffnet, und mit einer Kirche versehen. Kaffern kamen so gut wie gar keine, weil sie die steife Förmlichkeit der Anglikaner nicht zu schätzen wissen. Letztere konnten nichts weiter thun, als eine Schule von circa 40 Kafferkindern eröffnen. Nach und nach fanden sich auch einige Erwachsene ein. In solchem geringen Zustande befand sich diese Station noch im Jahre 1867, als der Herausgeber dieser Geschichte jene Gegenden besuchte.

Uns aber war auf diese Weise eine hoffnungsvolle Station und mit ihr eine wichtige Thür zum Eindringen in das Ghaika-Volk verloren gegangen. Das einzige, aber schwere Opfer, das uns der letzte Kafferkrieg gekostet hat. —

Schmerzlicher freilich noch als der Verlust dieser Station war einige Zeit später der ihres Gründers, des Bruder Schultheiß. Derselbe war in Folge des Klimas an einem nervösen Kopfleiden erkrankt, das ihn zeitweise des vollen Gebrauchs seiner Gedanken beraubte. Es kamen Nachrichten über gewisse Trübungen seines innern Lebens, die das Comité zur näheren Untersuchung nöthigte. Der Thatbestand ist nie völlig aufgeklärt worden, wird auch vielleicht verschleiert bleiben bis auf den Tag, wo Alles wird offenbar werden. Die schmerzliche Folge war der Austritt des Bruder Schultheiß aus unserer Mission. Nach seiner Genesung ist derselbe Landwirth geworden, und lebt als solcher noch heute im Oranje-Freistaat.

Dritter Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Kafferlande

während der Gährungszeit bis zum Jahr 1860.

Bethel im Jahre 1867.

41. Neue Unruhen.

Wir haben bereits oben angedeutet, daß die nur durch die äußerste Noth zum Frieden gezwungenen Kaffern fest entschlossen waren, den Krieg bei nächster Gelegenheit wieder zu eröffnen.

Deshalb hielten sie bereits in der Mitte des Jahres 1853 wieder ihre geheimen Zusammenkünfte, in welche sie auch die Fingu hineinzuziehen bemüht waren, und während sie den englischen Behörden und den Missionaren gegenüber vorgaben, nur noch im Frieden leben zu wollen, planten sie schon jetzt den Krieg.

Sie waren in der That in einer bedrängten Lage. Das schöne, an fruchtbaren Weideplätzen, schattigen Waldthälern und sicheren Schlupfwinkeln reiche Amatole-Gebirge, die Heimath ihrer Väter, hatten die stolzen Ghaika ein- für allemal abtreten müssen, und waren nach dem Meere zu translocirt in Gegenden, die, wenn gut cultivirt, ihnen wohl Gelegenheit zur Viehzucht und Ackerbau darboten, aber nicht nur ein beschränktes Wohnen, sondern auch die Entbehrung ihrer idyllisch schönen Heimathsberge auferlegten. Diese konnten sie von den Rücken ihrer neuen Hügel aus mit ihren Augen sehen, sie waren von keinem neuen Ansiedler besetzt, und nur das Machtgebot des Siegers hielt sie von denselben zurück, — ein fortwährender Stachel zu Gram, Haß und Verbitterung. Die Tambukki hatten das Land des während des Krieges verstorbenen Häuptlings Mapassa eingebüßt. Dort war 1854 eine neue Stadt Queenstown gebaut, die Hauptstadt eines gleichnamigen Distrikts, der sich bald mit holländischen und englischen Ansiedlern füllte, deren Anwesenheit die Bürgschaft dafür war, daß nie wieder ein Kafferstamm dort werde ansässig werden können. Tois, Gasäla's Sohn, der den Engländern aus Klugheit unverbrüchliche Treue gehalten hatte, war nach dem Frieden aus seinen schönen wasserreichen Wohnsitzen bei Bethel und Wartburg in das dürre Land bei Kingwilliamstown translocirt, und fragte nun — und mit ihm mancher andere Stammesgenosse — ob das der Lohn sei, mit dem die Engländer Treue belohnten. Chrili, der mächtige König der Galeka, hatte in seinem freien Lande jenseits des Kai alle Gelegenheit, die

Wunden des Krieges auszuheilen, und die Mittel zur Erneuerung desselben zu beschaffen. — So häufte sich der Gährungsstoff und wartete nur auf den zündenden Funken. —

Den Engländern entging die Bewegung unter den Kaffern nicht. Der Gouverneur versammelte deshalb am 11. October 1853 die vornehmsten Häuptlinge derselben, Sandile, Magomo, Anta, Umhala und andere, um mit ihnen über die Lage des Landes zu sprechen. Sie verhehlten ihm ihre Unzufriedenheit nicht. Magomo erklärte offen, das ihnen überwiesene Land genüge ihnen nicht, sei für sie weder groß noch gut genug. Maclean, der Chlambi-Commissionar sei ein weiser Mann, der habe den Chlambi Land genug gegeben, um darauf wohnen zu können; die Ghaika hätten den letzten Krieg nur aus Mangel an Land beginnen müssen, und nun seien sie noch mehr beschränkt worden, als zuvor. Der Gouverneur entgegnete ihm, sie seien im Kriege überwunden worden, und sollten dankbar sein, daß man noch so glimpflich mit ihnen verfahren sei. Zugleich theilte er eine große Menge Spaten unter die versammelte Kaffernmasse, damit sie lernen sollten, im Frieden ihr Land zu bestellen. Der Ausgang der Versammlung war eine gegenseitige Unzufriedenheit und Verstimmung.

Die Engländer sahen ein, daß man das Land gegen einen nahe bevorstehenden Wiederausbruch des Krieges in Vertheidigungszustand setzen müsse. Der Distrikt der Amatole-Berge, zu dessen Besetzung durch Colonisten die Leute fehlten, sollte als Royal-Reserve einstweilen unbewohnt bleiben. Nur die Missionsstationen Pirie, Knappshope, Peelton, Bethel wurden in diesem Distrikt wieder aufgebaut, und Middeldrift, (später Annshaw) eine neue wesleyanische Missionsstation, auf welcher der christliche Häuptling Kamma mit seinen Leuten sich sammelte, neu angelegt. Außerdem sollten sechs Militärforts zum Schutz des Gebirges errichtet werden, das eine, Keiskammahoek, inmitten der Berge wurde sofort erbaut, und damit der Anfang zu einem freundlichen Dörfchen gemacht. Von den übrigen Forts wurde eins in der unmittelbaren Nähe von Bethel errichtet (Fort Döhne, später Stutterheim genannt), die übrigen blieben einstweilen noch unausgeführt.

Ueber alle diese Maßnahmen wuchs die Gährung unter dem Kaffernvolk. Das Heidenthum raffte all seine satanische Macht zusammen, um die nationalen Sitten und damit das Nationalbewußtsein zu kräftigen, und den Haß gegen die weißen Eindringlinge zu schüren. Zu keiner Zeit wurde die Feier der Intonjane (Mannbarerklärung der herangewachsenen Mädchen) so häufig abgehalten, als im Jahr 1855. Wir geben, um auch von dieser Seite her das Heidenthum kennen zu lernen, eine Beschreibung dieser Feier mit den Worten unseres Missionar Rein:

Die Intonjane.

„Sobald ein Mädchen erwachsen ist, werden, um sie in den Jungfrauenstand einzuführen, vom Vater des Mädchens alle jungen Mädchen, Frauen und Männer aus der Umgegend eingeladen. Nachdem am Vormittage die Kühe gemolken und die saure Milch getrunken worden, eröffnen die Mädchen den Tanz. Diese haben sich bisher bei derjenigen, um welcher willen getanzt wird, in der Hütte, aus welcher sie nicht hervorkommen darf, aufgehalten; sie treten, eine hinter der andern, aus derselben heraus, und begeben sich so in feierlicher Prozession langsam nach dem Platze oberhalb des großen Viehkraales. Jede trägt eine Assagai in der rechten Hand und ist um den Leib mit einem Messingreifen und einem rothen Tuche geschmückt. Vor dem Viehkraal angekommen, schließen sie einen Kreis, in welchem sie sich bald links, bald rechts herum bewegen, wobei sie bisweilen mit den Füßen stampfen und ihr unmelodisches „Hoha" „Hahi" erschallen lassen. Nach einer Weile schließen sich die Frauen, die, in ihre Mäntel gehüllt und den Kopf mit einem rothen Turban geschmückt, bisher an einem besondern Platz gesessen haben, den Mädchen an, stellen sich um den von diesen gebildeten Kreis auf, und stampfen und jolen mit diesen um die Wette. Ist das weibliche Geschlecht ermüdet, tritt es ab, und die Männer beginnen ihren Tanz, der in Stampfen und Hochspringen besteht, wobei sich alle Muskeln am Leibe bewegen. Am dritten Tage halten die Männer nach geschehenem Tanze des weiblichen Geschlechts ein Ochsenwettrennen. Darnach schlachtet der Vater des zur Jungfrau gewordenen Mädchens einen Ochsen, und nachdem der ganz verzehrt ist, beginnt abermals der Tanz. Daß bei diesen Belustigungen Ausschweifungen aller Art vorfallen, ist so gewiß, als die Tänze der Christen Veranlassungen zu vielen Sünden sind. Ich habe gegen dieses Treiben gezeugt, und wo ich höre, daß es an einem Sonntage stattfinden soll, da ermahne und bitte ich den, der die Belustigung anstellt, doch wenigstens diesen heiligen Tag nicht damit zu entweihen; aber wie die Erfahrung zeigt, geht ihnen der Dienst der Sünde dem Gottesdienste vor. Dieser heidnische Gebrauch wird nicht eher fallen, als bis das Volk im Großen und Ganzen das Christenthum angenommen haben wird. Das Brod des Lebens wird dann die Träber dieser Welt von selbst überflüssig machen. Die Kaffern sagen, ein Mädchen, um dessentwillen nicht getanzt und kein Ochs geschlachtet worden ist, fühle sich wie eine Verstoßene, um die einst kein Freier sich melden würde."

Da bei solchen Festlichkeiten das junge Volk von weit und breit zusammenkommt, ist es den Zauberern, den Capitänen und

ihren geheimen Räthen leicht, den Fanatismus der kriegsfähigen Mannschaft anzuschüren.

Das Jahr 1854 war noch nicht zu Ende, als das Wort: Krieg! Krieg! alle weißen Ansiedler erschreckte. Die englischen Behörden ließen allgemeine Warnungen durch das ganze Land ergehen, die öffentlichen Blätter füllten sich mit Angaben über den nahe bevorstehenden Ausbruch der Feindseligkeiten, die Farmer flüchteten ihre Habe nach Fort Peddie, unsere Missionare nach Kingwilliamstown; allgemein wurde erwartet, daß die blutigen Weihnachtstage des Jahres 1850 sich wiederholen würden. Der Herr aber sandte eine Viehseuche unter die Kaffern, die für diesmal den Ausbruch vereitelte.

Im Jahre 1855 ließen die Nachrichten vom Krimkrieg, wahre und falsche, das Feuer im Kaffervolke wieder auflodern. Gerüchte wurden ausgesprengt, das Volk der Ama-Russe, schwarz von Farbe, wie die Kaffern und ihnen stammverwandt, die auch Armringe trügen, wie die Kaffern, hätten die Engländer überwunden und seien bereits im Anzuge, um auch in Africa ihren Stammesgenossen zu helfen, und alle Engländer zu vernichten. Die Tsanusen weissagten bereits Tag und Stunde der Ankunft der Russen, und geboten schon im Anfange des Jahres 1856 einzelnen Häuptlingen, es sei nun Zeit, alles Vieh zu schlachten und den Krieg zu beginnen. Fast unter allen Kafferstämmen erhoben sich amagogo (Propheten) mit dem Ruf: „Säet nicht! Die Stoppeln werden im nächsten Jahre von selbst wieder ausschlagen und reiche Früchte bringen!" „Kauft euch Beile, macht eure Viehkraale groß, eines Tags werdet ihr sie voll von Vieh (der Engländer) finden!" „Alle Christen werden nun wieder zum Heidenthum zurückkehren. Gott ist zornig über die Weißen, denn sie haben seinen Sohn gekreuzigt; bekehrt euch nicht, damit ihr euch nicht der Sünde der Weißen theilhaftig machet!" „Die Russen mit den breiten Brüsten sind Kaffern wie wir; jetzt haben sie die Engländer besiegt, nun kommen sie auch hieher, um die Weißen zu besiegen. Dann werden wir eines Morgens Tafel an Tafel gereiht mit den köstlichsten Speisen besetzt finden; die schönsten Perlen und Zierrathe warten unser, und jeder Mann wird einen schönen Tigerkaroß (Zeichen der Häuptlingsschaft) bekommen!" „Umlanjeni, der große Prophet ist mit den alten Kafferhelden von den Todten auferstanden, und wird selbst euer Anführer sein!"

Dieses Evangelium des Fleisches brachte die Kaffernbevölkerung in eine fieberhafte Aufregung. Nur mit Mühe vermochte Sandile, der verständig genug war, um einzusehen, daß jetzt noch seine Macht zu gering sei, die anschwellenden Gewässer zurückzuhalten. Aber die Landstraßen wurden bereits wieder unsicher, Reisende ausgeplündert und ermordet, Missionsstationen ange-

fallen und beraubt, ja ein Missionar, Thomas, der 18 Jahre lang treu gearbeitet hatte, wurde von den Amaponda ermordet.

Nun wurde es hohe Zeit, um ernstliche Vorkehrungen gegen eine plötzliche Erhebung der Kaffernation zu treffen. 5000 Mann Truppen, die nach Beendigung des Krimkrieges disponibel geworden waren, wurden von Mauritius aus ins Land gezogen; aber auch im Lande selbst wurden dauernde Veranstaltungen geplant, um den Frieden zu befestigen.

Das eine Mittel war die Beschäftigung der Kaffern mit Arbeit, namentlich zu Wegebauten und Wasserleitungen; das andere Mittel war die Bevölkerung des Landes mit weißen Ansiedlern. Der Gouverneur erbat 2000 Pensionäre aus England, von denen jeder ein Häuschen und zwei Morgen Land haben sollte. Für diese erwarteten Ankömmlinge, die freilich hernach ausblieben, wurde in Kingwilliamstown ein eigenes Stadtviertel erbaut, dessen zierliche kleine weiße Häuschen mit ihren Gärtchen in schöne breite Straßen gelegt, noch heute einen freundlichen Anblick gewähren. Zum dritten wurden Commissionäre und Magistrate bei den einzelnen Häuptlingen stationirt, um die Kaffern theils zu überwachen, theils an die Oberhoheit der Weißen zu gewöhnen, und also die Macht ihrer Capitäne zu brechen. Zum vierten sollten Schulen eingerichtet werden, namentlich Industrie-Schulen, um der Civilisation der Schwarzen vorzuarbeiten.

Die Mittel waren trefflich gewählt, reichten aber nicht aus, um die Gährung zu unterdrücken.

42. Umhlakasa, der Prophet.

Da die Ghaika von dem letzten Kafferkrieg noch zu sehr geschwächt, auch zu sehr von den Engländern aus unmittelbarer Nähe überwacht waren, wurde der Heerd des Aufstandes unter die jenseits des Kai wohnenden Galeka verlegt, deren König Chrili nicht geringeren Haß gegen die Weißen athmete, als sein Vetter Sandile. Dort trat plötzlich die Tochter des Umhlakasa, eines angesehenen Galeka, im Mai 1856 mit der Nachricht auf, sie habe in einer Höhle an der Mündung des Kaiflusses die Todten gesehen, die wieder auferstanden seien. Sie erzählte die Nachricht ihrem Vater, theilte ihm aber zugleich mit, er werde die Auferstandenen selbst nicht sehen können, er habe denn zuvor ein Opfer geschlachtet und verbrannt und sich drei Tage lang im Rauche desselben gereinigt. Er that dies und ging dann hin und fand wirklich die Auferstandenen, zuweilen in ganzer Gestalt, zuweilen

mit dem Oberkörper in Nebel gehüllt. Dieselben erzählten ihm, sie seien gekommen, um den Kaffern gegen die Engländer zu helfen, brächten auch eine Menge Vieh und Böcke mit, die bereits unter der Erde brüllten und meckerten — was alles Umhjlakasa mit seinen Ohren hören konnte —; sie machten ihn zum Propheten und einzigen Vermittler zwischen sich und den Lebenden, und gäben letzteren auf, all ihr Zaubergut von sich zu werfen, und all ihr Vieh zu schlachten, weil nur unter dieser Bedingung die Todten wieder lebendig werden könnten; sie würden aber zehnmal mehr Vieh, das auch wieder lebendig werden werde, mit sich bringen."

Umhjlakasa begab sich mit seiner Botschaft zum König Chrili, der freudig erschrak und die köstliche Nachricht mittelst Boten durch das ganze Land verbreiten ließ. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich des ganzen Galeka-Volkes und dehnte sich auch auf die benachbarten Ghaika, die Tambukki und andere Stämme aus. Viele kamen, um die Auferstandenen zu sehen und das Vieh unter der Erde brüllen zu hören. Ihnen wurde bedeutet, daß dies nur einem Reinen zu Theil werde. Aber viele Reine kamen (auch der König selbst), sahen und hörten und verkündigten ihren Landsleuten das große Wunder.

Chrili selbst ging mit seinem Beispiel voran, ließ seinen durch das ganze Land hin berühmten Lieblingsrennochsen schlachten und gab damit seinem Volk die Losung zu gleichem Thun. Große Heerden Vieh sah man zum Verkauf nach Bethel, Kingwilliamstown und anderen Orten treiben; eine fette Kuh wurde für 5 shillings (1⅔ Thaler), eine Ziege für einen sixpence (5 Silbergroschen) feilgeboten. Auf den Kafferplätzen selbst wurden täglich 6—8 Stück Vieh geschlachtet. Das Fleisch aß man zuerst selbst, dann warf man es den Hunden vor, und als Menschen und Hunde sein überdrüssig geworden waren, ließ man es verfaulen. Zu einem unserer Bethel'schen Christen, der unter die Galeka ging, um sich das „Ding" anzusehen, sprachen die fanatisirten Heiden: „Als du dich bekehrtest, und wir dich abmahnen wollten, sagtest du: „Lasset mich, ich habe meinen Gott gefunden, euer Reden ist vergeblich." Heute sagen wir: „Wir haben unsern Gott gefunden, Umhjlakasa ist unser Gott, dein Reden ist vergeblich!"

Voller Jubel erzählten sie sich das Wort des Propheten, die Ama-Russe seien in ihren Schiffen bereits in der Nähe der Kai-Mündung gelandet, und haben sich mit den vom Tode erstandenen alten Kafferhelden in einer großen Höhle vereinigt. Die Beine könne man schon sehen, der übrige Leib sei noch nicht sichtbar, weil das Land noch nicht ganz gereinigt sei. Von den Vielen, die kamen, um das „Ding" zu sehen, führte er einige an einen Ort, wo sie das Brüllen des Viehs und das Klappern ihrer aneinander

stoßenden Hörner hörten. Andere wies er zurück, weil sie nicht rein seien. Am 16. August (Vollmondstag) verhieß er, werden Sonne und Mond aneinander stoßen und eine große Finsterniß entstehen; dann würde ein großer Wind kommen, um alle Weißen wegzunehmen und in das Meer zu stürzen, wie weiland die Heuschrecken Egyptens.

Der verheißene Tag kam, die Verheißung blieb aus. Umhilakasa aber weissagte ferner: Es sei noch nicht genug geschlachtet, das Land sei noch unrein, deshalb könne die Verheißung noch nicht sich erfüllen. Nicht blos die Rinder und Ziegen, sondern alles Vieh müsse geschlachtet werden, nur die Pferde und Hunde dürften leben bleiben. Das Kafferkorn müsse aus den Scheuergruben entfernt und an einen Ort gelegt werden, wo es vom Wetter und den Vögeln vernichtet werde. Wer dawider handle, solle vom Blitz getroffen werden. Niemand solle einen Spaten anrühren, um das Land zu bearbeiten; denn der Erdboden dürfe nicht beunruhigt und damit die Auferstehung der Todten behindert werden. Wer einen Spaten anrühre, werde an den Erdboden festgebannt werden. Die auferstandenen Vorfahren aber werden viel schöneres Vieh, Speise, Wagen, Kleider, Gewehre und Schießbedarf in Menge mitbringen. Die noch Lebenden würden auch sterben, aber nur, um alsbald wieder aufzuleben, und die Alten würden wieder ganz jung werden.

Sofort ging das Schlachten mit erneutem Eifer wieder vorwärts. Mancher schlachtete seine letzte Milchkuh, die einzige Nahrung für die hungernde Familie. Die Greise und Greisinnen freuten sich kindisch darauf, daß sie nächstens wieder ganz jung sein würden.

Ein Kafferhäuptling vertraute einem unserer Missionare unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit den Schlüssel des Geheimnisses: „Im Herzen des Kaffernvolkes, sprach er, liegt die Idee, der Kaffer sei der älteste, größte, erstgeborene Sohn, der hier in Südafrica seit Jahrtausenden schalten und walten konnte; er handelte aber thöricht, bat um kein Gotteswort und blieb darum dumm und arm. Sein jüngerer, weit später geborener Bruder, der Europäer, war pfiffig und erbat sich „das Wort", blieb mehr bei dem Schöpfer und wurde reich und klug. Diese Gnade und Gabe mißbraucht aber der kleine Jüngling und tritt seinen älteren Bruder unter die Füße, und bringt ihn um Land und Herrschaft. Diese Todsünde aber muß dem Gelbschnabel zum Bewußtsein gebracht werden, und dem Großen sein angeerbtes Recht verschafft werden, so bald es die Krankheit nur irgend zuläßt. Darum ewiger Krieg, bis der Schwarze groß und der Weiße klein gemacht ist!"

Wiederum verging ein verheißener Vollmondstag, ohne die

Verheißung zu bringen. Der Hunger zog hohläugig durch ganze Familien und raffte bereits seine Opfer hinweg. Aber der König Chrili selbst versicherte, er habe bei Umhjlakasa dessen früher crepirtes Pferd und sein verstorbenes Kind wieder lebendig gemacht gesehen, und eine ganz von selbst ohne Aussaat gewachsene Kornähre in der Hand gehabt. Andere haben die Verstorbenen schaarenweise zu Fuß und zu Pferde gesehen und das ungeduldige Brüllen des unter der Erde der Auferstehung harrenden Viehs gehört. — Es wurde weiter geschlachtet. Wiederum kam ein verheißener Vollmondstag und die Verheißung blieb aus.

Da prophezeite Umhjlakasa weiter, alle diejenigen, die nicht geschlachtet haben, seien Ungläubige, die mit ihrem Unglauben das Kommen der Verheißung zurückhielten. Diese seien als Feinde anzusehen, Niemand dürfe von ihnen Speise annehmen. Dies Wort bewirkte, daß viele „Gläubige", die in der Noth von den „Ungläubigen" Speise genommen hatten, sich derselben durch Brechmittel wieder entledigten, und daß auch die übrigen Häuptlinge ringsum mit Schlachten fortfuhren. Nur vier Häuptlinge, Nxiko, Anta, Kama und Tois blieben zurück, die nicht schlachteten.

Der Hunger wüthete weiter, der Moment der Verzweiflung des ganzen Volkes war bereits herangekommen. Der Ausbruch des Krieges zeigte sich durch seine Vorboten, ausgedehntere Diebereien, Mord und Plünderungen an. Es bedurfte nur der Losung zum Losbruch. — Da plötzlich kam die Nachricht, 5000 Mann Soldaten seien gelandet. Den Kaffern entsank das Herz zum Kriege. —

Schon waren sechs Hungermonate vergangen, Chrili begann zu verzweifeln. Umhjlakasa erklärte, die Todten wollten mit ihm nicht mehr sprechen. Es müsse ein Häuptling kommen. Chrili sandte einen Verwandten Nxiko, einen Enkel seines Großvaters Kauta nach Butterworth, er solle die Todten fragen. Derselbe kehrte zurück, er habe weder Todte gesehen, noch Vieh brüllen hören. —

Nun begab sich Chrili selbst mit seinem Onkel Buchu und mehreren Tausenden Galeka zum Propheten und verlangte, die Auferstehung der Todten zu sehen. „Gebt mir noch fünf Tage, antwortete der Prophet, und schlachtet alles noch übrige Vieh, und tödtet alle Greise und Greisinnen, damit sie verjüngt mit auferstehen können!" — Buchu entgegnete: „Ich habe 600 Rinder geschlachtet, ich warte nicht länger!" — „Und ich 6000, rief Chrili, meine übrigen 1000 will ich behalten!" Dabei brach er in ein lautes Weinen aus, in welches das gesammte versammelte Volk mit einstimmte. „Du bist ein Betrüger, rief Chrili dem Umhjlakasa zu, meine Feinde, die Tambukki haben dich bestochen, daß du mich verderbest!" Dennoch wagte er nicht, die Hand an

den Gefürchteten zu legen, sondern war im Begriff, in Verzweiflung sich selbst zu entleiben.

„Wartet noch bis zum nächsten Vollmond!, tröstete sie der Prophet. Geht derselbe blutroth auf, so ist dies der Auferstehungstag, dann sind die Geister gnädig, dann wird es Schießpulver regnen und Alles erfüllt werden. Die Sonne wird im Westen aufgehen und alle Todten auferstehen. Geht der Vollmond aber nicht blutroth auf, dann wartet bis zum Neumond!"

Bestürzt gingen die Massen nach Hause. Aber noch einmal erwachte der Fanatismus; abermals wurden Tausende von Vieh geschlachtet, so daß das ganze Land einem Aasfelde glich, und die Geier nicht mehr im Stande waren, alles Fleisch zu verzehren. Man schätzte, daß bis jetzt 400,000 Stück großes und kleines Vieh geschlachtet seien. Der Prophet tröstete und sprach: Die Geister sind schon unterwegs, nur die Ungläubigen halten sie noch auf. Decket eure Häuser neu, damit der Regen nicht eindringe, und der Sturm sie nicht hinwegnehme.

Acht Tage vor dem Vollmond erschien Chrili abermals beim Propheten. 18 Geheime Räthe und 5000 Mann begleiteten ihn. Die letzteren wagten nicht, dem Kraal des Propheten sich zu nahen, sie hatten nicht so geschlachtet, wie er befohlen und fürchteten sich vor dem Gefürchteten. Der König ging allein zu dem Propheten und sprach ein Langes und Breites mit ihm. Als er zurückkam, konnte man den Verdruß auf seinem Angesichte lesen. Doch erzählte er der Menge, er habe wunderbare Dinge gesehen und unter der Erde Männer reden gehört. Uebrigens habe der Prophet befohlen, nunmehr auch das letzte Vieh zu tödten, nur eine Kuh und eine Ziege dürfe jeder behalten. Das müsse zwischen jetzt und acht Tagen geschehen. Würden sie dies thun, so würde Mensch und Vieh schon am achten, sicherlich aber am neunten Tage auferstehen. Die Zeichen der Auferstehung wären, daß die Sonne erst ½8 Uhr aufgehen, alsbald blutroth werden und gleich untergehen werde. Dann werde ein ungeheurer Sturm mit Donner und Blitz kommen und eine Finsterniß eintreten.

Die Menge zerstreute sich, jeder schlachtete sein Letztes. Die Galeka triumphirten begeistert: „Nur noch acht Tage, dann werden alle Fremden, alle Missionare, alle bekehrten Kaffern vernichtet werden, unsere Helden werden wieder auferstehen, und werden uns ungeheure Reichthümer mitbringen, dann wird das Schmausen und Wohlleben kein Ende haben!" Die letzten Kornvorräthe wurden verschüttet.

Der 18. Februar kam heran. Der Vollmond ging blutroth auf. Der Jubel der Kaffern war unaussprechlich: „Ihr habt nur einen Gott im Buch," sagten die Heiden auf den Missions-Stationen zu den Christen, „unser Gott aber ist uns vor Augen

erschienen," und dabei sprengten sie allerlei Gerüchte von bereits erstandenen Todten aus. —

Der 18. Februar, als der vom Propheten bezeichnete 8. Tag, ging vorüber, wie jeder andere Tag, die Sonne ging wie sonst im Osten um 6 Uhr auf. Die Kaffern blieben den ganzen Tag in ihren Hütten, um nicht von dem Sturm mit hinweggerissen zu werden. Der Tag ging zu Ende, die Sonne zur Ruhe wie immer; nun warf sich die ganze Hoffnung des armen Volks auf den folgenden, den neunten Tag. Nie haben wohl Tausende von Augen mit solcher Erwartung dem kommenden Morgenlicht entgegen geharrt, wie am 19. Februar 1857. Es kam heran, wie immer, und mit ihm der Zeitpunkt, auf den das ganze höllische Spiel berechnet war.

Tausende und Abertausende von Wilden, durch den Hunger zur Verzweiflung getrieben, waren jetzt zu allem fähig. Die Abaxeli (Schlächter) warfen sich zunächst auf die Hütten der Amagogotya's, der Ungläubigen, welche erschreckt in die Gegenden der Weißen flohen. Ihre Hütten wurden vernichtet. Aber als die Haufen der Marodeurs nun auch in die Colonie eindrangen, da starrten ihnen die Gewehre der so eben aus der Krim angekommenen Fremdenlegion entgegen. Vor den langbärtigen Gesichtern unserer deutschen Landsleute und ihren langen Enfieldbüchsen entfiel ihnen der Muth. Sie schreckten zurück in ihr Land. Die Drohung des Gouverneurs, jeden Kaffer, der mit den Waffen in der Hand betroffen würde, über das Meer zu transportiren, raubte ihnen den letzten Muth; denn nichts fürchtet der Kaffer mehr, als das Meer.

Im Heidenlande wartete ihrer die Verzweiflung. Zwei Geheimräthe von Chrili entleibten sich, weil sie das Geschrei ihrer hungernden Kinder nicht mehr anhören konnten. Hunderte nagten an Knochen und Gras, bis sie verendeten.

Trotzdem wußte auch jetzt noch Umhjlakasa sich einige Monate in Ansehen zu erhalten. Er sagte, unter der Erde seien zwei Häuptlinge, der eine ein Sohn der großen Frau, der andere ein Sohn der rechten Hand, diese stritten sich um die Ehre, wer zuerst auferstehen solle und verzögerten damit das gehoffte Glück. Noch jetzt fand der Verführer Glauben, und während auf der einen Seite Hunderte verhungerten, wurden auf der anderen Seite die letzten Vorräthe vergeudet. Viele Abaxeli wollten nicht Gebrauch machen von dem Anerbieten des Gouverneurs, ihnen gegen Arbeit Speisen darzureichen. Sie zogen vielmehr plündernd und sengend umher, manches Menschenleben fiel als Opfer, unter anderen auch der Capitän Ohlsen von der Fremdenlegion.

Endlich war die letzte Hoffnung der armen Hungernden verschwunden. Nun waren Tausende von Kaffern bereit, mit Weib

und Kind auf die Wanderschaft zu gehen, und sich denen zu härtester Arbeit ums Brod zu verdingen, über deren nahe bevorstehenden Untergang sie vor wenigen Wochen noch jubelnd triumphirt hatten. Hungernd zogen sie aus, von den übrigen Kaffern „wandernde Knochen" genannt, kaum noch athmend kamen sie in den Dörfern der Weißen an, viele, um noch in derselben Nacht zu verenden. Viele waren zu schwach, um noch sich auf die Reise zu begeben, und erlagen auf dem eigenen Kraal dem Hungertode. Da fand man Leichen von jungen abgezehrten Männern, an denen ihre mageren Hunde nagten, todte Frauen, an deren Brüsten die noch lebenden Kinder vergeblich sogen, bis auch sie ihren Geist aufgaben, gebrechliche Greise und elternlose Kinder, welche von den noch kräftigeren Verwandten hülflos verlassen, dem sicheren Hungertode überlassen waren. Die Reste des einst so starken, wohlgenährten, jubelnden Volkes zogen fünf Monate lang einzeln und in Zügen hinaus in die Nachbarländer, mit schlotternden Knien und hohläugigten Gesichtern wie die Gespenster einherschleichend, kaum noch menschlichen Geschöpfen ähnlich. Auf dem Wege, den sie zogen, waren bald alle Lebensmittel aufgezehrt, und die sich aus dem heimischen Hungerlande errettet hatten, verfielen in der heißersehnten Fremde eben so sicher dem Hungertode. Daheim aber kreisten unzählige Geier, die vor einem halben Jahre an dem Aas der geschlachteten Rinder sich geätzt hatten, jetzt über den Leichnamen ihrer Schlächter, da keine Hände vorhanden waren, um die vom Hunger Hinweggerafften zu begraben.

Am Anfange des Jahres 1857 zählte man in Britisch-Kafferland 104,734 Seelen, acht Monate darauf 37,229. Bringt man die circa 30000 in die Colonie Geflüchteten in Abzug, so bleibt immer noch die erschreckliche Summe von 37000 Menschen, die dem Hunger und den durch ihn hervorgerufenen Krankheiten erlegen waren. Ein ungewöhnlich harter Winter, der nachfolgte, ließ von dem Rest noch wieder Hunderte in den Gebirgsschluchten ihren Tod finden. Chrili's Land war mit Gerippen bedeckt.

So hatte heidnischer Fanatismus das bewirkt, was die ganze Macht der Engländer bis dahin nicht hatte vollenden können, die Macht des Kaffernvolkes war für immer gebrochen. Die Generation, die aus diesem Elende heraus wieder erstand, reichte nicht an die Helden der Vorzeit.

Aber mit der politischen Macht war die Macht des Aberglaubens keineswegs mitgebrochen. Die neuerstehende Generation hielt eben so fest an den alten Zauberkünsten und Unsitten. Und kaum ein wenig erstarkt, kehrten sie zu dem alten Mord- und Raub-Handwerk zurück. Ja im Mai begannen etliche von Chrili's Volk das Viehschlachten von Neuem.

Welche furchtbare Macht übt Satan über seine Knechte!

Ihre Götzen, ihr Ein und Alles, ihr Vieh opferten sie den Lügen eines Schwindlers, die Schläge des Herrn fühlten sie, und wollten dennoch nicht unter die Hand des allmächtigen Gottes sich beugen, der sie heimgesucht hatte. Mit spartanischem Heldenmuth hatten sie gekämpft, mit spartanischer Aufopferung gedarbt, — ihr Herz blieb ungebrochen!

43. Stutterheim und die Fremdenlegion.

Am Sonntag den 23. März 1857 rückte das 3. Regiment der deutschen Fremdenlegion in dem kaum zehn Minuten von unserer Station Bethel gelegenen Fort Döhne ein. Die Kaffern fragten verwundert: Sind das Christen? Wissen sie nicht, daß Sonntag ist? Eine große Zahl der Leute dieses Regiments waren französisch redende Katholiken aus Belgien. Von den Deutschen kamen etliche zu unseren Missionaren und redeten sie in gebrochenem Englisch an. Wie groß war ihre Freude, als sie die Antwort in deutscher Sprache erhielten! Deutsche hatten sie hier nicht vermuthet. Gleich am nächsten Sonntage mußte unser Bruder Kropf, einer Aufforderung des Obristen folgend, den Leuten eine Predigt halten. Es war dies der Anfang, dem eine regelmäßige Sonntagspredigt Nachmittags 3 Uhr folgte. Das Musikcorps blies dazu einen deutschen Choral.

Bald spann sich ein vertrauensvolles seelsorgerisches Band an. Unter den Legionären waren manche gebildete Leute, manche Sekundaner, die für die Theologie bestimmt, durch Lust nach Abenteuern in die Fremde getrieben, dort die Träber des verlorenen Sohnes geschmeckt hatten, und in denen die geheime Sehnsucht zur Rückkehr nach dem Vaterhause geweckt werden konnte, mancher thatendurstige Held, der in der Krim goldene Berge gesucht hatte, nun aber betrübt die Flügel hängen ließ, mancher Unglückliche, der durch traurige Verhältnisse daheim genöthigt worden war, die Seinigen, vielleicht für immer zu verlassen. Diese kamen nun, hocherfreut, draußen einen deutschen Prediger zu finden und schlossen sich und ihre Herzensanliegen diesem offener auf, als sie vielleicht je im Vaterlande gethan haben würden. Daneben war aber auch viel loses Gesindel unter der Masse, welches aller Zucht und Ehrbarkeit bar, nur seinen Lüsten in der Fremde unbeobachtet und ungezügelt nachging, und für Gottes Wort weder Verständniß noch Begehr, nicht selten Spott und Feindschaft im Herzen trug. —

Unserem Bruder Kropf begegneten alle, Offiziere und Gemeine, mit großer Achtung. Die meisten der auf 300 Mann

damals zu veranschlagenden Bewohner des Fort Döhne waren aus Hannover, Braunschweig, Preußen und gehörten der lutherischen Kirche an. Der General v. Stutterheim, das Haupt und die Seele der ganzen Legion, der in Fort Döhne sein Hauptquartier aufschlug, und sich in der Nähe ein prachtvolles Schloß baute, so daß der ganze Ort Fort Döhne nach ihm den Namen Stutterheim empfing, forderte unseren Bruder Kropf auf, sich um die Stelle eines Regimentspredigers zu bewerben. Er antwortete, er könne dies nicht, weil der Gouverneur ihm schon diese Stelle angetragen und das Comité von Berlin aus die Erlaubniß zur seelsorgerischen Verpflegung der deutschen Landsleute durch unsere Missionare ertheilt habe. Er selbst schwankte noch, ob die Treue gegen den Missionsberuf ihm eine solche Zersplitterung seiner Kräfte, und ob seine ohnehin schwache Gesundheit ihm die Anstrengung der mit dem beschwerlichen Amte verbundenen Reisen gestatten würde. Auf Anrathen der übrigen Brüder entschloß er sich endlich und erhielt am 22. Juni 1857 seine Anstellung als Militärprediger bei der Legion. Dadurch wurde nicht blos der Mission die Bezahlung seines Missionargehaltes erspart, auf das er verzichtete, obschon er seine Missionarsarbeit mit großer Treue weiterführte, sondern ihm wurde auch Gelegenheit geboten, den Deutschen, die sich in einer ziemlichen Anzahl von neuentstehenden Dörfern niederließen, das Wort des Herrn zu bringen, und mit ihnen zugleich die in den Dörfern sich sammelnden Schwarzen mit dem Worte Gottes zu bedienen.

Jetzt wurde die Karte von Britisch-Kafferland mit einer Reihe deutscher Namen geziert. Zwischen Bethel und Kingwilliamstown entstanden Ohlsen, Frankfurt, Wiesbaden, Marienthal, Braunschweig; zwischen Kingwilliamstown und East London: Breidbach, Berlin, Charlottenburg, Potsdam, nahe der Seeküste Hamburg; in Kingwilliamstown selbst wurde eine zahlreiche deutsche Besatzung stationirt, und außerdem wohnten zerstreut in den Forts eine ganze Anzahl deutscher Landsleute (z. B. in Keiskammahoek, Greytown, Fort Peddie u. s. w.), welche alle Bruder Kropf auf seinen Reisen hier und dort mit den Gnadenmitteln versehen durfte, obschon zu seinem eigentlichen Sprengel nur Stutterheim, Ohlsen, Frankfurt und Braunschweig gehörten.

Kropf hatte sich eine beschwerliche und vielfach undankbare Arbeit aufgeladen; denn die weiten Reisen in dem unwirthlichen Lande waren mit vieler Anstrengung und auch Kosten und Verlusten verbunden. Dazu schien es in der ersten Zeit, als ob die Anwesenheit unserer deutschen Landsleute der Mission mehr Nachtheile als Vortheile bringen werde. Zwar bot ja die Nähe von Stutterheim unseren Bethelschen Stationsbewohnern manche Gelegenheit zur Arbeit und Verdienst, aber die zuchtlose Haltung

manches Legionärs wirkte entsittlichend auf die Masse der kafferschen Bevölkerung. So manchmal, wenn unsere christlichen Schwarzen den an sie ergehenden Versuchungen der Legionäre zum Diebstahl in der Kraft Gottes widerstanden, oder wenn sie die wüsten Gebehrden und das wüste Leben einer Anzahl dem Trunke ergebener Legionäre täglich vor Augen hatten, fragten unsere Leute, ob das diejenigen deutschen Christen seien, die jenseits des Meeres für die Bekehrung der Schwarzen beteten. Die Nähe von Stutterheim aber hielt nicht wenige der heidnischen Kaffern von einer Ansiedlung in dem sonst doch so trefflich gelegenen und reich mit Ländereien dotirten Bethel ab; denn obschon bei der noch immer andauernden Gährung unter den heidnischen Kaffern die Nähe des Forts wohl einen Zufluchtsort darbot, in welchen man beim Ausbruch der Feindseligkeiten flüchten konnte, so war doch das Fort wieder zu weit entfernt, als daß es die Heiden hätte verhindern können, beim ersten Anprall die Station niederzubrennen, zu verwüsten und auszuplündern. Und was den Schutz gegen die täglichen Diebereien der Kaffern betrifft, den man von Stutterheim aus erwarten konnte, so wandte der sich nicht selten in den Dienst um, den der Bock leisten würde, wenn er zum Kohlgärtner bestellt wäre. Unsere Missionsgärten in Bethel mit ihren ausgedehnten Obstbaumpflanzungen lockten manchen unbefiederten Vogel an. Außerdem gab es vielfach Klagen über die Grenzverletzungen der durchbrechenden Pferde. Wenn das Vieh der Legionäre in die nahegelegenen Felder der Bethel'schen einbrach, und nach Vorschrift des Gesetzes in den Pfandkraal getrieben wurde, kam es zu offenen Schlägereien zwischen den Besitzern und den beschädigten Kaffern, deren Entschädigung zumeist sehr gering ausfiel, während die von etwa durchgebrochenem Vieh der Bethel'schen von den Stutterheimern eingezogenen Strafgelder bisweilen unerschwinglich hoch angesetzt wurden, und um so mehr erbitterten, als mehrere der zu Stutterheim gelegten Ländereien früher einen Theil des Bethelschen Feldes ausgemacht hatten.

Aber aus allen diesen ungünstigen Verhältnissen wußte der Herr doch auch seinen besonderen Segen zu bereiten. Unter einem nicht geringen Theil unserer deutschen Landsleute, namentlich den Verheiratheten, denen die Sorge für die heranwachsende Kinderschaar oblag, erwuchs in der Fremde ein Verständniß für die geistlichen Gaben, die sie daheim nicht zu schätzen gewußt hatten. Ein Hauptmann Schneider errichtete in Ohlsen aus eigenen Mitteln eine Ortsschule, ein Herr von Tempsky bot eben daselbst seinen schönen großen Saal zum Gottesdienst an, den Kropf regelmäßig halten durfte. Wenn Kropf irgend wohin kam, wo Deutsche wohnten, so war seine Ankunft ein Festtag; eine große Anzahl Leute benutzten gern die Gelegenheit, einem

lange entbehrten deutschen Gottesdienst beiwohnen zu können. Schulen entstanden an den einzelnen Ortschaften, und immer standfester entwickelte sich aus den großen Massen der Legionäre hier und dort ein fester Kern von solchen heraus, die nach kirchlicher Gemeindebildung verlangten, und aus ihrer Zahl wurde manche einzelne Seele erweckt, die nach der köstlichen Perle suchen lernte und in Christo den Frieden fand durch Vergebung der Sünden.

Nachdem die wilde Aufregung unter den Kaffern ein wenig sich gelegt hatte, und das Volk im Ganzen und Großen wirklich unfähig geworden war, einen Krieg gegen die Weißen zu unternehmen, war die Anwesenheit der deutschen Legion überflüssig geworden. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, der Mohr konnte gehen. Bereits im September 1858 marschirten Hunderte von Legionären wieder ab, die sich für Indien hatten anwerben lassen. Zum 1. April 1860 wurde die Auflösung der ganzen Legion festgestellt. Am 16. März wurden den Legionären die Waffen abgenommen, am 18. März predigte Kropf zum letzten Mal der gesammten Legion über Hesek. 3, 17—19; am 25. März hielt er seine letzten Predigten, Vormittags in Greytown, Nachmittags in Frankfurt, am 31. März beschloß er seine Wirksamkeit als Militärprediger mit dem Begräbniß eines Kindes. Es war für ihn die höchste Zeit gewesen, denn die großen Anstrengungen des Doppelamts und namentlich das Predigen unter freiem Himmel, hatten seine schwache Brust so weit angegriffen, daß er schon im Juli 1859 an eine freiwillige Niederlegung seines Amts gedacht hatte.

Die Legionäre nahmen fast alle den Abschied, und zerstreuten sich als Arbeiter in die Colonie, viele gingen nach der Capstadt, die guten Lohn und Verdienst darbot. Eine nicht unbedeutende Zahl aber blieb auch in den alten Wohnsitzen, namentlich in Stutterheim, während die neuentstandene Stadt Greytown (auf halbem Wege zwischen Bethel und Wartburg gelegen) so schnell wie sie entstanden war, auch wieder verging. Im Jahr 1867 fand der Herausgeber an ihrer Stätte nur noch eine Reihe verschwindender Rasenhügel, die die Grenze der einzelnen Baustätten ausgemacht hatten. General Stutterheim, der große Schätze schnell gesammelt, aber auch eben so schnell verausgabt hatte, ging nach Deutschland zurück. Von seinem stattlichen Schloß fand der Herausgeber 1867 nur noch einen niedrigen Schutthaufen. Ein Sturmwind hatte das Zinkdach auf- und fortgerollt, Regen und Ungewitter hatten die Mauern erweicht und in die Keller fallen lassen, so daß man nach wenigen Jahren alle Phantasie zusammen nehmen mußte, um sich vorzustellen, daß dieser elende niedrige Schutthaufen noch vor kurzem der Palast eines reichen englischen Generals gewesen war.

Aber während das, was Menschen Hände erbaut hatten, eben so schnell, als es entstand, auch wieder in Staub zerfallen war, blieb das, was Gottes Wort erbaut hatte, stehen. Die Wirksamkeit unseres Bruders Kropf war nicht vergeblich gewesen. Aus den Trümmern der Legion war mancher Rest für das ewige Leben gerettet. Am 6. April, als am Charfreitag fanden sich 70, am Ostertage 140 deutsche Landsleute in der Kirche von Bethel zum Gottesdienste ein. Die kafferische Missionsgemeinde durfte unsere darbenden deutschen Landsleute zu Gaste aufnehmen und mit den ewigen Gütern speisen. Deß sei dem Herrn Lob und Preis gebracht. Wie aber aus diesen geringen Anfängen hernach noch schönere Früchte erwuchsen, davon wird uns der nächste Abschnitt berichten. —

44. Neue Gährungen.

Eine enthüllte Prophetin. Die Häuptlinge auf Robben-Island. Fingu-Wanderung.

Das entsetzliche Unglück, das die Kaffernation durch das Viehschlachten bis an den Rand des Verderbens gebracht hatte, reichte nicht aus, sie zu witzigen. Noch während ihre Landsleute in der Colonie dem Hungertode zu entgehen kaum im Stande waren, ja angesichts der unbegrabenen Gerippe in ihrer Nähe, tauchten immer wieder Seher auf, welche die Auferstehung der Kafferhelden predigten, und die Fortsetzung des Viehschlachtens geboten, und immer wieder fanden sich fanatische Heiden, welche ihnen gehorchten. Außer dem Galeka-König Chrili war es besonders der, einst unsern Missionaren so günstig gewesene Umhala, der mit ungebrochenem Trotz und einer eines besseren Ziels würdigen Energie die hoffnungslosen Wege weiter verfolgte. Die in Bezug auf die Geistererscheinungen geschehenen Wunder wurden von so vielen Augenzeugen bestätigt, daß selbst in den Berichten unserer Missionare hie und da die Vermuthung ausgesprochen wurde, es möchten neben dem bewußten Betruge doch auch wirklich satanische Kräfte entfesselt sein, die es den Zauberern, wie einst ihren Vorgängern in Egypten, möglich machten, Dinge zu verrichten, die außerhalb des Gebiets der natürlichen Kräfte und Erscheinungen lägen. Endlich gelang es den Bemühungen der englischen Behörden, das Ganze als einen ganz gemeinen, bewußten Betrug der Häuptlinge zu enthüllen, die den Plan geschmiedet hatten, das ganze Volk bis an den Rand der Verzweiflung zu bringen, um mittelst der fanatisirten, zu Allem fähigen Masse die verhaßten Weißen völlig zu vernichten.

Hören wir den Bericht, den Missionar Rein über den weiteren Verlauf der Sache eingesandt hat:

„Es geschah im vergangenen Monat October, daß die Prophetin in Mhala's Lande, ein 9jähriges Mädchen, Namens Nonkosi, nun eine elternlose Waise, in die Hände des Colonel Maclean, Chief Commissioners von Britt. Kafferland, kam. Dieser examinirte sie scharf, brachte indeß zuerst nur Folgendes aus ihr heraus: „Ich heiße Nonkosi. Mein Vater und meine Mutter sind todt, so wie auch alle meine Verwandten. Meine Mutter starb an Krankheit, aber mein Vater und die anderen Verwandten am Hunger. Mein Vater starb im vergangenen Monat. Er hatte früher viel Vieh und war ein Zauberdoctor und wurde als solcher von keinem Häuptling als von Mhala gebraucht. Meines Vaters Kraal wurde nicht viel besucht bis vor etwa 20 Monaten, als Mfundisi ihn besuchte. Seitdem kamen die Leute in großer Anzahl, um mich zu sehen. Ich spielte einst an einem in der Nähe des Mpongoflusses befindlichen Teiche und badete, als ein Mann, welcher sich Mlandscheni (Name des im Jahr 1850 aufgetretenen Propheten) nannte, sich oberhalb des Wassers zeigte. Ich wurde bange. Am folgenden Tage ging ich wieder, um ihn zu sehen. Da sprach er zu mir und sagte, daß er gekommen wäre, um die Todten aufzuerwecken und daß dies durch mich allen Häuptlingen verkündigt werden sollte. Mlandscheni hatte Gefallen an einem anderen Mädchen, welches zu jener Zeit bei mir war, indem er sagte, ich sei verschlossen und antworte nicht gehörig auf Fragen. Später jedoch sagte er, daß jenes Mädchen, welches ihm gefiele, zu entfernt von hier wohne und daß er mit mir Unterredungen zu haben wünsche wie früher. Mlandscheni sagte mir, daß er gekommen sei, um das Land in Ordnung zu bringen. Er zeigte mir sechs Kühe im Wasser, deren Köpfe oberhalb des Wassers waren; zwei derselben wurden bisweilen außerhalb des Wassers gemolken. Es wurden mir auch fünf Häuptlinge gezeigt: Chlambi, Hinza, Duschani, Ngaika und Eno. Zuena und Pehana waren die zwei Räthe, welche von Mhala gesandt worden waren, um Nachrichten von mir zu hören. Die Männer sprachen nicht persönlich mit Mlandscheni, sondern thaten durch mich ihre Wünsche kund; alle andern Häuptlinge thaten dasselbe. Ich vermittelte ihre Unterhaltung. Ich baute mir einige kleine Hütten, in welchen ich mich in regnigten Tagen aufhielt und Mlandscheni schlief bisweilen auch darin. Diese Hütten wurden verbrannt durch Feuer, das aus dem Wasser kam. Mlandscheni befahl mir, daß der schwarze Ochse Banokwe, der einzige noch übrige Ochs Mhala's, getödtet werden sollte. Die letzten Worte Mlandscheni's zu mir waren, ich sollte meinem Vater sagen, daß er alles in Ordnung bringen müsse. Mlandscheni's Kleidung be-

stand in einem Wildfellkaroß, einem Schwert und einem Sambok." Gefragt, ob sie das Feuer habe aus der Erde heraus kommen sehen? sagte sie: „Nein, sondern Mlandscheni sagte mir, das Feuer sei aus dem Wasser gekommen und daß wir vergebens die Häuser so nahe bei dem Teich bauen würden, da das Feuer die Hütten immer wieder zerstören würde." Auf die Frage, von wem sie die Nachrichten erhalten hätte, welche sie zu Mhala zu schicken gepflegt hätte, antwortete sie: „Von Mlandscheni, welcher bisweilen aus dem Wasser kam und sich zu mir auf den Grund setzte. Er sagte mir, daß er von dem unter dem Teiche sich befindenden Land käme und sagte, daß da viele Dinge wären, welche wir nicht besäßen. Eines Tages geschah es, daß ich mich in dem Lande befand, von welchem Mlandscheni sprach, ohne daß ich wußte, daß ich von der Stelle am Ufer des Teiches, wo ich stand, entrückt worden war. Da sah ich viele Kraale voll von Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen.

Ihre Hütten waren rund und sehr glatt geschmiert und sie waren voll von Korn, Brod und Zucker. Der erste Kraal, zu welchem ich kam, war Mlandscheni's. Er sagte, er würde mir nichts zu essen geben, da ihre Speise jeden von dem oberen Lande tödten würde, so lange als nicht alles Vieh geschlachtet worden sei, und daß schon ein kleines Mädchen gestorben sei, welches ihre Speise genossen habe. Als ich jenen Ort verließ, fuhr ich durch ein senkrecht gehauenes Loch aufwärts und wurde von Mlandscheni getragen. Als ich das Ende erreichte, fand ich Wasser über dieser Stelle. Ich fragte Mlandscheni, warum das Wasser nicht das Loch hinabflösse. Er sagte, es sei kein Wasser, sondern eine Art Thür, die zu ihrem Lande gehörte und sie sei von Zeug gemacht. Doch fühlte ich, daß meine Füße naß waren, als ich an die Oberfläche des Teiches gelangte."

Dies sprach Nonkosi meistens ruhig und gesammelt, mit gesenktem Haupte und auf den Boden gerichteten Augen. Colonel Maclean führte ihr nun zu Gemüthe, daß der Tod ihrer eigenen Eltern und Verwandten herbeigeführt worden sei durch das Elend, welches durch solche Betrügereien wie die ihrigen veranlaßt worden sei; daß die Häuptlinge selbst jetzt zugeben, daß Alles Betrug gewesen sei und daß, wenn sie die Wahrheit spreche, sie von Niemand etwas zu fürchten habe. Sie solle ihn jetzt fest ansehen, daß er an ihren Augen erkennen könne, ob sie die Wahrheit spreche oder nicht. Sie zögerte eine Weile, aber nach ein wenig Ermuthigung bekannte sie: „Ich glaubte diese Dinge, aber ich habe sie nicht gesehen. Es wurde mir so von Kwitschi, dem Sohne Tschatschuis, einem Manne Mhala's vorgesagt. Er sagte mir, ich sollte Jedermann verkündigen, was ich über meinen Eingang in das andere Land durch das Loch gesagt habe. Kwitschi war

meiner Mutter Bruder und der Eigenthümer des Kraales, auf welchem mein Vater wohnte. Kwitschi sprach stets mit mir allein. Er sagte mir, ich sollte Jedermann verkündigen, daß ich die oben genannten Häuptlinge habe aus dem Wasser kommen sehen; ich sollte sagen, daß Chlambe ein kleiner Mann mit einem breiten Gesichte sei, daß Duschani eine hervorstehende Stirn habe, daß Eno von heller Hautfarbe sei und Hinza einen nach vorwärts geneigten Körper habe, so wie daß alle Tigerfellkarosse trügen. Ferner: Wenn ich Jedermann diese Dinge erzählte, daß dann die Häuptlinge mir Geld geben und sehr für mich sorgen würden. Bei einer anderen Gelegenheit drohete er mir, daß, wenn ich irgend Jemanden verriethe, daß er mir das Alles vorgesagt habe, nicht blos er, sondern auch ich des Todes sein würde und daß ich es selbst meinem Vater nicht sagen sollte. Er hieß mich neben sich auf dem Grunde niedersetzen und nahm mir das Versprechen ab, es Niemandem zu verrathen, daß er mir diese Dinge zu reden geböte. Oft kam ich mit ihm allein bei dem Teiche zusammen. Er pflegte mir zu befehlen, ich solle mit mehreren Mädchen in die Nähe des Teiches gehen, sie aber in einiger Entfernung von demselben halten, daß er dasein und seinen Kopf und Hals außerhalb des Wassers zeigen würde und daß ich die Mädchen auf ihn aufmerksam machen sollte, sagend, es sei Mlandscheni. Vier Häuptlinge pflegten mich zu besuchen, Mhala, Mfundisi, Namba (ältester Sohn Magomo's) und Sandili. Kwitschi sagte mir auch, daß er unsere Hütten beim Teiche verbrannt habe, aber ich sollte sagen, das Feuer, welches sie verzehrt habe, sei aus dem Wasser gekommen. Die Häuptlinge Mhala, Namba und Sandili gaben jeder mir einen Schilling zu verschiedenen Zeiten." Hierzu macht Colonel Maclean die psychologisch sehr richtige Bemerkung, daß Kaffernkinder, indem sie aufwachsen unter Leuten, welche in engen Hütten bei einander wohnen, und indem sie beständig in nächster Nähe mit ihnen leben und sich selbst frühe überlassen werden, um für sich selbst zu sorgen, auch gelehrt werden, sich frühe nützlich zu machen, und weniger abhängig von den Eltern sind, als Kinder in civilisirten Ländern, daß solche Kinder in jeder Beziehung frühreifer sind als letztere. Ferner bemerkt er, daß Nonkosi eine kräftige gesunde Natur und daß sie weder in ihren Blicken noch Gebehrden irgend eine Hinneigung zu Epilepsie und Hysterie habe.

Hierauf erhielt der Magistrat Mhala's, Major Gawler, den Befehl vom Colonel Maclean, sich des Kwitschi zu bemächtigen, was diesem, wie wohl erst nach mehrwöchentlichem mühevollen Suchen im Norden und Süden von Brittisch Kafferland auch gelang. In der Voruntersuchung, die Gawler mit Kwitschi anstellte, machte dieser erst viele Versuche, ein offenes Geständniß

zu umgehen. Als ihm aber eröffnet wurde, daß der Plan der Häuptlinge bereits enthüllt sei und daß es von seinem Geständnisse abhinge, ob er einer harten Strafe entgehen werde oder nicht, machte er ein Bekenntniß, welches mit dem hier folgenden nachher vor Colonel Maclean gemachten wesentlich übereinstimmt. Dieses letztere lautet: „Ich wohnte früher am Mpongofluß und war dem Mhala einer seiner liebsten Geheim-Räthe. Soweit ich mich erinnere, begann die durch Mchlakasa veranlaßte Aufregung damit, daß zwei Geheim-Räthe, Xaxa und Gwala, von Chrili an Mhala gesandt worden waren mit der Nachricht, daß man Leute am Kachafluß habe auferstehen sehen und daß Chrili selbst dieselben gesehen habe. Daß ferner Mhala diese Nachricht allen anderen Häuptlingen mittheilen und ihnen sagen solle, daß sie ihren Leuten befehlen, all' ihr Vieh zu schlachten; und daß, so bald dies geschehen sei, viel mehr Todte auferstehen würden. Mhala schickte nach dem Major Gawler, daß er diese Neuigkeit höre. Major Gawler erklärte Chrili's Boten, daß das Alles Lüge sei. Eines Tages schickte Kulwana (der Vater Nonkosi's), ein Geheim-Rath des Mfundisi, nach mir. Als ich zu ihm kam, sagte er, daß sonderbare Dinge am Mpongo-Teiche gesehen worden seien und daß ich sogleich zu Mhala gehen sollte. Ich that es. Mhala sprach lange mit mir. Er sagte, ich sollte der Nonkosi gebieten, daß sie verkündige, sie habe Häuptlinge, Leute und Vieh am Teiche gesehen; die Häuptlinge sollten das Mädchen bewegen, daß sie sehr häufig rede von dem, das sie gesehen habe und den Leuten sagen, daß, wenn sie ihr Vieh getödtet hätten, viel mehr auferstehen würde, und daß ihr dieses von Mlandscheni gesagt worden sei. Die Leute wußten nicht, daß Mhala mir geboten hatte, alles, was Nonkosi verkündigt, ihr vorher zu sagen. Ich selbst habe nie geglaubt, daß Leute und Vieh auferstehen würden und habe das dem Mhala oft erklärt; aber er antwortete, daß er auch nicht darauf hoffe, es sei nur ein Plan, die Engländer aus dem Lande zu jagen und Besitz von ihrem Eigenthum zu nehmen. Mhala selbst ging oft zu Nonkosi. Er sagte ihr, sie solle nicht ermüden, dem Volke alles, was sie im Teiche sehe und höre, kund zu thun und daß sie oft dahin gehen solle. Mir befahl Mhala, der Nonkosi zu sagen, daß sie verkündige, sie habe Vieh gesehen und dasselbe brüllen gehört und auch Häuptlinge habe sie aus dem Wasser herauskommen sehen. Ferner befahl mir Mhala, ich sollte die verschiedenen Häuptlinge personificiren und das Brüllen des Viehes nachahmen. Ich ging zu dem Teiche, wie es Mhala wünschte. In den Binsen am Ufer desselben versteckte ich mich und hielt ein paar Hörner in meinen Händen, welche ich so hoch erhob, daß Nonkosi sie sehen konnte und ging also zwischen den Binsen und dabei brüllend umher. Ich tauchte

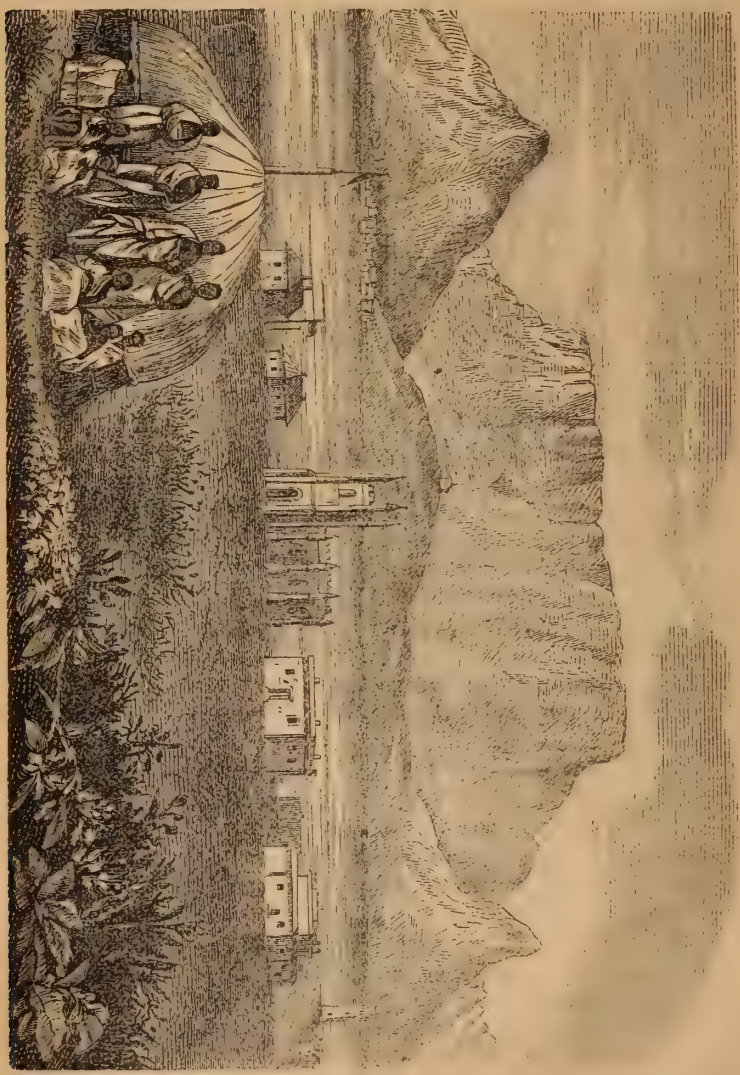
auch unter und erschien an verschiedenen Stellen über dem Wasser, wobei ich ausrief: „Wir stehen auf! Wir sind die Leute, welche gestorben sind." Wenn ich allein war, so konnte ich mich bei dem Gedanken an den Betrug, den ich am und im Teiche beging, des Lachens nicht erwehren und ich mußte oft lachend in die Worte ausbrechen: „Sind Kaffern solche Narren, um also betrogen zu werden?" Auf Mhala's Begehren habe ich die der Nonkosi gehörenden Hütten verbrannt und ihr gesagt, daß dieses durch das Feuer der Leute geschehen sei, welche auferstehen würden. Mhala sagte mir, daß seine Absicht bei all' diesem sei, daß „kein Engländer und irgend etwas den Engländern Gehöriges im Lande bleiben sollte.""

Da nach solchen Enthüllungen und den gemachten schweren Erfahrungen ein Ende der Kafferunruhen nicht abzusehen war, so lange die Häuptlinge ihre bisherige einflußreiche Stellung inmitten ihres Volkes behielten, beschloß die englische Regierung, durch einen energischen Schlag der ganzen Bewegung ein Ziel zu setzen. Die zehn angesehensten Häuptlinge sollten aufgehoben, und nach der der Capstadt gerade gegenüberliegenden durch Felsenriffe fast unzugänglich gemachten Insel Robben-Island deportirt werden zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Als Hauptanführer der Empörer galten außer dem mächtigen Galeka-König Chrili unter den Chlambe der Häuptling Pato und sein Sohn Delima, als Hauptführer der Ghaika der kriegerische höchst begabte Maqomo, Sandile's Bruder und sein Bruder Xoxo; als kleinerer, aber darum nicht minder unruhiger und gefährlicher Häuptling hatte sich Umhala hervorgethan; auch Seyolo wurde als unermüdlicher Wühler erkannt, außer ihnen wurden noch vier andere Capitäne aufgehoben, und zunächst nach Kingwilliamstown in Sicherheit gebracht.

Des Königs Chrili sich zu bemächtigen, gelang den Engländern nicht. Derselbe hatte so eben wieder das Gerücht verbreitet, die Auferstehung der Kafferhelden habe in Indien stattgefunden. Dort hätten sie sämmtliche Engländer erschlagen, nur einen hätten sie am Leben gelassen, ihm die Haare abgeschoren, und ihn in ein altes Fell gewickelt nach Kingwilliamstown geschickt, damit er Nachricht überbrächte. Der Gouverneur Grey ergriff sofort energische Maßregeln, sandte ein Detachement Truppen über den Kai, nahm dem König die Paar Hunderte des ihm übrig gebliebenen Viehs ab und zerstreute die in einzelnen Haufen gesammelten Galeka. Chrili selbst war über die Bashee geflüchtet. Besatzungen, die an die Grenze gelegt wurden, hinderten ihn, seine Leute wieder zu sammeln.

Den Häuptling Umhala besuchte Kropf in Kingwilliamstown in seinem Gefängniß. Derselbe öffnete sein Herz gegen ihn:

„Heute (sprach er) habe ich ein Neues gesehen. Ich bin nicht von der Polizei, nicht von englischen Soldaten, sondern von meinen eigenen Soldaten als Gefangener transportirt worden. Des-



Die gefangenen Kaffernhäuptlinge auf Robben-Island.

halb vertraue ich ihnen nicht mehr; ich will nicht mehr bei den Kaffern, ich will bei den Engländern bleiben!" — Er mußte es freilich, wenn er auch nicht wollte, denn einige Tage später bekam

er nebst den übrigen acht Häuptlingen freies Quartier auf Robben-Island.

Nach etwa 15 Jahren wurden die meisten Häuptlinge von dort wieder in Freiheit gesetzt, weil man sie nun für unschädlich hielt. Als der Herausgeber 1866 Robben-Island besuchte, waren von ihnen nur noch drei zurückgehalten. Den einen derselben, den an 7 Fuß langen Xoxo sprach er. Er weinte wie ein Kind, und bat um Fürsprache beim Gouvernement, weil er doch an dem ihm zur Last gelegten Pferdediebstahl wirklich unschuldig sei. Später wurden auch diese drei entlassen, Magomo aber, der neue Unruhen plante, im Jahre 1872 wieder festgemacht.

Umhala's Land wurde zum großen Theil an weiße Colonisten ausgegeben zu Farms von 1500 Morgen, die den neuen Ansiedlern mit der Bedingung geschenkt wurden, daß sie auf denselben eine Anzahl waffenfähiger Männer, und die Farms selbst in gutem Stande hielten. Eben so wurden auf dem Wege von Kingwilliamstown nach Bethel und Wartburg, ja darüber hinaus bis an den Thomasfluß große Landstrecken an weiße Ansiedler übergeben.

Doch das Alles brachte die Schwarzen nicht zur Ruhe. Bei all ihrer Ohmacht planten sie insgeheim immer neue Empörungsversuche, so daß am 15. April 1859 der Gouverneur den Befehl erlassen mußte, sämmtliche deutsche Stationen mit Forts zu besetzen und dieselben zu verproviantiren, weil die in der Cap-Colonie arbeitenden Kaffern massenhaft desertirten, — ein sicherer Vorbote des Kriegesausbruchs.

Diesmal ging die Bewegung von einem bis dahin ganz friedlichen Stamme aus, den Fingu.

Dieselben waren vor etwa 25 Jahren ihren kafferschen Drängern erlegen, als Volk zersplittert und im Jahr 1835 etwa 20000 Seelen stark in die Colonie ausgewandert. Dort erhielten sie einen großen Distrikt zwischen dem Fischfluß und dem Keiskamma, und andere kleinere Distrikte, an der Zizzikamma (Station Clarkson) und an anderen Orten. Durch das Unglück gebeugt, hatten sie energisch arbeiten gelernt, und waren zu nicht geringem Wohlstande gelangt. Ihren Wohlthätern, den Engländern, hatten sie in den Kafferkriegen treue und sehr werthvolle Hülfe geleistet.

Allein aus der absterbenden Generation war eine neue entstanden, wohlhabend, stark, der eigenen Kraft bewußt. Und als nun bei der Zunahme der weißen Bevölkerung ihnen ihre mühsam angelegten Gärten, zum Theil ohne genügenden Rechtsgrund, wieder abgenommen wurden, als ihre Viehweiden so beschränkt wurden, daß sie für die großen Heerden nicht mehr ausreichten, als sie, ohne irgend einen nachhaltigen Schutz gegen die täglich mächtiger werdenden Weißen bei ihrer bedeutenden geistigen Be-

gabung bald es durchschauten, daß auch auf sie das Wort angewendet werde: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!" — da dachten sie von fern nicht daran, so gutwillig die Früchte ihres sauren Schweißes aufzugeben. Sie waren zu einer bedeutenden Macht herangewachsen, verfügten über große Mittel und waren in der Mitte der Weißen so eingekeilt, daß sie bei einem Ausbruch des Krieges diesen überall mit Leichtigkeit den empfindlichsten Schaden beibringen konnten. Ihr Plan war bald gefaßt. Sie sandten Boten zu Moschesch, dem mächtigen Bassuto-König (Bd. I. p. 344), zu ihren Landsleuten, den Fingu, die noch zahlreich in Natal wohnten, und zu Chrili, dem unermüdlich auf Rache sinnenden. Moschesch aber antwortete ihnen, er werde nie gegen seine Verbündeten, die Engländer ziehen, Chrili, mistrauisch und schwach, antwortete, er pflege jetzt des Ackerbaues und habe keine Zeit zum Kriegführen, die Natal'schen Fingu wohnten weit weg, — so blieb denn den Fingu in der Colonie nichts übrig, als friedlich auszuwandern. Ein mächtiger Strom ergoß sich über Kafferland, viele von den geflüchteten Hungernden mitführend, und viele von den Unzufriedenen im Kafferlande in sich einverleibend, über den Kai; dort jenseits des Grenzflusses, im freien Lande hofften sie zu eigener kräftiger Nationalität wieder erstarken zu können. Da gab es eine Zeit lang eine fieberhafte Bewegung durch das ganze Kaffervolk, viele schlossen sich den Auswandernden an. Zum Ausbruch des Kriegs kam es diesmal nicht. Die Fingu jenseits der Kai aber erstarkten seitdem von Jahr zu Jahr mehr zu einem kräftigen, betriebsamen halbcivilisirten Volk, so daß bereits heute wieder in den Gedanken der Engländer der Plan reift, Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, um sie auszunutzen. Vielleicht sind sie vom Herrn dazu ausersehen, daß von ihnen eine Regeneration des Kaffervolkes ausgehen werde.

45. Die deutschen Emigranten in Kafferland.

In dem Maße als die Nationalkraft der Kaffern gebrochen wurde, und damit für sie die Hoffnung auf Erfolg und für die Weißen die Gefahr eines Kaffernaufstandes dahinschwand, in dem Maße wurde es für die englische Regierung erwünscht, an Stelle der für die Hebung des Nationalwohlstandes weniger nutzbaren, und zur Schonung des Landes entbehrlich gewordenen fremden Soldaten eine betriebsame, in sich tüchtige Bevölkerung von solideren Einwanderern zu gewinnen. Aufrufe in den öffentlichen Blättern stellten das Kafferland als ein wahres Eldorado für

fleißige Auswanderer dar, und da America bereits überfluthet zu werden begann, wurde im Jahr 1857 und 1858 der Blick der deutschen Auswanderer durch einen alten Schiffsrheder in Altona vornehmlich auf Britisch Kafferland gewandt. Es konnte einem fleißigen deutschen Handwerker ein gutes, und einem Landmann in der Capcolonie ein genügendes Auskommen versprochen werden. Aber nun warben die Agenten dieses Rheders auch für Kafferland, woselbst die Verhältnisse für einen Auswanderer ungleich ungünstiger lagen. Ihnen wurden goldene Berge vorgespiegelt, und was glaubt nicht der Glücksritter alles, der sein Glück außer Christo sucht!

Es war am 15. Juli 1858, als in Greytown die beiden ersten eingewanderten Familien in ihrem pommerschen Sonntagsstaate beim Gottesdienste sich dem Bruder Kropf präsentirten — die Männer im langen blauen Rock mit der Pelzmütze auf dem Kopf, die Frauen im schmucken reinlichen Kleide, ein jeder Erwachsene oder Kind mit der Bibel und dem Stargardter Gesangbuch unter dem Arm. Das war ein ganz anderer Anblick, als der der heimathlosen Legionäre.

Nach der Predigt hieß Kropf sie herzlich im Namen des Herrn willkommen. Die Frauen weinten bitterlich und konnten sich in ihre neue Lage nicht finden. Die Männer waren zufrieden und voll Zuversicht. Auch auf Stutterheim ließ sich eine pommersche Familie aus der Gegend von Arenswalde nieder und erzählte viel von den Pastoren Knak und Licht und den schönen Missionsfesten. Die Tochter antwortete auf die Frage, wie es ihr in Africa gefalle: „Ich bin ja nicht in Africa!" — Wo denn? — „Ich bin ja in Stutterheim."

Die Freude war von kurzer Dauer. Nach wenigen Wochen war die grenzenloseste Noth mit hohläugigem Hunger und Entbehrungen aller Art unter den Armen eingerissen. Schon auf dem Meere waren 80 Personen gestorben und feierlich in den Fluthen begraben worden, so daß in manche Familie eine schmerzliche Lücke gerissen war. Die Angekommenen waren 15 Tage lang von der Regierung verpflegt und dann sich selbst überlassen worden. Was sollte diese große Masse anfangen in dem unwirthlichen Lande?

Der Küstenstrich von Unter-Victoria gehört schon an sich nicht zu den reichsten, — und dann saßen die Kaffern bereits darin, durchaus nicht gewillt, mit Weißen ihr Land zu theilen. Theures Land, guter deutscher Appetit, leerer Beutel, theures Brod, was sollte das geben. Der Altonaer berechnete die Seereise pro Kopf mit 50 Thalern, dazu an Zehrungskosten für eine Familie von vier Menschen 160 Thaler. Sechzig Morgen Land brauchte jeder mindestens, die kosteten 200 Thaler; unter Dach mußte man doch

auch, und wer auch ein verlassenes Haus der Legionäre beziehen wollte, mußte dafür 120 Thaler bezahlen. Das machte für einen Familienvater mit einer ganz kleinen Familie die Summe von 680 Thalern Schulden, mit denen er die Wirthschaft im fremden Lande beginnen sollte, und doch war für geregelten Verdienst gar nicht einmal Aussicht vorhanden.

Um die Angekommenen nicht gar verhungern zu lassen, wurden jetzt noch Rationen an Brod und Fleisch unter sie ausgetheilt, auch Spaten und Aussaat, aber nur mit dem Bedinge, daß sie nach Jahresfrist alles wieder abbezahlen müßten. Der Acker Land wurde ihnen zu 3⅓ Thalern überlassen, Land, das theilweise keine 20 Silbergroschen werth war, und von dem sie nicht leben konnten. Und was sollten die Armen bis zur nächsten Erndte beginnen? Arbeit gab es nicht, so daß auch die Fleißigsten in bittere Noth geriethen. Sie hatten daheim geträumt, ein Paradies zu finden; jetzt konnten sie ihr Leben nicht fristen.

Am 9. September richteten sie durch Bruder Kropf an den Gouverneur die Bitte um Aussaat und Ackergeräthschaften. Derselbe ließ Bruder Kropf rufen, versprach, die Häuser der so eben für Indien angeworbenen Legionäre den Auswanderern zu überweisen. Aber was war dies Wenige unter so viele? Als Kropf vom Gouverneur zurückkam, begegnete ihm ein jammernder Deutscher. Er hatte seine Frau auf dem Schiffe verloren und stand nun mit fünf unmündigen Waisen allein. Er zeigte die schönen goldenen Prospekte vor, die den armen Leuten in Deutschland gegeben worden waren, und hatte durch die Noth zu spät die Wahrheit des Wortes gelernt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! — Nachmittags begrub Kropf das erste Kind der Einwanderer. Eins hatten diese Leute auf dem Meere verloren, ein anderes lag im Hospital mit zerbrochenem Arm und Bein, und eins sollte begraben werden. Dabei sahen sich die Leute durch den Hunger bereits genöthigt, ihre Hunde zu schlachten. Ohne Arbeit und Erwerbsquellen erhielten Viele nicht einmal die Scholle Land angewiesen, der sie doch wenigstens in Zukunft ihr saures Stückchen täglich Brod abzugewinnen hoffen konnten.

Etliche der Emigranten pilgerten nach der Capstadt zurück, wo sie Arbeit zu finden hofften, andere harrten, zu vier bis fünf Familien in einen einzigen kleinen Raum zusammengepfercht, mit Sehnsucht der nächsten Erndte. Dazu gab es so theure Zeit, daß hundert Pfund Kartoffeln mit fünfzehn Thalern verkauft wurden, und noch empfindlicher war der Hunger nach Gottes Wort, denn so wie sie daheim manchen Sonntag das liebe Gotteshaus aufzusuchen verachtet hatten, so stand ihnen jetzt keins offen, in dem sie ihre Noth dem Herrn hätten ausweinen und Trost und Hülfe suchen können. Ihre Kinder verwilderten vor ihren

Augen. Schullehrer waren nicht vorhanden, und wären sie da gewesen, so hätten sie kein Geld gehabt, sie zu besolden. Zwar stellte die englische Regierung etliche Schulmeister an, — aber ausschließlich Legionäre, und zwar in der Weise, daß sie ihnen täglich einen Shilling Zulage auszahlte — aber was das für Schulmeister gewesen sein mögen, mag man aus dem oben über die Legion Berichteten vermuthen. —

In solcher Noth und unsäglichem Elend verlebten die Leute mehr als Jahresfrist — immer noch keine Hülfe. „Hundert Thaler wollte ich schuldig sein und wieder abarbeiten, wenn ich zu Hause geblieben wäre!" sagte ein kräftiger Bursch zu einem unserer Missionare. Jetzt lernten sie das schätzen, was sie daheim gemisachtet hatten. Jetzt war der Prediger, der sich ihrer annahm, in ihren Augen wie ein Engel des Herrn; wohin unser Kropf oder Liefeldt kam, da wurden sie mit offenen Armen aufgenommen, und Viele waren begierig, das Wort Gottes zu hören.

Nach einem Jahre besuchte Kropf wieder einen Haufen der Unglücklichen. „Wie geht's, Kinder?" — „Schlecht! Aber Gott verläßt keinen Deutschen nicht! Er hat uns auf dem großen Wasser nicht verlassen, so wird er auch ferner bei uns sein!" — „Recht so!" antwortete Kropf. „Gott verläßt keinen Deutschen, aber ihr Deutschen verlaßt ihn; denn hättet ihr seinem Worte mehr getraut, als den Worten der Auswanderungsagenten, so wäret ihr nicht blindlings in euer Elend gelaufen." — „Ja, Herr Prediger," antwortete eine Frau, „wir sind leichtsinnig gewesen!" — Bereits hatten Viele ihr bischen Hab und Gut, wohinein die selige Mutter vielleicht manche Thräne verwebt hatte, um des Hungers willen verkaufen müssen. Viele vermietheten sich bei Bauern als Knechte, und lernten dort nachdenken über die Träume von Herrenleben, mit denen sie das Vaterland verlassen hatten.

Und doch war alle diese Noth eine heilsame gute Zucht, die vom Herrn kam, welcher etwas Besseres mit ihnen zuvorversehen hatte. —

Es war ein nicht unbedeutendes Stück deutschen Lebens nach Kafferland geworfen. Dem ersten Auswanderungszug, der im Januar 1858 eintraf, war bis zur Mitte 1859 mancher andere gefolgt. In Unter-Victoria waren mehrere deutsche Dorfschaften neu entstanden, theils waren die Cap. 43 bereits aufgeführten Militärdörfer neu besetzt worden. Wir fügen den dort genannten Namen noch die Namen Wooldridge, Bell, Bodiam hinzu, in welchen die Deutschen vornehmlich sich niederließen.

Die Zahl der Auswanderer in der Umgegend von Bethel stieg bald in die Hunderte und an die Tausend, — zumeist Pommern, Uckermärker, Wenden aus der Gegend von Cottbus, auch etliche Hannoveraner, Holsteiner und Hessen —; sie hatten aus

der christlichen Umgebung eines christlichen Staats manchen Schatz anererbten und, wenn auch zunächst nur äußerlich angelernten Christenthums mit hinausgenommen. Daneben waren sie vielfach gewinnsüchtig, neidisch, zanksüchtig, auf den Mammon gerichtet. Jetzt machten sie die Schule des verlorenen Sohnes durch, der in der Fremde darbte. Da ist in den Stunden bitterster Noth manches steinharte Herz weich geworden, da ist mancher mit Thränen gekommen nach geistlichem Zuspruch, und wenn eine Gelegenheit sich darbot, das liebe Gotteswort anzuhören, mit wie anderen Ohren hörten sie es jetzt! Und da war es wiederum unsere Mission, der die köstliche Aufgabe zugefallen war, diesen Hungernden das Lebensbrod zuzuschneiden. Unsere Brüder Kropf und Liefeldt haben sich es redlich sauer werden lassen. Aber ihre Arbeit war auch nicht vergeblich im Herrn, wie wir das im folgenden Abschnitt näher ausführen werden. Hier können wir nur im Voraus mittheilen, daß die Zeiten bitterster Noth vorübergingen, daß unsere fleißigen Landsleute, deren Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit selbst den stolzen Engländern Achtung abnöthigte, allmählich zu einem eigenen kleinen Besitz, und nicht wenige von ihnen zu rechtem Wohlstande sich emporgeschwungen haben, und daß aus ihrer Zahl eine Reihe deutscher evangelischer Gemeinden sich gebildet hat, neun an der Zahl.

46. Wiederaufblühen von Bethel nach dem Kriege.

Inmitten aller in den vorhergehenden Capiteln beschriebenen Wirren ließ der Herr unser kleines Bethel nicht blos wiedererstehen, sondern langsam und sicher erstarken.

Die englischen Behörden nahmen zur Missionsarbeit überhaupt, und zu unserem Bethel insonderheit eine besonders freundliche Haltung an. Sowohl der fromme Gouverneur Grey, als auch der Colonel Maclean, als auch der Kaffern-Commissionar Charles Brownlee, Sohn des alten Missionars, ein entschieden ernster christlicher Bekenner, erzeigten unseren Missionaren sowohl als der Station insgemein alle mögliche Gunst und Vorschub.

Bei einem Besuch am 14. Februar 1855 wurde der Gouverneur bei seinem Eintritt in die Kirche durch einen Gesang der Kaffern begrüßt. Sichtlich ergriffen dankte er und sprach in Bezug auf alles, was er in Bethel gesehen: „Ich bin gekommen, um euch zu sehen, ich freue mich, einen Blumengarten in der Wüste gefunden zu haben!“ Dann prüfte er selbst die Kinder im Lesen, und gab seiner großen Zufriedenheit auch darin einen thatsächlichen Ausdruck, daß er die Ländereien der Station erwei-

terte, und auf Regierungskosten durch heidnische Kaffern eine Wasserleitung erbauen ließ, deren Arbeiter täglich zur Morgenandacht sich einfinden mußten. Auch versprach er einen Zuschuß von 1000 Pfund Sterling zur Anlegung einer Industrieschule; denn Bethel hielt er für ganz geeignet, um zu einer Normal-Missionsstation erhoben zu werden. Deshalb gestattete er auch der Station den Vorzug, daß Kaffern aus allen Stämmen sich dort ansiedeln durften, und daß alle Bewohner genöthigt wurden, sich den christlichen Platzgesetzen zu unterwerfen. Die Eröffnung der Industrieschule, für welche in den Brüdern Briest, Kupfernagel und Strobel die erforderlichen Lehrkräfte vorhanden waren, scheiterte indeß an dem Mangel an lernbereiten Kafferkindern. Der Commissionar Brownlee unterstützte die Arbeiten der Missionare so ernstlich, daß er jeden zu Regierungs-Arbeiten gedungenen heidnischen Arbeiter, der nicht Sonntags die Kirche in Bethel besuchte, am Montag ablöhnte. Der Colonel Maclean erließ, in lobender Erwägung dessen, daß unsere Berliner Brüder dem Gouvernement nie Schwierigkeiten bereitet hätten, ihnen den Eingangszoll für alle aus Deutschland gesandten Güter. Denjenigen Kaffern, die auf Bethel Häuser nach europäischem Muster bauen würden, verhieß der englische Commissionar unter dem 16. Januar 1860 Befreiung von den üblichen Abgaben.

So blühte Bethel äußerlich immer mehr auf. Die Nähe von Stutterheim bot Gelegenheit zu reichlichem Verdienst, ein europäisches Häuslein nach dem andern erstand. Als im Jahr 1855 eine furchtbare Lungenseuche fast alles Vieh hinweggerafft hatte, so daß unsere Brüder aus Mangel an Transportmitteln eine Zeit lang ganz wie abgeschnitten von der Welt leben mußten, bot schon im nächsten Jahre die kaffersche Thorheit der Viehschlächterei reichliche Gelegenheit dar, die entstandenen Lücken um ein Billiges zu ergänzen. Zu Weihnachten 1856 nöthigte der drohende Kriegesausbruch die Brüder, alle ihre Habe nach Kingwilliamstown zu flüchten, aber die Gefahr wurde durch des Herrn Hand gnädig abgewandt. Im Jahr 1858 bedrohte die deutsche Einwanderung eine Zeit lang das Bestehen der Station, indem der Gedanke auftauchte, das Land von Bethel an die Weißen zu vergeben. Allein auch diese Gefahr wurde durch die Gunst der englischen Behörden abgewandt, welche der Station nicht blos den Besitz von 3000 Morgen Landes an der Cenju bestätigten, sondern auch den Gesammt-Grundbesitz derselben auf 6000 Morgen des schönsten Landes erhöhten. Das Land wurde zwar nicht unbeschränktes Eigenthum der Station, derselben aber für so lange zugesichert, als auf ihr Missionsarbeit betrieben würde. Das Wanderfieber der Fingu, welches mehreren anderen Stationen Hunderte von Bewohnern kostete, entzog uns in Bethel nur eine

einzige Familie, so daß die Bevölkerung im Jahr 1859 auf 175 Seelen gewachsen war. Zeitweilig hatte sich die Einwohnerzahl nach dem Viehschlachten bis auf 300 Seelen gesteigert. Bethel erfreute sich aber einer solchen Gunst von Seiten der englischen Behörden, daß als 1860 Prinz Alfred Kafferland bereiste, er in Bethel Station machte, und beim Schulzen Bunge einkehrend, auf das Huldreichste sich aussprach.

Die am 6. September 1854 erfolgte Ankunft der Handwerkerbrüder Strobel, Briest und Kupfernagel trug nicht wenig dazu bei, der Station ein freundliches Ansehen zu geben. Sie halfen nicht blos beim Ausbau der Häuser der Missionare und der Kirche, sondern pflanzten auch eine stattliche Baumallee und errichteten einen schönen stillen friedlichen Gottesacker, zu welchem sich alle Ostermontage mit Sonnenaufgang die Stationsbewohner begeben, um über den Todten den Jubelruf „Christ ist erstanden" miteinander zu singen. Die Stationsbewohner hatten auf das Bereitwilligste dazu die Arbeit geleistet, so wie andererseits unsere Handwerkerbrüder ihnen Weisung und Hülfe leisteten zur Erbauung ihrer europäischen Häuser.

In die also durch des Herrn Gnade zusammengebrachte Menge unsterblicher Seelen trugen die Missionare den Sauerteig des Wortes. Alle Morgen rief die Stationsglocke die Bewohner zur Andacht. Am Sonnabend Abend wurde ein Vorbereitungs-Gottesdienst gehalten, am Sonntag um 9 Uhr holländisch, um 11 Uhr kafferisch gepredigt, der Nachmittag wurde durch eine Sonntagsschule und eine Wiederholung der Predigt ausgefüllt. In der Woche wurden Sprechstunden für die heilsbegierigen Schwarzen angesetzt, und die Missionsbetstunden des ersten Montags-Abends im Monat erweiterten sich zu wirklichen Missionsstunden, in welchen Mittheilungen über den Missionseifer in Deutschland zur Anregung des Missionssinnes der schwarzen Gemeinde benutzt wurden. Die Schwarzen betheiligten sich sehr lebhaft an diesen Gottesdiensten, und zwar außer den Stationsbewohnern viele Durchreisende, so wie die Hottentotten-Dragoner des nahe gelegenen Stutterheim, die Arbeitskaffern in der Nähe und die Dienstkaffern der Deutschen. Die Kirche war meistens zum Erdrücken angefüllt, so daß die gedrängt an der Erde sitzenden Hörer kein Winkelchen unbesetzt ließen.

Die Kinderschule wurde zuerst von Bruder Liefeldt, dann von einem sehr begabten Fingu Petrus Masiko regelmäßig gehalten. Einmal fragte Bruder Liefeldt in der Schule die Kinder, was sie wohl wünschen würden, wenn sie etwas sehr Großes wünschen dürften. Sie wünschten freilich zum Theil ganz wunderliche Dinge. Etliche Kinder aber antworteten: „Ich würde zuerst mir Vergebung der Sünden wünschen, zum zweiten Kraft und Gnade

zu einem neuen Wandel und zum dritten: Was zum Bestehen auf der Erde nöthig ist." Der Unterricht der Taufbegehrenden wurde sehr sorgfältig ertheilt, und Niemand zur Taufe gelassen, an dem nicht Erkenntniß seiner Sünden, aufrichtige Buße und ernstes Begehren nach dem Heil in Christo erkennbar hervorgetreten war.

An manchem der zur Taufe sich Meldenden hatten die Brüder ihre rechte große Freude. Man liebte es in jener Zeit, den Neugetauften den Namen von hervorragenden Missionsfreunden aus der Heimath zu ertheilen. So wurde am 12. Januar 1854 ein Carl Straube, ein Gustav Knak, ein Julius Mühlmann, eine Mathilde Göschel, eine Marie Schlieffen, am zweiten Weihnachtstag eine Therese Hengstenberg, eine Maria Snethlage, eine Mathilde Knak, eine Bertha Straube und ein Moritz Goerke getauft. Von den Zeugnissen eines inneren Lebens, die sie ablegten, werden uns einzelne erfreuliche Züge mitgetheilt.

Als Gustav Knak (früher Wena) beim Verkauf von Butter einen Schilling zu viel erhalten hatte, und den Eigenthümer des Geldes nicht kannte, ließ er sich von den Missionaren einen Brief geben, worin dies geschrieben stand, und ging damit zwei Stunden weit und ruhte nicht eher, bis er den Schilling seinem rechten Herrn wieder zugestellt hatte. Früher lebte er als wilder Kaffer jenseits des Kaiflusses. Sein Vater hatte das Wort Gottes von einem umherwandernden getauften Kaffer gehört und in sein Herz aufgenommen. Bei seinem Tode ermahnte er seine Kinder, nicht nach Kaffern-Weise, sondern nach Gottes Wort zu leben. Er selbst starb ungetauft, aber Wena merkte sich des Vaters Wort. Als sein Kind an einer ansteckenden Krankheit darniederlag, wollten die Kafferndoktoren an demselben ihre Kunst beweisen. Wena aber brachte Frau und Kind nach Bethel zu seinen Verwandten, die ihm sagten, er solle zu Gott beten, dann würde das Kind gesund werden. Da er nun nach seiner Rückkehr selbst erkrankte, ließ er auch jetzt nicht die Zauberdoktoren an sich heran, sondern ging nach Bethel. Unterwegs nahm seine Krankheit so zu, daß er für todt da lag, und seine Freunde bereits seine Bestattung beriethen. Darüber kam er zu sich, richtete sich auf, und ließ sich nach Hause zurücktragen. Kaum ein wenig gestärkt, machte er sich wieder auf nach Bethel, und kam daselbst sehr krank an. Aber er betete zum Herrn, und siehe, derselbe ließ ihn und sein Kind genesen. Nun lernte er den ihm bis dahin unbekannten Gott kennen, und übergab sich ihm nach empfangenem Unterricht in der Taufe zum heiligen Eigenthum. Sein einziger Schmerz war, daß sich seine Frau immer noch nicht zum Herrn wenden wollte. Aber der Herr erhörte auch hier sein

Gebet. Seine Frau meldete sich zum Taufunterricht. Nun sprach er: „Früher war ich wegen meiner Frau betrübt, jetzt freue ich mich. Wenn ich sie früher in der Nacht zum Gebet aufweckte, wollte sie nicht aufstehen, jetzt aber steht sie von selber auf, und weckt mich zum Gebet. Eine Betrübniß habe ich noch, und das ist die, daß noch so viele meiner Freunde in Finsterniß wandeln!" Die große Freude, Unotas getauft zu sehen, hatte er bereits am folgenden zweiten Weihnachtstag. Dieselbe empfing den Namen Mathilde.

Julius Mühlmann (früher Xaxa) war der Sohn eines Getauften von Itemba. Aber er ließ sich trotzdem, und trotz der Warnung des Bruders Schultheiß beschneiden. Während die Jünglinge dabei jubelten und tanzten, erschreckte sie der Herr durch ein Erdbeben. Darüber bebte auch Xaxa's Herz und gedachte des Wortes seines Lehrers; aber die lustige Gesellschaft verwischte bald den empfangenen Eindruck. Erst in East London, wohin er unseren kranken Bruder Winter begleitete, wurde er wieder unruhig und begann zu beten. Später brach er in einer scherzhaften Rauferei das Schlüsselbein und beschädigte sich den linken Arm so, daß er das Lager hüten mußte. Hier stellte ihm der heilige Geist die Menge seiner Sünden vor. Er lernte den Sündentilger kennen, und er gab sich ihm in der heiligen Taufe zum völligen Eigenthum. Von der Stunde an wurde er, so wie er früher schon ein geschickter, fleißiger, brauchbarer Arbeiter gewesen war, nun ein aufmerksamer Zuhörer und gehorsamer Thäter des Wortes, und legte durch seinen Wandel Zeugniß davon ab, daß es in die Tiefe gegangen war.

Mathilde Göschel (früher Noma) wurde bei der Taufe ihrer Schwester Lydia kräftig vom Wort Gottes ergriffen, erkaltete aber wieder. In den Nöthen des Krieges gedachte sie daran, daß sie eine Waise sei und einen Vater haben müsse, der bei ihr bleibe und für ihre Seele sorge. Diesen hat sie in der heiligen Taufe gefunden. Sie wurde die Frau des getauften treuen Nathanael.

Marie Schlieffen war eine ältliche Frau aus den Amaponda-Kaffern. Auch sie wurde durch die Nöthe des Krieges auf den Herrn geführt, den sie mit Ernst suchte, bis sie ihn in der heiligen Taufe fand. Nicht lange darauf wurde sie krank, und es war bald zu erkennen, daß die Krankheit zum Tode war. Sie aber fürchtete den Tod nicht, sondern freute sich auf ihres Leibes Erlösung. Sie sprach: „Ich werde die Erde verlassen, aber ich halte fest an Gottes Wort, und meine Augen schauen auf Jesum, meinen Heiland." Am stillen Freitag 1855 empfing sie das heilige Abendmahl. Am folgenden Sonnabend sprach sie: „Mein Weg ist gut, aber nicht der meiner Kinder. Ich dachte, Kat's (ihres erwachsenen Sohnes) Kopf werde gut werden (er werde

sich besinnen), aber er ist noch hart. Ich fürchte den Tod nicht, ich bete zu dem, der mich erlöset hat, und bete auch für meine Kinder." Am ersten Ostertage, während die Gemeinde zur Auferstehungspredigt versammelt war, ging sie heim zu dem auferstandenen Siegesfürsten.

Auf diese Weise wurde von Zeit zu Zeit ein Häuflein heilsbegieriger Seelen dem Herrn zugeführt. Bei ihrer Unterweisung, so wie bei der öffentlichen Lehrthätigkeit war der getaufte Schulze Bunge die rechte Hand des Lehrers, und hatte daher auch die Freude, zwei seiner Schwestern und eine Anzahl anderer Verwandten in den Kraal Christi durch die Taufe aufgenommen zu sehen. Im Jahr 1859 war die Zahl der Getauften auf 59 Seelen herangewachsen.

Es war nicht zu erwarten, daß sämmtliche Getaufte ohne Anfechtung auf dem schmalen Wege verblieben. Manche fielen, etliche so tief, daß sie zeitweilig aus der Gemeinde ausgeschlossen werden mußten. An Manchem derselben konnten die Brüder die Freude des Vaters am Wiederkommen des verlorenen Sohnes erleben. Andere blieben verstockt und sanken immer tiefer, so daß sie eine rechte Plage der Gemeinde wurden. Deshalb war die Freude der Brüder über die Lebensregungen in einem Neubekehrten zwar groß, aber völlig wurde sie erst, wenn derselbe durch einen seligen Tod aller Anfechtung und Gefahr — auch der des Rückfalles — entgangen war. Von beiden Freuden wollen wir Etliches mittheilen.

Zu den Freuden an den Lebenden rechnen wir, daß eine Anzahl erweckter Gemeindeglieder, der Schulze Um-Bunge an der Spitze, nicht blos sonnabendlich auf die benachbarten Kraale ausgingen, um die Heiden zum Sonntagsgottesdienst einzuladen, sondern auch mit kräftigem Zeugniß selbst sie zu dem Eintritt in das Reich Gottes nöthigten; daß ferner die freiwilligen, beim heiligen Abendmahl, beim Erndtedankfest, bei den Missionsstunden und den Missionsfesten dargebrachten Gaben für die Erbauung des Reiches Gottes sich in erkennbarer Weise steigerten, so daß z. B. die Missionsstunden-Collekten der kleinen Gemeinde 1855 die Höhe von 30 Thalern erreichten, daß bei der Epiphanien-Taufe 1858 28 Thaler gesammelt wurden, und daß im Jahr 1859 die Zahl sämmtlicher eingegangenen Liebesgaben auf die beträchtliche Höhe von 137 Thalern stieg —, welche Summe nur der zu würdigen versteht, der den angeborenen zähen Geiz der Kaffern kennt. Hier hatte wirklich der Geist Gottes einen Sieg erlangt.

Selten wird Jemand über einen niedergetretenen Gartenzaun solche Freude gehabt haben, wie unsere Brüder, die näher nach-

forschend, gewahr wurden, daß die gemachte Lücke ein Weg war zu einem Binsengebüsch im Garten, welches eine Anzahl frommer Beter zum stillen Gebetsplätzlein sich ersehen hatten, während Andere ihre Gebetsstätten am Fluß sich suchten, dessen Ufer von den Morgen- und Abendgebeten wiederhallten. Denn anders als laut betet nicht leicht ein Schwarzer.

Selbst die Viehschlächterei der durch Umhjlakasa betrogenen Heiden mußte unseren Brüdern ein Grund zur seligen Freude werden. Denn nicht blos hatten von der Masse der in Folge des Schlachtens aus ihrer Heimath gewanderten Kaffern in Bethel viele den Herrn suchen gelernt, sondern die Getauften selbst konnten ausziehen in die Umgegend, um gegen den Lügenpropheten, so lange er noch in Ansehen war, zu zeugen, — und als ihr Zeugniß zurückgewiesen war, für die armen Betrogenen zu beten, und als er enthüllt war, aus dem Munde der Heiden das Bekenntniß zu vernehmen: „Nun sehen wir, daß Gottes Wort Wahrheit ist" — und: „Wäre Gottes Wort nicht zu uns gekommen, und hätte uns erleuchtet, wir würden ebenfalls dem Lügner geglaubt haben, und wie die Kaffern, die ihr Vieh geschlachtet haben, in unser Elend gerannt sein."

Eine rechte Freude hatten unsere Brüder an einer jungen Taufcandidatin. Ihre Eltern waren fanatische Anhänger Umhjlakasa's, und holten sie von Bethel fort, damit sie nicht bei der erwarteten Auferstehung unterginge. Sie erklärte ihnen rundweg, sie wolle mit Umhjlakasa nichts zu thun haben, sie wolle nach Bethel zurück. Man riß ihr die Kleider vom Leibe, schor ihre Haare, rieb sie mit rother Erde ein, rief ihre Freunde zusammen, veranstaltete Tanzvergnügen —; aber alles half nichts. Bei Nacht und Nebel nahm sie ihr Kind auf den Rücken und eilte mehrere Stunden weit nach Bethel. Und als am nächsten Tage ihr Vater und ihre Brüder, mit Spießen bewaffnet, sie zurückholen wollten, erklärte sie auf das Bestimmteste, sie bleibe bei Gottes Wort. Und der Herr hat ihre Treue reichlich ihr gelohnt.

Fünf Kinder der Betheler Schule waren ausgegangen, um Pilze zu suchen. Ein Gewitter zog herauf, und zwanzig Schritt weit von ihnen fuhr der Blitz in den Erdboden. Die Kinder waren betäubt niedergestreckt. Als sie von ihrer Betäubung erwachten, war das erste Wort des einen: „Nun kommt und lasset uns niederknien zum Gebet, daß wir dem Herrn danken für seine gnädige Bewahrung!"

Zu der Abendmahlsfeier meldeten sich die einzelnen Communicanten beim Missionar, theils um von sich aus ihre geheimen Herzensangelegenheiten aufzudecken, theils um Mahnung und Trost vom Missionar zu empfangen, so weit dieser sie für nöthig erachtete. Bei dieser Gelegenheit löst sich die Zunge und öffnet sich das Herz, und es kommen bisweilen schöne Zeugnisse an den Tag, von dem, was ungesehen im Innern schlummert.

Am 18. Mai 1860 war wieder ein solcher Sprechtag.

Da sprach Ncoko: „Nicht die großen, sondern die kleinen irdischen Dinge halten mich auf in der Nachfolge meines Herrn, und machen mich so kalt gegen meinen Herrn und Heiland!"

Seine alte Mutter sprach: „Die Hunde riechen und spüren, bis sie etwas gefunden haben, und wäre es auch etwas Schmutziges; wir aber wollen nicht spüren, da wir doch Angenehmes und Himmlisches finden können."

Gustav Knak, der erst kürzlich von einem Unglücksfall (Verlust des einen Auges) sich erholt hatte, sprach: „Als ich mein Auge verlor, da bekam ich solch Rucken und Zucken im Leibe, daß ich dachte, ich würde sterben. Da lernte ich das Wort des Herrn verstehen: Der Herr wird kommen plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht. Weil ich mich versöhnt wußte durch Jesum Christum, so hatte ich keine Furcht zu sterben; ich hatte nur den einen Wunsch, inmitten der Gemeinde zu sterben. Doch der Herr hat mich lassen wieder aufstehen, und nun bitte ich ihn um das Eine, um lebendigen Glauben, der, wie ich gestern gehört habe, die Hand ist, um die Seligkeit damit zu ergreifen."

Johannes war einer der Zurückgefallenen. Er war nach der Küste hin entlaufen. Aber der Geist des Herrn faßte ihn und zwang ihn, wieder zurückzukehren nach Bethel. Sein Erstes war, daß er zu allen Männern der Gemeinde umherging und sie um Vergebung bat wegen des gegebenen Aergernisses. Nun kam er auch zu Bruder Kropf und bekannte unter Thränen seine Sünde und bat um Zulassung zum heiligen Abendmahl. Er erzählte, da er fortgelaufen, sei seine Seele ganz umnachtet gewesen. Aber in Port Elisabeth angekommen, habe ihn immer das eine Wort erschreckt, das ihm Bruder Kropf kurz vor seinem Weggange ins Herz geworfen hatte: „Betrübe deinen Heiland nicht!" Er habe sofort umkehren gewollt, aber wegen der ausgebrochenen Pocken nicht gekonnt. So ist er in Port Elisabeth geblieben und hat dort einen stillen Wandel geführt. Jetzt war Freude bei den Engeln Gottes über einen Sünder, der aufrichtig Buße thut.

Diesen Früchten des heiligen Geistes an Lebenden fügen wir den Bericht hinzu über etliche selige Sterbebetten. Wer ausharrt

bis ans Ende, der wird gekrönt, und es ist für den Missionar ein köstlich Ding, etliche geborgen zu wissen, von denen man, so weit Menschenaugen sehen können, mit Sicherheit getrost sagen kann: Diese Seele ist bei ihrem Heiland. Wir geben die nachfolgenden Mittheilungen zum Theil mit den Worten unseres Missionars.

„Eine Hottentottenfrau,

welche zehn volle Jahre das Wort Gottes hier gehört, war wohl arm, aber nicht im Geiste. Auf unsere Frage, wann sie sich zu dem guten Hirten und Bischof der Seelen bekehren werde, hatte sie stets nur die eine Antwort: „Nie und nimmer!" Endlich mußte sie doch zu ihrer und unser aller Freude ein Schmerzenslohn des Gekreuzigten werden. Sie sparte, wie so Viele, die Buße, bis daß sie krank wurde, und nun trat Verzweiflung an der Gnade Gottes ein. Statt des „Nie und nimmer" wurde ihre Antwort auf unsere Bitten längere Zeit wohl eine andere, aber keine bessere, nämlich die: „Zu spät, für immer zu spät!" Durch fortgesetzten Besuch unsererseits und durch die mit vielen Thränen gesprochenen Versicherungen, daß ja der Heiligste dieser Erde nimmermehr durch seine Werke selig werde, sondern allein durch Gottes Gnade und Christi Blut die Hoffnung des ewigen Lebens haben könne; daß aber diese Gnade auch für sie bereitet und genügend sei, gelang es dem guten Geist, das trotzige und verzagte Herz zum freudigen Glauben zu bringen. Das eiskalte Herz wurde plötzlich zu einer solchen Freuden- und Friedensflamme, desgleichen wir hier gesehen zu haben, uns kaum erinnern können. Sie empfing noch in der eilften Stunde das Sakrament der heiligen Taufe, und mit diesem die Versicherung: „Deine Sünden sind dir vergeben, gehe hin in Frieden." Sie ist nicht mehr hienieden, predigt aber fort und fort in unserem Herzen: „Sei getrost und verzage auch an dem ältesten und verhärtetsten Heidenherzen nicht!"

Nene,

ein Sterbender, lag still und sprachlos auf seinem Sterbelager. Nur ab und zu öffnete er seine Lippen und sprach leise: „Herr, sei bei mir, daß ich sei bei dir!" So ist er selig eingeschlafen.

Der alte Simeon

hatte ein schmerzliches Krankenlager. Das Fleisch verfaulte ihm am Leibe. Er aber sprach: „Meine Seele ist frisch und wohl!" Fragte man ihn: Wohin gehst du?, so antwortete er: „In den Himmel zu meinem Heiland!" Am 30. October 1854 hat ers erreicht. Er wurde das erste Saatkorn auf dem neuen Gottesacker. —

Kaatje Anna Schepers

war schon seit Jahren mit dem Worte Gottes bekannt, und durch dasselbe hatte sie sich mehr und mehr als Sünderin und den Heiland als den einzigen Retter kennen gelernt. Aber bei all dieser Erkenntniß konnte sie sich dennoch nicht entschließen, sich ganz ihrem Heilande zu ergeben. Sie fürchtete sich, wie sie sagte, daß sie das Gelöbniß, welches sie in der Taufe abzulegen habe, nicht halten werde, wie sie an manchen Getauften wahrnehme. Der Herr warf sie aufs Krankenlager. Die Auszehrung erreichte einen so hohen Grad, daß sie nicht mehr aufstehen konnte. Der Leib verging, aber ihre Seele suchte der Herr bei Tag und Nacht zum Leben zu bringen. Doch auch jetzt noch fühlte sie sich zu unwürdig, um auch nur das Verlangen nach der heiligen Taufe aussprechen zu dürfen, bis sie endlich, bewogen durch einen Traum, in dem sie auf den Lehrer hingewiesen worden war, sich ganz dem Heilande ergab. „Meiner Krankheit nach hätte ich schon längst müssen todt sein, aber der Herr hat mich nicht wollen sterben lassen, damit ich noch dieser großen Gnade (der heiligen Taufe) theilhaftig würde." Und nach Erfüllung dieser ihrer Bitte freute sie sich auf ihrem Schmerzenslager ihres Heilandes, der sich ihrer angenommen hat, und hoffte zu Ihm, daß Er sie bald von allem Uebel erlösen und ihr aushelfen werde zu Seinem himmlischen Reiche.

Als sie in ihrer letzten Krankheit gefragt wurde, ob ihr jetzt wohler sei und ob sie Ruhe habe — sie hatte vor ihrer Taufe viel über Unruhe geklagt — antwortete sie: „Ja, früher war ich unruhig, weil ich wys, d. i. selbstweise war und Alles besser wissen wollte, als andere Leute, jetzt aber denke ich an nichts mehr, als in meinem Herrn zu ruhen, auch fühle ich meinen Leibesschmerz nicht mehr, denn der Herr hat mir vergeben und dadurch geholfen. Kurz vor ihrem Tode reichte sie Schwester Kropf die Hand und sagte: Jouffrouw, grüße Mynheer und sage ihm, daß ich los bin von der Welt und nun nach nichts mehr frage; und zu einer andern Frau sagte sie: Sage Mynheer, der Herr hat mir vergeben und mich angenommen, nun schlafe ich getrost ein in des Herrn Namen. Als sie hierauf gefragt wurde, ob sie sich ganz dem Herrn ergeben hätte, antwortete sie mit lauter Stimme: Ja, bat einen anwesenden Bruder, für sie zu bitten, bat dann alle Anwesenden um Vergebung und ging heim in Frieden. Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Carl Straube

(früher Manhle), der Schwager von Gustav Knak, „kam im Jahr 1849 als wilder Kaffer zu uns, um hier beim Wiederaufbau der Station Arbeit zu finden. Freilich ahnte er damals nicht, daß der

heilige Geist ihn gerade hier Arbeit suchen ließ, um in seinem Herzen eine Arbeit zu beginnen, von der er jetzt schon den seligsten Gewinn hatte. Er arbeitete still und fleißig, besuchte auch gern die Morgengottesdienste, womit wir jeden Tag beginnen, und wozu wir auch die von außerhalb kommenden Arbeiter anhalten. Als er eines Tages den Morgengottesdienst versäumt hatte, und ihm dies als Sünde vorgehalten wurde, konnte er es nicht begreifen und kam nun zum Nachdenken über sich selber. „Gottes Wort machte mich jetzt sehr unruhig," sagte er. Nach etwa drei Monaten hatten wir keine Arbeit mehr für ihn; er begab sich nach der kleinen Stadt Alice, und wurde Hirte bei einem Engländer, der am Säuferwahnsinn starb. Dieser fürchterliche Tod machte gewaltigen Eindruck auf sein Herz, er kehrte zu seinen Verwandten (jenseits der Kai) zurück. „Hier konnte ich es nicht lange aushalten, ich war krank und wußte doch nicht, was mir fehlte, mein Hals war wie zugeschnürt, ich konnte nicht sprechen und nicht essen, ich konnte nur weinen und verlangte zurück nach Bethel." Hier angekommen, fand er auch einen Dienst als Hirte bei Bruder Kropf, in dem er bis kurz vor dem Ausbruche des Krieges verblieb und sich treu bewies. Zugleich machte er seines Herzens Verlangen kund, in den Dienst dessen zu treten, von dem er gehört hatte, daß Er den Sündern ihre Last, also auch ihm seine Last und Unruhe abnähme. Der Krieg unterbrach den Taufunterricht. Während des Krieges verheirathete er sich mit einem zur wesleyanischen Gemeinde gehörenden Mädchen, das ihn unter Gottes Beistand in der Erkenntniß seiner selbst und des Heiles in Christo förderte. Auf sein dringendes Verlangen wurde der Taufunterricht bei unserer Ankunft hier wieder begonnen. Er war fleißig und besitzt eine ziemliche Kenntniß der Heilslehren. Jetzt lernt er auch noch lesen, um selber aus dem Lebensbrunnen schöpfen zu können. Mit ihm wurde zugleich sein kleines Kind getauft. Nach menschlicher Berechnung wird sein Leben wohl nicht lange währen, da er die Anlage zur Schwindsucht hat. Er weiß das auch und freut sich auf seinen Heimgang."

Ein Jahr später lesen wir:

„Zu dieser himmlischen Heimath hat der Herr unsern lieben Mitpilger Carl Straube abberufen. Schon in seinen gesunden Tagen hatte er die Gewißheit empfangen, daß er nicht mehr lange leben würde. Er sprach mit Freudigkeit von seinem Tode und freute sich wie ein Kind auf die zukünftige Herrlichkeit. Ein schwerer Lungenhusten stellte sich ein (veranlaßt, wie er sagte, durch einen Schlag mit einem Knüppel, den er in seiner Jugend erhalten hatte). Auch bei den heftigsten Schmerzen kam kein Murren über seine Lippen. Als ihm die Nachricht von dem Tode

der Schwester Schultheiß mitgetheilt wurde, sagte er: „Ich wünschte, ich könnte auch sogleich abscheiden. Ich bekümmere mich nicht mehr um diese Erde mit ihren Sorgen. Meine Seele verlangt nach dem Himmel, denn ich glaube an meinen Heiland Jesum Christum." Kurz vor seinem Tode hatte er noch eine schwere Anfechtung zu bestehen. Er wollte in der Nacht einen Mann, einen Zauberdoctor bei sich gesehen haben, der ihn zu tödten gekommen wäre. Doch schenkte der Herr ihm bald wieder den Frieden seines Herzens und nahm ihn endlich auf in die ewigen Friedenshütten.

Martha Ncoko

ging am 24. Mai 1858 heim, ein sechszehnjähriges Mägdlein. Während ihrer langen Auszehrungskrankheit hat sie wenig mit Menschen gesprochen, aber desto mehr mit ihrem lieben Herrn. Das Neue Testament hatte sie stets bei sich und stärkte daraus ihre Seele. Am letzten Tage vor ihrem Abscheiden sagte sie: Ich begehre nach Hause zu gehen zu meinem Herrn und Heiland, und ich hoffe auf seine Gnade; und der Heiland erhörte bald ihr Gebet. Sie ist das siebente Kind, das ihre Eltern haben müssen in die Erde zur Ruhe legen. Der Herr allein und sein theures Wort tröste sie!

Wenn wir im Vorigen einige Lichtblicke aus dem Missionsleben in Bethel hervorgehoben haben, so müssen wir uns vor dem Irrthum hüten, als sei auf Bethel alles licht und helle gewesen, so wie manche heimische Christen das Leben der Neubekehrten und den kirchlichen Sinn auf den Stationen zu einem phantastisch schönen, aber unwahren Bilde idealisiren. Freilich müssen wir ja wohl auch zugeben, daß es in Deutschland wenige Gemeinden giebt, die sich, was treuen Besuch des Gottesdienstes, Aufbringung persönlicher Gaben und Opfer, einzelne Bekehrungsbeispiele betrifft, auch nur mit den minder lebendigen unserer Missionsstationen messen könnten. Das liegt in der Natur der Sache. In unsere Gemeinden werden die Glieder hinein geboren, in die Heidengemeinden werden nur Bekehrte aufgenommen, und wo auch der größere Theil der Getauften in größeren Missionsstationen ebenfalls aus neugebornen Kindern besteht, da gehen doch neben den Kindertaufen beständig Taufen Erwachsener mit allem mächtig Anregenden eines Bekenntnisses aus der Bekehrung heraus zur Seite. Auch haben unsere Gemeinden in den sie umgebenden Scheusalen des Heidenthums allzeit einen kräftigen Antrieb zu heiligem Wandel.

Aber diesen scharfen Lichtseiten stehen auch eben so scharfe

Schattenlinien entgegen. Die jungen Christen haben zumeist eine in Sünden und Schanden der gröbsten Art vergeudete Jugendzeit, ja oft ein ganzes Leben voller Sünden und Schanden hinter sich. Das kann in Christo Vergebung finden, aber die Erinnerung früherer Sündengreuel wacht in unbewachten Stunden auch wieder auf; die umwohnenden Heiden sind zum Theil die nächsten Freunde und Verwandte, mit denen doch nicht aller Verkehr ohne weiteres abgebrochen werden darf. Wie leicht hat, namentlich wo ein Christ meint, sicher zu sein, Satan seine Schlinge ihm bereits wieder über den Kopf geworfen, und die eben noch so hoch begnadigte Seele thut einen tiefen Fall. In solchen Fällen wird dann freilich strenge Kirchenzucht geübt, die auch meistentheils die gesegnete Folge aufrichtiger Buße mit sich führt. Aber es kommen doch auch Fälle vor, wo der Abgefallene sich wirklich verstockt, und dann wird er ärger als die Heiden.

Was wir eben von Einzelnen gesagt haben, das gilt auch von den allgemeinen kirchlichen und sittlichen Zuständen der neugewonnenen Gemeinden, auch von der zu Bethel. Es war fast nicht möglich, die als Kinder getauften Knaben von der Beschneidungsfeierlichkeit der Heiden zurückzuhalten. Sobald sie das männliche Alter erreichen, wollen sie auch Männer sein, und als solche werden sie unter den Kaffern nur dann geachtet, wenn sie sie sich haben beschneiden lassen. Ab und zu bildeten sich sogar Genossenschaften christlicher Jünglinge, die sich unter einander verbanden, diese Sitte nicht mitzumachen; aber kam Zeit und Gelegenheit heran, so gingen sie dennoch zur Beschneidung. Sie wurden von ihren Eltern und von den Missionaren in strenge Zucht genommen, sogar körperlich gezüchtigt, mit Hunger und Ausschließung bestraft. Sie selbst thaten oft mit Thränen Buße, aber die nachfolgende Generation ließ sich dennoch wieder beschneiden und nur vereinzelt waren die Fälle, wo ein Jüngling charakterfest genug war, den Herrn auch hier zu bekennen durch gänzliche Zurückweisung der von der Nationalsitte verlangten Feier.

Bei den kleineren Kindern giebt es entsetzlich viel Schmutz und Unzucht in Worten, Gebehrden und Thaten. Der Verkehr mit heidnischen Kindern, der unvermeidlich ist, steckt eben an, und den Eltern, selbst den Getauften, geht meistens diejenige christlich ernste elterliche Autorität und Gewissenhaftigkeit ab, die über die geistliche Lebensentwicklung der von Gott ihnen Anvertrauten sorgsam erziehend wacht. Sie sind eben selbst ohne Zucht aufgewachsen und können erst durch langjähriges Wandeln im Licht lernen, was christlicher Eltern Pflicht ist.

Bei den Erwachsenen, auch den Getauften, will der alte heidnische Aberglaube, ja selbst die Zaubereisünde, immer noch nicht völlig weichen. In Bethel erschreckte im Jahre 1859 ein Pavian

Monate lang die ganze Einwohnerschaft. Natürlich war es ein verzauberter. Bald dieser, bald jener wollte ihn gesehen haben, oft machte sich die ganze Einwohnerschaft bei Nacht oder Tag hinter ihn her, und fand dann — den Hund eines Kaffern, oder ein Kalb des Missionars. Wenn Kranke sterben, so muß es durch Zauberei geschehen sein, oder der Ort ungesund sein, und in einzelnen Fällen läßt sich auch ein christlich Gemeindeglied verführen, beim Zauberdoktor, der ja eben doch auch Doktor ist und Heilkräuter anwendet, Hülfe zu suchen. —

Jetzt, nachdem die Kaffern mit den Europäern in nähere Berührung des täglichen Verkehrs kommen, nahmen sie auch von diesen nur allzuleicht die bösen Auswüchse der After-Civilisation an. An die Stelle des Götzen Vieh, trat der Götze Geld, der ja noch dazu den Vorzug hat, daß er nicht an der Lungenseuche sterben kann. An die Stelle des Kafferbiers trat der Branntwein, und auch bei christlichen Leuten galt eine Taufe oder Trauung ohne Kaffee und Zucker kaum für voll. Den Engländern wollte man es gern gleich thun, und manche suchten in der Taufe nicht so sehr die Christianisirung als die Anglisirung des Volks.

Neben diesen durch die Natur des alten Adam, der ja in der Taufe nicht mit einem Mal ersäuft ist, sondern hernach auch noch in täglicher Reue und Buße ersäuft werden soll, bedingten schwierigen Gemeindezuständen bestand das Heidenthum in seiner vollen Macht fort, und zwar also, daß Tausende von Heiden auf das winzige Häuflein der Christen mit Verachtung herabsahen. Dort galt es auch Sturm zu laufen, und mitten hineinzubrechen in die Festung. Von einem solchen Sturmlauf hören wir den Bericht des Bruder Kropf.

Eine Predigt unter Tanzenden.

Als wir uns auf unseren Kraalbesuchen in der Mitte des rohesten und wildesten Heidentanzes befanden, da fühlten wir wohl, daß wir vor dem Bollwerke der Unterwelt angekommen seien. Hier tanzen die wohlgebauten Jünglinge, wie die Mädchen, mit der Kriegswaffe in der Hand, wild durcheinander hin. Dort stehen die jungen Weiber in schnurgrader Linie und machen ein Getön, das nur zu lebendig an das Gestöhn der Verlornen erinnert. Da, in einiger Entfernung, sitzt ein Häuflein bejahrter Frauen und Greisinnen traulich beisammen, und das alte Mütterchen lobt mit rechter Behaglichkeit die zierlichen Bewegungen der ganz nackt tanzenden Tochter. Fünfzig Schritte zur Rechten sitzen die Männer, und auf den Gesichtern liest man einen Ernst, als sollten lauter Orakelsprüche unser Ohr beanspruchen. Doch Alles, was kommt, ist, wie es die Langeweile eben mit sich bringt, höchstens

ein ernster Tadel des greisen Vaters, dem die Verbeugungen des Sohnes nicht vollkommen genügten. Uns dringt ein irgend Etwas, aber der Mund ist wie verschlossen. Jener Gestrafte hatte eben ein neues „muß" in unser Herz geschoben; wir sollen auch hier Zeugen des Auferstandenen sein; aber ach, wie viel leichter wäre das Schweigen! Fleisch und Blut reden darein, und nur ein Gebet nach Oben giebt uns Muth, den Tadelnden, Lobenden, Sängern und Tanzenden Ruhe zu gebieten. Sofort herrscht tiefe Stille, und wir sagen Alles, was wir glauben sagen zu müssen. Den Kopf hat es bei diesem tollen Tanze uns nicht gekostet, sondern man hörte uns im Gegentheil in aller Ruhe und mit allem Ernste zu. So haben wir im Namen des Herrn gepflanzt; möge der heilige Geist in Gnaden begießen." — —

In dieser Weise haben unsere Brüder die Waffen geistlicher Ritterschaft gegen die Bollwerke des Satans gebraucht. Sie haben ihm ein Stück nach dem andern von seiner Beute entrissen. Die Zahl der Getauften mehrte sich, noch mehr die Zahl der nach Gott Fragenden, noch mehr die Zahl der Kirchenbesucher. Das kleine Kirchlein war bereits längst viel zu klein geworden, der Bau eines neuen mußte in Angriff genommen werden.

Die Gemeinde war herzlich bereit, mit Hand anzulegen durch Arbeiten und Gaben, wie gewöhnlich die Aermeren den Reicheren weitaus zuvorkommend; denn der Mammon klebt nur allzufest an den Händen der Reichen, und das Wort des Herrn Jesus: „Es ist leichter, daß ein Cameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme" ist bei den reichen geizigen Kaffern genau eben so kräftig, wie bei so vielen reichen geizigen Bauern in Deutschland, die in ihren Missionsgaben so weit hinter den Beiträgen der Tagelöhner und Wittwen zurückbleiben. Item aber, durch das Zusammenkommen der reichen Gaben der Armen und der geringen Gaben der knausernden und die größeren Gaben der frommen Reichen wurde endlich das Material zur neuen Kirche beschafft. Die Gemeinde, die sonst gewohnt gewesen war, mit allen kirchlichen Bedürfnissen durch die Liebe der deutschen Missionsgemeinde versorgt zu werden, sollte nun einmal zeigen, daß sie auch ohne Unterstützung von Außen her selbst ihre Kirche bauen könne.

Da haben sämmtliche Leute, Gemeindeglieder und Heiden, Männer und Weiber ihre Handreichung mit Lust und Liebe gethan. Die Männer machten Backsteine, fällten das Holz, schnitten Dachstroh und verrichteten alle nöthigen Hand- und Spanndienste, wie sie täglich erfordert wurden. Das Mauern, Zimmern, Dachdecken mußte natürlich Bruder Briest verrichten, wobei ich (Kropf) ihm getreulich Handlangerdienste leistete, damit unser Kirchlein fest und dauerhaft gebaut würde. Als wir nun den Wunsch

äußerten, des bessern Aussehens wegen Binsenmatten unter das Dachstroh zu legen, waren die Hände der Weiber und Mädchen sogleich bereit und in kurzer Zeit erhielten wir mehr als wir brauchten. Den Fußboden von Lehm mußten die Frauen auch stampfen und glätten. Da hättet ihr sehen und hören sollen, mit welcher Lust sie das thaten und wie sie dabei aus vollem Herzen sangen: Ein Nam ist mir ins Herz geschrieben! so daß uns die Thränen in die Augen traten und wir bekennen mußten: Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen.

Am 4. September 1859 wurde die neue Kirche gerichtet. Das eiserne Kreuz auf der Spitze war von einem Legionär geschenkt, und durch Bruder Briest mit einem Kranz geschmückt; die Kirche ist rund, das Dach mit Stroh gedeckt, mit Baviaanstau zusammen genäht in mühsamer Arbeit.

Am 16. October wurde sie eingeweiht. Ein schöner Kronleuchter mit 16 Lichtern gewährte die Erleuchtung zu den Abendgottesdiensten. Kanzel und Altar waren würdig, letzterer mit Crucifix und Leuchtern geschmückt; die Bänke laufen im Halbkreis herum, die Kirche ist bis zur Spitze 24 Fuß hoch, hell und luftig und faßt viele Leute. Nach dem Gesange: „Macht die Thore weit!" predigte Bruder Rein aus Wartburg über 1 Petri 2, 5., die Gemeinde sang: „Ein feste Burg ist unser Gott," und auch die zahlreichen Deutschen, die zum Fest herangekommen waren, erhielten ihren Theil am Segen. Sie und die umwohnenden Engländer hatten eine solche Freude an dem schönen neuen Kirchlein, daß sie lieber in ihm, als in ihren Häusern ihre Kinder taufen lassen wollten. — Schon am nächsten Sonntage belehrte die gedrängte Zuhörerschaft unsern Bruder Kropf zu seinem Schrecken sowohl, als zu seiner Freude, daß auch die neue Kirche zu klein sei, und der Plan zu einer noch viel größeren wurde schon damals gefaßt. Es war damit nichts verloren, denn da aus Mangel an einem eigenen Schulgebäude in diesem runden Kirchlein zugleich auch Schule gehalten werden mußte, konnte dasselbe später ausschließlich als Schullokal dienen.

Sechs Tage später (21. October) war das neue Kirchlein Zeuge von einem neuen improvisirten Fest. Eine Sendung von Bibeln und neuen Testamenten in kafferscher Uebersetzung war angekommen. Da gab es einen lebhaften Wettstreit, wer der Glückliche sein werde, der ein Exemplar erlangen könne. Das neue Testament kostete 15 Silbergroschen; das alte 6 Thaler. Eltern und Kinder drangen bis in das Innere des Hauses, um nur ein Exemplar zu erlangen, die Armen bettelten um die Gunst, es auf Borg oder um den ermäßigten Preis von 2⅔ Thalern zu bekommen. Wer dann in den glücklichen Besitz eines Exemplars gelangt war, der hob das köstliche Buch strahlenden

Angesichts hoch empor, und freute sich königlich, mancher sprang deckenhoch. — Da erfüllte sich das Wort des Propheten Amos: (8, 11.) „Denn siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr Herr, daß ich einen Hunger in das Land schicken werde, nicht einen Hunger nach Brod, oder Durst nach Wasser, sondern nach dem Wort des Herrn zu hören!"

47. Anlegung der Station Wartburg.

Als im December 1854 Bruder Rein mit einem Ochsenwagen voll Bauholz bei den Ruinen von Itemba angekommen war, um dieselben wieder zu erbauen, wurde ihm durch die Kaffern zwar gestattet, das Bauholz abzuladen, aber nicht, die Ochsen auszuspannen, denn es war Lungenseuche, und Rein mußte daher sofort mit seinem Gespann umkehren und in Bethel vier Wochen lang Quarantaine halten. Am Ende der vier Wochen fielen wirklich drei Ochsen aus seinem Gespann. An ein Gehen nach Itemba war also für jetzt nicht zu denken.

Da er nun mit Schmerzen des schönen Bauholzes gedachte, das dort in der Nässe verfaulte, da kam ihm unser altes Emmaus in Erinnerung, das jetzt gerade neun Jahre wüste gelegen hatte, und war doch das Land wie ausgesucht zu einer Missionsstation, fruchtbare Gärten, gute süße Weide, Bauholz in nächster Nähe, gute Gelegenheit zur Wasserleitung, und was das Beste war, in 15—20 Kraalen an 6—800 Kaffern in der unmittelbaren Umgebung der Station. Er erbat und erhielt daher mit Leichtigkeit von Sandile, in dessen Location auch noch Emmaus lag, die Erlaubniß, die neue Station dort zu errichten, der Commissionar Herr Brownlee versprach, die Station außerdem mit einem Stück Viehweide zu versehen. Auch der kleinere Häuptling Kuse, der der nächste „Beschützer" der Station werden sollte, zeigte sich geneigt; seine Bedenken wegen der Viehseuche erledigten sich von selbst dadurch, daß der große Wagenweg von Kingwilliamstown nach Queenstown gerade über die Station führte, also der Ort ohnehin schon von krankem und gesundem Vieh genugsam betreten wurde.

Am ersten Februar 1855 brachten die Brüder Rein und Kupfernagel die erste Fracht Bauholz nach Emmaus. Bruder Rein ritt vorauf, warf sich in der Stille auf sein Angesicht, weihte in brünstigem Gebet die Stätte und den Platz ein, und bat den Herrn, daß es Ihm gefallen möchte, den Ort sich zu erwählen zu einer Stätte, auf die er mit Wohlgefallen und Segen herabschauen könne, und zu einer Stätte der Wiedergeburt für die umwohnenden Heiden.

Nachdem das Bauholz abgeladen war, ging es wegen des heftigen Regens einstweilen nach Bethel zurück. Fünf Tage später aber kehrte er wieder und schlug nun für immer sein Zelt an dieser Stätte auf. Kuse gab ihm bereitwilligst Leute zur Auferbauung provisorischer Hütten.

Inzwischen mußte für das Kindlein doch auch ein Name gefunden werden. Der Name Emmaus paßte nicht mehr, denn den hatte Bruder Posselt mitgenommen nach Natal und dort ein Emmaus wieder erbaut. Man dachte daher an den Namen Gutland, denn es war wirklich ein gutes Stücklein Land. Allein der hätte auf kaffrisch ein zu silbenreiches Wort gegeben „umchlaba olungilajo“ oder „iliswe elilungilayo.“ Deshalb blieb Rein bei dem Namen Wartburg stehen, und sprach: „Diese Station soll eine Burg werden gegen die Bollwerke des Teufels, eine Burg, auf der wir im Glauben warten wollen des Tages der Gnade, der nach des Herrn Verheißung auch über das Kaffernvolk anbrechen soll!“

Am Sonntage Sexagesimae 1855 wurde der erste Gottesdienst auf der neuen Station gehalten. Es war ein regnichter Tag, deshalb war keiner der umwohnenden Kaffern erschienen, und das kleine Reisezelt bot also Raum genug dar für die kleine Gemeinde, die sich des Wortes des Herrn getrösten mußte: „Wo zwei oder drei zusammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Denn außer Rein war nur noch David und Julius Xamxa zugegen, zu denen sich dann noch, damit doch auch das Heidenthum vertreten sei, ein vorüberwandernder wilder Kaffer gesellte.

Auch Wartburg mußte, wie alles, was der Herr zu segnen vorhat, zuerst durch schwere Bedrängnisse gehen. Die sämmtlichen Ochsen Rein's fielen bis auf drei an der Seuche, von dem aus Bethel herübergeholten Gespann blieb nur ein einziger am Leben. Es blieb also nichts anderes übrig, als, das Bauholz, die Steine und das Deckgras auf den Schultern heranzutragen. Die Brüder Strobel und Kupfernagel leisteten dazu dem leibesschwachen Bruder Rein unverdrossen ihre Hülfe, letzterer brachte auch eine Fuhrt durch den Bach zu Stande. Drei Wochen lang mußte Rein mit Kupfernagel während der Regenzeit in dem Wagengestell wohnen. Dann erst konnte er seine Familie nebst Bruder Strobel von Bethel herüberholen, und die von den Kaffern erbaute Hütte beziehen, während Strobel nun das Wagengestell zu Wohnung und Tischlerwerkstatt für sich einrichtete.

Aber auch die neuerbaute Hütte wurde binnen kurzer Zeit ein ungemüthlicher Aufenthalt. Allerlei Gewürm und Raupen nistete sich ein, und fiel nicht blos reichlich auf Teller und Schüsseln bei den Mahlzeiten, sondern wurde auch Nachts in den

Betten erdrückt; während ein kalter durchdringender Wind durch die weiten Spalten der Hütte blies. Es mußte also ein festeres Häuslein in Angriff genommen werden, welches, obschon es nur zwei Zimmer und einen Hausflur enthielt, den Geschwistern wie ein Palast vorkam. Am Tage vor Pfingsten wurde es fertig, und Strobel konnte nun aus seinem Wagengestell in die Raupenhütte avanciren. Eine andere länglich runde Hütte mit zwei Fenstern wurde zum gottesdienstlichen Gebrauch eingerichtet und mit einem Aeolodikon versehen.

Wo energische Kräfte bei Anlegung einer Missionsstation in Thätigkeit sind, wächst sie bald auch im Aeußerlichen aus dem Zustande des Provisoriums heraus. Deshalb nahm auch Wartburg bereits in den nächsten Jahren eine bessere Gestalt an. Ein schönes geräumiges Wohnhaus wurde gebaut, und in derselben ein Raum von 26 × 13 Fuß zur Kirche eingerichtet, eine Wasserleitung wurde gegraben, Bäume gepflanzt, Julius Xamxa baute sich neben dem neuen Missionshause ein freundliches Häuschen nach europäischem Muster; auch andere Kaffern bauten sich auf dem Stationslande an. Das Wohlwollen der englischen Behörden, namentlich des Ghaika-Commissionar Charles Brownlee stattete 1859 die Station unter ähnlichen Bedingungen wie Bethel mit 10000 Morgen trefflichen Landes aus.

Der erste Eingang bei den wilden Kaffern war nicht sehr tröstlich. Hören wir eine Mittheilung des Bruders Rein mit dessen eigenen Worten:

Der Missionar auf den Kafferkraalen.

„Auf jedem dieser Kraale halte ich mich, je nachdem es die Umstände bedingen, längere oder kürzere Zeit auf, um auch denen, welche noch keine Lust haben oder verhindert sind, nach der Station zu kommen, den Namen Jesu zu verkündigen. Gewöhnlich finde ich ruhige Zuhörer, bisweilen aber auch Widerstand. So kam ich vor einigen Wochen auf den Kraal eines Mannes von Sandile, Namens Naka, der bei diesem in großem Ansehen steht, auf dessen Kraale auch am vergangenen zweiten Weihnachtsfeiertage die Vertheilung des von Sandile den damaligen Ruhestörern abgenommenen Viehes Statt fand. Da saßen die Männer eben beim Fleischfressen im Viehkraale. Ich richtete an einen mir bekannten Kaffer, der an mich heran kam, die Frage, warum er und die Leute dieses Platzes Gottes Wort verachten? ich hätte sie zum Gottesdienst eingeladen, aber Niemand sei gekommen. Während deß waren die Männer allmählich aus dem Kraal herausgekommen und hatten mich umringt. Einer unter ihnen, ein großer Mann von Körper, nahm für die Uebrigen das Wort und

antwortete: „Wir wollen nicht zum Gottesdienste kommen, Gottes Wort hilft uns nicht, wir verachten es.“ Diese Worte wurden mit schallendem Gelächter der andern Kaffern applaudirt. Als es still geworden war, sagte ich: „Mann, diese deine Worte sind auch in Gottes Ohren gekommen, die allerwegen sind, und wenn du einst wirst vor Ihm stehen, wie du jetzt vor mir stehst, wirst du versuchen wollen zu lügen und sagen: so habest du nicht gesagt; aber es wird dir nicht gelingen, und du wirst verstummen.“ Das brachte ihn auf, und in der größten Gereiztheit schrie er mir zu: „Gottes Wort ist nichts. Hat es die Engländer und Bauern schon bekehrt? Es hat ja nicht einmal Macht über die Lehrer (Missionare) und deren Söhne. Du kennst doch Coldini, (der Londoner Missionar Calderwood, der jetzt eine Magistratsstelle bekleidet), warum hat er seine ubufundisi (Lehramt) aufgegeben? Du kennst Blauneel (Missionar Brownlee), du kennst Unsondschica (Missionar Shepstone), was sind deren Söhne Tschalise und Semtsëu und Dschodschi und Williamu? Sie führen den Feind gegen uns an, uns zu verderben. Ich will dir die Wahrheit sagen, höre was ich sage: Wir Kaffern sind Gottes Geschlecht, ihr Weißen seid Satans Geschlecht; wie wollt ihr daher hoffen uns zu bekehren, aus Gottes Geschlecht Satans Geschlecht zu machen? Ja, Satans Geschlecht seid ihr, denn ihr habt Gottes Kind getödtet.“ Jede dieser Sentenzen wurde wieder mit zustimmendem Lachen der Beistehenden begleitet, während er selbst bei jedesmaligem Anfange eines neuen Satzes einen Schritt rückwärts trat und sich, jemehr der Satz sich seinem Ende näherte, mit seinem Gesichte dem meinigen bis auf etwa sechs Zoll Entfernung näherte, mich dabei mit funkelnden Augen anstierend. Ich fragte jetzt ruhig: „Kennst du Gottes Kind? Wer ist es?“ Er, sich besinnend: „Unantsi, nantsi, u-u-u-Adam.“ Ich: „Adam? Nun erkenne ich, daß du gar nichts weißt und willst doch Andere lehren. Adam ist ja der erste Mensch gewesen und unser aller Vater. Soll dir der kleine Knabe — auf Ncapai weisend — sagen, wer Gottes Sohn ist?“ Da wurde er von denselben, die ihm eben beigestimmt hatten, tüchtig ausgelacht. Er aber wandte sich an Ncapai mit der Frage: „Wie heißt der Sohn Gottes?“ Als dieser antwortete: „u-Jesu,“ rief er hastig nach: „Ewe, u-Jesu, u-Jesu (ja, Jesus, Jesus), den habt ihr getödtet.“ Mich nun an sie alle wendend, bat ich sie, mich ruhig anhören zu wollen, um diesem Manne zu antworten, und als mir das versprochen war, sagte ich: „Lieber Freund, ich danke Gott, daß Er mich heute zu dir geführt hat. Du gefällst mir besser, als viele andere, die da sagen, Gottes Wort ist gut, aber dennoch gleichgültig dagegen sind und sich nicht bekehren. Du bist aber in großem Irrthum befangen, wenn du meinst, wir Weiße haben

den Sohn Gottes getödtet. Weder die Engländer, noch die Bauern, noch die Deutschen — und ich bin ein Deutscher — haben Ihn getödtet, sondern die Juden, und diese haben es zu einer Zeit gethan, wo die Deutschen, Holländer und Engländer noch Heiden waren, wie ihr, in Unwissenheit lebten, wie ihr und in schmutzigen Karossen einhergingen, wie ihr. Uebrigens hätten die Juden" — Er: „Wer sind die Juden? sinds nicht Weiße und seid ihr nicht die Juden?" Ich: „Laß mich erst ausreden, wie ich dich habe ausreden lassen. Uebrigens hätten die Juden nicht Macht gehabt, Jesum zu tödten, wenn Er sich nicht freiwillig in ihre Hände gegeben hätte, wie Er auch selbst gesagt hat: Niemand nimmt mein Leben von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Und das hat Er aus Liebe zu uns, zu Schwarzen und Weißen, gethan, damit wir Vergebung und Gnade bei Gott erlangen könnten; unsre Sünden sind die eigentlichste Ursache des Todes Jesu, und so bist auch du, wie ich und ihr Alle an demselben Schuld." Diese Wahrheit war seinem finstern Gemüth natürlich unverständlich, und er fragte wieder nach den Juden, ob sie nicht Weiße seien und wo und welches das Volk der Juden sei? Ich: „Sie sind kein Volk mehr, sondern sind zerstreut in alle Länder der Erde, weil Gottes Fluch auf ihnen liegt wegen ihrer an dem Sohn Gottes begangenen Sünde, welcher ihnen zunächst zum Heile erschienen war." Er: „Was für eine Farbe haben sie?" Ich: „Sie sind weiß, viele aber gelb, auch giebts schwarze Juden." Nachdem ich ihm auf seine Frage: „Beschreib sie uns noch näher, wie ist ihr Gesicht?" die Physiognomie der Juden beschrieben, fuhr ich fort: „Doch lieber Freund, du irrst auch noch in andern Punkten. Denn wenn du meinst, daß sich die Engländer und Bauern nicht bekehrt haben, so muß ich dir sagen, daß ich viele kenne, die sich bekehrt haben, die auch dein Volk lieben und sich betrüben, wenn Krieg zwischen euch und den Weißen ist. Die große Mehrzahl hat sich freilich nicht bekehrt, und wird sich auch nicht bekehren; aber das hat der Sohn Gottes vorhergesagt, wenn Er spricht: Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, und ihrer sind wenige, die ihn finden. Dennoch hat Er unter allen Völkern solche, die Sein Wort annehmen und sich bekehren, auch unter den Kaffern hat Er solche und wird ihrer noch mehr haben. Daß ferner Lehrer ihr Amt aufgegeben haben, ist leider wahr; doch wisse, auch sie sind Sünder, es ist aber also das Wohlgefallen Gottes, Sündern durch Sünder das Heil in Seinem Sohne verkündigen zu lassen. Dafür stehen oder fallen aber auch sie ihrem Herrn. Daß nicht alle Söhne der Lehrer wieder Lehrer geworden sind, ist wahr und auch das ist leider wahr, daß einige von der Lehrer Söhnen ungläubig sind, und ich wünschte lieber, sie wären, da sie nicht Lehrer geworden sind,

gar nicht unter euch. Doch ist nicht nur der Lehrerstand ein heiliger und Gott wohlgefälliger, auch der des Magistrats ist es, und daß man auch in diesem fromm sein kann, das siehst du auch an Itschalise (Charles Brownlee, unser Ghaika-Commissionar), der dein Volk liebt, mit und für dasselbe betet und Alles thut, was er kann, um demselben zu helfen. Stoße dich also nicht daran, daß nicht alle Engländer und Bauern, auch nicht die Söhne aller Missionare sich bekehrt haben. Das entschuldigt dich nicht vor Gott, sondern da du Seine Stimme höreſt, verstocke du dein Herz nicht. Satan ist es, der dein Herz also irre leitet, damit du nicht zur Bekehrung kommeſt, und aus seiner Gewalt gerissen werdeſt. Komm und besuche mich, dann werden wir weiter über diese wichtigen Sachen sprechen. Du siehſt, meine Pferde sind müde, und die Sonne will untergehen." Er: „Giebt Gott auch? Giebt Er mir Speise in den Mund?" Ich: „Gott kommt jetzt nicht mehr in sichtbarer Gestalt zu uns, aber Alles, was wir besitzen, ist Seine Gabe." Er: „Ich meine, wird mir der Lehrer geben?" Ich: „Frage Ningi — einen alten Fettbauch, der dabei stand und kürzlich einen Spaten von mir bekommen hatte, — ob ich ein Wolf bin?" Er: „Wirſt du meiner Tochter eine Decke geben?" Ich: „Komm, und du sollſt die Decke haben." Nun riefen mehrere Stimmen durcheinander: „Gieb mir einen Spaten, gieb mir ein Tuch, gieb mir eine Decke." Ich: „Lieben Leute, die Lehrer sind nicht darum zu euch gekommen, daß sie euch irdische Güter schenken. Wenn sie euch dann und wann eine irdische Gabe geben, so wollen sie damit ihre Liebe zu euch beweisen. Was sie euch bringen, ist besser denn alles Irdische, Gottes Reich und Gnade; trachtet am ersten nach diesem, dann wirds euch auch im Irdischen besser gehen, als jetzt. Kommet daher zur Schule (Station), höret Gottes Wort und lernet, wie ihr in Sein Reich eingehen könnet. Wer aber Gottes Wort verachtet, der verachtet Ihn selbst, und den wird Er einst wieder verachten." Jetzt riefen sie Alle: „Wann ist Sonntag, wir wollen zum Gottesdienst kommen;" jener Wortführer aber entschuldigte sich, daß er so heftig gesprochen habe, er habe es nicht so gemeint und es sei nur geschehen, um eine Unterhaltung zu haben. Ich erinnerte ihn an das jüngste Gericht des Herrn, welcher Rechenschaft fordern werde von jedem unnützen Worte, das aus unserm Munde gekommen ist. Der Name dieses Mannes ist Usinjolo. Am darauf folgenden Sonntage stellte er sich richtig mit Frau und Tochter zum Gottesdienste ein. Da erfuhr ich von ihm, daß er schon als sechsjähriger Knabe van der Kemp gekannt; später hat er Gottes Wort aus dem Munde Untsikana's, des ersten durch jenen bekehrten Kaffern, und des Missionar Williams, so wie eine lange Reihe von Jahren aus dem Munde des Mis-

sionars Chalmers gehört. Möchte der Herr sich dieses armen Mannes noch erbarmen!" —

Die Einladungen des Bruders Rein waren nicht vergeblich. Schon am zweiten Sonntage, den er in Wartburg feierte, hatte er die Freude, 15 Heiden zum Gottesdienst kommen zu sehen, und auch sein kleines christliches Gemeindlein, das zuerst nur aus den beiden Xamxa bestand, mehrte sich bereits im Jahr 1855 dadurch, daß Xamxa's Bruder Abraham Oobongo (s. Cap. 17) mit seiner Familie heranzog also, daß Bruder Rein eine Kinderschule mit acht Kindern eröffnen konnte. Beide Brüder, Xamxa (David) und Oobongo (Abraham), halfen dem Bruder Rein, wie wir dies später in ihrem ausführlichen Lebensbilde mittheilen werden, getreulich im Bekenntniß des Evangelii und in der Arbeit unter den Heiden, so daß die Zahl der regelmäßigen Besucher des Gottesdienstes binnen kurzem auf vierzig wuchs. Heranziehende Heiden aus der Fremde mehrten die Zahl der Stationsbewohner, und etliche von ihnen wurden nicht nur getauft, sondern auch für ihre heidnischen Landsleute Vorbilder im Glauben und christlicher Gesittung. Den Galeka Naso und den eifrigen Stefan Shwen werden wir ebenfalls später noch als treue Helfer des Bruders Rein näher kennen lernen. Am ersten Pfingsttag 1856 konnte der Erstling von Wartburg, David Xamxa's älteste Tochter, getauft werden.

Die Lügenweissagungen des Umhjlakasa mußten ebenfalls dazu beitragen, die Station mit neuen Bewohnern zu bevölkern. Hungernd und elend kamen sie an und baten um Aufnahme. Viele von ihnen konnten kaum noch lebend die Station erreichen, so daß von den in den letzten Monaten 1858 Eingewanderten sechs Erwachsene und zehn Kinder in Wartburg nur ihr Grab fanden; die meisten derselben starben als verstockte Heiden, bei einigen aber konnte Rein sich der Hoffnung hingeben, daß die ihnen noch in der letzten Stunde gebrachte Botschaft des Heils an ihrer Seele nicht vergeblich angeklopft hatte. Für die am Leben Bleibenden erhielt Rein theils aus der Heimath, theils durch Prietsch in Amalienstein von unseren dortigen Stationsbewohnern (16 Pfund Sterling), theils durch Wuras aus dem Freistaat (13 Pfund Sterling), so viel, daß er während der Hungerzeit täglich 30 Schulkinder und manchen Arbeitsunfähigen speisen konnte. Die Arbeitsfähigen fanden in dem zwischen Bethel und Wartburg neuerbauten Städtchen der Weißen Greytown reichlichen Verdienst, so daß eine Anzahl der Zugezogenen seßhaft blieb. Die günstige Lage der Station übte auch auf andere Kaffern ihre Anziehungskraft, etliche Fingu siedelten sich an, und im Jahr 1859 auch 60—80 Hottentotten, die in den nahegelegenen Wäldern durch Holzfällen ihr Brod verdienten. Auf diese Weise

war die Zahl der auf dem Stationslande wohnenden Farbigen im Jahr 1859 bereits auf 241 Seelen angewachsen.

Der Häuptling Kuse

starb, ohne sich bekehrt zu haben, im Jahr 1856. Von seinem Begräbniß geben wir, um die Sitten der Heiden auch nach dieser Seite hin kennen zu lernen, den Bericht des Bruders Rein:

„Im Monat August, als eben die Aufregung unter den Kaffern ihren höchsten Grad erreicht hatte, starb mein alter blinder Häuptling Kuse. Wegen seiner Blindheit hat er den Gottesdiensten auf der Station nicht beiwohnen können, aber ich habe ihm in seinem Hause häufig — doch jetzt muß ich mit Scham hinzusetzen, es hätte wohl noch häufiger und eindringlicher geschehen können — den Weg des Lebens gezeigt. Aber ich muß mit betrübtem Herzen melden, daß er, soweit Menschen urtheilen können, auch in geistiger Blindheit dahingefahren ist. Sein letztes Begehren an mich war, Geld von mir zu erpressen, und sein Sohn, den er deshalb zu mir gesandt hatte, ließ auf meine Weigerung die Drohung fallen: Wenn erst der Krieg ausgebrochen sein wird, dann wird Maneli (aus „myn Heer" gebildet, der Titel der Missionare bei den Kaffern) schon Geld herausholen. Als ich von des Alten Krankheit hörte, eilte ich sogleich hinüber, fand ihn aber schon begraben, denn mit dem Begräbniß eines Todten eilen die Kaffern so sehr als sie nur können. Neben seinem Viehkraale hatte man eine im Durchschnitte sieben Fuß weite Einzäunung gemacht, innerhalb welcher sein Grab ist. Vor derselben war bereits eine Hütte aufgerichtet, in welcher der Wächter seines Grabes sich aufhält. Dieser, ein Unterthan des Häuptlings, der sich freiwillig zu diesem Dienste erboten hat, wacht nun schon seit fünf Monaten an dem Grabe und hat während dieser Zeit weder seinen Platz vor demselben verlassen, noch in irgend eine Gemeinschaft mit andern Menschen kommen dürfen. Dadurch aber erwirbt er sich das Privilegium unbedingter Unstrafbarkeit für die ersten zehn Jahre bei allen nur möglichen Sünden und Greueln, die er begehen mag, und nach Verlauf dieser zehn Jahre kann er bei Uebelthaten nur mit Bezahlung von Vieh, nicht aber mit völligem Auffressen bestraft werden. Bei meiner Ankunft auf des Häuptlings Kraal fand ich alle seine Leute versammelt, in stummem Schmerze auf dem Boden hockend, trauernd, als die da keine Hoffnung haben. Ich redete zu ihnen von der Eitelkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen, von der Trostlosigkeit ihres Unglaubens und von der fröhlichen über Tod und Grab hinausreichenden Hoffnung der Christen; aber wie verhärtet und unempfänglich auch in solchen Augenblicken ihre Herzen sind, zeigt die Gegenrede, die Einer im Namen Aller an mich richtete

und die dahin lautete, daß beim Tode ihres Häuptlings sich ihre Augen vertrauensvoll auf mich richteten als auf den, der nun als Vater für sie sorgen und in Verlegenheit ihnen helfen würde, wie sie denn nun schon die Bitte an mich richteten, mich der armen hinterbliebenen zwei Wittwen des Häuptlings zu erbarmen und ihnen neue Kleider zu schenken. Diese Frauen sammt Allem, was der Häuptling hinterlassen, Häuser, Töpfe, Löffel u. s. w., sind nämlich nach Kaffergesetz unrein; die Häuser sammt dem Hausgeräth wurden daher sogleich verbrannt, während die beiden alten Frauen auf fünf Tage trotz Regen und Kälte sich in den nahen Wald begeben mußten. Da es indeß zu kalt war und sie nirgend bei ihren Kindern und Freunden Aufnahme finden konnten, so kamen sie zu mir, um Nachtherberge und neue Bekleidung bittend, da sie mit der alten nicht zu ihrem Platze zurückkehren dürften."

Die Arbeit, den Sauerteig des Wortes Gottes unter die Heidenmenge in und um Wartburg zu mengen, hat Rein in ähnlicher Weise, wie die Brüder in Bethel, getreulich gethan. Vom 28. October 1856 bis zum 9. November 1857 hat ihm der vorausgesandte Bruder Illing, der in Wartburg die Kaffersprache erlernte, nach dem Maße seiner Kräfte beigestanden. In der Schule leistete Stefan Shwen, in der Sonntagsschule Julius Xamza und Bruder Strobel treue Helferdienste.

Die Arbeit auf den Außenkraalen erstreckte sich bis zu dem Kraal des kleinen Chlambe-Häuptlings Wuta, der etwa 500 Seelen unter sich hatte; auch am Thomasfluß fanden sich etliche Kaffern, die das Wort willig aufnahmen, und um so geneigter waren, als einmal auf das Gebet der Missionare der lange ausgebliebene Regen noch an demselben Abend sich einstellte. Auch den hottentottischen Holzschneidern wurde alle 14 Tage eine Predigt gehalten. Sie baten selbst darum mit den Worten: Wy zyn nu een heel klompje, want onze vrouwen en kinderen zyn gekomen — is Mynheer dan alleen voor de Kaffers? (Wir sind nun ein ganzes Häuflein, denn unsere Frauen und Kinder sind gekommen. Ist der Herr denn nur für die Kaffern da?)

Der Segen der treuen Missionsarbeit war, daß im Anfang 1860 auf Wartburg 37 Getaufte, unter ihnen 19 Communicanten wohnten, und daß Stefan Shwen in seiner Kinderschule 35 Kinder zählte, und daß der Andrang der Heiden zu den Gottesdiensten den Bau einer größeren Kirche nothwendig machte.

48. Martinsthal.

So jemand ein Bischofsamt begehrt, der begehret ein köstlich Ding, aber so jemand ein Missionar werden will, der übernimmt noch mehr, denn er will ein apostolischer Mann sein zu apostolischem Beruf. Des soll sich Niemand leicht verwinden, und die Kosten überschlagen, ehe er den Bau und den Kampf über sich nimmt. Bloßer Eifer und Begabung thuts nicht, auch nicht einmal die brennende Sehnsucht, unter den Heiden zu wirken, sondern vor Allem gehört dazu ein demüthig gebrochenes Herz, das unter dem Kreuze Christi um Vergebung seiner Sünden gerungen und Frieden gefunden hat, und ein einfältiger Glaube, ganz einfältig, aber stark genug, um der Welt den Sieg abzuzwingen. Es ist ein wehmüthig Capitel, das wir zu schreiben haben, — aber doch darfs nicht verschwiegen werden.

Unter den Jünglingen der funfziger Jahre war ein junger Mann von ernstem und strengem Charakter, von eisernem, obgleich etwas mechanischem Fleiß, reinen Sitten und brennendem Verlangen, unter den Heiden zu arbeiten. Sein Wesen war aber mehr gesetzlich als evangelisch.

Am 28. October 1856 langte der mit der Candaze ausgegangene Bruder Illing auf dem nächsten Ort seiner Bestimmung, Wartburg an, und unterzog sich der schweren Erlernung der Kaffersprache sofort mit riesigem Fleiß und rastlosem Eifer. Er half dem Bruder Rein in der Schule, wanderte dann jeden Sonnabend nach Bethel, um dem als Militärprediger angestellten Bruder Kropf in seinen amtlichen Verrichtungen Hülfe zu leisten, predigte unterwegs, so gut er konnte, den Kaffern in Greytown. Nach Jahresfrist wurde beschlossen, daß er bei dem Häuptling Anta eine eigene Missionsstation anlegen solle, er selbst brannte vor Begierde, dort einzutreten.

Am 9. November 1857 machte er sich in Begleitung des Bruders Rein auf den Weg. Sie ritten zunächst zum Magistrat Robertson, um dessen Erlaubniß einzuholen; am 10. November langten sie an dem etwa drei Stunden zu Pferde nordwestlich von Wartburg gelegenen Orte an. Illing wollte ihn, weil gerade an Luther's Geburtstag angekommen, Lutherthal nennen, zumal er in Berlin durch besonderen Eifer um die lutherische Lehre sich ausgezeichnet hatte; doch wählte er dann lieber den Namen Martinsthal. —

Wegen der mancherlei trüben Erfahrungen, die unsere Brüder in Kafferland mit den ausgesandten Handwerkerbrüdern gemacht hatten, lehnte er die Begleitung eines solchen ab, eben so wie die gewöhnliche Weise eine Station anzulegen. Seinem Eifer genügte

eine Kafferhütte, und er war in seinem Herzen froh, daß er ohne alle sonstigen Weitläufigkeiten frisch zugreifend seine Station eröffnet hatte, deren ganze Anlegung — sie bestand nur aus einer kleinen Kafferhütte, die ihm als Wohnung, und aus einer größeren, die als Kirche dienen sollte — nur 4 Pfund Sterling und 19 Shillings kostete.

Der Häuptling Anta war erfreut über sein Kommen, und das Volk desselben, weil es sich des Viehschlachtens enthalten hatte, in ziemlichem Wohlstande. Der Häuptlingskraal war dicht bei der Station, für den Häuptling nahe genug, um den einsamen Bruder gehörig mit Bettelei zu belästigen. Illing gab ihm mit Freuden, denn dafür kam der Häuptling mit seinen Leuten regelmäßig zur Kirche, die sich allsonntäglich füllte.

Illing war glücklich über den Zulauf; einer Glocke bedurfte er nicht, sondern blies, als früherer Trompeter, auf seinem mitgenommen Cornet das Volk durch den Choral „Ein feste Burg ist unser Gott" zum Gottesdienst. Das kleine von Wartburg mitgenommene Aeolodikon entzückte die Heiden und bald war sein Plan gefaßt, besonders durch die Musik auf die Erweichung der harten Kafferherzen hinzuarbeiten. Sprach dann einer derselben „Ndiyalila enhliziyweni yam, ukuba nyaliliza ixolongo lako" (ich weine in meinem Herzen, wenn ich deine Trompete höre), so war Bruder Illing's Herz entzückt. Für alle zum Gottesdienst sich drängenden Heiden hatte er vollauf Tabak, auch Fleisch und andere Geschenke.

So weit ging alles voller Licht und Freuden — aber — der Vorrath von Tabak ging zu Ende, die Geschenke hatten die Kaffern begehrlich und zudringlich gemacht, die Töne der Musik wurden ihnen alltäglich. Opferbereit verkaufte Illing sein Pferd, um sie ferner befriedigen zu können, und beantragte vom Comité dafür die Anschaffung dreier neuen Pferde, damit er außer den sechs nahegelegenen auch die dreißig ferner liegenden Kraale missionirend besuchen könne. Als unter den vorliegenden Umständen die erbetenen Pferde und der nunmehr auch für nothwendig erfundene Ochsenwagen nicht bewilligt wurden, trieb der rastlose Eifer unsern Bruder zu Fuß auf die näheren und ferneren Kafferkraale, und es ist wohl wahrscheinlich, daß diese Wanderungen in dem sonnenheißen Africa nicht ohne Einfluß auf die Kopfnerven blieben.

Als die reichen Tabaksspenden an die Kaffern aufhörten, da erlahmte nicht blos ihr Kirchenbesuch, sondern auch ihre bisherige Freundlichkeit schlug in Zudringlichkeit und Unverschämtheit um; Illing wurde bestohlen, durch das Fenster brach der Dieb ein und holte sich das Brod vom Tische. Ein andermal zwang ihm, dem einsamen Wanderer, ein Kaffer mit aufgehobener Assagai sein ganzes Geld ab.

Nun war der Rausch der ersten Begeisterung, die nicht in der erbarmenden evangelischen Samariterliebe genügende Nahrung fand, bald verraucht. Illing sah die Kaffern in anderem Licht; der Häuptling Anta, dessen Freundlichkeit und Entgegenkommen und edle Erscheinung er zuerst gerühmt hatte, wurde ihm der reine „Esau"; die Schulkinder, die nur so lange gekommen waren, als er sie mit Brod und Fleisch traktirt hatte, trieb er, da sie „in ihrer unsäglichen Versunkenheit und geistlichen Trägheit" auf die schönen Töne des Cornets hin nicht mehr kamen, mit dem Stock zusammen. Die Kaffern schalt er „Fliegen", d. h. Diebe, und glaubte seine Aufgabe vornehmlich darin zu finden, daß er ihnen anstatt der Predigt des Evangelii mehr die zehn Gebote auslegte.

Mit den „Fliegen" mochte das seine volle Richtigkeit haben; aber Illing hatte damit in ein Wespennest gegriffen; denn der Kaffer hält eben so wohl auf seine Reputation, als der Gauner in Europa, der so lange, als er nicht genau überführt ist, der ehrlichste Mann von der Welt ist. Das Volk, Anta an der Spitze, wurde auf das empfindlichste aufgebracht; Anta verbot seinen Leuten den Besuch des Gottesdienstes, und ging selbst nach Bethel, um einen anderen Missionar zu erbitten.

Von nun an wurde unserem Bruder sein erträumtes Paradies zur Pein; die Kaffern, die zu ihm kamen, fanden eben so wenig freundliche Aufnahme, als er bei ihnen; der Häuptlingsfrau, die nach Volkssitte rothgeschmiert zu ihm kam, ertheilte er über dieses Satanswesen eine so derbe Lektion, daß sie ganz verdutzt still schwieg und sich entfernte — freilich um nicht wiederzukommen. Etliche Kaffern, die sich in der Nähe der Missionarswohnung anbauen wollten, wies er selbst mit freundlichen Worten zurück, sie möchten doch dort nicht bauen, wo sie ja doch nur hungern würden. Er fürchtete, daß sie ihm durch ihre Bettelei zur Last werden würden.

Außer einem Jungen, den ihm Bruder Kropf von Bethel geschickt hatte, war eine Katze, deren er um der vielen Mäuse willen bedurfte, sein einziger Hausgenoß. Bald wurde ihm die Einsamkeit unerträglich; er wollte weiter hinein ins Volk und in Emtweni sich anbauen, dann wieder begehrte er, nach Natal versetzt zu werden, oder in eine Stadt der Deutschen (einer der Ansiedlungen der Fremdenlegion). Auch sehnte er sich jetzt nach Gemeinschaft. „Früher, so schrieb er, war ich ein eifriger defensor coelibati, nun bin ich ein eben so eifriger defensor matrimoniae geworden." Auch einen Handwerkerbruder hätte er jetzt gern um sich gehabt, aber nur einen tadellos aufrichtigen Christen. Die vorhandenen erachtete er nicht als solche, und wollte mit ihnen nicht zusammen arbeiten.

Auch mit den übrigen Missionaren des kafferschen Conferenz-

kreises zerfiel er je länger, je mehr, und wies ihren Rath und Zuspruch als unbefugte Einmischung ab.

Heidnische Kafferfrauen.

In Bezug auf seine Missionsthätigkeit auf Martinsthal war er mit seinen Hoffnungen so weit in das Gegentheil umgeschlagen,

daß er schrieb, der erste Kaffer würde dort nicht vor zehn Jahren, vielleicht erst vom zehnten oder eilften Missionar getauft werden. Er wollte fort. Aber wohin?

Als das Comité ihn nach Natal dirigirte, weigerte er sich, dorthin zu gehen, trotzdem er früher selbst darum gebeten hatte. Sein Verhältniß zur Berliner Mission wurde ihm zur Last. Er gedachte auszuscheiden.

Er knüpfte deshalb mit dem Bischof Colenso in Natal Verbindungen an, um in den Dienst der anglicanisch-bischöflichen Kirche zu treten, und meldete dies dem Comité, zugleich mit dem Bemerken, daß er (der früher so entschiedene Lutheraner) mit der lutherischen Abendmahlslehre nicht mehr übereinstimmen könne, und daß wohl auch schon um dieses Grundes willen sein Verband mit der Berliner Gesellschaft nicht von längerer Dauer sein werde.

Das Comité trug den verirrten Bruder mit sehr großer Geduld, und wollte ihn, in der Hoffnung, daß er sich zurechtfinden werde, auch jetzt noch nicht fallen lassen; der Inspector Wallmann schrieb an ihn die eingehendsten treuen Briefe. Und als er nun wirklich nach Natal gegangen war und dort durch Bruder Güldenpfennig's Vermittlung eine fromme, würdige, liebe Frau gefunden und sich mit ihr am 26. October 1859 vermählt hatte, wurde er mit den Mitteln versehen, unter den Zulu eine neue Station anzulegen und also von vorn anzufangen.

Aber bald war er auch mit den sämmtlichen Brüdern der Natal-Conferenz zerfallen. Während er früher auf Kosten der kafferländischen Missionare die natalschen hoch gerühmt hatte, waren in seinen Augen diese nun mit einem Mal auch nicht besser, und sein Benehmen im brüderlichen Kreise war der Art, daß beide neu ausgesandten Brüder, Nauhaus, wie Merensky' entschieden es ablehnten, mit ihm gemeinsam eine neue Station anzulegen.

Auf der Januar-Conferenz 1860 kam es zu einem heftigen Ausbruch, der damit endete, daß die Conferenz von ihm das zur Anlegung der Station ihm anvertraute Geld zurückforderte, und daß er in Folge dessen sich als einen „Ausgestoßenen" betrachtend, sofort sich an den Bischof Colenso wandte, der ihn auch sogleich in seine Dienste nahm, aber nach einem halben Jahre ebenso plötzlich wieder entließ. Es folgte nun für unsern Bruder eine Zeit schwerer Prüfungen. Er suchte bald bei dem Bischof der Capstadt, bald bei den Wesleyanern eine Anstellung. Da seine Versuche scheiterten, begann er eine ganz selbständige Missionsarbeit dicht bei Ladysmith in Natal, wo er in einem „native village" (Dorf von Eingeborenen) in der That an 150 Kaffern um sich sammelte, und unter unsäglichen Entbehrungen und großer Aufopferung nicht blos in Handwerken und Ackerbau, sondern auch in Gottes Wort unterwies. Für seine industriellen Unternehmun-

gen bezog er von der englischen Regierung eine Unterstützung von jährlich 60 Pfund, und auch die Kaffern bezahlten ihm eine monatliche Summe aus ihrem Eigenen. Er brachte es in der That so weit, daß er nicht blos Kirche und Wohnhaus erbaute und eine Anzahl „Erben" ankaufte, sondern dem Zeitpunkt entgegensah, wo er alle auf diesem Complex lastenden Schulden würde abgezahlt haben.

Allein Ruhe hatte er damit nicht gefunden. Alljährlich besorgte er, daß ihm die Regierungs-Subvention entzogen werden würde, und auch die Beiträge der Kaffern wurden, trotzdem daß er unter ihnen mit großer Anstrengung arbeitete, von Monat zu Monat geringer. Seine einzige Hoffnung setzte er daher auf die Wiederaufnahme in die Berliner Gesellschaft, die in seinen Augen jetzt die „nobelste, wohlwollendste und treueste aller Missionsgesellschaften" geworden war. Als der Herausgeber 1867 Natal bereiste, betrachtete Illing es als eine Gebetserhörung, daß derselbe wirklich seinen Weg über Ladysmith nahm, um ihn in seinem Wirken zu sehen.

Die ganze Gemeinde empfing mich in festlichem Anzuge mit dem schönen vierstimmigen Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott", und bald ging ich in die Kirche, wo ich etwas mit Augen sah und mit Ohren hörte, was ich mir nie hätte zuvor träumen lassen. Von früh bis spät hatte Illing seine Gemeinde Alt und Jung beisammen in der Kirche, und examinirte und lehrte und wirthschaftete unter ihnen so, daß ich zweifelhaft war, ob ich lachen oder weinen sollte. Die armen Kaffern mußten die Bibelsprüche in hebräischer, griechischer, kafferscher und englischer Sprache wirr durcheinander hersagen, obgleich sie von den fremden Sprachen so gut wie nichts verstanden. Illing meinte aber, die hebräische und griechische Sprache seien die Sprachen des heiligen Geistes, es müsse also doch gewiß seinen Segen haben, wenn sie die Offenbarungen des Herrn auch in diesen Sprachen hersagen könnten. Was er von Gottes Wort vortrug, war eigentlich nur Gesetz, vom Evangelium, von evangelischer Wärme war wenig zu spüren.

Tiefes Mitleid ergriff mich. Aber Bruder Illing war ja doch unser Kind. Sollte er nicht vielleicht noch für uns gerettet werden können?

Ich wies seine Bitte um den Wiedereintritt in die Berliner Mission nicht ganz zurück. Er selbst erklärte in Bezug auf die lutherische Abendmahlslehre ungefragt aus freien Stücken sich fernerer Belehrung offen und studirte meine ihm zurückgelassene „Glaubenslehre" und „Biblisches Handbuch" mit solcher Hast, daß er schon nach wenigen Tagen mir die Botschaft nachsandte, er sei nunmehr völlig von der Richtigkeit der lutherischen Lehre überzeugt.

Ich hatte eine Uebergangszeit angeordnet, während welcher er unserer Mission in Sachentransport-Angelegenheiten einige Dienste leisten und dafür eine Unterstützung erhalten sollte. Dazu sollte er den Conferenzen der Brüder als Gast beiwohnen, und falls diese dann seine Wiederaufnahme beantragen würden, diese vom Comité in Erwägung gezogen werden.

Die übrigen Conferenz-Brüder erschraken, als ich ihnen diese Nachricht mittheilte; sie hatten keine Hoffnung. Aber Illing selbst überhob sie bald ihrer Besorgnisse. Nach wenigen Monaten schrieb er, dem inzwischen Aussicht auf Anstellung bei den Wesleyanern geworden war, an mich, er habe seine Ueberzeugung von der Wahrheit der lutherischen Abendmahlslehre gegen mich nur um des Brods willen ausgesprochen. Damit brach er die Verhandlungen ab. Bei den Wesleyanern ist er nicht angekommen. Aber der anglikanische Gegenbischof von Colenso hat ihn anglikanisch ordinirt, und eine bischöfliche Weihe deckt ja manches zu. — Wir wünschen, daß unser Bruder zu voller Klarheit und Einfalt hindurchdringe, und daß zu seinem Eifer in der Arbeit auch eine lautere einfältige evangelische Erkenntniß hinzukomme. Diejenigen Missionsfreunde aber, die bei Gelegenheit von Illing's anglikanischer Ordination gewisse Urtheile öffentlich ausgesprochen haben, möchten wir bitten, künftig zuerst sich genau zu informiren. Und Alle, die da meinen in den Missionsdienst treten zu müssen, möchten wir bitten, zuvor die Kosten zu überschlagen, denn es gehört Keiner hinein, als der mit gebrochenem und geheiltem Herzen nur in Christi Wunden Genüge gefunden hat und findet.

49. Gründung von Petersberg.

Wenn Martinsthal eine taube Blüthe blieb, kaum eine Station zu nennen, so schenkte uns um dieselbe Zeit der Herr einen anderen neuen Arbeitsplatz im Kafferlande, der nicht blos mehr Hoffnung verhieß, sondern auch wirklich Frucht brachte.

Liefeldt war im Jahre 1856 beauftragt, bei dem Chlambi-Häuptling Umhala eine neue Station anzulegen. Da aber in dessen Gebiet bereits drei anglikanische Stationen angelegt waren, gab er einer anderen trefflichen Gelegenheit, am Thomasfluß zu bauen, den Vorzug. Dort wohnte, wie wir bereits oben gesehen, eine Anzahl Kaffern, die wirklich nach einem Missionar Verlangen trugen und Liefeldt riefen.

Als dieser nun von dem König Sandile, in dessen Lande jene Kaffern am Thomasfluß wohnten, die Erlaubniß zum Bauen

nachsuchte, antwortete dieser mit einem kurzen, aber ganz entschiedenen Nein. Alle noch so dringenden Bitten Liefeldt's, alle Vorstellungen, daß er ja selbst früher die Erlaubniß zur Anlegung einer Station in seinem Lande, wo immer wir eine Gelegenheit finden würden, versprochen habe, vermochten nicht, des Häuptlings Wort zu ändern. Er erbot sich, als Zeichen seiner Freundschaft dem Bruder Liefeldt ein Pferd zu schenken. Aber die Erlaubniß zur Anlegung einer Station verweigerte er entschieden. Ihn bewegte nämlich damals gerade der Gedanke an einen Krieg gegen die Engländer, dessen Ausbruch seiner Meinung nach nahe bevorstand. Unter solchen Umständen wäre ihm ein Missionar, den der Kaffer ja doch nur als geheimen Agenten der englischen Regierung ansieht, unbequem gewesen. Das konnte er aber nicht offen aussprechen. Deshalb schwang er sich, als er Liefeldt's dringenden Bitten nichts mehr zu entgegnen hatte, plötzlich auf sein Roß und suchte ohne Abschiedsgruß das Weite.

Nun gedachte Liefeldt wieder an Umhala, und wollte am Inculofluß bauen. Umhala wäre auch gern bereit gewesen, einen deutschen Missionar neben seinen drei englischen aufzunehmen. Aber bevor die Sache zur Reife gedieh, öffnete der Herr eine ganz neue Thür nach einer ganz anderen Seite hin.

Der Gouverneur trat bei einem Besuche auf Bethel plötzlich mit der überraschenden Nachricht hervor, Tois, der Sohn von Gasäla — (jenem ersten Kafferhäuptling, durch den wir in Bethel eingeführt worden sind, vergl. Cap. 3) habe sich mit der Bitte an ihn gewandt, er möchte es doch vermitteln, daß ihm ein Missionar von der Berliner Gesellschaft auf seine neue Location hin zugewiesen werde. Die Berliner Brüder seien doch einmal seine und seines Volkes Lehrer, und haben mit seinem Vater immer in so freundlichem Vernehmen gestanden, daß er keinen anderen Lehrer haben möchte, als von der Berliner Gesellschaft.

Die Sache hatte ihre bedenklichen Seiten. Tois war nicht der eigentliche Erb-Sohn von Gasäla, sondern seinem jüngeren, aber von der großen Frau geborenen, also größeren Bruder Umdidschwa durch die englische Regierung vorgezogen, so daß die Missionare auf Feindseligkeiten und Eifersucht gefaßt sein mußten, also daß wer es mit dem einen hielte, von dem anderen als Gegner angesehen werden würde. Dazu war das Volk Gasäla's nicht ohne Grund unzufrieden damit, daß es zum Lohn seiner gegen die Engländer bewiesenen Treue sein schönes wasserreiches Land unter den Amatole- und Kobussi-Bergen an Sandile hatte abtreten müssen, und mit einem kleineren und dürren Landstrich in der baumlosen Ebene, 1½ deutsche Meile von Kingwilliamstown hatte vertauschen müssen. Auch war in der neuen Gegend kein frisches Quellwasser, sondern nur weniges stehendes salpetri-

sches Wasser, auf das die Stationsbewohner angewiesen waren — also keine günstige Gelegenheit für den Zuzug heidnischer Kaffern und für die Bevölkerung der neu anzulegenden Station.

Da indeß der Gouverneur bei seiner Bitte verharrte und kräftige Hülfe verhieß, so willigte Bruder Liefeldt endlich ein. Der Gouverneur hat Wort gehalten und nicht blos bedeutende Geldzuschüsse zur Erbauung der Häuser, sondern auch einen schönen Strich Landes zu den Zwecken der Mission bewilligt. Die neue Station war in der Gegend gelegen, wo van der Kemp, der Apostel der Kaffern (Band I p. 109), den Saamen des Wortes ausgestreut hatte. Wann sie angelegt sei, darüber fehlen uns die genauen Nachrichten. Nur ersehen wir aus einem Briefe vom 20. November 1856, daß Liefeldt damals im Begriff stand, in Gemeinschaft mit Kupfernagel sich auf die neue Station zu begeben, welche später zu Ehren der Missionsfreunde am Petersberge bei Halle den Namen Petersberg erhielt.

Nachdem Liefeldt angezogen war, konnte er binnen kurzem ersehen, wie gnädig der Herr diese ganze Sache geleitet habe. Denn gerade jene Gegenden am Thomasflusse und bei Umhala, wo er zu bauen gedacht hatte, waren nach wenigen Monaten der Hauptschauplatz von Umhlakasa's Thorheit, vom Viehschlachten und von den Kaffernunruhen, und waren 1857 zur fast menschenleeren Wüste geworden.

Die Ausschwingungen der Umhlakasa'schen Bewegung hatte freilich Bruder Liefeldt auch auf Petersberg zu erleiden, und kaum mag eine zweite Missionsstation das erste Jahr ihres Bestehens unter so entsetzlichem Elend und Jammer verlebt haben, als Petersberg.

Tois' Volk hatte nicht an der Viehschlächterei Theil genommen, hatte vielmehr geackert und reichlich geerntet. Deshalb bewegte sich ein Hauptstrom der hungernden Kaffern nach seiner Location, und es dauerte gar nicht lange, so waren auch seine reichen Vorräthe verzehrt, und der Hunger brach in so furchtbarer Weise unter den Stationsbewohnern selbst ein, daß allein von den eigentlichen Bewohnern Petersbergs in kurzer Zeit 18 Menschen geradezu verhungerten. Unter diesen waren neun lernbegierige Schulkinder, zwei Greise, eine Wittwe und sechs kleinere Kinder. Der erste Knabe, welcher der Noth zum Opfer fiel, hieß Posselt. Von den Ueberlebenden waren zwei Drittheile so entkräftet, daß sie zur Arbeit unfähig waren; sie fristeten ihr Leben durch Raupen und Baumharz.

Die Speisevorräthe waren längst verzehrt, als noch immer Schaaren von Halbverhungerten ankamen. Oft mußte man sie bei Tag und bei Nacht hereintragen, aber keiner der also Heimgetragenen entging dem Tode; ganze Familien und einzelne Leute

Gefecht bei Königgrätz 1866.

mußten fortgewiesen werden ohne Hülfe. Und immer neue Schaaren solcher „wandernden Knochen" mit hohlen Augen und schlotternden Knien kamen heran. Liefeldt suchte sie zu trösten. Aber der eine jammerte ihm entgegen: „Ich muß sterben!", der andere: „Ich bin schon verhungert!", der dritte stierte ihn mit hohlen Augen an: „Ich bin kein Mensch!" Ihm wollte das Herz brechen bei dem Anblick, er theilte mit, was er selbst hatte und was die Liebe der Missionsfreunde ihm anvertraut hatte. Aber was war das unter so Viele? Was sollte er den Sterbenden predigen? Helfen konnte er nicht! — Von seinen eigenen Leuten hat Mancher geackert und gesäet, der die Ernte nicht mehr erlebte.

Inmitten solcher grausigen Noth begann die Missionsarbeit von Petersberg. Der Häuptling Tois stellte sich freundlich zu Liefeldt und besuchte mit seinen Räthen fleißig die Kirche. Das hatte die Folge, daß auch das Volk sich willig stellte, bis zu dem Grade hin, daß auf einer Kaffernhochzeit der Tage lang dauernde Saus und Braus Sonntags ausgesetzt und erst am Montag wieder aufgenommen wurde. Tois verkehrte auch privatim viel mit Liefeldt, nahm in schwierigen Fällen gern seinen Rath an und half ihm in Nöthen aus irdischer Verlegenheit. Des Sonntags nach der Predigt fand er sich regelmäßig als Gast an Bruder Liefeldt's Tisch anständig europäisch gekleidet ein.

Dabei dachte er aber nicht von Weitem daran, sich bekehren zu wollen, ging auf seinem Kraal in nackter Heidenkleidung und kehrte bei manchen Gelegenheiten den Heiden in recht unangenehmer Weise heraus. Das merkte sich sein Volk und nahm sich daran nur allzubereitwillig ein Vorbild. Ein Kaffer redete deshalb einmal den Bruder Liefeldt in seiner Weise an: „Hast du je gesehen, daß eine Kuh erst mit dem Schwanz und dann mit dem Kopf in den Kraal tritt?" Liefeldt mußte erst eine Weile nachdenken, um die Meinung des Sprechers zu verstehen. Dann antwortete er: „Du hast recht geredet, die Jungen beim Angeln fangen immer nur den Kopf, der Schwanz folgt von selbst nach!" Der Kopf war Tois, der Schwanz sein Volk.

Deshalb waren unsere Brüder in der ersten Zeit vornehmlich auf die Herstellung der nöthigen Baulichkeiten angewiesen, zu denen der Gouverneur reiche Geldunterstützungen spendete. Ein kleines Kirchlein von 30×15 Fuß wurde errichtet, daneben ein massives Wohnhaus für den Missionar zu 50×15 Fuß; dann nahm Bruder Strobel ein größeres Wohnhaus aus Bruchsteinen von 60×27 Fuß in Angriff, die Kirche wurde erweitert, so daß 200 Zuhörer Platz fanden. Sie wurde mit zwei Eckthürmchen und einem Kreuz geziert und neben ihr ein schöner thurmartiger Glockenstuhl mit gothischem Bogen erbaut, die Zierde des Platzes.

Nachdem alle diese Arbeiten vollendet waren (1859), verließ Strobel Kafferland, um auf den Stationen in Natal weiter zu helfen.

Neben dieser äußerlichen Arbeit wurde die geistliche nicht versäumt. Zuerst rief eine mit einem Knittel geschlagene Bratpfanne zu den Gottesdiensten, bis seit dem April 1858 eine schöne aus Deutschland geschenkte Glocke in ihre Stelle trat. Die Zuhörer-

Tois.

zahl aus den von den Schluchten und Wäldern herausgeholten, in zehn Dörfer auf die Höhen der Bergrücken zusammengelegten Heidenmassen mehrten sich sichtlich, und nicht selten wurde Bruder Liefeldt durch Zuspruch und keimende Früchte des Worts erfreut. Der alte Kiwane aus Itemba (cf. Cap. 16), der als

Diacon angestellt war, half dem Bruder Liefeldt treulich und nach Kräften.

„Du bist Hirte, redete einmal ein alter Heide den Missionar an, darum darfst du in deinem Hirtenamt nicht ermüden. Ich hüte auch oft das Vieh, und dann finde ich, das eine Stück geht zur Rechten, das andere zur Linken aus dem rechten Wege; das eine rennt zu schnell, das andere bleibt zurück, da muß ich denn fort und fort das eine hier, das andere dort wieder zurechtbringen. So wirst du es allzeit und all dein Lebtage auch bei uns Kaffern finden. Ich habe noch nie bei mir selbst gedacht, diese alte Kuh sei doch zu schlecht, oder jenes Kälbchen zu klein, nein alles muß in den Kraal. So darfst du auch Niemand wegen seiner Schlechtigkeit aufgeben!" Alle Umstehenden sagten: „Der Löwe (so hieß der Kaffer) hat recht geredet!"

Drei alte Kafferfrauen waren unermüdlich, zum Gottesdienst sich einzufinden. Es mochte so kalt sein, als es wollte, der Regen mochte diesen und jenen gesunden Mann von der gemeinschaftlichen Morgenandacht zurückhalten, sie hielt nichts ab. Hatte die große Glocke fünf- bis sechsmal ihren Ton gegeben, so standen diese Greisinnen auch schon vor der Kirchthür und waren seit Jahr und Tag unter allen Umständen stets die ersten im, und die letzten aus dem Gottesdienste.

Auch in der Schule, die Tages von 45 Kindern, Abends von 70—80 Schülern allen Alters besucht war, so wie in der von 25 Mädchen besuchten Nähschule, fand sich manche Gelegenheit, den Saamen auszustreuen.

Die erste Ernte war, daß zu Weihnachten 1858 fünf Seelen, ernsthafte junge Christen, und von Zeit zu Zeit ähnliche Häuflein getauft werden konnten, so daß zu Ende des Jahres 1859 30 Getaufte, 50 Schulkinder und 150 regelmäßige Hörer des Worts zu den Gottesdiensten sich einfanden — immerhin ein erfreulicher und hoffnungerweckender Anfang. — Die gesammte Kaffer-Mission stand im Jahr 1860 in der Zeit neuer Hoffnungen.

Vierter Abschnitt.

Die Missionsarbeit im Kafferlande

unter der Herrschaft der Civilisation. 1860—1872.

50. Völlige Umgestaltung von Land und Leuten im Kafferlande.

In Africa entwickelt sich alles schnell. Hier wird binnen fünf Jahren eine Stadt gebaut, um in den nächsten fünf Jahren fast spurlos zu verschwinden; hier erhebt sich ein prächtiger Palast, und fünf Jahre später wird seine Stätte nur noch durch einen winzigen unkennbaren Schutthaufen bezeichnet, hier entstehen großartige Gärten und Anpflanzungen und nach wenigen Jahren ist wieder alles wüst. Kaum aber dürfte irgendwo ein Beispiel von so völliger Umgestaltung eines ganzen Volkes und Landes sich aufzeigen lassen, wie die Umgestaltung des Kafferlandes in den Jahren 1856 bis 1870.

Als unsere ersten Missionare 1836 das Land betraten, fanden sie fast durchweg eine völlig uncultivirte Wildniß vor, das Kaffernvolk unter seinen angestammten Häuptlingen in ungebrochener trotziger Kraft, energisch entschlossen, den weißen Eindringling auszurotten; der heidnische Aberglaube, mit seinen wüsten Volkssitten alle Verhältnisse beherrschend, ließ auf den in geringer Zahl unter ihnen wohnenden Weißen mit vornehmer Geringschätzung herabsehen, der Heide war gegen das Wort Gottes hart und verschlossen, so daß nur einzelne ihr Herz ihm öffneten. Jetzt ist das Land mit einer ziemlichen Anzahl von Städten besäet, die durch wohlgepflegte Wege miteinander verbunden sind, ganze Reihen von Ansiedlungen durchziehen das Land, der freie Kaffer, dessen Kraft durch aufreibende Kriege und durch die Thorheit des Umhlakasa im Innersten gebrochen ist, sieht sich auf gewisse von der Regierung jetzt noch ihm überlassene, eingeschränkte Locationen zusammengepreßt, mit dem sicheren und auch richtigen Gefühl, daß man ihn auch hier nur so lange dulden wird, bis das Interesse der täglich wachsenden weißen Bevölkerung es mit sich bringen wird, ihn auch von hier zu verdrängen. Mitten unter sie ist eine zahlreiche Menge von Missionsstationen aller Denominationen ausgestreut, deren schwarze Einwohnerschaft, theils getauft, theils ungetauft, von Jahr zu Jahr wächst, so daß, während 1850 Silo die einzige bedeutende Station von 800 Getauften war, jetzt

schon Stationen von 1500 Getauften vorhanden sind, von denen aus ein energischer Einfluß auf das immerhin noch trotzige Heidenthum geübt wird; christliche Kaffern arbeiten als Lehrer, Nationalgehülfen und Diaconen, ja einzelne Kaffern haben bereits die Ordination zum heiligen Predigtamt empfangen; das Wort Gottes ist in Tausenden von Exemplaren verbreitet; es giebt Katechismen, Gesangbücher, Traktate, ja christliche und weltliche Zeitschriften in kafferscher Sprache, die von Christen nnd Heiden begierig gelesen werden. Tiyo Soga, ein eingeborener Kaffer, der vor wenigen Jahren gestorben ist, war einer der begabtesten und tüchtigsten aller christlichen Prediger, unter den sämmtlichen Missionaren des Landes als hervorragende Autorität betrachtet; Söhne und Töchter von Häuptlingen, wie Sandile, Umhala, Tois fungiren als christliche Schullehrer und Lehrerinnen auf den Missionsstationen, und werden von ihren Landsleuten ihrer einflußreichen Stellung wegen schon beneidet, und erwecken in ihnen den Wunsch, auch ihren Söhnen in den christlichen und weltlich-englischen Schulen eine höhere Bildung zu verschaffen.

Die ursprüngliche Macht der heidnischen Häuptlinge ist so gut wie völlig gebrochen. Die englische Regierung hat ihnen wohl noch einen Schatten von Würde ihren heidnischen Landsleuten gegenüber belassen, aber nur, um durch sie das Volk im Zaum zu erhalten; durch Gehälter und Pensionen und bezahlte Kafferpolizei werden sie in Abhängigkeit erhalten, und um jede Möglichkeit einer nationalen Erhebung abzuschneiden, wird jedem Häuptling von irgend welchem Ansehen ein englischer Civil-Commissar als Vorgesetzter zur Seite gegeben, der die Gerichtsverhandlungen leitet, und dessen Macht auch die Häuptlinge unterworfen sind.

Das ungebrochene National-Kafferthum hat sich über den Kai, den Grenzfluß gegen Norden, zurückgezogen, und sammelt sich unter dem mächtigen König Chrili, womöglich mit dem Gedanken, zu einem neuen Kriege „rechtzumachen." Viele an altheidnischem Ansehen und Wesen trotzig festhaltende Kaffern aus allen Stämmen wandern aus dem Lande ihrer Väter hinaus über den Kai —; nur Sandile, der mächtigste unter den Kaffern des Kafferlandes, kann sich dazu nicht entschließen, weil er weiß, daß er, der stolze Ghaikafürst, jenseits des Kai zu der Stellung eines machtlosen Unterhäuptlings von Chrili herabsinken würde. Der alte Unabhängigkeitssinn ist zwar nicht gebrochen; hier und da fliegt das Gelüst zu neuem Aufstande durch die ihrer alten Wohnsitze beraubten und vielfach unorganisch durcheinander gewürfelten Stämme, und es heißt: Nun giebt es Krieg! Umhlakasa, heißt es, ist wieder auferstanden, nun wird die allgemeine Auferstehung der Kaffernhelden bald vor sich gehen! — Aber sie beginnen bereits die Hoffnungslosigkeit eines jeden Versuches einzusehen, —

würde doch selbst der mächtige Chrili gegen die zu hoher Macht herangewachsene weiße Bevölkerung nur einen ganz aussichtslosen Kampf eröffnen können — zumal da die Engländer durch die Einwanderung der Griqua in Nomansland (Band I pag. 281) einen Bundesgenossen im Rücken der noch freien Kaffernstämme gewonnen haben. So fressen sie ihren Zorn in sich hinein, und derselbe macht höchstens noch in ganz vereinzelten Mord- und Raub-Attentaten auf Weiße hier und dort sich Luft.

Auf den eingeschränkten Locationen sucht der alte Heide noch Aberglauben und Sitte der Väter aufrecht zu erhalten. Der Regenmacher braut noch seinen Regen, der Zauberer gräbt noch Leichen aus, um Gift daraus zu bereiten, das er in satanischer Bosheit seinem Landsmann insgeheim beibringt, der Biertopf, Fressen, Saufen, Ochsenrennen, Beschneidung, Mannbarmachung der Mädchen, Zauberarzneien sind insgeheim und öffentlich noch in vollem Schwange. Aber auch diese Macht ist im Sinken vor anderen stärkeren Mächten, die nicht minder mächtig das Fleisch der Kaffern unterjochen.

Ein neues Geschlecht von Kaffern wächst auf und steht schon da, der alten nationalen Energie entblößt, obgleich noch im alten Kaffernstolz, schwankend und wankend wie ein Rohr, das der Wind hin und her weht. Es sieht sich gegenüber der Macht des weißen Beherrschers und muß ihr Rechnung tragen. Die frühere selbstbewußte Abschließung schwindet. Jung-Kafferland tritt in Berührung mit dem weißen Mann, und bietet ihm willkommene Arbeitskräfte —; freilich zunächst nur so, daß der Kaffer, der früher nur von Jagd und Krieg gelebt hat, jetzt, um die ihm bekannt und lieb gewordenen Genüsse der Weißen auch zu theilen, sich etwa zur Arbeit eines Monats bequemt, um dann zwei Monate „auszuruhen", d. h. den ungewohnt reichen Verdienst zu verprassen. Aber allmählich kommt der heidnische Kaffer zu der Ueberzeugung, daß es ihm doch eben so gut anstehe, ein gentleman zu sein, als dem Weißen. Er erarbeitet sich Frack und Glacé-Handschuhe, geht im glänzenden Cylinderhut, die Lorgnette in die Augenhöhle geklemmt, gravitätischen Schrittes einher; der Handel mit den Produkten des Landes gewährt ihm reichliche Mittel dazu. Picken mag er sein Land nicht mehr, seitdem er die Vorzüge des Pflügens kennen gelernt hat; kann er sein Land nicht bepflügen, so läßt ers unbenutzt liegen, denn „das Picken vernichtet seinen Leib." Lieber macht er Schulden; denn „Schulden sind die Zierde des gentleman's."

Das schöne Geschlecht will hinter dem starken nicht zurückstehen. Die deutsche Missionars- oder Colonistenfrau scheuert ihre Küche, ihre heidnische Kaffermagd stolzirt mit Chignon, Schleier und Schärpe umher, den Sonnenschirm in der Hand, damit ihr schwarzer Teint

nicht verletzt werde. Den Chignon nennt sie ihren Theetopf, die Schleppe ihren Pfau. Nicht selten sitzt die mit Spitzen und Kanten bedeckte Tochter neben ihrer Mutter, die nicht einmal ein Hemd ihr eigen nennt, und trägt über den Lumpen ihres Rockes ein Atlas- oder Mullkleid, neben ihrem mit einem Schaffell bekleideten Bruder. Die Taille des gestickten Kleides muß in der Stadt vom Modeschneider angefertigt sein, Hut und Schleier ist das Brautgeschenk, das sie als selbstverständlich von ihrem Geliebten empfängt; ihre Crinoline ist so breit, daß sie damit kaum durch die Kirchenthür hineingehen kann, um im Gottesdienst die Andächtigen mit ihrem lächerlichen Putz zu zerstreuen. Unsere Missionare treten dem Unfug entgegen und verweisen die geputzten Närrinnen aus dem Gottesdienst oder in einen dunklen Winkel des Gotteshauses. Aber nicht so der englische Missionar; der sieht nicht selten in diesen Flittern und unfläthigen Tand einen hohen Triumph der Civilisation, und unsere Missionare können in ihren Gemeinden nur mühsam dem ansteckenden Beispiel ihrer Nachbarinnen entgegenwirken.

Früher ging die Kafferfrau mit ihrem Kinde auf dem Arm ins Feld zur Arbeit und setzte das Kind neben sich auf die Erde. Jetzt muß ein Kindermädchen gehalten werden. Früher gab es bei einer Kaffernhochzeit Brod, Fleisch, Bier, jetzt geht es ohne Kaffee und Kuchen nicht ab. Eine Kaffernbraut auf einer englischen Station tritt in die Kirche im feinsten Modekleide, der feine Schleier reicht kaum hin, um das Läuseneſt darunter zu verbergen, bunte Schärpe, feine weiße Schuhe, kostbares Umschlagetuch, — das halbe Vermögen des Vaters oder Bräutigams ist darauf verwandt. Nur noch die goldene Kette mit dem Medaillon fehlt. Aber die über diesen erhabenen Anblick entzückte englische Missionarsfrau hilft dem Mangel ab, sie nimmt ihre eigene Kette ab, um sie der bewunderten Braut umzuhängen. Einige Tage darauf besucht eine deutsche Frau die Neuvermählte, und findet sie vornehm hingestreckt auf dem Ruhebette, während ihre Mutter für den jungen Ehemann ein nicht näher zu bezeichnendes Kleidungsstück flickt. „Machst du denn nicht solche Arbeit?" fragt die Deutsche. — „Nein, mit solchen Dingen befasse ich mich nicht!" — „Und was thust du denn?" — „Ich lese Novellen!" Solche Opfer verlangt und erlangt mit Leichtigkeit der unersättliche Götz der Mode und der kopf- und herzlosen Civilisation. — Das so leicht verdiente Geld muß doch untergebracht werden. Denn der junge Kaffer steht auf der Höhe der Zeit, und weiß die Gelegenheit wahrzunehmen, wo eben gelandete Schiffe im Hafen und die absolute Nothwendigkeit, Arbeitskräfte zu erlangen, ihm die erwünschte Gelegenheit darbietet, sich auch im Strike zu versuchen, und das tägliche Arbeitslohn sofort von 15 Silbergroschen auf

$1^2/_3$ Thaler zu erhöhen, sicher, daß der rathlose Kaufmann sie ihm ja doch zahlen muß.

Aber schlimmer noch als der Putzteufel wüthet der Branntweinteufel, um den letzten Rest der alten Volkskraft der heidnischen Kaffern zu vernichten. Cantinen (Branntweinsschänken) bedecken das Land und sind stets gefüllt mit trunkenen Kaffern. „Die meisten Kaffern sind Säufer!", sprach Beste zu dem verständigen Häuptling Konki. „Was sagst du? die Meisten? — Nein, Alle!" lautete dessen Antwort. Gegen diesen Feind hat der heidnische Kaffer absolut keine Gegenwehr. Während gewissenlose weiße Branntweinhändler Festtage, wie zum Beispiel den Weihnachtstag dazu aussetzen, daß da jeder Kaffer sich unentgeltlich bei ihm betrinken kann, stürmt die ganze Woche hindurch das Gesindel zu den Giftbuden. Ganze berittene Trupps, einen Siwane, Bunge oder Sandile an der Spitze stürmen wie die wilde Jagd auf schnaubenden Rossen bei der Missionarskirche vorbei nach dem Branntweinladen der nächsten Stadt, um dort im Feuerwasser ihre ganze Baarschaft zu vergeuden, und dann dämonenartig auf ihren Pferden in ihre Wildniß zurückzukehren. „Der Branntwein mordet uns," sagt der heidnische Häuptling, — aber nur, um in der nächsten Stunde selbst ihm zu unterliegen. Deputationen von alten Heiden ziehen zu den Regierungsbehörden mit der Bitte, doch den Branntwein verbieten zu wollen, weil er die Leute arm mache und dann zum Stehlen zwinge; aber ist da Gehör? Bringt ja doch das Geschäft seine Abgaben ein, und Geld unter die Leute! —

Unter den furchtbaren Verheerungen der Aftercivilisation geht dann noch der letzte Rest der natürlichen Sittlichkeit, die man doch auch unter rohen Heiden findet, verloren. Die Jugend kommt außer Rand und Band, und plagt die Eltern, trotzt ihnen und macht sie arm. „Ich gedenke der Zeit, (sprach Notomi, Bunge's Mutter, zu Kropf) wo Bunge und Ngatje noch Jungen waren. Da saßen die Kinder ganz ruhig und warteten, bis Vater und Mutter ihnen etwas gaben. Heutzutage greifen die Kinder zuerst in den Topf, und die Alten müssen zufrieden sein, wenn ihnen nur etwas übrig bleibt." Und im Heidenthum des Vaters ist kein Gegengewicht gegen die Zuchtlosigkeit der Jugend. Erhält das heranwachsende Mädchen nicht ihren Willen, oder die junge Frau nicht ihren Putz, so läuft sie einfach weg, und der Vater oder Mann haben den theuren Kaufpreis, der für sie bezahlt ist, oder erwartet wird, verloren. So läuft er ihnen nach und ist ganz zufrieden, alles zu geben, was verlangt wird, wenn die Entlaufene nur wiederkehrt. Und seinen Jungen zum „Studiren" auf eine Lehranstalt zu schicken, verlangt der vornehme Stand des heidnischen Vaters. Er giebt seine Reichthümer

gern hin, und der Junge säumt nicht, durch Prassen und Schuldenmachen in denselben aufzuräumen.

Daß eine so entnervte und entartete junge Generation viel schwieriger von Gottes Wort erreicht wird, als selbst das alte heidnische Kafferthum mit all seinen Greueln, das liegt auf der Hand. Früher sagte der Heide: „Gottes Wort ist gut, und sich bekehren eine schöne Sache, wer es nur könnte!" — Jetzt sagt er: „Gottes Wort ist nichts, es vermag ja auch weder die Weißen alle zu Christen zu machen, noch die bekehrten Kaffern festzuhalten. So wie viele von ihnen schon wieder Heiden geworden sind, so werden sie alle noch wieder zu uns zurückkehren!" — „Die Weise des weißen Mannes mordet unser Volk mit seinen neuen Sitten," sagen die alten rechtschaffenen Heiden, und nicht ohne Grund. Die Verstockten sagen: „Ihr bringt uns um; denn früher konnten die Zauberer doch Regen machen und die Kranken heilen, jetzt seitdem die Regierung die Zauberei verboten hat, bleibt der Regen aus, wir müssen hungern und sterben!" Unter den alten Heiden waren doch die Bekehrten, wenn sie einmal den Glauben gefaßt hatten, vermöge ihrer natürlichen Energie dann doch auch Leute, die festhielten. Bei den jungen aber kommt es gar häufig vor, daß, wenn Gottes Wort einmal einen bezwungen hat, er binnen kurzem wieder in das alte Wesen zurückfällt.

Früher galt der Missionar den alten Heiden doch wie ein Freund, dem sie selbst in Kriegszeiten kaum persönlich ein Leides gethan hätten. Jetzt sieht der Heide im Missionar einen Helfershelfer des weißen Zwingherrn, und würde ihn im Kriege mit eben so kaltem Blute hinmorden, wie jeden andern Weißen. Früher galt das Wort des Missionars wie eines Königs Wort, jetzt aber fühlt der junge Kaffer sich in seiner Würde, und will nicht mehr das Joch ernster christlicher Zucht tragen, ja wird unter Umständen selbst gegen seinen Lehrer auffätzig, ungehorsam und trotzig.

So ist die Arbeit des Missionars heute eine doppelt schwere geworden, und unsere deutschen Missionare, die mit dem Glauben an die Macht des Worts doch immer wieder eindringen in diese heillosen Massen, müssen nicht selten selbst durch ihre englischen Nachbaren sich empfindlich gehemmt sehen, namentlich durch die Praxis der Methodisten und der Episcopalen. Der Methodist legt allen Werth auf die angeregten Gefühle; singend', predigend, betend ziehen methodistische Nationalhelfer mit Trupps von Kaffern durch das Land, ohne die parochialen Grenzen sonderlich zu respectiren. Gelingt es ihnen, durch ihr aufgeregtes Wesen hier und da eine Seele zu erschüttern, daß sie weint und nach der Taufe verlangt', dann meinen sie, sei ein großer Sieg gewonnen. Aber die nachhaltige Gründung in Gottes Wort, so wie die ste-

tige ernste Zucht wird unterlassen. Es sind uns methodistische Nationalgehülfen vorgekommen, die weder die zehn Gebote, noch die drei Glaubensartikel wußten. Auch die kirchliche Aufsicht und Zucht fehlt; die oft völlig unreifen Nationalhelfer, wenn sie nur Eifer zeigen, läßt man in ungeordnetster Weise gewähren. Unsere Stationsleute sehen es an ihren Nachbaren und verlangen ähnlich behandelt zu werden, das Gefühlschristenthum ist ja ein bequemes Ding, und verlangt nicht große Opfer; sie ärgern sich an der ernsten strengen Zucht und an der tief in das Wort einführenden innerlichen Art unserer deutschen Missionare.

Und von den Bischöflichen andererseits werfen Viele Geld unter die Leute, um sie anzuziehen, geben außer der unentgeltlichen Schule auch noch die Schulmittel umsonst, taufen ohne allzutiefe Prüfung, damit nur ja erst die Heiden unter den Segen des an ihre Kirche und Ordination geknüpften heiligen Geistes gelangen, — und das alles sehen die Schwarzen und ziehen den Schluß, daß wir Deutsche, die wir sie zu energischer Mitarbeit im Geben und Thun anhalten, und die wir die heilige Taufe nur nach sorgfältigster Vorbereitung ertheilen, harte Leute seien.

Zu allen diesen Veränderungen in der nationalen und socialen und kirchlichen Umgestaltung des Kafferlandes kam noch eine politische. Das bis dahin als selbständiges Land unter einem eigenen Lieutenant-Governor verwaltete Land wurde, seitdem 1858 der Capcolonie eine Constitution gegeben ward, ein Annex zu der alten Colonie. Dem Gouverneur, der in der Capstadt wohnte, wurden die Bedürfnisse des Kafferlandes fremder, die Missionsstationen wurden nicht persönlich von ihm besucht und gekannt, und die allgemeine Geistesströmung in dem liberalen Parlament war der Missionssache eher ab- als zugeneigt. Manche der alten Begünstigungen durch Ueberlassung von Land und Abgabenfreiheit wurden eingeschränkt, und fielen ganz weg, und die Mission mußte lernen, aus der Stellung eines geachteten und geschätzten Mitarbeiters zur Civilisation, wenn nicht zur Unterwerfung des Kaffervolks, herauszutreten in die eines noch geduldeten Arbeiters, der aber hier und da dem landgierigen Colonisten schon ein Hinderniß wird.

Durch solche und ähnliche Schwierigkeiten muß sich der arme Missionar durcharbeiten, und ihm wird das Amt oft so unerträglich schwer, daß er die geringste Tagelöhnerarbeit für gemächlicher erachten muß, als die seine, und oft blutet sein Herz unter der Arbeit an einem undankbaren, unzugänglichen, harten Volk, so daß er denkt, er arbeite schier vergeblich, daß er den Untergang des ganzen Volkes als nothwendige Frucht dieses tollen Wesens mit Augen schauend, meint, er müsse alle Hoffnung schwinden lassen.

Und dennoch — ja dennoch, soll die Stadt Gottes fein

lustig bleiben mit ihren Brünnlein! Dennoch soll Christus der Herr mächtiger sein, als auch diese neuen Bollwerke des Heidenthums! — Dennoch soll die Liebe da hoffen, wo scheinbar nichts zu hoffen ist. Der Missionar geht in sein Betkämmerlein und klagt seinem Heilande seine Noth und legt ihm all seine Verheißungen vor! — und dann geht er mit neuer Kraft hinaus unter die Heiden, predigt, zeugt, arbeitet, betet unter ihnen weiter! — Und der Herr läßt ihn nicht zu Schanden werden! Dennoch füllen sich die Kirchen, und wird hier und da eine Seele gründlich bekehrt und aus Satan's Reich gerissen. Dennoch wächst die Zahl der Getauften von Jahr zu Jahr, und werden alle Jahre etliche auch in die obere Gemeinde eingeheimst, von denen der Missionar, so weit Menschen urtheilen dürfen, sagen kann: Diese Seele ist gerettet für die Ewigkeit!

Ja, der Glaube ist die Kraft, die die Welt überwunden hat. Auch die neuaufgeworfenen Schanzen des Satan müssen in der nüchtern Kraft des Evangelii siegesgewiß angegriffen und gestürmt werden. — In dieser Weise ist in dem letzten Zeitabschnitt die Kaffermission betrieben worden, und hat, aus großen Angstgeburten und Nöthen heraus, ihre Früchte gezeitigt auf den einzelnen Stationen, deren Entwickelung und Geschichte wir nun näher zu zeichnen haben! —

51. Bethel 1861—1871. Masiko.

Als im Jahr 1861 Bruder Kropf die Zahl derer, welche in Bethel durch die heilige Taufe in das Haus Gottes aufgenommen waren, überschlug, ergab es sich, daß von den 142 seit Gründung der Station Getauften nur noch 50 auf dem Platze selbst wohnten. Von den übrigen war nur ein kleiner Bruchtheil gestorben, der größere Theil war verzogen; von etlichen wußte er, daß sie noch im Glauben standen, die Mehrzahl war zerstreut, viele in das Heidenthum zurückgefallen. Am tiefsten schmerzte ihn der Abfall des einst so treuen hoch begabten und begnadigten Schulzen des Orts, Bunge, Gohjlo's Sohn, Chlambe's Enkel, der, nachdem er vielen ein Wegweiser zum Leben gewesen war, im Jahr 1860 den Weg zum Tode eingeschlagen, und viele andere, unter ihnen auch den früher so treuen Gustav Knak, seinen Schwager mit sich hinweg gerissen hatte. Der Fall dieses Gewaltigen hatte einen tiefen Riß in die Station gemacht; zwar füllte sich die Kirche zum Gottesdienst, wie früher; aber es war als ob die ganze Gemeinde wankte und in ihren Grundvesten bebte. „Dies ist die Zeit," schrieb er, „wo der Teufel ausgegan-

gen ist, zu verführen die Heiden an den vier Orten der Erde! — Wer mag da Lust zu arbeiten haben, wo er sieht, daß ihm alles unter den Händen zerrinnt. Ja, wenn nicht das Wort des Herrn: „Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predigte," und seine Marterarbeit am Kreuz vor uns stände, wir hätten längst die Hand vom Pflug zurückgezogen. Der Hörer haben wir noch genug, das Gotteshaus ist oft gefüllt, und so lange sie noch hören, ists ja noch möglich, daß sie zum Glauben kommen. Bethel ist immer ein Hospital gewesen, voller Kranken. Viele haben darin Genesung gefunden; aber die Meisten haben es, wie die Aussätzigen gemacht. Sie haben sich anderen Priestern gezeigt, und sind nicht zum Ort ihrer Heilung zurückgekehrt; ja manche haben ihren Arzt ganz und gar verworfen."

Jetzt galt es, alle die Mittel, die Gott der Herr seinen Knechten in die Hand gegeben hat, um das Wankende zu stärken und das Zerstreute zu sammeln, in Bewegung zu setzen. Das Hauptmittel ist das Wort und Sakrament. Zur Predigt kamen sie ja noch. Also die täglichen Morgengottesdienste und die drei Sonntagsgottesdienste wurden gehalten, vor der Abendmahlsfeier in eingehenden, seelsorgerischen Gesprächen die Einzelnen auf ihre Pflicht und Stellung zum Herrn hingewiesen, und auf die Unterweisung der Täuflinge der sorgsamste Fleiß verwandt, auf daß nicht durch halb unreinen Nachwuchs der Unkrautsame in die Gemeinde noch mehr eingeführt werde. Er schreibt:

„Wenn manchem unserer Missionsfreunde unser Unterricht als zu lange ausgedehnt erscheint und es ihm vorkommen möchte, als ständen wir nicht in der lutherischen Lehre von der Taufe, so möchte das wohl nicht recht geurtheilt sein. Wir leben in der Heidenwelt, wo der Neugetaufte nicht in eine große christliche Gemeinde hineintritt, sondern wo die christliche Gemeinde der heidnischen Weltmacht gegenüber wie ein Tropfen am Eimer erscheint und wo Satans Scepter volle Herrschaft findet. . Hier, wo die Kirche erst zu gründen ist, muß nothwendig die Lehre der Taufe vorangehen, weshalb wir Lutheraner fleißig unseren Katechismus treiben, und können uns mit der bei vielen anderen Genossenschaften gang und gäbe seienden Methode nicht befreunden, daß den Taufcandidaten alle Mittwoch Abend eine lange Rede gehalten wird, die durchaus vor allen sonntäglichen Reden nichts voraus hat, so daß es uns vorgekommen ist, daß Leute von anderen Stationen, die hierherzogen, uns nicht sagen konnten, weshalb sie getauft seien oder weshalb sie zum heiligen Abendmahle gehen wollten. Gerade das längere Treiben des Katechismus mit jungen Leuten ist der Gährstoff gewesen, der die verborgenen Unreinigkeiten zu Tage gefördert und gewiß in vielen, wenn auch nicht in allen Fällen verhindert hat, daß der Most in alte Schläuche

gefaßt wurde. — Wir auf Bethel verlangen ferner als Zeichen eines aufrichtigen Verlangens nach der heiligen Taufe, daß die jungen Leute sich mühen, um lesen zu lernen, damit sie auch nach der Taufe an Gnade und Erkenntniß wachsen mögen. Besonders ist dies nöthig bei den Jünglingen, die als Jungen durch ihre Hülfe bei den Ackerarbeiten zu viel von der Schule abgehalten werden, und von denen wenige zum Lesen kommen. Mehrere von diesen Taufcandidaten, die es ernst meinen, haben sich diesem unterzogen und sitzen unter den ABC-Schützen, und lernen mit allem Eifer in der Abend- und Sonntagsschule."

Neben dieser Aussaat von Gottes Wort handhabte Kropf mit allem Fleiße die christliche Zucht. Wo in dem Leben eines Gemeindegliedes Anstößiges vorkam, wurde dasselbe vorgeladen, vermahnt, verwarnt, und wenn dies nichts fruchtete, vom Abendmahl ausgeschlossen. Letzteres, so weh es that, hatte doch in den meisten Fällen den heilsamen Erfolg, daß der Ausgeschlossene in sich schlug, wirklich Buße that, mit bitteren Thränen seine Sünde abbat und wieder aufgenommen werden konnte. Da dem Auge des Missionars sich manche heimliche Sünde verbarg, wurden drei Aufseher aus den zuverlässigsten Christen der Gemeinde ernannt und mit dem Auftrag versehen, vorkommenden Aergernissen nachzuforschen und darüber an den Missionar zu berichten.

Besonderer Fleiß aber wurde auf das heranwachsende Geschlecht verwandt, die Schule nach deutschem Muster eingerichtet, und der Herr bescheerte zu dieser Aufgabe unserem geplagten Bruder einen treuen Gehülfen in der Person eines in Gnadenthal zum Lehrfache ausgebildeten jungen Christen, eines Fingu-Jünglings:

Kanti Petrus Masiko.

Derselbe gehört zu den hervorragenden Persönlichkeiten seines Volkes. Er geht unter manchen inneren Anfechtungen klar seinen Weg, und hat sich, obschon auch ihn Satan auf mancherlei Weise zu fällen gesucht hat, allzeit durch Gebet und Buße wieder zurecht gefunden. Er studirt fleißig, und liest mit derselben Geläufigkeit deutsche Schulbücher, wie englische und holländische. Im Jahre 1870 hat er sich außer anderen deutschen Lehrbüchern auch Dittmar's Weltgeschichte hinausschicken lassen, und ist auf alle Weise bemüht, seine Kenntnisse zu befestigen und zu erweitern. Unter seinen Schulkindern bewegt er sich mit Lust, und sie hangen an ihm wie die Kletten. Auch als Evangelist ist er unter seinen Landsleuten, namentlich auf den Außenstationen, thätig, und hat auch dort bereits manches gute Samenkorn ausgestreut.

Ein in deutscher Sprache geschriebener Brief, den er 1872 an den Herausgeber richtete, bekundet, daß er auch des schriftlichen

Ausdrucks mächtig ist und ihn gewandt beherrscht. Zwei andere von ihm geschriebene Briefe, (Uebersetzungen aus dem Holländischen) sollen uns zugleich einen Einblick in seine Schule und in sein Herz geben. Den ersten richtete er als Zögling von Gnadenthal aus an Bruder Kropf, als er für die Betheler Schule designirt war, den anderen an das Comité, nachdem er drei Jahre in der Schule gearbeitet hatte.

Gnadenthal, den 12. April 1857.

Lieber Herr!

Da ich gehört habe, daß ich nach Bethel bestimmt bin, wo Sie Vorsteher sind, so freut es mich, Ihnen heute ein paar Zeilen schreiben zu dürfen, ehe wir uns einander sehen.

Ich schätze mich glücklich, in Ihnen einen guten und liebreichen Vater zu finden, der mein Gebrechen in Geduld tragen wird. Ich sage: Das hoffe ich, daß Sie mich bei meinen Fehlern mit Geduld behandeln werden, denn ich fühle, daß ich viele Fehler habe. Darum fürchte ich auch und besorge meinerseits, daß ich Sie betrüben werde, was ich jedoch nicht will. Bisher habe ich in meiner Lehre geduldige Herren gehabt, welche meine Fehler durch liebreiche Ermahnung zu verbessern trachteten; darum hoffe ich, daß der Herr mir vor Ihrem Angesichte Gnade geben werde, damit ich mit Freuden meinen Beruf unter Ihrer Aufsicht ausüben kann.

Ich verspreche hier, lieber Herr, wenn der Herr mir Gnade giebt, mich so zu betragen, daß Sie damit zufrieden sein können. Ich verspreche Ihnen, mich treu und demüthig vor Ihnen zu betragen und Sie als meinen Vater in dem Herrn anzusehen und ich verpflichte mich hiermit, Ihnen zu gehorchen und werde meinerseits dahin trachten, daß ich Sie nicht muthwillig betrübe.

Alles, was mich betrübt und kränkt, werde ich Ihnen klagen und ich wünsche Ihre Ermahnungen und Zurechtweisungen und Tröstungen zu genießen.

Mit dieser Gesinnung komme ich zu Ihnen und freue mich in der Hoffnung, daß der Herr dazu seine Gnade und seinen Segen geben werde, damit ich dort in Segen Ihnen in dem Werke des Herrn behülflich sein könne.

Ihr Sohn Franz hat mir aufgetragen, Ihnen seine besten Grüße zu bringen, wenn ich zu Ihnen kommen sollte; es dauert mir aber zu lange, darum thue ich es gleich jetzt.

Seien Sie denn herzlich von mir gegrüßt. Grüßen Sie auch Frau Kropf von mir.

Ihr geringer Diener

Kanti Piet Masiko.

Bethel, den 5. Juli 1860.

Ehrwürdige Herren!

Gnade sei mit Ihnen und Friede von Gott dem Vater und dem Herrn Jesu Christo, der sich selbst gegeben hat für unsere Sünden, auf daß er uns errette von der gegenwärtigen bösen Welt nach dem Willen unsers Gottes und Vaters. Demselben sei Ehre in alle Ewigkeit! Amen.

Ich danke Ihnen, ehrwürdige Herren, herzlich für Ihr Gebet für mich und für uns alle und für die besondere Liebe, die Sie mir und den Kindern dadurch bewiesen haben, daß Sie unsere Schule unterstützen. Meinen herzlichen Dank dem Geber der Violine, die mir sehr werth ist und eine große Hülfe für die Singestunde. Ich denke bei ihr oft mit Dank und Liebe an den unbekannten Geber und Sender. Gott, unser Herr Jesus Christus, wolle ihn besonders dafür reichlich segnen hier zeitlich und dort ewiglich! Die Weltkarte hat mich vornämlich durch ihre Schönheit erfreut und durch ihre kurzen Nachweisungen der Länder, Städte und Flüsse und durch die Darstellung, wie sich die Erde um ihre Achse und wieder um die Sonne dreht. Die Kinder scheinen sich auch an diesem lieben Geschenk erfreut und verwundert zu haben; aber das Lernen der schön gemalten Länder geht sehr schwer; es scheint, als ob sie sich aus dieser Wissenschaft nicht viel machen.

Im Gefühle meiner Unwürdigkeit und Untreue im Dienste des Herrn freut es mich doch, Ihnen mit Dankbarkeit berichten zu können, ehrwürdige Herren, daß der Segen des Herrn in dem Werke, an das Er mich berufen hat, nicht ausgeblieben ist. Es freut mich zu sehen, daß die Kinder die Schule gern haben und bessere Fortschritte machen, als in den ersten beiden Jahren, wo ich hier war. Besonders machen sie im Lesen gute Fortschritte. Sie gebrauchen nicht blos in der Schule ihre Bücher, sondern lesen auch gern zu Hause in ihren Testamenten und Gesangbüchern; es wird manches auswendig gelernte Lied gesungen. Das Singen haben sie besonders gern. Sie kommen auch im Schreiben vorwärts; einige von ihnen schreiben schon „die Orthographie" in Büchern. Mit dem Rechnen sind wir bis zum Multipliciren gekommen. Wir würden uns herzlich freuen, wenn wir durch Ihre Liebe Schreibebücher bekämen, denn sie sind jetzt beinahe alle verbraucht. Die Kinder, welche das Schreiben zu schätzen anfangen, sehen mit Schmerz in die Zukunft, wo sie wieder an die Schiefertafel müssen. Wir werden recht dankbar sein, wenn Sie unserer in dieser Sache gedenken wollen. — Die biblische Geschichte ist ihnen eine der liebsten Stunden und sie machen darin auch gute Fortschritte. Auch im Englischlesen kommen sie gut

vorwärts. Der lutherische kleine Catechismus wird alle Mittwoch durchgegangen und gelernt. — In der ersten Abtheilung wird unterrichtet im Lesen, kafferſch und englisch, biblische Geschichte, Rechnen, Singen, Geographie, Schreiben, Orthographie, Catechismus, Zahlenschreiben. Dreißig Kinder bekommen Vormittags diese Stunden. Das sind alles solche, die kafferſch lesen können; dabei sind die Mädchen am weitesten, weil sie die Schule mit wenigen Ausnahmen regelmäßig besuchen. Die Jungen haben so viel beim Fuhrwerk zu thun und besuchen die Schule nicht regelmäßig. In den letzten Monaten haben mehrere Eltern von Herrn Kropf ernste Vermahnungen über die Verwahrlosung ihrer Jungen bekommen. Das hat gute Folgen gehabt und die Jungen besuchen jetzt die Schule regelmäßiger und besser, als früher; wenn es Noth thut, bekommen sie auch Erlaubniß, aus der Schule zu bleiben. Auch die Kleinkinderschule wird zahlreicher, als früher, besucht. In die Kleinkinderschule gehen nicht bloß kleine Kinder von vier oder fünf Jahren, sondern auch solche, die neun, zehn und zwölf Jahr alt sind, Alle, die noch so groß sind, daß sie in die Schule gehen können und das A-B-C noch nicht kennen. Die großen Kinder, die noch in die Kleinkinderschule gehen, sind solche, welche mit ihren Eltern erst jetzt auf die Station gekommen sind, also Neulinge, die ohne Unterweisung aufgewachsen sind.

Um mehr Menschen auf diese Station zu ziehen, soll auch noch meine Mutter und mein Bruder, so der Herr will, in diesem Jahre hierher ziehen und hier wohnen. Schon bei ihrem ersten Besuch, im Anfange dieses Jahres, hatten sie von Herrn Kropf dazu Erlaubniß und freie Aufnahme erhalten, aber die Erndte war noch dazwischen und sie konnten ihren jetzigen Wohnplatz noch nicht verlassen.

Es ist manchmal recht wunderlich mit meinem Herzen. Voriges Jahr besuchte ich, wie gewöhnlich, den Unterricht der Catechumenen. Es wurde gerade von der Person des Herrn Jesu gehandelt, daß er nämlich wahrhaftiger Mensch sei und zugleich auch wahrhaftiger Gott und zu preisen in alle Ewigkeit. Die Beweise aus seinen Wundern schienen mir nicht genügend zu sein, indem er dieselben als Gottes Sohn gethan hat und als Christus, um damit seine Sendung vom Vater zu beweisen. Ich wollte seine Gottheit nicht leugnen, oder, besser gesagt, wohl glauben. Aber außer den Wundern verlangte meine Seele nach einem Zeugniß; ich suchte nach Schriftstellen, die das bewiesen. Da dachte ich: Wenn der Unterricht doch aus wäre und ich nach Hause an die Bibel gehen könnte. Als ich nach Hause kam, fiel mir ein, was der Apostel an die Colosser schreibt, wenn er sagt: „In ihm wohnt die Fülle der Gottheit leibhaftig." Col. 2, 9. Und „Wir wissen, daß der Sohn von Gott gekommen ist und hat uns

Verstand gegeben, daß wir den Wahrhaftigen kennen und wir sind in dem Wahrhaftigen, nämlich in seinem Sohne Jesus Christus. Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben." 1 Joh. 3, 10. So war es mir bewiesen und die Unruhe war vorüber und ich schmeckte eine besondere Zufriedenheit. Es war mir ganz besonders zu Muthe und ich mußte diese Verse auswendig lernen. Wenn ich im Felde war, mußte ich sie hersagen und mir damit beweisen, daß Christus ist der wahrhaftige Gott von Ewigkeit geboren und auch ein wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, mein Herr u. s. w. Ich muß sagen, daß sich Gleichgültigkeit und Zerstreutheit meines Gemüths bemächtigt hatten und ich wurde nun auf einmal im Unterricht darin überrascht und an diesem Tage auf diese Wahrheit aufmerksam gemacht. Der Religionsunterricht ist mir auf dem Seminar (in Gnadenthal) lieb gewesen und ist mir noch lieb.

Sie sehen daraus, liebe Väter und Vorsteher unserer Gesellschaft, wie elend und jämmerlich ich bin, wie in mir der Geist willig ist, aber das Fleisch drückt mich nieder. Ich wünsche meinen Herrn lieber zu haben, als alles auf Erden und daß ich ihm treu diene, nicht bloß äußerlich, sondern vor allem im Geiste inwendig. Man hat viel Ursach, sich vor Gott und Menschen zu demüthigen; unsere oder meine Ohnmacht, Gutes zu thun, die Sünde im Herzen und in den Gliedern, unsere oder meine Nichtigkeit, das sind die Ursachen, die den Hochmuth im Zaum halten müssen.

Ich befehle mich ihrer Fürbitte; gedenken sie meiner vor dem Herrn, daß er den Glauben in mir mehre.

Mit meinen besten Segenswünschen und Grüßen bin ich, ehrwürdige Herren,

Ihr gehorsamer
Petrus Mafiko.

Seit seiner Anstellung hat Petrus unserer Schule nunmehr schon fünfzehn Jahre lang treu gedient. Ab und zu wurde er wohl von dem Wanderfieber der Fingu gefaßt, und gedachte einen anderen Wirkungskreis zu suchen; auch von anderen Sünden der Kaffern hat er sich nicht völlig frei gehalten, aber er hat immer wieder den Weg zu Christo seinem Herrn gefunden. Gott erhalte ihn in Demuth und in Treue.

Als treue Gehülfen bei der Ausübung kirchlicher Zucht standen dem Bruder Kropf die beiden Diaconen Nathanael und Hans Schepers zur Seite. Sie hatten beide die Tiefe der Sünde am eigenen Herzen erfahren. Nathanael gestand offen dem Lehrer: „Lehrer, du bist alt und weißt viel, aber unsere Sündentiefen

wirst du nicht ganz ausfinden, unsere Herzen sind zu tief, das Gift schleicht verborgen und im Finstern, und verkriecht sich immer tiefer, weil man euch fürchtet, ihr werdet es entdecken!" Er mußte die schmerzliche Wahrheit dieser Worte an seiner eigenen Frau erfahren, die mit einem anderen Kaffer in Ehebruch fiel. Aber weil er am eigenen Herzen die Macht der Gnade erfahren hatte, die mächtiger ist als die Sünde, konnte er auch seines Zornes Meister werden, und innerlich priesterliches Mitleid fühlen mit der Schwachen. Er kam ganz aufgelöst zu Kropf und sprach: „Erst war mein Herz bitter, jetzt aber erkenne ich, daß Gottes Wort Wahrheit ist und nun kann ich auch für die Trübsal danken. Ich habe auch gerufen: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen! — Aber jetzt hat er mich getröstet. Das ist mein Schmerz, daß meine Frau mit mir nicht zum Abendmahl gehen kann. Sie will ihre Sünden nicht bekennen. Würde sie bekennen, dann wäre ich mit ihr ausgesöhnt!" Der arme Mann sollte noch schwerer geprüft werden. Er betraf sie mit ihrem Buhlen beim Ehebruch und bestrafte sie körperlich. Als sie ihm dieserhalb entlief, kam er zu Kropf und sprach: „Ja, sie ist eine Ehebrecherin. Aber ich muß doch stets daran gedenken, daß ich mit ihr vor dem Angesicht des Herrn und der Gemeinde getraut worden bin. Ich will sie deshalb aufsuchen." Er ging ihr nach, und fand sie bei ihrem Stiefvater am Thomasfluß. Als er in die Hütte trat, reichte er ihr die Hand; sie nahm sie und kehrte reumüthig zurück. Nathanael's Langmuth hatte das harte Herz gebrochen. Sie sprach: „Ich habe meinen Herrn betrübt!" und Nathanael konnte hinzufügen: „Wir haben uns heute wieder so lieb, als damals, wo wir uns verheiratheten." Die Gnade Gottes muß tief gewurzelt sein, wenn ein Kaffer sich so weit überwinden kann. Aber wo solche Milde ist, da ist auch großer Ernst gegen die Sünde.

Die ernste Mühe, die der Bruder Kropf auf die Gesunden und Kranken seiner Gemeinde verwandte, blieb nicht ungesegnet. Bereits im folgenden Jahre konnte er fröhlicheren Herzens über seine Gemeinde berichten. Der Geist der Ordnung und der Zucht schien wieder mächtiger zu werden. Bei einem am Epiphanientage 1862 mit Schwarzen und Weißen gehaltenen Missionsfest zeigte sich eine allgemeine lebendige Theilnahme. Die Liebe aber, die er in den Herzen der Kaffern besaß, fand ihren lebhaften Ausdruck, als er im folgenden Jahr 1863 auf einige Monate nach der Capstadt verreiste, um die zweite Auflage seines Kaffergesangbuches drucken zu lassen. Die ganze Gemeinde geleitete ihn bis zum nächsten Flußübergang, die Kinder und Jünglinge zu Fuß, die Männer zu Pferde, geistliche Lieder singend. Bei der Furth wurde Halt gemacht, alle sangen: „Zieh in Frieden deine Pfade,"

aber lautes Weinen erstickte die Stimme der Singenden, die, nachdem sie Abschied genommen, verhüllten Hauptes heimkehrten. Als er zurückkam, stürzte alles, Jung und Alt, ihm entgegen, und freudestrahlend holten sie den geliebten Lehrer ein mit dem Gesange: „Nun danket alle Gott" und „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!"

An mehreren Catechumenen konnte er deutlich die Arbeit des heiligen Geistes erkennen, und Heimgehende gaben durch die Freudigkeit, die sie angesichts des Todes bekundeten, ihm den Trost, daß seine Arbeit nicht ganz vergeblich gewesen sei. Ein liebes zwölfjähriges Mädchen Nosasi lag seit einem Jahre an der Auszehrung darnieder, aber ihre Gedanken waren immer auf den gerichtet, den sie in der Schule als den rechten Kinderfreund kennen gelernt hatte. Immer still und zurückgezogen nahm sie nie an den lauten Spielen ihrer Genossinnen Theil. Das Neue Testament kam nie von ihrem Lager und war ihre einzige Erquickung. Einige Tage vor ihrem Tode bezeugte sie lebhaftes Verlangen nach der heiligen Taufe und war selig, als dasselbe erfüllt wurde. Bald darauf wurde sie als eine reife Frucht eingesammelt in die himmlischen Scheuern.

Auch Gustav Knak, der mit seinem Schwager Bunge ausgewandert war, konnte das Fernsein von Gottes Wort nicht lange aushalten. Er sandte Botschaft nach Bethel und ließ fragen, ob er wiederkommen dürfe; bald darauf kam er selbst, that aufrichtige Buße über seine Verirrung und beeiferte sich, durch einen aufrichtigen Wandel in der Heiligung das gegebene Aergerniß wieder gut zu machen.

Von den Heiden, die das Wort Gottes sonntäglich hörten, blieben Viele Jahre lang völlig verschlossen. Aber dann wurde das Wort des Herrn doch auch Manchem zu mächtig. Twetwa z. B., der Jahre lang wie steinern gewesen war, fiel eines Tages, nachdem er wiederum den Gottesdienst besucht hatte, seiner ganzen Umgebung durch sein ganz verändertes Wesen auf. Er ging lange sinnend seinen eigenen Weg. Jedermann konnte erkennen, daß etwas in seinem Herzen vorging, obgleich er sich gegen Niemand offenbarte. Endlich brach er durch und kam zum Lehrer mit dem Bekenntniß: „Seit meinen Kinderjahren habe ich Gottes Wort gehört, zuerst von Schultheiß, dann hier auf Bethel. Aber ich suchte den Reichthum der Erde, und floh Gottes Wort. Heute erkenne ich, daß mir jener nichts hilft, und dieses mich retten kann. Ich kenne beide Wege, den schmalen und den breiten, und weiß auch, daß ich bislang ohne Gott gewandelt habe. Ich wünsche unterrichtet zu werden, daß ich den schmalen Weg kennen lerne!"

Andere Freuden hatte Kropf an dem Gedeihen der Schule und namentlich am Gesange der Kinder. Von letzterem schreibt

der 1864 dem Bruder Kropf als Gehülfe beigegebene Bruder Beste: „Die schönen liturgischen Andachten in der St. Matthäi-Kirche in Berlin haben mir wohl manchmal etwas gefehlt; wenn ich aber meine Kafferkinder singen hörte, was ich mit ihnen gelernt, o das Herz freut sich dann doch, und wenn auch der Kafferchor kein Domchor ist."

52. Die neue Kirche in Bethel.

Am 23. Januar 1864 sah unser Bethel wie ein Ameisenhaufen aus. Am folgenden Tage sollte Glockenweihe, Missionsfest und Grundsteinlegung gefeiert werden. Die neue Glocke hatten Missionsfreunde aus Bruder Kropf's Vaterstadt geschenkt, und die neue Kirche hatte sich bereits an dem Tage, wo die nunmehr alte vor wenigen Jahren eingeweiht wurde, als Nothwendigkeit herausgestellt. Jetzt stürmten die Gäste von allen Seiten herbei, und wollten natürlich auch bewirthet sein; denn der Kaffer sieht eben so gut als der Deutsche die Nothwendigkeit und Annehmlichkeit eines willkommenen Festessens ein.

Kropf hielt der harrenden Menge freilich zuvor eine Rede des Inhalts: „Was ihr gern haben wollt, Fleisch, Kaffee, Zucker, das kann ich euch nicht geben; was ich aber habe, will ich euch mittheilen. Unser Fest soll kein Essfest sein, also begnüget euch damit, wenn ich jedem Hause einen Eimer Gerste, und einen Eimer Milis und einen Eimer Kartoffeln gebe." Ein Lämmlein hatte einer der Außenkraale außerdem geschickt.

Nun hörte man alsbald bei jedem Hause eine Stampfe, um die Gerste und den Milis zu enthülsen, und auch das Festbrod wurde unter der eben nicht leichten Arbeit ein Brod im Schweiße des Angesichts. Die Festprediger und Festgenossen fanden sich dann gegen Abend ein und wurden nach bestem Vermögen in den engen Räumen untergebracht, um am 24. früh allesammt im runden Gotteshause den Segen für diesen Segenstag zu erflehen. — Noch war man beim Gebet, als die Wagen voll Wartburger singend zum Dörflein einzogen, die Petersberger waren schon vor einigen Tagen eingetroffen. Die stattliche Festversammlung wuchs von Stunde zu Stunde. Willkommene Wolken deckten die Hundstagssonne zu.

Die Kirche war von innen und außen mit Guirlanden und Blumen geschmückt, eben so die beiden Pfähle, die die neuen Glocken trugen; über der Stelle, wo der Grundstein gelegt werden sollte, war ein mit Laub und Blumen bekränzter Bogen errichtet.

Um 10 Uhr rief die alte Glocke die hin- und herwogende Menge in die alte Kirche, welche bald bis zum Erdrücken gefüllt war, während eine noch größere Menge sie von außen lauschend umstand, um durch die geöffneten Fenster hindurch doch auch etwa ein Wörtlein zu vernehmen. Die vier Festredner befleißigten sich, so warm sie zeugten, doch einer sehr löblichen Kürze, so daß bereits um 12 Uhr jeder heimgehen konnte. Die Collekte betrug 5 Pfund Sterling (33⅓ Thaler).

Schon um 2 Uhr war die Versammlung wieder auf dem Festplatz. Auch der sehr hoch geschätzte, ehrenfeste, fromme, den Kaffern wie den Weißen gleich werthe U-Tschalesi (Charles, der Sohn des alten Missionars Brownlee), der königliche Commissar für die Ghaika, ein warmer, treuer Freund unserer Mission, hatte sich eingestellt, um die Handlung des Grundsteinlegens auf Bitten unserer Brüder eigenhändig zu vollziehen.

Beim Klange der alten Glocke sammelte sich die Festgenossenschaft um die neue, und sang auf kafferisch: „Dir, dir, Jehovah, will ich singen!" Bruder Kropf erklärte den Leuten die Inschrift der neuen Glocke „Gottes Wort bleibet in Ewigkeit!", gab ihr den Namen Dorothea und weihte sie im Namen des dreieinigen Gottes zu einem Zeugen Seiner Ehre. Dann ließ er dieselbe ihren metallenen Mund öffnen, und während sie ihre ersten Töne erklingen ließ, und die Gemeinde dazu sang: „Ich habe nun den Grund gefunden," legte Brownlee selbst den Grundstein mit dem Wunsche, daß unter ihm alles Böse begraben und alles Gute auf ihm neu aufgebaut werden möchte; und ermahnte dazu mit herzeindringenden Worten in kafferischer Sprache die anwesenden Schwarzen zu fleißigem Gebrauch der Gnadenmittel; die Missionare tröstete und ermunterte er mit der Mahnung, nie zu vergessen, daß sie Glaubensboten, und also auf den Glauben angewiesen seien. Die üblichen Hammerschläge mit den Denksprüchen erfolgten, und nachdem diese Feier mit Gebet und Segen beschlossen war, riefen beide Glocken vereint die deutsche Gemeinde zum deutschen Gottesdienst, in dem ebenfalls 3 Pfund (20 Thaler) Collekte gesammelt wurden.

Dem festlichen Tage folgte eine mehrmonatliche Arbeitszeit, Schwarz und Weiß rührte und öffnete die fleißige und freigiebige Hand, die Mauerkelle wurde freilich vornehmlich von den Missionaren selbst geführt, denn es galt, jetzt einen stattlichen Bau auszuführen, zu dessen auf mehr als 800 Pfund Sterling zu veranschlagenden Kosten die arme Missionsgesellschaft in Berlin kaum den zehnten Theil beizutragen im Stande war. Aber die deutsche, wie die schwarze Gemeinde wetteiferte mit einander in der Beschaffung der Materialien und der Gelder, mancher Missionsfreund half mit, mancher willige Schweißtropfen wurde vergossen, bis

das neue stattliche Gotteshaus am 20. October 1864 gerichtet, und am 8. und 9. August 1865 feierlich eingeweiht werden konnte. —

Die alte und die neue Kirche in Bethel und Bunge's Haus.

Zu diesen Tagen kam abermals die große Festgemeinde, nur noch in größerer Zahl zusammen. Diesmal hatten die Gemeinden Wartburg und Emdiseni Geld gesandt, um auch den Festzucker und Festkaffee zu besorgen, und für Fleisch hatten die Anwohner durch eine große Anzahl Ziegen und Schafe gesorgt; die Bewohner selbst beschafften den Festochsen, der aus dem Häuflein der 21 Festziegen und Schafe stattlich hervorragte. Das Bier wurde in Oxhoftfässern gebraut, und der Missionar reichte für die in seinem Hause versammelte große Schaar von Gästen eine Kuh, ein Schaf, ein Schwein, ein Spanferkel und zwei Truthühner und diverse Hähne, nebst Brod und Kuchen in Menge dar. Dennn auf Bethel summte es von Gästen, wie ein Bienenschwarm. Der Herr hatte herrliches Festwetter nach langen stürmischen Tagen beschеert.

Diesmal gab es aber auch eine stattliche Versammlung, wie nie zuvor in Bethel. Der neuangestellte deutsche Pastor Clüver war mit seiner Frau von King-Williamstown gekommen; der deutsche Schullehrer Rahn kam mit seinen Kindern; während des Festgeläutes am Vorabend traf von Norden Bruder Hartmann aus Gosen mit dem Posaunenchor von Silo ein, gefolgt von dem Ochsenwagen, der Bruder Rein's Familie brachte; von Süden kam der alte Vater Kayser mit seiner Frau und seinem Sohn, einem Missionar, dann traf Liefeldt von Petersberg, die Geschwister Brauer von Silo, Bruder Nauhaus und mancher an-

dere liebe Gast ein, so daß der lieben Festmutter der Kopf schwirrte bei dem Gedanken, wo alle unterzubringen. Aber in Africa überwindet die so seltene Festfreude mit Leichtigkeit solche kleinen Verlegenheiten.

Am anderen Morgen (8. August) eröffneten die schwarzen Posaunenbläser aus Silo die Festfeier mit dem Choral: „Wachet auf, ruft uns die Stimme!" Das Herz der Brüder ging in Sprüngen bei den in Bethel neuen nie gehörten Tönen. Zu Hunderten strömten die Gäste, etliche von zehn Meilen Entfernung herbei. Ein deutscher Bäcker hatte die Gelegenheit benutzt, nach echt deutscher Weise seine Waaren zum Fest auszubieten. Er war sehr willkommen; denn so reichlich die zugerichteten Speisen waren, so hätten sie doch kaum hingereicht, um die große Masse zu sättigen. Denn nun kamen auch die englischen Gäste, Herr Brownlee mit Familie, Missionar Birt und andere englische und deutsche Herren zahlreich zum Fest.

Um 11 Uhr riefen die Glocken zuerst zur alten Kirche, von der mit dem Gesange „Sei Lob und Ehr" und einer deutschen und einer kafferschen Ansprache des Bruder Kropf Abschied genommen wurde. Der Zug formirte sich, die Bibel, die Agende, die heiligen Gefäße wurden von den Brüdern in feierlicher Prozession getragen; mit dem Liede „Unsern Ausgang segne Gott" schied man aus der alten, und mit dem Liede „Jesu geh voran" unter Posaunenbegleitung ging man zur neuen Kirche, deren Schlüssel auf blausammetnem Kissen mit der Inschrift Psalm 27, 4. getragen wurde. Die Prozession bewegte sich um dieselbe; dann übergab Bruder Briest (der Maurer) den Schlüssel dem Magistrat Herrn Brownlee und bat diesen um die Erlaubniß zur Eröffnung der neuen Kirche. Dieser übergab den Schlüssel an Kropf, der die hohen Thüren mit den Worten erschloß: „Gehet zu seinen Thoren ein mit Danken, und zu seinen Vorhöfen mit Loben!" Jetzt strömten alle, Weiße und Schwarze hinein, so daß sie bald zum Erdrücken gefüllt war. Kafferische und deutsche Gesänge und Ansprachen, auch die Erläuterung all des heiligen Schmucks in Crucifix, Altar, Leuchter u. s. w. folgte, ein Kafferchor sang schön und mit heller Stimme Rink's „Preis und Anbetung." Die Kirche erhielt den Namen Paulskirche.

Nachdem die deutsche Gemeinde entlassen war, wurde der heilige Raum abermals gefüllt mit Kaffern, die lange nicht alle Platz fanden. Unter den begleitenden Klängen der Siloer, von Farbigen geblasenen Posaunen wurde der kafferische Gottesdienst gehalten.

Nach einem frugalen Gabelfrühstück begab sich um 3 Uhr die Festgemeinde abermals in die Kirche, und manches köstliche Lied wurde mit und ohne Posaunenbegleitung gesungen, so daß

dem alten Vater Kayser, der seit mehr als vierzig Jahren keine deutsche Predigt gehört hatte, bei den Klängen des „Ein feste Burg" die Augen übergingen. Reich gesegnet zog man aus dem neuen Gotteshause, dessen erste Collekte 14 Pfund Sterling (über 90 Thaler) betrug.

Der folgende Tag brachte neue Schaaren von Gästen, Engländer, Deutsche und Kaffern, unter ihnen auch den hochbegnadigten Kaffern-Missionar Tiyo Soga. Eine Ansprache folgte der anderen; auch die Kaffern zeigten ihr großes Rednertalent, ja selbst ein rothgeschmierter Geheimer Rath von Sandile ergriff das Wort. Die christlichen Kaffern bekundeten durch ihre sinnige Deutung der mancherlei symbolischen Geräthe in der Kirche, daß sie, weit entfernt, in ihnen einen Gegenstand verwerflicher Anbetung zu erblicken, ihren tiefen Sinn sehr wohl verstanden und schätzten. — Die reichlichen Gaben von 10 Pfund Sterling hatten die auf dem Bau noch lastenden Schulden bis auf 2 Pfund Sterling gedeckt. Als des der Fingu Mart hörte, opferte er sofort diese fehlende Summe, so daß noch während des Festes der schöne stattliche Bau auch von der letzten Schuld befreit wurde.

Bald nach dem Feste traten Willem Jamela und Nathanael, die Speisemeister, zu Bruder Kropf und sprachen: „Lehrer, der Herr hat uns reichlich gesegnet, und wir schämen uns wegen unseres Kleinglaubens. Alle sind gesättigt worden, und es waren doch Hunderte, und heute haben wir noch Fleisch übrig, das wir so eben an die Stationsleute vertheilt haben. Alle Leute haben uns bekannt, solche schöne Kirche haben wir noch nie gesehen, und solch schönes Fest haben wir noch nie gefeiert." Bruder Kropf antwortete: „Als wir die Kirche bauen wollten, da wolltet ihr verzweifeln; ihr spracht von Hunger und Armuth. Als wir einweihen wollten, sprachet ihr: Woher nehmen wir Brod, um diese zu sättigen, und nun ist noch übrig geblieben! Der Herr hat uns geholfen, vertrauet Ihm, Er wird weiter helfen!"

Die schönste Nachfeier aber brachte der zweitfolgende Sonntag, der 18. August, wo in dem neuen Kirchlein 16 Seelen, acht Erwachsene und acht Kinder getauft werden konnten. Bruder Beste hatte an dem Tage die Freude, seine Erstlinge zu taufen. Er schreibt: „O, was für ein herzstärkender Anblick, solche Zahl auf einmal herantreten zu sehen; ein solcher Tag macht gar schnell vergessen alle die Mühen und Sorgen der Missionsarbeit. Sind solche Tage ja doch Zeugen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich gewesen ist in dem Herrn. Ja ein Tauftag ist eine Stärkung des Glaubens nicht nur für die Freunde daheim, sondern zuerst und besonders für uns, die wir wohl viel sehen, aber oft so lange warten müssen, ehe sich ein Hälmlein zeigen will."

So ist die liebe stattliche Kirche vollendet, ein stummer und

doch so lauter Zeuge von der Ehre des Herrn. Wir aber wünschen von Herzen, daß das votum des Bruders Kropf sich erfüllen möge: „Die Kirche steht nun an der großen Heerstraße wie ein Wahrzeichen für Kaffern und Fingu da und weist mit ihrem Kreuze zu dem, der für sie gestorben ist, und der gern alle erlösen möchte. Nur einen Wunsch hatten wir bei der Einweihung, daß dieses Haus die Stätte werden möchte, wo dem Herrn Kinder geboren werden, wie der Thau aus der Morgenröthe!" Das walte Gott in Gnaden nach Seiner Verheißung! —

53. Der Bann in Bethel.

Die weltliche Liebe hat in weltlichem Gedicht sich selbst charakterisirt als ein „Himmelhoch-Jauchzen zum Tode betrübt!" Aehnliches muß auch die heilige Liebe der gottbegnadigten Seele erfahren, die heute ihres Heils und Heilandes in Jubelton gewiß, oft morgen schon jammert über die Tiefen der Sünde, die auch dem Wiedergeborenen unerwartete Schmerzen bereitet, Aehnliches aber auch der Missionar in seinem heiligen Liebeswerk der Bekehrung unsterblicher Seelen.

So geschah es auch in Bethel, daß schon in den Tagen des Jubels über die neue Kirche ein böses Geschwür sich vorbereitete, das, nachdem es noch Jahre lang im Verborgenen gewachsen war, endlich zu einem sehr bösen Ausbruch reifte.

Mit der wachsenden Zahl der einwandernden Stationsbewohner kam auch manches schlimme Element nach Bethel, nicht blos von ungebrochenem Heidenthum, sondern auch von bedenklichem Christenthum solcher Leute, die auf ihren früheren Stationen andere Sitten gewohnt, sich in die ernste deutsche Zucht unserer lutherischen Brüder nicht finden konnten, die doch zu einer gesunden Entwicklung christlichen Lebens aus dem wüsten Heidenthum heraus so nothwendig war, als das tägliche Brod.

Etliche eingewanderte Christen aus den Stationen der Independenten fanden sehr bald, daß den Diaconen und sonstigen Helfern aus den Schwarzen nicht genug Ehre widerfahre, daß die seelsorgerischen Besprechungen vor dem heiligen Abendmahl zu sehr auf das Einzelne eingingen, und daß die Bevormundung der zur Mitwirkung in Armen-, Krankenwesen und Evangelisation der umwohnenden Heiden herangezogenen Diaconen zu sehr von den Missionaren controllirt werde. Ihr geheimes und öffentliches Murren fand Widerhall in den Herzen der Unzufriedenen, und namentlich auch in den Zurückgebliebenen der weitverzweigten Fa-

milie des unglücklichen Bunge, dessen tiefer Fall die ganze Bethelsche Gemeinde in ihren Grundfesten erschüttert hatte. Josef Neapai, Bunge's Neffe, früher ein so frommer lieber Schulgehülfe, der einst seinen abgefallenen Onkel so dringend ermahnt hatte, fiel als Opfer dieser Unzufriedenheit, er wurde darüber in alte heidnische Sünden verstrickt und mußte öffentlich ausgeschlossen werden. Die Diakonen und Willem Jamela, der Schulze, wagten nicht, wie früher ihrer Aufsicht über die Sittenreinheit ihrer Gemeindeglieder zu warten; sie verhehlten das, was sie mit Augen sahen, vor den Augen des Lehrers, ja sie wurden in einzelnen Fällen als solche erfunden, die heidnische Unsitten, wie das geheime Biertrinken, selbst mitmachten. Wenn Bruder Kropf dieserhalb die Betreffenden ihrer Amtspflicht gemahnte, wichen sie aus, Willem, der Schulze, erklärte geradezu: „Der Lehrer hat nichts in meinem Hause zu thun, und nichts über das zu sagen, was darin geschieht!" Ja es kam vor, daß in einem Falle Kaffern sich unterstehen konnten, den Lehrer selbst richten zu wollen über sein Thun, welcher Versuch nur durch den ernsten Einspruch bekehrter Hottentotten zurückgewiesen wurde.

Endlich war der Geist der Zuchtlosigkeit so erstarkt, daß Heiden, wie Gemeindeglieder eine reiche Ernte dazu misbrauchten, um Gelage an Gelage zu reihen, daß sie den Mahnungen des Missionars offenen Ungehorsam entgegensetzten, und daß der böse Geist selbst den Schulkindern sich mittheilte, die unserem braven Petrus Masiko das Amt zu einer unerträglichen Last machten. Dazu kam das leidige Branntweintrinken und die Putzsucht und Unzucht der jungen Leute, die gegen den ernst und liebreich mahnenden Lehrer bis zu offenem Haß und Verachtung sich verirrten. Herzzerreißend sind die Klagen des Bruders Kropf aus dieser Zeit. Er schreibt einmal: „Ich dachte: Fünfundzwanzig Jahre stehst du nun schon unter den Kaffern, und predigst ihnen das theure Evangelium, und die Früchte davon — nichts als Jammer und Elend. — Ginge es nach meinem Fleische, so möchte ich wohl lieber Holz hacken, als diesen Leuten predigen und die Perlen vor die Säue werfen! — Ach wie sauer ist es doch, Missionar zu sein, und wie schwer, allzeit Geduld und Glauben der Heiligen zu bewahren!"

Die Brüder sahen ein, daß wenn Satan nicht gewonnen Spiel haben sollte, nunmehr es Pflicht sei, mit dem ganzen Ernst evangelischer Zucht dem Unwesen sich entgegen zu werfen.

In der Woche zum 13. Juni 1869, als es am Freitag eben zur Abendkirche geläutet hatte, tönte dem Bruder Kropf, der sich in das Gotteshaus begeben wollte, aus einem Hause ein Heidenlärm entgegen. Er rief Bruder Beste heran und trat in das Haus, und fand es überfüllt von Christen und Heiden, die

zum Biergelage versammelt waren. Den Halbtrunkenen war die Anwesenheit des Missionars sichtlich unbehaglich. Er aber erklärte ihnen, daß er mit Leuten, die die Stationsgesetze also mit Füßen träten, nicht beten könne, daß er die Diaconen, welche anstatt dem Laster zu wehren, ihm mitfröhnten, als nicht mehr vorhanden ansehen müsse, und daß er acht Tage lang, (um nicht die Perlen vor die Säue zu werfen) die kirchlichen Akte in der Gemeinde ungethan lassen, und überhaupt erst nach bezeugter Buße die Gemeinde wieder zum heiligen Abendmahl zulassen werde. So blieb denn am Sonntag den 13. Juni, zum ersten Male, so lange Bethel steht, die Kirche geschlossen, und es wurde die Gemeinde als eine unter dem Banne stehende behandelt. Die Brüder mußten, da alles Bitten und Vermahnen nichts half, zu diesem letzten Zuchtmittel greifen, und stellten es dem Herrn anheim, wie Er es segnen werde. Bruder Beste, anstatt in der Kirche zu predigen, sattelte sein Pferd und ritt auf die Außenstation an der Kobussi, etliche Weiber des Orts folgten ihm zu Fuße, um dort das Wort zu hören. Die Kaffern dieser Filialgemeinde an der Kobussi, welche auch hier und da dem Bier mehr zugesprochen hatten, als gut war, welche aber nicht bis zu dem Maße der Uebertretung gesunken waren, wie die Bethelschen, dankten dem Bruder Beste für seine ernste Warnung und versprachen lieber sämmtliche Biergesellschaften abzustellen, damit sie nicht in gleiche Sünde verfielen. In Bethel warteten die Missionare, welchen Eindruck die angewandte Zucht auf die Gemeindeglieder machen würde. —

Am 14. meldete sich der alte Hottentott Windvogel: „Was bringst du?" — „Ich kann seit Freitag kein Auge zuthun, ich habe keine Ruhe, ich bringe meine Schuld!" — „Welche Schuld?" — „Daß Mynheer mich beim Saufgelage gefunden hat. Es ist ja eine erschreckliche Wahrheit, daß wir mit den Heiden zusammen getrunken haben. Sollen wir denn ohne Gottes Wort bleiben? Wir können nicht ohne das Evangelium leben, vergebt mir doch meine Schuld!"

Das war ein Hottentott, und die sind gefühliger und weicher Art. Die Kaffern dachten noch lange nicht an Bußethun, und schmähten nur um so mehr darüber, daß der Lehrer die Fiugu an der Kobussi für besser halte, als sie. Ein bitterer Geist bemächtigte sich der Gemeinde.

Am 22. kündigte Bruder Kropf ein Beichtgespräch an für diejenigen, die ihre Sünde bekennen wollten. Die meisten Frauen kamen, aber nur wenige Männer; die meisten der letzteren erklärten trotzig, sie seien ja ausgeschlossen und sollten nicht zum heiligen Abendmahl kommen, ja sie suchten auch die Weiber von dem Beichtgehen zurückzuhalten.

Wochen vergingen. Am 20. Juli schreibt Beste in seinem Tagebuch: „Mit unseren Betheler Kaffern ist es leider noch immer beim Alten. Sie erkennen ihre Sünde nicht, sind, zum Theil wenigstens, erzürnt und bitter, und suchen uns das auf verschiedene Weise fühlen zu lassen. Einige Wenige scheinen wieder einlenken zu wollen. Zu den Verbissensten gehört augenscheinlich Willem Jamela (der Schulze)."

Als am 3. August Bruder Kropf von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in King-Williamstown zurückkehrte, kamen ihm alle Bewohner des Platzes, auch die ärgsten Rebellen, freundlichst entgegen, um ihn feierlich zu begrüßen. Aber das galt nur seiner Person; gegen den Bann verstockten sie sich immer mehr; sie hielten lange, Tage in Anspruch nehmende Berathungen, und die Frucht war, daß zu dem Beichtgespräch am 14. August kaum ein einziges erwachsenes männliches Gemeindeglied sich einfand. Sie hätten gern gesehen, wenn die Lehrer aus der Sache eine unter ihrem Beisein abgehaltene Gemeindeberathung gemacht hätten, in der sie sich wohl hätten des Breiten aussprechen und rechtfertigen wollen nach Kaffernweise. Da galt es: Festhalten an der Zucht, die allein solchen Aufständigen gegenüber angebracht ist.

Endlich brach das Eis. Am 17. August kamen die hartnäckigsten Widersacher, Willem und Hans mit der Bitte um Vergebung. Sie könnten nicht länger draußen bleiben, denn sie erkenneten, daß Gottes Wort Wahrheit sei. Sie wollten zwar auch noch erst lange Reden halten, Kropf aber ließ sich darauf nicht ein, bis sie einfach die begangene Sünde reumüthig bekannten. Sie versprachen darauf zu halten, daß hinfort Gottes Wort und nicht der Satan auf der Station regieren solle.

Am 19. August kam denn auch Nathanael, um „Frieden zu erbitten." Er meinte, er habe erwartet, Kropf werde zuerst zu ihnen kommen, um über die Sache zu „disputiren". Kropf antwortete: „Ich habe mit euch nicht zu streiten. Hätte ich euren Hund geschlagen, so könnten wir uns hinsetzen und darüber disputiren, ob es recht oder unrecht gewesen wäre. Wo aber Gottes Wort so klar und deutlich spricht, wie über Saufgelage und Gemeinschaft mit den Heiden, da darf ich nicht disputiren, da müßt ihr euch einfach unter das Wort stellen, das sich nichts abhandeln läßt."

So war denn endlich der Bann gebrochen, der innerliche und der kirchlich verhängte. Am 25. September war der Kaffern-gottesdienst so zahlreich besucht, wie selten; die ganze Gemeinde ohne Ausnahme hatte sich eingefunden, ihre Sünden bekannt und das heilige Abendmahl empfangen.

54. Neuerwachendes Leben.

Nachdem der Bann gelöst war, schien es, als ob ein neuer ernster Geist in der Gemeinde sich Bahn zu brechen begonnen hätte. Es regte sich unter den Todtengebeinen. „Unsere Seele lebt noch, sprach ein Kaffer zu Bruder Beste, „wenn man auch das Leben nicht sieht. Unsere Seele ist wie ein Korn Milis, wie ein Pampunen- (Kürbis-) Kern. Wenn du den in die Hand nimmst, kannst du auch wohl fragen, lebt denn das Ding? Und doch wissen alle unsere Kinder, daß eine lebendige Seele darin ist. Sobald es in die Erde kommt, und Frucht wird, da kommt die Seele heraus und es wird ein großes Gewächs." Auf der Station selbst kehrte nicht blos Zucht und Sitte wieder, sondern auch die Diaconen begannen, ihres Amts der Aufsicht auf die Gemeinde ernstlicher zu warten, unbekümmert um die damit verbundenen Nackenschläge. Die Evangelisten Haihai und Petrus verrichteten ihr Amt als Prediger unter den Heiden der Außenkraale mit erneutem Eifer. Namentlich unter den Frauen begannen im Jahr 1870 Kräfte des ewigen Lebens sich zu regen. „Es ist eine merkwürdige Zeit, (schreibt Bruder Kropf unter dem 20. September 1870) besonders unter dem weiblichen Geschlecht. Alle zwei, drei Tage kommt eine Frau und bittet um Ermahnung und Zuspruch. Selbst die, welche sonst die schüchternsten sind, und sich nicht in unser Haus wagen, kommen jetzt mit Thränen und bekennen: „Wir können es schon seit einigen Tagen nicht aushalten; unsere Herzen sind beschwert, eine innere Stimme sagt uns: Gehe zum Lehrer, und hole dir Gottes Wort." So etwas ist hier uns auf Bethel seit lange nicht begegnet, und wir freuen uns, unser Amt nach Jes. 61 an, wenn auch nur wenigen Seelen ausrichten zu dürfen!"

Freilich war der Kampf selbst noch nicht beendigt. Es galt noch, mancher Zuchtlosigkeit mit Ernst entgegenzutreten, und namentlich der alte Schulze Willem Jamela schien, trotz seiner bezeugten Reue, dennoch nicht im innersten Herzen umgekehrt zu sein. Immer wieder kamen bei ihm Zeichen von Ungeistlichkeit und Trotz zum Vorschein, ja als eine Zeit lang ein unheimlicher nächtlicher Zauberspuk die Herzen der Gemeindeglieder bewegte, munkelte man insgeheim, Willem selbst verübe denselben. Gewarnt, aufmerksam gemacht, wich er unheimlich aus. Er mußte vom Abendmahl ausgeschlossen werden. Dann gab er zeitweilig unverkennbare Zeugnisse davon, daß das Leben aus Gott in ihm nicht ganz ertödtet sei. Am 3. März 1872 kam er mit heißen Thränen zu Kropf und sprach: „Lehrer, betet für mich, daß ich nicht verloren gehe; das Wort, das du neulich bei der Auslegung

der Geschichte Saul's gesprochen hast, und das, was du heute gepredigt hast, hat mich gestochen! Ich habe auf der Höhe gestanden, ich habe die meisten Jahre meines Lebens hier auf der Schule zugebracht. Wie schrecklich, wenn ich alter Mann nun nach so vielen Gnaden doch noch verloren ginge!" Dabei schrie er laut auf vor tiefer Bewegung seines Herzens. — Solche Regungen waren aber nicht dauernd, es folgten andere Aeußerungen der finstern Macht, die ihn gefangen genommen hatte. Bisweilen schien es, als ob er des klaren Gebrauchs seiner Vernunft nicht mehr ganz mächtig sei. Er wartete auch der Pflichten seines Schulzenamtes mit solcher Lässigkeit, daß er endlich im Jahre 1872 desselben durch den englischen Magistrat entsetzt werden mußte. Er zog aus der unmittelbaren Nähe der Kirche auf einen Außenkraal. Gott erbarme sich seiner armen Seele, daß er nicht die Wege Bunge's gerathe. Er ist einer der ältesten Getauften von Bethel, noch aus Döhne's Zeit. —

Aber gegenüber diesen bösen Früchten konnten die Brüder doch auch manches Erfreuliche berichten. Hier und da kamen Heiden mit dem ernstlichen Verlangen nach dem Heil in Christo und die Zahl der Gemeindeglieder wuchs von Jahr zu Jahr. „Lieber Herr, betete einmal ein Kaffer in der Abendandacht, lieber Herr, wir sind wie die schläfrigen Ochsen, nimm die Peitsche, und wecke uns auf, sonst schlafen wir bis in Ewigkeit!"

Ein Deutscher kam zu Bruder Kropf und erzählte: „Zwanzig Jahre sind wir verheirathet, und kürzlich war es das erste mal, daß wir in unserem Hause ein geistlich Lied gesungen haben." Und als Kropf nachforschte, siehe, da war es der alte September gewesen, des Deutschen schwarzer Knecht, ein treuer lieber Mann, der mit Bitten und Vorstellungen so lange in seinen weißen Herrn gedrungen hatte, bis derselbe auch begann, Hausandachten zu halten. Gar nicht lange darauf ist der alte treue Knecht mit frischem fröhlichen Bekenntniß seines Glaubens heimgegangen.

Der alte Simeon Tsabo war die erste Seele, welche durch Bruder Beste's Predigten auf der Cenju erweckt wurde. Als am 9. December 1868 einige Leute aus Bethel zu ihm kamen, ihn zu besuchen, freute er sich zwar von Herzen über diesen Besuch, sprach aber sogleich: „Redet mir nicht von den Dingen dieser Erde, sondern erzählt mir von der Predigt, die ihr heute gehört habt." Sie erzählten ihm von der Predigt, die Bruder Meyer vom letzten Kommen des Herrn gehalten hatte. Er aber antwortete: „Nun bin ich zufrieden, das ist, was meine Seele begehrt, ich mag nichts mehr von irdischen Dingen hören!"

Da der alte Mann erkrankte, besuchte ihn Bruder Beste (9. April 1869) und fand an diesem Tage auch seine noch hart verstockte heidnische Frau so zugänglich, daß sie doch wenigstens

versprach, sie wolle nun anfangen zu beten: Gott sei mir Sünder gnädig und öffne mir die Augen! Der alte Simeon war leiblich elend, aber mit Freuden sprach er: „Mein Herz ist dennoch fröhlich; mit der Erde bin ich fertig: Ich suche nur die ewige Heimath!"

Am 25. September schickte Kropf die Diaconen zum alten Simeon, um ihn, der nicht mehr gehen konnte, zum heiligen Abendmahl in der Kirche hinunterzufahren. Allein auch dies ließ sich nicht thun. Er bat dringend, ihm das heilige Sakrament in seinem Hause zu reichen. Und dies sein Begehr wurde denn auch also erfüllt, daß die Diaconen nebst etlichen gläubigen Leuten in dem Hause des Kranken als Gemeinde zur Feier des heiligen Sakraments sich versammelten.

Am 1. Februar 1870 besuchte ihn Bruder Beste wieder. Er fand ihn elend wie sonst, aber auch eben so freudig im Herrn. „Ich murre nicht", sprach er, „ich suche keine Ruhe auf Erden, ich bin hier schon ein Fremdling und verlange nach der ewigen Heimat!"

Er sollte noch das ganze Jahr hindurch pilgern, bevor er sein Ziel erreichte. Am zweiten Weihnachtstage 1870 empfing er in seinem Hause das heilige Abendmahl zur letzten Wegzehrung; sein armer Leib war schon fast zusammengetrocknet, seine Zunge konnte kaum sprechen, aber seine Seele sehnte sich nach den Wohnungen des Herrn. Am 29. December ist er dann sanft und selig eingeschlafen, und Bruder Beste, der in Gottes Hand das Werkzeug zu seiner Erweckung gewesen war, hatte nun noch die letzte Liebespflicht ihm zu leisten, daß er, da kein anderer hierzu vorhanden war, mit seinen eigenen Händen ihm seinen Sarg hobelte.

So wechselt in der schweren Arbeit unserer Brüder in Bethel Freude und Leid.

Um in die Gemeinde mehr sittlichen Halt zu bringen, beschlossen die Brüder, damit sie ihrer Verpflichtung, zur Erhaltung der Station auch ihrerseits nach Kräften beizutragen, sich bewußt würden, regelmäßige Kirchenabgaben einzuführen. Schon früher hatten die Stationsbewohner, besonders bei Gelegenheit des heiligen Abendmahls und der Erntedankfeste ihre Gaben geopfert. Bei einem solchen Erntedankfest kam auch das zweijährige Kafferknäblein Martin Gamladi und setzte sein Schüsselchen mit Kafferkorn vor den Altar mit den Worten: „Gott ist hungrig!" Die Collektengelder hatten zeitweilig 19, ja 25 Pfund Sterling (166 Thaler) in einem Jahr eingebracht. Es war daher nicht zu er-

warten, daß durch die Einführung der sogenannten Tickets, Scheine, durch welche die einzelnen Gemeindeglieder ihre Zugehörigkeit zur Gemeinde von Zeit zu Zeit gegen Entrichtung einer bestimmten Abgabe (5 Silbergroschen pro Monat und Kopf) bekundeten, eine erhebliche Steigerung der Einnahmen erzielt werden würde. Aber es schien diese Einrichtung dennoch wichtig und nöthig, um den Christen ihre Verpflichtung einzuschärfen, daß sie nicht blos die Missionsfreunde jenseits des Meeres für ihre geistlichen Bedürfnisse Sorge tragen lassen dürften, sondern dabei auch ihrerseits, so viel sie könnten, regelmäßig beitrügen. Die Einführung dieser Neuerung stieß zuerst auf einigen Widerspruch, dann fand man sich in dieselbe. Sie ist zum Segen gewesen, und da jetzt ungefähr 30 Pfund Sterling (200 Thaler) von der Kaffergemeinde aufgebracht werden, und da die englische Regierung zur Unterstützung der Schule einen sogenannten Grant von derselben Höhe jährlich schenkt, und da die zu Bethel gehörende deutsche Gemeinde, wie wir unten näher sehen werden, ebenfalls an 400 Thaler jährlich aufbringt, so ist es doch schon erreicht worden, daß 800 Thaler weniger von Berlin aus hingesandt werden muß, als ohne diese Hülfe — immerhin ein erheblicher Schritt zu dem Ziel der Selbsterhaltung der Gemeinde.

Der Zahl nach ist dieselbe von Jahr zu Jahr gewachsen. Ende 1867 war die Seelenzahl der Getauften auf 147, Ende 1871 auf 188 gestiegen, und während des Laufes 1872 hat sie sich trotz der mancherlei Auswanderungen, die gerade in diesem Jahr vorkamen, durch das Hinzukommen der Neugetauften auf der gleichen Höhe erhalten.

Der Kampf des Worts gegen die Mächte der Finsterniß geht seitdem auf Bethel seinen ernsten, schweren Gang fort, oft tiefe Betrübniß, oft Engelsfreude über bußfertige Sünder. Von letzterer ist das hervorragendste Ereigniß die aufrichtige Bekehrung des 30 Jahre lang hart gebliebenen Ngatje, Bunge's Bruder, von welcher Cap. 56 ausführlicher berichtet werden wird. Bisweilen will den Brüdern der Muth sinken. Aber dann gewährt der Herr auch wieder Sonnenblicke durch die trüben Wolken. Und schließlich entscheidet ja das gläubige: Dennoch! —

55. Arbeit auf den Außenstationen von Bethel.

Die auf den Schultern der Brüder Beste und Kropf lastende Arbeit ist keine geringe, und würde wohl kaum erschwinglich sein, wenn nicht beide Brüder (von denen der erste seit dem 18. Januar 1871 die Tochter des zweiten als liebes Weib heimgeführt

hat) in herzlichster Eintracht mit einander wirkten und sich gegenseitig so schön ergänzten. Auf ihnen lastet nämlich außer ihrer Arbeit an den Heiden noch die geistliche Versorgung dreier kleiner deutscher Gemeinden, von denen wir Cap. 57 besonders berichten werden. Kropf verwaltet außerdem seit dem Jahr 1867 das verantwortungsschwere Amt eines Superintendenten der Kaffermission; zu welchem ihn der Herausgeber auf seiner Visitationsreise im gedachten Jahr, unter Erhebung des Kafferschen Conferenz-Kreises zu einer wirklichen Synode eingesetzt hat. Dieses Amt erlegt dem Bruder Kropf wiederholte Visitations-Reisen zu den einzelnen Stationen auf, und außerdem verlangt seine Betheiligung an dem großen, von den Missionaren der verschiedenen unter den Kaffern arbeitenden Missionsgesellschaften gemeinsam unternommenen Werk einer Bibel-Ueberſetzung, von ihm oft eine monatelange Abwesenheit in Kingwilliamstown, so daß er bei seiner Rückkehr vollauf zu thun hat. Bruder Beste wird aber außer seiner Oberaufsicht über die Schule und Mitverwaltung der Station von Schwarzen und Weißen im Umkreise mehrerer Meilen als geschätzter Arzt vielfach in Anspruch genommen, und kann sich den hiedurch ihm obliegenden Liebespflichten, die er unentgeltlich leistet, um so weniger entziehen, als sie ihm die Thür zu manchem sonst verschlossenen Herzen öffnet. — Und neben dem allen hat er eine Reihe von Außenstationen zu versorgen, von welchen die uns schon von früher bekannte an der Cenju und eine seit 1864 durch Anzug einer Zahl von Fingufamilien an der Kobussi hinzugekommene, die vornehmsten sind.

Alle diese Arbeiten sind mit wiederholten anstrengenden und gefährlichen Reisen verbunden, von welchen wir, um einen klaren Einblick in das Gesammtleben und Wirken unserer Brüder zu gewinnen, hier einige specielle Nachrichten aus den letzten Berichten mittheilen:

Bruder Beste, ein kühner Reiter, schont sein selbst so wenig als seines Pferdes. Da giebt es denn oft Anstrengungen, die man in Europa als allzugroße Strapazen vermeiden würde. Ein Kranker wohnt sieben Meilen entfernt. Dringende Eile thut noth. Das Roß schnell gesattelt, trägt den Reiter den weiten Weg hin durch Sturm und Regen, oder durch brennende Sonnengluth. Aber daheim wartet so viel Arbeit, daß mehr als eines Tages Zeit auf die Reise nicht verwandt werden darf. Auf dem Rückwege ermattet das Pferd, der Reiter muß, nachdem er zwölf Meilen geritten, absteigen und die beiden letzten Meilen zu Fuß zurücklegen, das Pferd am Zügel führend.

Ein andermal reitet er zu den Kaffern an der Dolonce. Ein Wetter steigt auf; in fürchterlichen Garben zucken die Blitze um ihn her und schlagen mit knatterndem Donner wiederholt gar

nicht weit von ihm in die Felsen. Er läßt dem Pferde die Zügel und jagt im vollen Carrière dem Kraal zu. Aber Sturm und Unwetter jagt doch noch schneller. Bis auf die Haut durchnäßt kommt er schweißtriefend an. Gottes Hand hat über ihm gewaltet, daß ihn kein Unfall treffen konnte.

Ein andermal übereilt ihn die Nacht im Gebirge. Es ist so finster, daß er weder den Weg, noch den Kopf des Pferdes sehen kann. Dieses muß sich selbst seinen Weg suchen, aber Gott bringt ihn halb elf Uhr glücklich nach Hause.

Ein andermal muß er hinaus auf die Außenplätze, während die südliche Sonne am heißesten scheint. Völlig erschöpft kehrt er nach fünfstündigem scharfen Ritt zurück, und vermag weder Speise noch Trank anzurühren, weil die letzte Kraft erschöpft ist.

Ein anderes mal mußte er, da sein eigenes Pferd krank war, ein gemiethetes benutzen, das nicht fest auf den Füßen ist. In Folge dessen stürzte er (22. Juni 1870) auf dem Heimritt mit dem Pferde dermaßen, daß er eine starke Erschütterung in der Brust davon trug, und ihm der Athem zuerst völlig stockte. Durch Gottes Gnade erholte er sich bald wieder und konnte das Pferd wieder besteigen.

In allen diesen Gefahren hat der Herr unseren Bruder Beste gnädiglich und getreulich bewahrt. Aber einmal war demselben die Grenze zwischen Leben und Sterben doch sehr nahe an einander gerückt. Er hatte wieder einen sehr beschwerlichen Ritt durch Sturm und Regen gemacht. Von letzterem waren die Flüsse, die er durchreiten mußte, hoch angeschwollen, und dennoch gab es keine Wahl, er mußte hindurch. Wie es ihm bei dem einen dieser Flüsse erging, wollen wir aus seinen eigenen Worten hören (Tagebuch vom 26. October 1869).

Non moriar sed vivam et enarrabo opera Domini!

(Ich werde nicht sterben, sondern leben und die Wunder des Herrn verkündigen),

so überschreibt Bruder Beste die Mittheilungen des folgenden Berichtes:

„Aus augenscheinlicher Lebensgefahr hat mich mein Gott am 23. October errettet, Dank Ihm! — Ich hatte Bruder Clüver in Kingwilliamstown versprochen, am 22. p. Tr. ihn zu vertreten in seinem Amte. Sonnabend, den 23sten machte ich mich reisefertig. Die Tage vorher war nun so viel Regen gefallen, daß die Flüsse unpassirbar waren. Sonnabend war jedoch der Himmel heiter, und ich beschloß daher, um nicht bis zum Abend auf das Fallen des Wassers warten zu müssen, die Kobussi weiter hinauf, nach ihrer Quelle zu, zu reiten. Ein Kaffer begleitete mich. Zweimal mußten wir die Kobussi passiren. Das Wasser

ging beide mal beinah bis über den Sattel, doch kamen wir glücklich durch. Nun ritten wir auf die Isidenge zu, die eine sehr steinige Furth hat. Die Wellen gingen sehr hoch, unsere Pferde mußten nahezu schwimmen, doch der Herr half durch. Ich ließ den Begleiter nun zurück, da der übrige Theil des Weges ohne Gefahr zurückzulegen war. Ich war jedoch kaum eine gute Viertelstunde weiter, als es plötzlich stark an zu regnen fing, so stark, daß ich einsah, nimmermehr allein den Rückweg durch die eben mit Mühe durchmessenen Flüsse zurücklegen zu können. Ich ritt auf einen unserer Fingukraale zu, um dort um Rath zu fragen. Die Leute waren erstaunt zu hören, daß wir die Flüsse passirt hatten, erklärten aber aufs Bestimmteste, daß es niemand jetzt wagen dürfte noch einmal ein Gleiches zu thun. So blieb mir denn weiter nichts übrig, als entweder bei den Fingus zu bleiben, bis der Regen aufhörte und die Flüsse abliefen, oder im Regen weiter zu reiten. Ich entschloß mich zum letzteren. Ich wollte versuchen, Frankfurt zu erreichen, wo ich dann ein Unterkommen bei weißen Leuten finden konnte. Frankfurt liegt am Fuße eines nicht unbedeutenden Höhenzuges, der ziemlich steil abfällt und schön mit Holz bestanden ist. Da der Wald bekanntlich den Regen sehr anzieht, so wurde das Wetter, je mehr ich mich der letzten Höhe näherte, je länger je ärger. Das Wasser floß in den kleinen und großen Wegen buchstäblich in Strömen. Der Regen fiel so dicht, daß einzelne Tropfen gar nicht mehr zu unterscheiden waren. Glücklich passirte ich den Höhenzug und langte unten im Thale an. Da war wieder ein kleines Flüßchen zu passiren. Da seine Wellen sehr hoch gingen und mein Pferd sich beharrlich weigerte, hineinzugehen, so suchte ich nach einer anderen Furth, die ich auch bald fand. Das Wasser war tief, aber nicht reißend, das Bett schön sandig, so kam ich auch hier glücklich durch und wollte nun nach den etwa noch eine halbe Stunde entfernten Niederlassungen der Deutschen mich wenden. Auf dem Wege dahin stieß ich auf das einsame Gehöft eines deutschen Schafbauern, bei dem ich mich erkundigte, wie der Weg beschaffen sei, denn ein kleiner Gießbach war noch zu kreuzen. Die Frau beschrieb mir den Weg nach der bequemsten Furth, und so machte ich mich an das letzte Stück meiner Reise, übrigens von dem anhaltenden Regen (ich war seit neun Uhr auf dem Pferd und die vierte Stunde war bereits zur Hälfte verlaufen) völlig durchnäßt. Ich komme an die bezeichnete Furth. Der Strom treibt stark, doch scheint das Wasser nicht zu tief. Mein Pferd geht muthig hinein. Doch mitten im Flusse, sei es, daß es auf den schlüpfrigen Steinen ausglitt, sei es, daß das Wasser zu reißend war — mitten im Flusse stürzt mein Pferd und das reißende Wasser begräbt mich mit ihm. Nicht weit von der Furth fällt das Wasser über eine

senkrechte Felswand etwa 10—12 Fuß herab. So viel ich versuchte mich an meinem Pferde festzuhalten — vergeblich, das Wasser riß mich fort — und hinunter gings in die Tiefe. Die Sinne schwanden mir in dem Augenblick, wo ich diese Stelle passirte. Als ich aber unten angelangt war, kam ich wieder zu mir und sah hoch über mir nichts als Wasser. Unaufhaltsam riß mich das Wasser fort. Ich versuchte zu schwimmen, doch die Füße waren schwer wie Blei, denn meine langen Reiterstiefel waren voll Wasser. Ich war bei völlig klarer Besinnung, und glaubte bestimmt, mein Ende sei da. Doch in der Todesangst machte ich noch einen Versuch zu schwimmen, der doch wenigstens in so weit glückte, als er mich in eine Strömung brachte, die dem Ufer zuging. Alles, was mir in den Weg kam, suchte ich zu halten, Gras, das meine Hände zerschnitt, Steine, die aber auch keine rechte Handhabe boten. Immer weiter wurde ich getrieben. Da endlich ließ mich der Herr an Binsen gerathen, die packte ich und suchte mich so gegen die starke Strömung zu setzen und dem Ufer zu nähern. Mit großer Mühe gelang es — und durch Gottes Gnade war ich aus des Todes Rachen erlöset. — Ach es ist schrecklich, den Tod plötzlich so nahe zu sehen und man erkennt da nicht nur, wie sehr man am Leben hängt, sondern wie recht inbrünstig wir allzeit beten sollten, der Herr wolle uns vor einem bösen und schnellen Tod bewahren! Meinen Hut und meine Reitpeitsche habe ich nicht wieder gesehen; zu meiner großen Freude hatte sich aber mein Pferd gerettet und stand zitternd dicht am Ufer, an dem auch ich mich befand. Ich ritt nun wieder zurück zu jenem Schafbauer, bei dem ich vorher mich erkundigt hatte und bat um Hülfe in meiner traurigen Lage, die mir auch gerne gewährt wurde. Für die nassen Kleider bekam ich trockene. Gegen den Frost, der mich schüttelte, wurde ein großes Feuer gemacht, das mich erwärmte und meine Sachen trocknete. Ich konnte mich aber lange Zeit von dem Schreck nicht erholen. — Am nächsten Morgen geleitete mich mein freundlicher Wirth auf einem andern Wege nach Frankfurt, wo wir ohne Schaden und Gefahr ankamen, da das Wasser sich verlaufen hatte, obgleich der Regen schon wieder begann. Nachmittag predigte ich in Frankfurt mit recht dankbarem Herzen gegen meinen Gott, der mir geholfen hatte."

Ueber die Aufnahme, die Beste bei seinen Kraalbesuchen findet, und über die höchst erfreulichen Früchte, die er bereits erndten durfte, über die Zeugnisse ernsten Suchens von Seiten junger und alter Heiden, und wirklichen Gefundenhabens von Seiten solcher, die mit Siegesfreudigkeit ihrer Todesstunde ent-

gegengegangen sind, von Konki dem Kraalhäuptling, der ernstlich angeregt, schon jetzt als Heide sein Volk zu regelmäßigem Morgengebet versammelt, von der treuen und ernsten Mitarbeit der beiden Diaconen Jonas und Kunjula an der Fingu-Gemeinde der Kobussi, von den Siegen des Worts, namentlich unter den Fingu, berichten die Missionsberichte der letzten Jahre (M.-B. 1871 p. 117. 130, 1873, Nr. 5. 6. ff.). Sie gehören bereits dem Grenzgebiet zwischen Gegenwart und Vergangenheit an, und wir überlassen es daher dem geneigten Leser, an den angeführten Orten das Nähere nachzulesen, und geben vielmehr hier als Abschluß unserer geschichtlichen Darstellung von Bethel und als Specimen der mancherlei Mühe und Noth, von welcher gerade Bethel Zeuge ist, ein besonderes Lebensbild, die Geschichte des unglücklichen Schulzen von Bethel, des vielgenannten Bunge.

56. Um-Bunge und U-Ngatje.

„Es ist unmöglich, daß die, so einmal erleuchtet sind und geschmeckt haben die himmlische Gabe und theilhaftig geworden sind des heiligen Geistes, und geschmeckt haben das gütige Wort Gottes, und die Kräfte der zukünftigen Welt, wo sie abfallen und wiederum ihnen selbst den Sohn Gottes kreuzigen und für Spott halten, daß sie sollten wiederum erneuert werden zur Buße . . . . Wir versehen uns aber, ihr Liebsten, Besseres zu euch, und daß die Seligkeit näher sei, ob wir wohl also reden." (Ebr. 6, 4—9.)

Ein furchtbar ernstes Wort. Ob es seine Erfüllung gefunden hat oder finden wird an dem unglücklichen Bunge?

Wir sind demselben wiederholt in unserer Geschichte von Bethel begegnet. Das letzte Mal haben wir (Cap. 22) ausführlich seine Bekehrung berichtet und an dem aus derselben entsprossenen Eifer um das Wort des Herrn uns erfreut.

Nachdem die Kafferkriege beendigt waren, kehrte Bunge als einer der ersten nach Bethel zurück, und zeichnete sich vor allen anderen Getauften durch Forschen und Fragen und tiefes Eindringen in das Wort Gottes aus; sein Wandel war ein leuchtendes Vorbild für die ganze Gemeinde, und sein Zeugniß zu Christo so entschieden, wie kaum je zuvor etwas Aehnliches aus eines Kaffern Munde gehört worden war. Wenn die von der Obrigkeit besoldete Kafferpolizei auf Befehl dem Missionsgottesdienst beigewohnt hatte, so nahm nach der Kirche Bunge diese schwarzen Polizeisoldaten sich noch besonders vor, um sie zu ermahnen und zu Christo zu führen. Dann versammelte er die

Frauen und Mädchen der Station, um mit ihnen zu beten und die gehörte Predigt eingehend zu besprechen. Auf den Missionsfesten ergriff er selbst das Wort, um seinen Landsleuten eindringlich vorzuhalten, in welchem Elend sie als Heiden lebten, und wie selig dagegen der Stand eines Christen sei.

Ihm und seiner Familie wurde das Wort Gottes „süßer als Honigseim", und nicht blos seine Mutter, sondern auch manche seiner näheren Verwandten sah man bald am Fuße des Kreuzes als begnadigte Gotteskinder sitzen. Mit diesen benutzte er jeden freien Augenblick zu ernsten Gesprächen. Sonntags traf man ihn in seinem Hause nach vollendetem Gottesdienst sicher mit Forschen in der heiligen Schrift beschäftigt. Die ganze Gemeinde ermahnte er zur Treue im Glauben und in der Liebe, und während sonst zwischen Kaffern und Hottentotten ein schneidender National-Widerwille besteht, fast wie zwischen Juden und Samaritern, so hatte Bunge in der Kraft Christi auch diesen so weit überwunden, daß er die kranke Hottentottin Kaatje Anna nicht blos in der Krankheit aufsuchte und geistlich tröstete, sondern auch, was für einen Kaffer viel sagen wollte, seinen Honigtopf öffnete, um der Leidenden leibliche Erfrischung zu bereiten.

Sein glühender Eifer zog ihn aber auch über die Grenzen der Gemeinde hinaus. An der Cenju trieb er die Heiden die er Bethelschen Außen-Colonie ein. Dann aber reiste er selbst zu seinem mächtigen Oheim Umhala, dem regierenden Haupt des Chlambe-Volks, der eigentlich nur durch Unrecht diese hohe Würde bekleidete, zu der Bunge's älterer Bruder U-Ngatje, und nächst diesem Bunge selbst der eigentlich durch die Geburt Berechtigte war (vergl. Stammtafel zu Cap. 22). Aber er machte ihm gegenüber mit keiner Silbe die Vorzüge seiner Geburt geltend; er hatte seinen fürstlichen Geburtsadel zu den Füßen des Herrn geopfert, und war seinerseits zufrieden und selig im Besitz des allerhöchsten Standes und Geburtsadels, in der Gewißheit, ein begnadigtes Kind Gottes zu sein. Diese Seligkeit wußte er seinem Oheim mit so eindringlichen Worten zu preisen, daß dieser tief bewegt, weinte wie ein Kind, und immer mehr von Gottes Wort zu hören begehrte. Die damals so freundliche Stimmung dieses mächtigen Häuptlings Umhala gegen unseren Bruder Schultheiß war eine Frucht der Ermahnungen seines Brudersohnes Bunge.

Auch diesem frisch und schön sich entfaltenden Glaubensleben sollten die Anfechtungen nicht erspart bleiben. Ob er seine Häuptlingsstellung nicht genug geehrt fühlte, ob andere geheime Sünden schon damals vorlagen, läßt sich nicht nachweisen, kurzum er beschloß schon in den fünfziger Jahren einmal, Bethel zu verlassen —, nicht um von Gottes Wort fern zu sein, sondern um eine andere Missionsstation, Gosen aufzusuchen. Er bewog seinen

Schwager, Gustav Knak, ihn zu begleiten, und beide kamen 1857 in Silo an. Sie wurden, da Bunge keinen triftigen Grund für seinen Weggang aus Bethel aufweisen konnte, dort von den Missionaren der Brüdergemeinde nicht aufgenommen, und kehrten deshalb reumüthig zurück und erbaten unter vielen Thränen und erhielten Verzeihung für diesen Fehltritt.

Mit erneutem Fleiß und Eifer nahm sich Bunge nun der Aufgabe der Bekehrung seiner Landsleute an, und wurde, zum Schulzen von Bethel erwählt, nicht nur durch seinen christlichen Hausstand, sondern auch durch fleißige Feldarbeit und durch treuen Gehorsam gegen die Missionare ein Vorbild der Gemeinde. Einmal, als eine mehrmonatliche Dürre die Bestellung des Ackers unmöglich machte, betete er in seiner Einfalt: „Herr, du hast in deinem Worte geboten, daß wir im Schweiße unseres Angesichts unser Brod essen sollen. Wir möchten so gern schwitzen bei unserer Arbeit, aber du läßt es nicht zu! Sende doch bald einen Regen, damit wir wieder schwitzen können bei unserer Arbeit!" Wenn Befehle vom Magistrat direkt an ihn als den Schulzen gelangten, so war er ungehalten, und sprach: „Alle Befehle und Anordnungen müßten doch durch den Lehrer, der unser Haupt ist, an uns gelangen!" Bunge konnte daher in Abwesenheit des Lehrers die Abhaltung der Sonntags-Gottesdienste, und abwechselnd mit Petrus die Versehung der Morgen-Andachten übertragen werden.

Dem Vorbilde Bunge's folgte nicht blos seine alte Mutter Notomi, die, früher eine gefürchtete Zauberin, alles Zaubergeräth fortwarf, um eine Dienerin Christi zu werden, sondern im Jahr 1859 auch seine beiden Schwestern. Kati (Magdalene) hatte schon 1846, als sie um des Krieges willen nach Colesberg zog, in den Taufunterricht treten wollen, war aber durch ihren Mann, der ein eingefleischter Heide war, daran verhindert worden. Dieser hatte sie in der Hungerszeit verlassen und das Weite gesucht, und so kam sie zu ihrem Bruder, suchte und fand das Heil in Christo. Ihre Schwester Mamasse (Lydia) mußte unter ähnlichen Umständen ihre Zuflucht zu dem Bruder nehmen, und dort empfing sie an dem seligen Sterbebette ihrer Tochter Lydia und durch den gottseligen Wandel ihrer anderen Tochter Mathilde so tiefe Eindrücke, daß auch sie zum Herrn sich bekehrte und getauft werden konnte.

Aber diese Gnadenzeit für die Bunge'sche Familie, wurde für deren Oberhaupt auch eine Zeit schwerer Prüfungen.

Bunge hatte eine zwölfjährige blinde Tochter, Namens Louise, die des Vaters ganze Freude war. Diese erkrankte. Am 19. Februar 1860 ließ sie den Bruder Kropf bitten, zu ihr zu kommen. „Lehrer, rief sie dem eintretenden Missionar entgegen, Leh-

rer, ich freue mich, ich kann jetzt sehen, ich gehe jetzt heim zu meinem Vater, der mich in der heiligen Taufe angenommen hat; ich danke dir für allen Unterricht, den ich empfangen habe; er ist mir angenehm gewesen. Sage auch deiner Frau meinen Dank für alles, was sie mir erwiesen. Weinet nicht; ich freue mich; ich bin gesund, ich habe keine Schmerzen mehr!" Diese Worte des lieben blinden Mägdleins machten auf alle Umstehenden einen tiefen Eindruck. Sie war eine junge liebliche Frucht. In der Schule war sie stets fleißig und gehorsam, und oft sah man sie in der heiligen Schrift lesen, während andere Kinder spielten. Durch ihre Bescheidenheit war sie Aller Liebling. Jetzt war sie im Begriff und erfreut, bald heimgehen zu sollen. Kropf betete mit ihr, und befahl sie der treuen Gnade des Heilandes!

Der untröstliche Vater erbat und erhielt die Erlaubniß, für das liebe Kind, weil die Luft in Bethel zu feucht sei, ein Haus an der Cenju zu erbauen. Ehe sie auf den Wagen gehoben wurde, sagte sie: „Vater, bete für mich!" Umbunge fiel mit allen Anwesenden nieder zum brünstigen Gebet. Dann fragte er sie: „Wie ist dir jetzt, mein Kind?" Sie antwortete: „Ich wünsche nur eins, jetzt gleich zu sterben und bei meinem Heilande zu sein!"

Auch auf der Cenju fand das liebe Kind keine Linderung, sie wurde nach Bethel zurückgebracht, und am 30. Juli 1860 sandte der tief betrübte Vater Botschaft, daß sie in der Nacht heimgegangen sei.

Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang bewegte sich ein Trauerzug von Umbunge's Haus nach dem Gottesacker. Voran die Kinder mit dem Schullehrer, dann die größeren Mädchen mit Schwester Kropf und Bruder Briest. Dann kam die liebe Leiche, gefolgt von den betrübten Eltern, Bruder Kropf und sämmtlichen Platzbewohnern. Louisa's Mutter erzählte auf dem Wege, daß, so oft Louisa auf ihrem Gange nach ihrem Gebetsplatze der Mutter ansichtig geworden sei, sie nicht geruht habe, bis dieselbe einwilligte, sie zu begleiten. Jetzt gab sie ihr das letzte Geleit. Kropf sprach am Grabe über die Worte: „Das Mägdlein ist nicht todt, sondern schläft." — Aber der Vater war wie gebrochen; er hatte vor kurzem schon seinen ältesten Sohn an derselben Stätte beerdigt.

Noch stand die Wunde der beiden Eltern offen, da kam schon wieder die Hiobspost, der nunmehr älteste Sohn Bunge's, Petrus, habe sich auch gelegt, und klage über den Kopf, gerade wie seine selige Schwester. Kropf konnte nichts weiter thun, als das fromme Elternpaar auf Hiob zu verweisen, damit sie an ihm sich unter die Hand des Herrn beugen, und auch ihre verborgenen Sünden erkennen lernten und zu des Herrn Zeit nach innerer Heilung auch den äußeren Segen wieder empfangen könnten.

Vierzehn Tage waren verflossen, da war ganz Bethel in großer Aufregung und emsigem Getreibe. Männer und Weiber reinigten den Platz und flickten die Häuser aufs Beste aus. Jünglinge holten grüne Zweige aus dem Walde, Kinder suchten auf dem abgebrannten Felde mit Mühe nach den letzten Blumen, die durch Briest und Schwester Kropf zu Guirlanden geflochten wurden, ein Wagen mit Mehl wurde herangefahren und ein Ochse geschlachtet, um für die in Haufen sich sammelnden Kaffern Speise zu bereiten. Die Deutschen in Stutterheim errichteten eine Ehrenpforte; Alles war in der gespanntesten Erwartung.

Am anderen Morgen fiel starker Regen, so daß man die Guirlanden nicht anbringen konnte; aber mitten im Regen fanden sich Hunderte von Kaffern zu Fuß und zu Pferde ein, angeführt vom König Sandile.

Eben waren unsere Brüder dabei, das Fleisch unter die Kaffern zu vertheilen, da erscholl der Ruf: „Der Prinz kommt, er ist schon in Ohlsen.“ Jeder sucht seinen Stock oder sein Pferd, ihm entgegenzueilen. Hals über Kopf müssen die Guirlanden angebracht werden, quer über die Straße von einem Weidenbaum zum andern. Dicht vor der Kirchthür wurde ebenfalls eine Guirlande gezogen, in der Mitte ein prächtiger Kranz, Rosen in dunklem Grün, darin der Buchstabe A von Zink und Goldpapier. Prinz Alfred, Sohn der Königin von England, war zum Besuch angekommen und hatte auch dem bei Schwarzen wie Weißen in gutem Geruch stehenden Bethel einen Besuch zugedacht.

Halb drei Uhr kam er an; Tiyo Soga hatte eine Addresse aufgesetzt, die Glocken wurden geläutet, und Seine Königliche Hoheit geruhten in das Haus des Schulzen Bunge einzutreten und dort dem König Sandile, auf dem Ruhebett sitzend eine Audienz zu ertheilen. Das war Bunge's Ehrentag. Nun sah das ganze Kaffernvolk, daß Bunge ein großer Mann sein müsse. Der Prinz bewegte sich frei und freundlich unter den Kaffern und setzte am folgenden Tage unter erneuerten Festlichkeiten seine Reise nach dem Oranje-Freistaat fort (15. August 1860).

Zu anderer Zeit würde Bunge's Brust von Stolz nicht wenig angeschwellt sein über die ihm widerfahrene Auszeichnung; aber jetzt war der sonst so treue Mann ganz wie gestört. Sein Sohn Petrus lag immer noch schwer krank darnieder, und da die von Kropf gegebene Arznei nicht sofort Hülfe brachte, so unterließ er ihre fernere Anwendung; den Rath, den Patienten nach dem nahen King-Williamstown zu bringen, schlug er aus; stieren Blicks, wie ein völlig anderer Mensch ging er umher. Es war sichtlich in ihm eine Umwandlung vorgegangen.

Das liebe Hauskreuz war ihm zu schwer geworden. Der Schmerz über den Verlust zweier Kinder, die trübe Aussicht auf den nahe bevorstehenden Tod des dritten war für seinen Glauben eine zu harte Prüfung geworden. Zweifel an Gottes Liebe und an der Erhörung der Gebete waren in ihm aufgestiegen, und er hatte nicht genug gewacht, der Stimme des Verführers sein Herz zu verschließen. Mit seinem Glauben war auch seine frühere Bescheidenheit gewichen: „Ich bin nicht hier auf Bethel, um Constabler zu sein, sondern um das Wort Gottes zu hören!" rief er dem Missionar barsch entgegen, der ihm mit Gottes Wort zurechthelfen wollte. „Ich will fort, ich will nach Butterworth zu meiner Schwiegermutter, dort ist bessere Luft, dort wird mein Sohn genesen." Alle Aufforderungen, doch den Ort nicht zu verlassen, der ihm die Geburtsstätte zum Leben geworden war, den ihm sein Vater Gohjlo noch sterbend auf die Seele gebunden hatte, wies er finster zurück. „Ich werde durch meiner Kinder Gräber geschreckt!" war seine wiederholte Entgegnung. Er ließ auch gar nicht mehr mit sich reden; nicht einmal das nahe Christfest wartete er ab; Hals über Kopf wurde eingespannt; selbst des kranken Kindes Bitte, doch noch zu Weihnachten in Bethel bleiben zu können, wurde überhört, und hinaus gings über die Kai — zunächst freilich nach einer Missionsstation der Engländer, Butterworth, woselbst Nomama, Bunge's Frau in früheren Zeiten erweckt worden war. Die durch ihn gelassene Lücke in der Beaufsichtigung des Platzes suchten unsere Brüder vor der Hand durch Anstellung dreier neuer Aufseher auszufüllen.

Im März des folgenden Jahres kam Bunge zum Besuch nach Bethel, um seine Verwandten zu sehen. Die angeschwollene Woge des Kaiflusses faßte ihn, daß er nur mit Mühe dem Tode entging, und daß man für seine wunderbare Errettung in der Kirche zu Bethel öffentlich dankte. Er besuchte die Gottesdienste. Da hörte Jemand ihn leise für sich sprechen: „Wo werde ich enden?" und ein anderes Wort: „Ich sehe vor mir einen großen Schatten!"

Trotzdem spannte er wieder an. Als er zur Kai kam, war dieselbe so angeschwollen, daß er drei Wochen lang am Ufer liegen mußte, ohne sie überschreiten zu können. Er wartete die Zeit ruhig ab, und ging dann wieder in seine Verbannung. Nach einigen Wochen kam er wieder, um sich über das Zeugniß zu beschweren, das ihm von Bethel an den wesleyanischen Missionar zu Butterworth mitgegeben worden war. Es sei nicht der Wahrheit gemäß, daß er um des Sterbens seiner Kinder willen fortgezogen sei, und daß zu diesem Schritt heidnischer Aberglauben mitgewirkt habe; er habe von Liefeldt selbst gehört, daß die Luft in Bethel ungesund sei, und habe, wie ja auch die Missionare ab

und zu Luftwechsel suchten, auch nur aus Gesundheitsrücksichten den Platz verlassen. Dann fragte er nach dem Unterschied der lutherischen und wesleyanischen Lehre, und als ihm alles freundlich berichtet war, und ihm dann vorgehalten wurde, wie sehr er alle Missionsfreunde durch sein Wegziehen betrübt habe, weinte er laut, gab den Brüdern die Hand und ging.

Wiederum waren wenige Wochen vergangen, da schrieb Bruder Kropf eine bittere Klage nach Hause, so schmerzlich, wie noch nie zuvor: „Wir weinen, nicht über die Gleichgültigkeit und Unbußfertigkeit der Heiden, sondern über die Erschlagenen unseres Volks, deren der Teufel eine nicht kleine Zahl im verlaufenen Halbjahr gefällt hat. Wir sitzen auf den Trümmern der Gemeinde und schreien: „Ist denn keine Salbe in Gilead, ist denn kein Arzt nicht da?“ — Sechzehn Jahre hindurch hat unser Schulze Bunge treu seinem Gott und Heiland gedient. In allen äußeren und inneren Angelegenheiten der Station war er dem Missionar eine große Stütze. Es war ein Mann, von dem man wie von Hiob sagen konnte: „Schlecht und recht, gottesfürchtig und fromm, und meidet das Böse.“ Aber in der Prüfung, die der Herr über ihn kommen ließ, bestand er nicht, wie Hiob. Bunge hat nicht nur unser Bethel, sondern auch seinen Gott und Herrn verlassen. Das Kafferthum hat über sein Christenthum die Oberhand gewonnen!“

Das Schlimmste, was man als die wahre Ursache von Bunge's Fall gefürchtet hatte, wurde durch die Wirklichkeit noch weit überboten. Bunge beschuldigte seine eigene alte fromme Mutter, die Kinder durch Zauberei getödtet zu haben, dann beschuldigte er den Ort Bethel, „derselbe ist ein Ort, der Kinder frißt.“ Dann wandte er sich an den heidnischen Zauberer Mahamba in Emgwali um Zauber-Medizinen zur Heilung seines kranken Kindes, und zur Bannung des bösen Geistes in Bethel, und zur Herausriechung der Person, die die Schuldige sei, — also daß selbst dieser Heide die Gläubigen auf seiner Station mit den Worten verhöhnte: „Ihr Christen seid nicht besser als wir, ihr zaubert auch, der große Mann von Bethel (Bunge) hat mir Geld gesandt, den bösen Geist zu bannen!“ Als Tiyo Soga, der Kaffer-Missionar von Emgwali das Gerücht vernahm, forschte er weiter nach, und es ergab sich, daß Mahamba geantwortet habe, er könne nur da den impudulu (Geist mit dem Kuhkopf) austreiben, wo das Unglück geschehen sei. Da dies in Bethel nicht geschehen konnte, zog Bunge von dannen. Nun wußte man auch, woher der Spuk mit dem verzauberten Affen, der Monate lang um diese Zeit sein Wesen getrieben hatte, seinen Ursprung

genommen habe. Viele Leute gaben Bunge's Frau den größten Theil der Schuld. Gleich nach seiner Ankunft auf dem neuen Platze hatte er gesagt: „Wenn mich heute der Lehrer nach Bethel zurückruft, so packe ich wieder auf und ziehe hin." Seine Frau aber hielt ihn mit Gewalt zurück. Bald darauf kam neue traurige Kunde. Bunge hatte die Frau seines Knechtes Remschoen zur Concubine genommen. Der Magistrat zu Butterworth hatte ihn wiederholt aufgefordert, nach Bethel zurückzukehren; aber jetzt weigerte er sich entschieden, und lebte, bemitleidet von den Gläubigen, verachtet von den Heiden in der Fremde. Bunge war, wie es schien, gänzlich und für immer abgefallen.

Zuerst ließ es sich an, als ob in dem Herzen der zahlreichen Getauften aus Bunge's Familie das Wort Gottes tief genug gewurzelt sei, um auch dieses schwere Aergerniß zu überstehen. Bunge's Schwester Noge (Emma), welche von allen Verwandten Bunge's am längsten sich gesträubt hatte, wurde im Sommer 1861 getauft, nachdem ihr Sohn Johannes nicht lange zuvor ihr vorangegangen war; ihre Tochter Nomgenge (Bertha) kniete an ihrer Seite, um sich mit der Mutter zugleich dem Heilande zu ergeben, und Bunge's Nichte Lydia (Ngatje's Tochter) hatte sich zu beiden gesellt. Bunge's Schwager Gustav Knak, der ihm in die Fremde gefolgt war, ließ bald Botschaft nach Bethel senden, die Gläubigen möchten für ihn beten, und kehrte 1862 auf die Station zurück. Bunge's Sohn Tutani kam von Butterworth, um sich zur Taufe anzumelden, und empfing das heilige Sakrament ebenfalls 1862. Bunge's Neffe, Josef Ncapai, der in Gnadenthal Zögling des Seminars war, um sich zum Lehrer auszubilden, schrieb, als er von dem Abfall seines Oheims hörte, einen ernsten entschiedenen Brief an seine Mutter: „Liebe Mutter, ich rufe nochmals: Suche den Herrn, weil er zu finden ist, rufe ihn an, weil er nahebei ist. Thue dem Reiche Gottes Gewalt an mit deinem Gebet. Bist du ein neuer Mensch, so beweise es vor dem Herrn mit einem neuen Wandel, und verlaß ihn nicht. Erziehe alle deine Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, denn das ist das Allerbeste für eine Wittwe. Ja mit Traurigkeit und Thränen muß ich diese Worte sprechen, denn wer bin ich? Nichts als ein Erdenwurm! Saget doch meinem Oheim (Bunge): Weshalb wankst du im Glauben? Ich bitte ihn, wieder umzukehren; denn warum will er sterben, weil der Herr ihm noch nahe ist! Er möge an das Wort des Apostels Paulus gedenken: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten! Oder meint er, der Herr könne nicht heilen? Er, der Alles gemacht hat? Der Geist des Herrn läßt sein nicht spotten! Umbunge möge sich beeilen, um wiederzukommen,

sonst, denke ich, wird es ihm sehr schlecht ergehen. Aber wir, du, liebe Mutter, und ich, lasset uns unsere Knie vor dem Herrn beugen, und für ihn beten, daß der Herr ihm Augen des Glaubens gebe . . . . Der jüngste Tag kommt näher, und eben so die Gnade Gottes, und die Ausgießung des heiligen Geistes ist gar reichlich gekommen. Bittet um dieselbe; bittet um Vergebung der Sünden und erkaltet nicht. Sollten Kinder meiner Mutter mit meinem Onkel gezogen sein, so lasset sie wiederkommen; ich will nicht haben, daß meine Geschwister ohne Unterricht umherlaufen. Ich bin dein Sohn Josef Umbunge. Betrübet den Geist nicht!"

Nach einiger Zeit schien es wirklich, als ob die heißen Gebete und dringenden Vorstellungen der Gläubigen auch in des armen Bunge Herzen durchgedrungen seien. An einem Tauftage, dem Trinitatissonntag 1862 saß im Gotteshause von Bethel der Mann, der sonst ein Vorbild der Gläubigen gewesen war, mitten unter den Heiden. Auf seinem Angesicht trug er den Stempel des Abfalls. Aber dann begann er vor der ganzen Gemeinde laut zu weinen. Es schien, als ob der Herr unseres Bruders Kropf tägliches Gebet: „Herr, laß ihn nicht Ruhe finden, bis er sie sucht bei Dir" erhört hätte. Besonders war er erschüttert durch das Benehmen von Nomama, seiner ersten rechtmäßigen Frau, die sich trotz alles Bittens weigerte, zu ihm zurückzukehren. „Es rauscht!" schreibt Kropf. „Höher wollen wir jetzt unsere Hoffnung nicht stellen!"

Bald darauf zog Bunge wieder näher heran nach Bethel, und kam nun regelmäßig zur Kirche, wo er seinen Platz auf der Armsünderbank nahm, und als ein Ausgeschlossener beim allgemeinen Kirchengebet niederkniete. Allein das dauerte kurze Zeit. Als Kropf 1863 auf einige Monate nach der Capstadt verreiste, um dort sein Kaffergesangbuch drucken zu lassen, hörte Bunge bald auf, in der Kirche zu knien, schloß sich vielmehr den beim Beginn der Litanei herausgehenden Heiden an. Noch eine kurze Zeit, da zog er weit weg, um seine zweite Frau, die er genommen, wieder aufzusuchen. Mit dem Wort: „Ich bin verloren, ich komme nicht wieder!" verließ er die Station. —

Seine Frau Nomama folgte ihm nicht! Sie wollte beim Worte Gottes bleiben, und ihre Kinder, die ihr Bunge übergeben hatte, darin unterweisen lassen! Als Kropf zurückkehrte, fand er sie auf der Station. Aber schon nach etlicher Zeit hörte Bunge von ihr, sie glaube, ihr Mann sei durch einen Zaubertrank, den ihm seine zweite Frau gegeben, an dieselbe gekettet. Dieser Aberglaube vernichtete die Anfänge des wiedererwachten Glaubenslebens. Ende October eröffnete sie dem Missionar: „Ich gehe jetzt zu meinem Mann zurück, weil mich die Kinder jammern!" Allen

Vorstellungen zum Trotz führte sie ihr Vorhaben aus! — Bunge kam, obgleich er die Einladung zur Kirchweihe 1864 ausschlug, auch aus der Ferne ab und zu zum Gottesdienst nach Bethel, und setzte sich jedesmal auf die Armsünderbank. Den Heiden, die mit ihm über das Wort Gottes spotten wollten, verbot er dies; er wisse aus Erfahrung, sagte er, daß das Wort Gottes Wahrheit sei, und daß kein Friede sei, außer bei Jesu. — „Nur für mich, setzte er hinzu, ist kein Friede mehr; ich habe den Herrn weggeworfen, ich bin verloren!" — Als seine Mutter zu ihm sprach: „Deine Sünde ist groß, denn niemand verstand so wie du, Gottes Wort!" erwiederte er: „Mutter, du hast Recht!" Als ihn einmal die Noth (fast all sein Vieh war gefallen) in das Gotteshaus trieb, und Kropf sehr ernst ihn anredete, sagte einer seiner Angehörigen zu ihm: „Der Lehrer predigt heute sehr!" Bunge antwortete: „Alles, was er sagt, ist die Wahrheit!"

Und bei alledem konnte er seine Fesseln nicht zerbrechen; er nahm, um vor seinen heidnischen Landsleuten seine Würde als großer Häuptling zu bekunden, zu seinen beiden Weibern auch noch das dritte.

Mit der Zeit trug Bunge's Abfall auch seine bitteren Früchte unter seinen Verwandten. So wie er ihnen früher eine Hülfe zum Leben gewesen war, so wurde sein Beispiel ihnen jetzt ein Anstoß zum Tode. Einer nach dem anderen fiel in Sünde, mancher zog fort, nur die alte Mutter Notomi, die frühere Zauberin, blieb treu; sie bewohnte mit einer getauften Tochter das europäische Haus dicht neben der Kirche, das sich Bunge erbaut hatte.

Hier suchte sie der Herausgeber am 29. December 1866, als er auf seiner Visitationsreise Bethel erreicht hatte, auf. Die alte Frau fühlte sich sehr einsam. „Weib, wo ist dein Sohn?" fragte ich sie. Sie antwortete: „Er ist verloren, er wohnt wieder in der Wüste, ein Heide unter den Heiden!" „So sende hin und laß ihn rufen!" — Der Bote enteilte auf schnellem Roß; nach sechs Stunden stand Bunge, der eben so schnell von seinem vier Meilen entfernten Wohnorte gekommen war, vor mir in der Stube von Kropf.

Ich sprach zu ihm:

„Bunge! Der Herr hat mich über das große Wasser gesandt, damit ich sehe, wie es hier in den Gemeinden steht. Ich habe nach dir gefragt! Drüben jenseits des Meeres sind viele Christen, die mit den Engeln Gottes sich gefreut haben, als sie das Wort vernahmen: Bunge hat Gnade gefunden! Bunge liebt und bekennt seinen Heiland! Jetzt weinen sie, weil sie gehört haben, Bunge betet nicht mehr, Bunge hat seinen Heiland ver-

loren! Und ich habe dich rufen lassen, daß ich es dir sage!" Bei diesen Worten hatte der arme Mann seinen Kopf auf die Brust gesenkt, und athmete hoch. Da er still schwieg, fuhr ich fort: „Bunge, du hast in früheren Zeiten viel geschmeckt von der Gnade Gottes, sage mir, bist du jetzt glücklich?" — Da öffnete er seinen Mund und sprach: „Ich bin ein ganz unglücklicher Mensch! Seit der Zeit, da ich von hier fortgezogen bin, habe ich nicht eine einzige Stunde Frieden gehabt!" — „Aber — fuhr er nach einiger Zeit fort, umkehren kann ich nicht, ich bin zu tief gefallen!" — So viel ich bat und mahnte, Glauben zu fassen zu der unendlichen Sünderliebe des Heilandes, er blieb bei dem Wort: „Meine Sünde ist zu groß, als daß sie mir vergeben werden könne!" — Was ich ihm auch sagte, er antwortete: „Ich weiß das Alles, aber für mich ist keine Gnade mehr!" — Als ihm Kropf die Geschichte vom verlorenen Sohn erzählte, verbarg er das Haupt in die Hand. „Betest du nicht mehr?" fragte ich; er antwortete: „Nein, ich kann nicht mehr beten!" Da forderte ich ihn auf niederzuknien; er that es, Kropf that ein herzeindringendes Gebet. Bunge blieb unberührt. Dann überreichte ihm Kropf einen Brief von Döhne, seinem alten Lehrer. Er verbarg ihn schweigend im Busen. Er versprach, noch einmal zu kommen. Dann nahm er Abschied, um in seine Heidenwildniß zurückzukehren.

Er kam nicht wieder. Als ich daher in Wartburg war, beschloß ich, ihn in seiner Wildniß aufzusuchen. Die Brüder Rein und Anders, und die drei treuen Kaffern David Xamxa, sein Sohn Julius und Stefan Shwen begleiteten mich.

Unser Weg führte zuerst an den grünen waldbekränzten Abhängen des Amatolegebirges vorbei, dann wurde die Gegend wüster, endlich, nach etwa drei Meilen Reitens, war es nackter Fels, zwischen dessen Gerölle nur einzelne spärliche Futterkräuter hervorsproßten, dazu stachlichter Dorn und bittre Aloe.

Meine schwarzen Begleiter wiesen auf einen dunklen Punkt in der Ferne, den ich kaum erkennen konnte. Es waren die vier Hütten, in denen Bunge mit seinen drei Weibern wohnte.

Wir kamen heran. Er hatte uns von ferne erblickt, und schnell seine europäischen Kleider angelegt. Vor seinem Viehkraale lagerte eine Anzahl vornehmer Heiden, die ihn, ihren Häuptling, besuchten. Dann kam er aus seiner Hütte, wir folgten ihm in dieselbe hinein. Wir riefen Nomama, sein getauftes Weib zu uns.

„Nomama, redete ich sie an, welche Zeit war schöner? Die, da du zu Bethel wohntest, oder die jetzt hier in der Wildniß?" — „Jene Zeit zu Bethel war schöner!" — „Warum bist du denn gegangen?" — „Ich habe ja nicht gehen wollen, mein Mann hat mich hierher gebracht. Ich habe genug geweint und gefleht.

Aber er hat mich gezwungen!" „Und gedenkest du nicht mehr an das ewige Gericht? Und an das, was du deinem Gott antworten willst?" — „Nein, ich denke nicht mehr daran, über solche Dinge denke ich nicht mehr nach! Wenn ich verloren gehe, ist es meines Mannes Schuld!" — „Und betest du gar nicht mehr?" — „Nein, wenn man mitten unter den Heiden lebt, vergißt man das Beten!"

Bunge's Hütten.

Sie war ganz kalt, ganz verstockt, ganz unzugänglich! — So wandte ich mich denn zu Bunge: „Bunge, hast du denn je einen Tiger gesehen, der ruhig zusieht, wenn ein anderes wildes Thier kommt und ihm seine Jungen zerreißen will?" — „Nein, Herr!" — „Bunge, weißt du wohl von einem Menschen, der schlimmer ist als solcher Tiger?" — „Andasi 'n Kosch" (Ich weiß nicht, Herr!). — „Bunge, du bist solch ein Mensch! Sieh hier dein Weib, sieh hier dein Kind! Ist es getauft?" — „Ja, Herr, es heißt Petrus!" — „Und du, Bunge, hast dein Weib und dein Kind mitten aus der Christengemeinde heraus fort von Gottes Wort gerissen, und hier in Satans Gemeinde gebracht! — Wenn du denn durchaus selbst verloren gehen willst, hast du denn keine Liebe mehr zu Weib und Kind, daß du sie mit dir ins Verderben reißen mußt?" — „Ja Herr, ich liebe sie, aber mit fleischlicher Liebe! — Ich selbst bin ein verlorner Mensch, ich habe keine Freude hier!" Dabei blieb er, und versicherte, er habe auch nicht eine einzige frohe Viertelstunde gehabt, seit er von Bethel weggegangen sei. — „Und was hat dich fortgetrieben?" — „Das Sterben meiner Kinder!" Abermals sagte ich ihm vom verlornen Sohn, vom Schächer am Kreuz. Aber der Trost haftete nicht in seinem Herzen! —

Schließlich bat ich ihn, mir die Worte nachzusprechen: „Gott, sei mir Sünder gnädig.“ Aber als ich ihm das Versprechen abnehmen wollte, wenigstens diese Worte alle Tage zu beten, verweigerte er es entschieden. Nicht einmal jetzt wollte er sie zum zweiten Male in den Mund nehmen.

Inzwischen waren David und Julius eingetreten, später Stefan Shwen. Ich sprach zu David: „Ich habe alles an Bunge gesagt, was ich konnte, er ist hart geblieben. Rede du mit ihm!“

David sprach mit tiefer Bewegung: „Bunge, du bist mein Fleisch und mein Blut. Es gab eine Zeit, da wandelten wir denselben Weg! Nun ist es so anders, und das betrübt mich in meinem Herzen.“ Julius sprach: „Bunge, ich habe dich gesehen (d. h. auf dich geblickt), als ich noch ein Kind war, und habe von dir gelernt. Du bist uns vorangegangen als ein Christ, und jetzt finden wir dich so, daß wir junge Leute dich ermahnen müssen. Siehe, wir kommen nicht so, wie sonst wohl Kaffern kommen, wir suchen nicht Brod und Fleisch, wir suchen deine Seele. Siehe, der große Lehrer ist aus seinem Lande über das große Meer bis zu dir gekommen. Als er abreiste, war da in seiner Heimath ein großer Krieg; aber er hat sein Weib und seine Kinder allein gelassen, und ist bis zu uns gekommen. So lieb hat er uns.“ Dann sprach Stefan Shwen: „Bunge, was bist du früher gewesen und was bist du jetzt? Du hast es erfahren und geschmeckt, daß Jesum haben Alles ist. Denke, daß Jesus auch die Sünder sucht, die tief gefallen sind, und daß seine Gnade keine Grenze hat.“ In dieser Weise sprachen die lieben Schwarzen mit Bunge mehr als eine Stunde, erinnerten ihn an seine irdische Größe in Bethel, wo er „der große Mann“ von Bethel gewesen sei, so daß selbst Prinz Alfred in sein Haus getreten sei und auf seinem Ruhebette ausgeruht habe, erinnerten ihn an das Gericht, an die Gnade und baten mit eindringlichen Worten, daß er doch in sich schlagen und umkehren möchte.

Bunge hatte auf das Alles keine andere Antwort, als: „Ich bin verwundert über eure große Liebe, daß ihr gekommen seid, mich aus dieser meiner Todesgrube (umnxuma wokufa) zu erretten!“ In der Ueberzeugung, daß er ein unrettbares Kind des Verderbens sei, ließ er sich durch nichts erschüttern. Meine wiederholte Bitte, noch einmal zu beten: „Gott, sei mir Sünder gnädig, wies er ganz entschieden zurück. Zuletzt brach ich ein schwarzgeräuchertes dürres Reis von seiner Hütte ab, hielt es ihm vor die Augen, und machte ihm deutlich, daß also jetzt sein Herz aussehe, daß aber Gott auch einst den dürren Stecken Aaron habe wieder grünen und blühen lassen. Aber Alles prallte an dem Panzer seines Herzens ab.

Endlich gab ich, mit tiefem Weh im Herzen, die ferneren

Versuche auf. Wir sechs, die wir von Wartburg gekommen waren, fanden einen stillen Platz hinter einem Fels, wo wir für diese vom Teufel übel betrogene Seele beteten, Rein zuerst, dann Julius Xamxa, dann ich.

Darauf ließen wir unsere Pferde satteln. Bunge brachte Speise heraus, ich wies sie zurück. Er reichte mir die Hand zum Abschied. Ich nahm sie nicht an: Einem Menschen, der weigert zu beten: Gott sei mir Sünder gnädig! kann ich die Hand nicht reichen. Suche Jesum, und gieb ihm die Ehre, dann sollst du mir sein, wie ein lieber Bruder!"

So ging es im scharfen Galopp die 3½ Meilen nach Wartburg zurück, denn nach solchem Tage verlangte schließlich auch der Leib sein Recht.

Nachdem ich meine Reise von Kafferland aus fortgesetzt hatte, meldete mir Kropf vom 27. Juni 1867, daß Bunge abermals zu ihm gekommen sei, und bitterlich geweint habe. Unser Bruder ließ die Diaconen rufen, und forderte sie auf, für den Unglücklichen zu beten, weil in seinem Herzen etwas vorzugehen scheine. Nathanael antwortete: „Ich habe gestern Abend mit Bunge gesprochen, und sehe, er kann Gottes Wort nicht aus seinem Herzen los werden; es sticht ihn jetzt. Wir alle haben uns gefreut, als er sprach: Ich will jetzt den Lehrer grüßen; und als er äußerte, wohin es jetzt mit ihm gehe, wisse er nicht." Seine alte Mutter Notomi ermahnte ihn, er möge doch Sandile's Bruder Matwa zum Vorbilde nehmen, der auch vom Herrn abgefallen war, und jetzt in Alice reumüthig die Wiederaufnahme begehre.

Indeß auch dieser Eindruck ging aus Bunge's Herzen wieder verloren. Bald kam die Nachricht, er habe seine Hütte, in der der große Lehrer ihn besucht hatte, verbrannt, weil er es in derselben nicht mehr aushalten könne, und habe seinen Wohnplatz abermals verlegt — das sechste Mal, seit er von Bethel gezogen ist, — der arme ruhelose Mann! — Ja bald kamen schlimmere Nachrichten, daß er völlig wieder wie mit Verzweiflung sich in die heidnischen Unsitten zurückgestürzt habe, daß er bei sich heidnische Tänze wieder aufführen lasse, an denen sich auch sein Neffe Josef Ncapai betheilige; ja daß er auch ein Branntweinsäufer geworden sei. Die Bestätigung folgte nur allzubald; denn man sah den unglücklichen Mann oftmals an der Spitze einer Säufergesellschaft wild wie der wilde Jäger auf ungestümem Roß an der Kirche von Bethel vorbeisausen, hin nach der unglückseligen Branntweinschenke in Stutterheim, von wo aus er nach etlicher Zeit trunken zurückkehrte! —

Und dennoch scheint es, als habe der Herr ihn noch nicht ganz losgelassen. Da er die Predigt der Lehrer nicht mehr aufsuchte, ließ ihm der Herr durch sein eigenes Söhnlein Paulus predigen. Als dem eine Assagai an den Kopf geworfen wurde, und seine Eltern weinten, entgegnete er ihnen: „Weinet nicht; ich sehe auf zum Herrn, der im Himmel wohnt!" Dann holte er Bunge's Bücher aus der Kiste, las darin, und unterwies seine kleineren Geschwister im Lesen, und bat seine Eltern, sie möchten ihn doch nach Bethel bringen, und selbst dorthin zurückkehren! —

Am 16. Februar 1869 war Bunge wieder im Gotteshause; es wurde gerade über den Verrath des Judas gepredigt. Er sah aus, als wäre er selbst ein Judas. Am 21. Juni 1870 kam er zu Kropf und sprach unter Thränen: „Lehrer, Gottes Wort ist wahr; ich habe meines Vaters Grab verlassen, und auf sein Wort, bei der Schule zu bleiben, nicht gehört. Deshalb bin ich heute in solchem Elende. Ich bin todt! ganz todt!"

So dauert der Kampf in dem Herzen des unglücklichen Mannes fort bis auf diesen Tag. In letzter Zeit hat das Wanderfieber, das ab und zu die Kaffern packt, etliche seiner Verwandten veranlaßt, zu ihm auszuwandern, endlich auch seine alte Mutter Notomi. Dieselbe war auf der ganzen Station geehrt, wie eine Mutter. Alles nannte sie nur „die Großmutter." Wie sie im Glauben gegründet sei, zeigte sie bei der Gelegenheit, als den Geschwistern Kropf ein liebes Kindlein starb. Da kam die alte frühere Zauberin, um ihren Lehrer zu trösten: „Gnade sei mit euch! Gnade sei mit euch! Der Herr hat euch heimgesucht, hat euer Kind genommen; das ist geschehen, wie wenn der Dieb in der Nacht kommt. Ich habe euer Kind gekannt; es war sehr klug (reif), zu klug für diese Erde, darum hat es der Herr zu sich genommen. Der Herr tröste euer Herz mit seiner Gnade. Ich bin alt und werde auch wohl bald heimfahren; darum meine Kinder, seid getrost, getrost, es ist vom Herrn geschehen!"

Ab und zu wurde die alte Mutter von Sehnsucht nach ihrem Sohne gefaßt, dann machte sie sich auf, ihn zu besuchen, kam aber nach kurzer Zeit wieder. Zuletzt wurde sie von ihm gerufen, damit sie als Mutter entscheide, welche von den drei Frauen Bunge's nach Kafferrecht die große Frau sei. Sie ging und entschied für Nomama. Dann blieb sie beim Sohne. Die Geschwister von Wartburg, Rein, Johl und Stefan Shwen haben sie öfters besucht. Die Aufnahme, die sie fanden, war verschieden. Bisweilen war es, als ob alles todt sei, dann wieder sprachen sie davon, daß sie in der Nähe von Wartburg sich anbauen wollten.

Im Jahr 1872 machten sich vier Familien von Bethel, alles Verwandte von Bunge, auf den Weg, um zu ihrem Häuptling in die Wildniß zu ziehen. Gott erbarme sich der Armen!

Sollte es Ihm gefallen, Bunge noch einmal zu neuer Buße und Glauben zu erwecken, das könnte auch für unsere Missionsarbeit Leben aus dem Tode werden. Viele in Europa und Africa beten darum. Und sollte es dem Herrn unmöglich sein?

U-Ngatje.

„Die Letzten sollen die ersten, und die Ersten sollen die Letzten werden," spricht der Herr. Er schlägt, aber Er tröstet auch.

Wer hätte gedacht, daß gerade um die Zeit, als ein Glied nach dem andern von der Familie Bunge's abfällig wurde, das eigentliche Haupt dieser Familie, der ältere Bruder Um-Bunge's, Namens U-Ngatje seinen Heiland finden werde. Hören wir über seine Bekehrung, was der Missionsbericht 1871 p. 113 ff. meldet:

„Am letzten Tage des Jahres 1866 saß ich in der Veranda des Betheler Missionshauses, als ein Mann mit einer Ziege vorüberkam. Er trat heran, sie dem Bruder Kropf zum Verkauf anzubieten. Derselbe kaufte sie und bemerkte dabei gegen mich, dieser Mann sei Ngatje, ein angesehener Geheimrath und berühmter Redner, der Sohn des Häuptlings Gohjlo, Enkel des Königs Chlambe und Bruder unseres unglücklichen Bunge. Deshalb rief ich ihn heran und ließ mich mit ihm in ein näheres Gespräch ein. Er erzählte mir auch sofort, daß er schon seit Jahren Gottes Wort höre.

„Um so schlimmer, daß du dich immer noch nicht bekehrst, und das Wort angenommen hast!"

Das Wort, großer Lehrer, ist zu mächtig, ich kann mich ihm nicht unterwerfen, aber ich weiß, daß Alles Wahrheit ist.

„Weißt du, Ngatje, daß das Alles Wahrheit ist, so wisse auch, daß du dermaleinst nach diesem deinen Bekenntnisse wirst gerichtet werden. Wie nun, wenn der Herr zu dir sprechen wird: So lange habe ich Ngatje gerufen, und er hat nicht gehen wollen, wohin ich ihn rief, nun mag er hingehen, wohin er nicht will, in den Ort der Qual."? — Er: „Ja, großer Lehrer, du hast Recht; aber was soll ich machen, wenn ich doch nicht glauben kann!" — Ich: „Sprich doch nicht, ich kann nicht glauben, sondern lieber, ich will nicht glauben, dann wirst du die Wahrheit sprechen. Du willst nicht von deinen heidnischen Sitten, Sünden und Lüsten ablassen, darum kannst du nicht glauben. Meinst du, Gott sei zu schwach, dich anzunehmen, wenn du ernstlich zu ihm kommen willst? Glaubst du, Gott freute sich nicht, wenn du kommst." Er schwieg still. Ich fuhr fort: „Hat der Herr dich denn noch nie so gerufen, daß du es verstanden hast,

Er sucht dich?" — Dies Wort machte ihn sehr ernst. Er hat nämlich viel schon in Träumen erfahren; seine Kinder, die getauft sind, hat er im Himmel, in dem Orte der Seligen gesehen, und sich selbst im Orte der Qual. Darum schwieg er jetzt so nachdenkend still. Ich fragte weiter: „Hast du nie gebetet?" Ich wußte es, aber er sollte es mir selbst erzählen, wie er von den Engländern gefangen genommen, bereits den Strick um den Hals gehabt hat, und wie er in dieser Todesnoth den Herrn angerufen hat, und dieser fast auf wunderbare Weise ihm das Leben gerettet hat. Jetzt erzählte er es mit tiefer Bewegung und fügte hinzu, daß Gott ein starker Gott sei, zu helfen. — „Und doch hast du es vergessen können, sagte ich, und hast so undankbar sein können?" Er antwortete: „Ja, großer Lehrer, du hast Recht, ich werde auch noch kommen, wenn meine Stunde da sein wird. Aber, fuhr er fort, obschon meine Haare grau werden, habe ich die eine Freude, daß meine Augen noch den großen Lehrer sehen konnten, denn du bist unser Vater und deine Lehrer sind unsere Lehrer." — „Ja, ich will mich freuen über dich, sobald ich höre, daß dir Gott ein neues Herz gegeben hat, und daß du Gott die Ehre giebst und getauft wirst!"

Ngatje lebte fort als Heide, nun bereits 30 Jahre lang gesucht von dem Worte des Herrn. Am 3. Februar 1869 besuchte ihn Bruder Beste, um ihm Arznei für seinen bösen Finger zu bringen. Er schreibt dazu in seinem Tagebuch: „Wann wird Ngatje's Zeit einmal kommen, in der er suchen wird, seine Seele zu erretten! Er kennt Gottes Wort so gut und schon so lange, und der Herr hat sich ihm schon so oft offenbart; dennoch bleibts immer beim Alten!"

Ngatje's Zeit war näher, als beide dachten. Das Jahr war noch nicht vorüber, als Bruder Kropf (8. December 1869) in seinem Tagebuche meldete: „Es ist kein Herz dem Herrn zu hart, er kann es überwinden! Seit einigen Wochen bemerkten wir an Ngatje, daß die Rohheit seines Blickes gewichen war, daß er still und in sich gekehrt einherging, und keine Predigt ohne Weinen mit anhören konnte. Heute kam er, um mich zu grüßen nach meiner Abwesenheit. Auf meine Fragen, ob er nun schon Ohren bekommen habe, antwortete er: Lehrer, mein Gewissen arbeitet. Aber ich weiß noch nicht, wo es hinaus will. Mein Herz ist unruhig. Seit geraumer Zeit, wenn ich allein bin in meiner Hütte, werde ich weich; wenn ich bete, werde ich weich; wenn ich hierher komme und rede mit euch, oder ich gehe in die Kirche, so werde ich weich. Ich gebe nichts mehr um meine heidnischen Freunde, auch keinen Strohhalm, wiewohl sie sagen, ich verachte sie. Ich trinke auch nicht mehr; ich sehe, es ist nicht recht! Früher verkaufte ich meine Milch beim Zollhause für Branntwein;

jetzt thue ich es nicht mehr. Roth beschmieren werde ich mich nie wieder! Auf dem Außenplatze gefällt es mir nicht mehr. Wenn ich hierher komme, wird es mir wohl, hier höre ich Gottes Wort!"

Ich fragte ihn: „Woher kommt das denn, was dich plagt? Von uns Lehrern oder von Menschen?" — „Nein, Lehrer, aus meinem eigenen Gewissen!" — Bei diesem Worte ging ihm der Athem aus, als ob er ersticken wollte, und die Thränen traten ihm in die Augen. Welche Freude und welcher Segen für unser Werk, wenn wir diesen vor der Welt so großen Mann, diesen so oft angeschossenen Hirsch könnten dem Herrn zu Füßen legen. — Ich ermahnte ihn, sich nicht zu lange mit Fleisch und Blut zu besprechen, damit er nicht der Unruhe seines Herzens gewohnt werde, wie einer, der in der Mühle schläft. „Jetzt redet der Herr mit dir, widerstehe ihm nicht! Höre nicht auf die Leute, sieh auch nicht auf die Sünden der Gläubigen! Höre auf deinen Heiland und sein Wort! Du siehst, dein Bruder Bunge, der den Heiland von sich gewiesen, verdorrt jetzt auch leiblich und wird ewiglich verloren gehen!" — „Ja, das sehe ich," antwortete Ngatje, „wer Gottes Wort verwirft, hat keinen Frieden. Wenn ich erst des Segens gewiß bin, dann will ich auch nicht länger unter den Heiden wohnen, sondern hieher ziehen!" Herr, sprich Dein Amen dazu, Du willst ja die Starken zum Raube haben!" — Er suchte nach dem Segen und hat ihn gefunden! —

Unter dem 15. December 1869 lesen wir in dem Tagebuch: „Ngatje kam heute mit den Diaconen, und bat um Aufnahme in den Taufunterricht. Er könne es nicht länger aushalten, seine Sünden drückten ihn allzusehr und machten ihm große Unruhe. Er suche Frieden bei Jesu! Gelobet sei der Herr für diese Seele, die seit der Gründung Bethels ihm widerstanden, nun aber nach mehr als 30 Jahren sich doch dem Herrn zu Füßen legt! — Die endliche Bekehrung dieses Mannes ist ein rechter Trost und Stärkung in all der Mühseligkeit, die uns erwächst aus der Hartherzigkeit und Gleichgültigkeit der Kaffern, denen wir predigen. — Nur Geduld! — Umsonst ist es doch nicht. — Ngatje hat nun in den 30 Jahren eine schöne Erkenntniß gewonnen, die ihm nun auch jetzt noch gut zu Statten kommen wird! — Wenn man den sonst so harten, stolzen Mann, der sonst nie um eine Antwort verlegen war, sieht, wie er gebückt einhergeht — weinend in der Kirche jedes Wort dem Prediger von den Lippen nimmt, nur seufzen kann, weil sein Herz zu voll ist und ihn fast erdrücken möchte — so muß man freilich sagen, Gottes Wort ist ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Auch äußerlich in seinem Gesicht, in seiner ganzen Erscheinung hat der schwere Kampf, den er kämpft, gar deutliche Spuren zurückgelassen, so daß man auch

dadurch recht lebendig an des bußfertigen Davids Klagen erinnert wird: Meine Gestalt ist verfallen. Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe vor Deinem Drohen und ist kein Friede in meinen Gebeinen vor meiner Sünde!" (Ps. 38, 4.)

Das Pfingstfest 1870 (5. Juni) kam heran: „Ein Lichtstrahl in tiefer Trübsalsnacht!" schreibt Bruder Kropf in seinem Tagebuch. Nebst zwei bekehrten Fingu saß U-Ngatje vor dem Altar der schönen neuen Betheler Kirche; er entsagte dem Teufel und allem seinem Wesen und Werken, und übergab sich dem dreieinigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist nunmehr für Zeit und Ewigkeit zum völligen Eigenthum. Sein Vater Gohjlo hatte einst sterbend seinen Söhnen U-Ngatje und Um-Bunge das Testament hinterlassen: Kinder, die Schule von Bethel ist unseres Stammes (der Chlambe) Schule; sie gehört an Gasäla, da bleibet und bewahret dort mein Grab! — Bunge war vor 26 Jahren (1844) getauft — er war abgefallen. Nun war an seiner Statt sein älterer Bruder dem Herrn gewonnen. Er hat in der Taufe den Namen David bekommen, und wohnt nun in Bethel, um seines Vaters Testament zu erfüllen."

Seitdem wandelt Ngatje in der Furcht des Herrn als demüthiger ernster Christ. Als dem Willem Jamela das Schulzenamt in Bethel abgenommen werden mußte, konnte es dem David Ngatje übertragen werden, und so ist nunmehr, wenigstens in diesem Amte die durch Bunge's Abfall gerissene Lücke in Bethel wieder ausgefüllt.

57. Die deutsche Gemeinde um Bethel.

Nachdem noch im Jahr 1861 Kropf schreiben mußte: „Unter unseren deutschen Landsleuten (Cap. 45) haben wir unsere Arbeit fortgesetzt, ohne Frucht zu sehen," so begann es sich um diese Zeit zu regen, besonders durch das Auftreten eines baptistischen Maurergesellen, Namens Langbein, der in Frankfurt sich zum Pastor aufwarf. Er fand unter der unklaren und unreifen Masse bald einen großen Anhang, und es gelang ihm, eine baptistische, binnen kurzem scharf fanatisirte Gemeinde zu bilden. Das Auftreten der Sektirer machte zuerst große Verwirrung; allmählich aber sahen sich die Ernsteren unter den Deutschen dazu gedrängt, über ihren allerheiligsten Glauben und Gottes Wort nachzudenken, ihres Glaubens gewiß zu werden und sich desto fester an das reine lautere Wort Gottes und die biblische Lehre zu halten und auf dem Grunde der Apostel und Propheten sich zu erbauen. Manchem ging erst jetzt das Verständniß dafür auf,

welchen Schatz er an seinem kleinen lutherischen Catechismus und Porstschen Gesangbuch, so wie an einem geordneten Gemeindeleben daheim gehabt hatte. Jetzt kamen sie fleißig nach Bethel zur Kirche, und ließen sich auch durch das ungestümste Wetter nicht abhalten. Sie stifteten Schulen für ihre Kinder, für welche man freilich auf Legionssoldaten, die sich zu Lehrern hergaben, angewiesen blieb. In der Zwischenzeit war ja vieles verwildert, und es fanden sich nicht selten zwölf- bis vierzehnjährige Schüler, die mit dem A-B-C anfangen mußten. Je mehr sie sich durch deutsche Ausdauer und Fleiß, die selbst den Engländern bewundernde Anerkennung abnöthigte, aus der größten Noth zu einem gewissen Wohlstande herausarbeiteten, desto mehr legten sie Werth auf Schule und Kirche, und unsere Brüder in Bethel waren mit großer Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung bereit, ihnen mit Rath und Handreichung beizustehen.

Nachdem die Deutschen in Kingwilliamstown zu einer eigenen lutherischen Gemeinde zusammengetreten waren, und dort am 12. December 1862 den Grundstein zu einer schönen kleinen Kirche gelegt hatten, regte sich auch in den Deutschen um Bethel her das Bedürfniß, eine eigene Gemeinde zu bilden.

Unter Kropf's Leitung traten sie am 25. Juni 1864 zu einer solchen auf Grund der hannoverschen (ölser) Kirchenordnung zusammen, und bildeten mit den auf gleicher Grundlage gegründeten deutsch-lutherischen Gemeinden in Kingwilliamstown und in der Capstadt einen engeren kirchlichen Verband, der sich durch gegenseitige Mittheilungen und Aushülfen immer enger schloß. An der Spitze der schon früher gesammelten Capstädtischen Gemeinde stand der Pastor Parisius, für die in Kingwilliamstown war durch Vermittlung unserer Brüder der jetzige dortige Superintendent Pastor Clüver, für die Gemeinde um Bethel mit Bewilligung unseres Comité unser Bruder Kropf als Geistlicher erwählt worden. Zu dem Sprengel von Kingwilliamstown gehörten die deutschen Ansiedlungen in Breidbach, Berlin, Potsdam, Charlottenburg, Frankfurt, Braunschweig, und da in Potsdam, Braunschweig und Frankfurt eigene Kirchen erbaut wurden, so ist in letzterer Zeit bereits das Bedürfniß entstanden, die Gemeinde in zwei zu theilen.

Kropf überkam in der Sammlung und Constituirung seiner deutschen Gemeinde um Bethel eine sehr schwierige Aufgabe. Nicht nur herrschte unter den Emigranten, die sich vornehmlich am Fuß der Amatolegebirge „im Walde" anbauten, viel Neid, Streit, Egoismus und todtes Wesen, sondern noch mehr bildeten die Legionäre in dem nahen Stutterheim eine an kirchliche Zucht und Ordnung durchaus nicht gewöhnte bunte Musterkarte der verschiedenartigsten Geister. Um die Verwirrung voll zu machen, hatte ein Deutsch-

Katholik in Stutterheim, der ausgesprochenermaßen keiner Religions-Parthei angehörte, den Plan angeregt, in diesem Dorfe eine eigene Kirche zu erbauen. Das Werk kam zu Stande, aber hernach fehlten die Mittel, um die Schulden desselben zu bezahlen. In der Hoffnung, auf diesem Wege am leichtesten derselben entlastet zu werden, wandten sich die dortigen Evangelischen an den Bischof von Grahamstown mit der Bitte um Aufnahme in die anglikanische Kirche, natürlich aber auch um Uebernahme der Schulden des Kirchengebäudes. Der Bischof wollte die Leute wohl aufnehmen, aber die Schulden doch nicht so ohne Weiteres mit übernehmen. So trat in Stutterheim eine anglikanische Gemeinde von Deutschen zusammen, die gegen unsere evangelisch-lutherische Gemeinde eine gegnerische Stellung einnahm.

Da aber der Bischof durchaus außer Stande war, für die Deutschen eine genügende geistliche Pflege zu beschaffen, und da er ohnehin auch mit der Bezahlung der Kirchschulden hinhielt, entstand wiederum Unzufriedenheit gegen ihn, und schließlich traten fast alle evangelischen Deutschen des Orts zu unserer Gemeinde zurück.

Die Deutschen betheiligten sich an dem Kirchbau in Bethel mit Gaben und Arbeiten, und gewannen darüber das liebe Gotteshaus, in welchem sie mit Wort und Sakrament reichlich versorgt werden, immer lieber. Geistliches Leben erwachte und erstarkte immer mehr, die Ernsteren führten regelmäßige Familienandachten ein, Bibelstunden, erbauliche Zusammenkünfte und Missionsstunden wurden gehalten, Missionsfeste gefeiert, für ordentliche Schulunterweisung der Kinder gesorgt, und auf diese Weise hat sich bis heute unter schweren Mühen und aufopferungsvoller Arbeit unserer deutschen Missionare eine Gemeinde gebildet, die der Mehrzahl unserer deutschen evangelischen Gemeinden in Zucht und Frömmigkeit und Eifer nichts nachgiebt, viele wohl übertrifft. Für kirchliche und Missionszwecke haben sie im Jahr 1872 über 400 Thaler freiwillig zusammengebracht.

Die Deutschen in Keiskammahoek haben am längsten bei der anglikanischen Kirche ausgehalten. Ihnen war ein früherer Feldwebel der Fremdenlegion als Geistlicher gegeben worden. Als dieser im Irrsinn starb, sahen sie sich völlig verwaist, und der neue Bischof Meriman von Grahamstown, ein eifriger frommer Mann und warmer Missionsfreund, wußte 1872 für sie keinen Rath, als daß sie sich an die deutsche Gemeinde von Bethel anschließen möchten. Das hat die große Mehrzahl gethan, und unseren Betheler Brüdern ist dadurch die sehr schwere Aufgabe erwachsen, dieses neue Gemeindlein, das durch einen vier Meilen langen, oft geradezu unwegsamen Gebirgspfad von Bethel geschieden ist, seelsorgerisch zu bedienen. Mit großer Freundlichkeit

wurde von dem Bischof das Gotteshaus der anglikanischen Gemeinde zu gastweiser Benutzung hergegeben. Für die Reisen der Brüder haben die Deutschen ein Reitpferd angeschafft.

So wächst und gedeiht die neue Gemeinde unter des Herrn Segen sichtlich, und unserer Mission war abermals die schöne Aufgabe vom Herrn gestellt, eine Anzahl von evangelischen deutschen Glaubensgenossen zu kirchlicher Zucht und Ordnung zu sammeln. Er wird dies schwere Opfer an Zeit und Kraft, das unsere Brüder willig darbringen, nicht ungesegnet lassen.

58. Wartburg 1860—1872.

Auch in der kleinen Gemeinde von Wartburg bewirkte die reiche Erndte des Jahres 1861 Lauheit und Ermattung, von welcher selbst die ernstesten Christen, wie Julius und David Xamxa ergriffen wurden. Eine geistige Sicherheit ließ den Eifer in der Heiligung erkalten, die Hausandachten wurden spärlicher, Liebe zum Kafferbier trat wieder hervor, und namentlich erwachte die heidnische Jagdlust, und ließ den Geist nicht zur Sammlung kommen.

Gegen die geistige Mattigkeit der Erwachsenen erwies sich der Bau einer neuen Kirche als heilsames Mittel. Dieses gemeinsame Unternehmen brachte neues Leben und Regen in die ersterbenden Glieder. Nachdem am 21. Juli 1860 durch Herrn Charles Brownlee der Grundstein gelegt war, waren die Gemeindeglieder eifrig und willig, die Baumaterialien unentgeltlich heranzuschaffen. Die Männer brannten die Ziegel, während die Weiber Taue und Deckgras beschafften. Feierlich und schön hörte es sich an, wenn die Weiber bei der Herstellung des Inneren der Kirche ihre Choräle, wie Liebster Jesu wir sind hier, und Freu dich sehr, o meine Seele mit fröhlichen Herzen sangen. Die Brüder Kupfernagel und Briest vollendeten die Maurerarbeit. Es war ein langer, schwerer Bau. Am 18. Juli 1865 wurde das schöne neue Gotteshaus eingeweiht, zu dem die Liebe der heidnischen Missionsgemeinde eine klangreiche schöne neue Glocke, bronzene Altarleuchter und schöne große Altarlichter gespendet hatte. Die Feier selbst war ähnlich, wie die in Bethel, und wir unterlassen deshalb, um nicht zu weitschweifig zu werden, ihre specielle Beschreibung. Nur der Worte des theuren Freundes Herrn Charles Brownlee, der als Ghaika-Commissionar auch über Wartburg die höchste obrigkeitliche Person war, müssen wir Erwähnung thun. Er ermahnte, als wäre er selbst ein Prediger, die

Gemeindeglieder zur treuen Benutzung der Gnadenmittel, und sprach auch den Missionaren liebevollen väterlichen ernsten Trost zu, daß sie in ihrer schweren Arbeit doch den Muth nicht möchten sinken lassen, sondern daran gedenken, wie auch Petrus einst eine ganze Nacht vergeblich gearbeitet, dann aber durch des Herrn Gnade einen desto reicheren Fischzug gethan habe. Die reiche Collecte deckte nicht nur sämmtliche auf dem Bau noch lastenden Schulden, sondern gewährte auch noch einen Ueberschuß von zwanzig Thalern.

Kirche zu Wartburg.

Einen tiefen Eindruck machte es auch, als am 16. Mai Herr Brownlee die Fingu und Kaffern von Ningi auf der beabsichtigten Außenstation mit den Bedingungen bekannt machte, unter denen sie auf dem Lande wohnen sollten, nämlich daß sie vor allem sich zu Gottes Wort und zur Schule zu halten, und sich in allen Stücken nach den neu entworfenen Stationsgesetzen zu richten hätten. Diese Stationsgesetze, welche die Anfänge zu einer Grundlage des ganzen kirchlichen und bürgerlichen Gemeindewesens unserer Station bilden sollen, waren zuvor (unterm 28. April) zwischen Herrn Brownlee und unserm Missionar in folgenden acht Punkten vereinbart: „Von allen Bewohnern der Station ist zu fordern: 1) daß sie regelmäßig des Sonntags nach Wartburg zur Kirche kommen; 2) daß sie ihre Kinder regelmäßig eben dahin zur Schule schicken; 3) daß sie unentgeltlich zur Instandhaltung der Fuhrten (Driften) von Wartburg, und zur Ausbesserung von Kirche und Schule Arbeit thun sollen; 4) daß sie, nachdem sie ihre Häuser gebaut, eine Hütte für Abhaltung gemeinsamer Morgenandachten, welchen alle beiwohnen müssen, er-

richten, in welcher Hütte sie auch Sonntags, wenn sie durch Regen am Besuch von Wartburg verhindert sind, sich versammeln, und für deren Reinhaltung ihre Frauen zu sorgen haben; 5) daß die Baustellen zu ihren Kraalen und Häusern vom Missionar angewiesen werden; 6) alle wichtigen Ereignisse sind dem von dem Missionar in Gemeinschaft mit dem Magistrat einzusetzenden Platzvorsteher mitzutheilen, welcher dem Missionar Bericht davon erstattet; 7) alle Neuanziehenden werden dem Missionar angezeigt, welcher über ihre eventuelle Nichtaufnahme entscheidet; 8) verboten sind alle heidnische Sitten, wie das Beschmieren der Leiber mit rother Farbe, intonjane (Tanzen und Beschmieren der Beschnittenen mit weißer Farbe) Saufgelage und dergleichen."

Die Leibesschwachheit und wiederholten Krankheiten des Bruders Rein machten es nöthig, daß ihm ein Helfer zur Seite gegeben wurde; im Jahr 1860 der frühere Legionär Wiegel, der dann als Prediger unter die Deutschen nach Amerika ging, im Jahr 1862 Bruder Anders und seit 1867 Bruder Johl haben unserem kranken Bruder in Schule und Gemeinde, in Gottesdienst und Außenpredigten treulich zur Seite gestanden. Außer ihnen war Stefan Shwen, der Schullehrer, unermüdlich sowohl unter den Kindern, als auf den Außenkraalen thätig, und die beiden Xamxa, nachdem sie die oben erwähnte Anfechtung durch des Herrn Kraft überwunden hatten, waren treue Helfer zur Erhaltung und Pflege von Zucht und Ordnung.

Durch die Barmherzigkeit des Herrn gelang es, die Gemeinde immer tiefer in Gottes Wort zu gründen, und den verderblichen Einfluß einer Branntweinschänke, die in der Nähe hart an der Grenze der Station aufgesetzt wurde, und der die Heiden vielfach ihre Habe und ihr Heil zum Opfer brachten, wenigstens von den Gemeindegliedern fern zu halten. Und neben manchem schweren Sündenfall, der die Handhabung kirchlicher Zucht auch gegen Getaufte wiederholt nothwendig machte, war doch die Entwicklung christlicher Lebensfrucht überwiegend, so daß das Wort einer Abendmahlsgängerin: „Wie ist es jetzt doch so ganz anders mit uns, wenn wir in der Kirche sind! Früher saßen wir da, als ob wir keine Ohren hätten; jetzt aber hören und verstehen wir, und das Wort dringt uns in die Herzen!" — aus Vieler Seele geredet war.

Von einzelnen Zeugnissen dieses christlichen Lebens auf Wartburg werden wir in zusammenhängenden Lebensbildern in den folgenden Capiteln Bericht erstatten. Hier erwähnen wir nur des alten lieben Kiwane, des schwarzen Bauern, dessen Erweckung und Bekehrung wir in Capitel 16 ausführlicher beschrieben haben.

Derselbe war 1860 von Petersberg aus nach Wartburg ge-

kommen zu seinen alten Freunden von Itemba her. Er hatte wenig hervorragende Rednergabe, bekannte aber treulich seinen Herrn vor Christen und Heiden und machte durch einen geheiligten Wandel in Gottesfurcht seinem Christenglauben Ehre. Sein schweres Hauskreuz, ein bitterböses Weib, eine erklärte Feindin des Worts, die sich selbst gegen das Leben ihres Mannes mit ihren Kindern verbunden hatte, trug er mit großer Geduld als ein Christ, bis es seinen heißen Gebeten geschenkt wurde, daß auch diese Starke dem Starken zum Raube wurde und im Jahr 1861 die heilige Taufe empfing. Seitdem hatte er Frieden im Hause, und die Frau war sichtlich bemüht, durch doppelte Liebe und Freundlichkeit ihr früheres Unrecht wieder gut zu machen, bis sie am 16. Mai 1870 voll Dank gegen die Güte des Herrn und ergeben in seinen Willen selig heimging. Von der Zeit ab empfing er das Gnadenbrod im Hause des Bruders Rein, er war für jede empfangene Gabe von Herzen dankbar. Als er einmal ein Kleidungsstück empfing, da floß sein Mund über von Lob und Preis gegen die Güte des Herrn. „Sorgt der Herr also aufs neue für meinen Leib, so rief er aus, so wird er auch meine arme erdenmüde Seele ferner pflegen und sie endlich selig in Abraham's Schooß bringen, wonach ich selbst großes Verlangen trage!"

Er sollte nicht allzulange harren, bis sein Sehnen erfüllt wurde.

Am 6. September 1872 wurde Rein in seine Hütte gerufen. Er fand den alten kranken Mann im Starrkrampfe. Auf alle an ihn gerichteten Fragen ertheilte er keine Antwort. Endlich rief ihm Rein mit starker Stimme ins Ohr: „Ist dein Heiland Jesus Christus bei dir?" Da wurde sein Blick ruhiger, er raffte alle seine Kräfte zusammen, und rief ein lautes Ewe! (Ja). Rein kniete nun mit den Seinen nieder und betete, wischte ihm den kalten Todesschweiß von der Stirn und reichte ihm einige Apfelsinenstücke. Das war seine letzte irdische Erquickung. Später, als es auf dem Platze bekannt wurde, daß das Ende dieses alten treuen Zeugen nahe sei, versammelte sich ein Theil der Gemeinde in seiner Hütte, und sang ein Lied. Julius Xamxa hielt ein Gebet. Am Abend traf ihn Rein noch lebend, aber mit sichtlich hinschwindendem Bewußtsein. Am folgenden Morgen schlief er friedlich, aber der müde Leib erkaltete zunehmend. Rein erflehte ihm ein seliges Ende und ermahnte die Seinigen, ernstlich an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Kurz vor dem Gang in die Kirche stand sein Odem still. Die Gemeinde dankte im allgemeinen Gebet für seinen seligen Heimgang. Nachmittags wurde Grab und Sarg gemacht, mit Sonnenaufgang wurde er zur Ruhe bestattet, und harrt nun der Auferstehung der Gerechten und des

Kommens seines Heilandes, den er treu bekannt hat bis an sein Ende. So geht einer nach dem anderen von unseren Erstlingen heim! —

Das junge heranwachsende Geschlecht kommt, wie es scheint, dem alten nicht gleich. Zwar werden hier und dort etliche erweckt und getauft, es finden sich auch eine Anzahl Jünglinge, die zu Lehrern ihres Volks ausgebildet sein möchten. Aber es ist eben eine andere Zeit hereingebrochen. Die Putzsucht ist zwar in Wartburg, weil es mehr nach der Grenze des heidnischen Kafferlandes, und ferner von den Dörfern der Weißen liegt, nicht so schlimm, wie auf anderen Stationen; dafür ist aber die Nähe der Heiden eine um so größere Verlockung zur Auswanderung. Selbst treue Gemeindeglieder, wie Dobongo, Naso, Platje haben dem Drange nicht widerstehen können, so daß im Jahre 1871 die Zahl der Getauften zeitweilig gesunken ist. Aber im Ganzen nimmt dieselbe doch von Jahr zu Jahr zu. Im Jahr 1867 betrug sie 100 Seelen, Ende 1870 war sie auf 174 gestiegen, während die gesammte Einwohnerzahl auf dem Stationsgrunde auf mehr als 1000 Seelen gewachsen ist. An Gaben und Abgaben hat die Gemeinde im Jahr 1871 24 Pfund Sterling (160 Thaler) aufgebracht, und dazu mit großer Bereitwilligkeit dem Bruder Johl, der die Tochter des alten Missionar Winter heimführte, ein neues Haus gebaut.

Sehr eifrig sind unsere Brüder in der Bereisung einer größeren Anzahl von Außenstationen im Umkreise von zwei bis drei Meilen gewesen; Stefan Shwen war eine Zeit lang auf dem Kraal des Ningi als Nationalhelfer stationirt, und ist, wie wir weiter unten ausführlicher berichten werden, im letzten Jahr (1873) feierlich eingesegnet worden, um eine Außenstation unweit des Thomasflusses als Evangelist zu versehen. So breitet sich das Wort strahlenweis von Wartburg aus in die rohen Massen der Heiden.

59. Elukolweni.

Einer Außenstation, die zu besonderen Hoffnungen berechtigt, müssen wir schließlich besonders Erwähnung thun.

Etwa ¾ Meilen von Wartburg hatte sich auf einem hervortretenden Hügel im schönen grünen, waldbekränzten Wiesenthal der Mbowana ein Häuflein Fingu angebaut, 19 Getaufte und 21 Heiden. Als ich (der Herausgeber) am 7. Januar 1867 über das hohe Gebirge reitend unter mir dieses stille Plätzlein sah, wurde es mir so friedlich im Herzen; denn aus der Mitte der den Hügel krönenden runden Kafferhütten sah ich ein viereckiges

Häuslein sich erheben, eine kleine Capelle, die die Schwarzen aus eigenem Antriebe zu erbauen im Begriff waren. Sie wollten in demselben unter Leitung ihrer beiden Diaconen Ngeto und Chlangwana ihre täglichen Morgengottesdienste halten, damit sie der Mühe überhoben wären, die schönen Morgenstunden, die sie in jener heißen Gegend nicht gern ihrer Arbeit abbrechen mochten, zur täglichen Pilgerfahrt nach Wartburg verwenden zu müssen. Dies war das erste gottesdienstliche Häuslein, das ich so eben mitten aus dem Herzen der Kaffern heraus, ohne alles Zuthun der Missionare vor meinen Augen entstehen sah. Dankes- und Siegesgedanken durchzogen mein Herz.

Als ich hinabstieg, fand ich neben dem fast fertigen Häuslein einen Ständer aufgerichtet mit einer zersprungenen Glocke. Der Blumenstraßen-Hülfsverein in Berlin hatte sie einst der Station Itemba zum Geschenk gemacht; sie war durch einen Riß unbrauchbar geworden, aber den Fingu war sie noch gut genug; sie hatten sich dieselbe in Ermangelung einer besseren erbeten. Ich trat heran und schlug den Klöppel, um zu versuchen, wie sie klänge, zwei- oder dreimal an. Aber da wurde es unten im Thal lebendig. Die fleißigen Fingu-Arbeiter in den Gärten legten sofort ihre Picken und Spaten bei Seite, und eilten hinauf zum Kirchlein; sie meinten, sie seien zum Gottesdienst gerufen.

Bald war die geräumige Hütte des Vorstehers völlig angefüllt mit Christen und Heiden, und ich mußte ihnen das Wort austheilen, wie ich es mir in dem Augenblick vom Herrn erbat. Alle lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit; aber der Jüngling, der dicht neben mir lag, erinnerte mich bald lebhaft an das, was von der ersten Bekehrung Bunge's, Matiwane's und Anderer berichtet worden ist. Er seufzte, weinte, und konnte kaum seiner inneren Bewegung mächtig werden. Ich fragte ihn, was ihn drücke. „Meine Sünden," antwortete er unter heißen Thränen. Nach dem Schlusse der Feier ermahnte ich die lieben Leutlein, sie möchten ihre Capelle nur fertig bauen, ich wolle ihnen ein hölzernes Kreuz auf den Giebel schenken, und dann selbst herüberkommen, um es einzuweihen.

Zwei Tage später am frühen Morgen hatte sich jener Jüngling (Stockwe ist sein Name) in Wartburg eingestellt, um mir sein ganzes Herz auszuschütten. Er hatte einst unter den Schmerzen der Beschneidung als Heide dem Herrn gelobt, sich taufen zu lassen. Dann hatte er seines Gelübdes vergessen und war in das alte Sündenleben zurückgefallen. Nun, so erzählte er, sei ihm der Herr erschienen vor der Thür seiner Hütte. Er habe nicht streng ausgesehen, aber sehr herrlich und sehr ernst, und habe ihn gemahnt, von seinem Sündenwege abzulassen. Darüber sei er in großem Schrecken auf seine Knie und auf sein Angesicht gefallen.

Als er sich erhoben, sei die Erscheinung verschwunden gewesen; er aber habe deutlich eine Stimme gehört: „Geh hin und bekehre dich!“ Seitdem sei er in großer Furcht und Bangigkeit, und auch mein Wort drüben in Ngeto's Hause habe ihn erschreckt. Und nun legte er mir ein Sünden- und Buß-Bekenntniß ab, das mir die ganzen furchtbaren Tiefen heidnischen Sündenschlammes mit Lüge, Ehebruch, Zorn, Trunkenheit und anderer großer Schande und Laster aufdeckte, ein entsetzliches Bild. Immer wieder fragte er: „Kann diese Sünde auch noch vergeben werden?“ — Ich tröstete ihn nicht sofort, sondern suchte ihm vor allem die Eine große Sünde begreiflich zu machen, daß er nicht Gott den Herrn von ganzem Herzen fürchte, liebe und vertraue. Und dann hatte ich das süße Amt, Trost in dies ganz zerbrochene Herz zu verkündigen im Namen dessen, der die Sünder zur Buße ruft. Er versprach unter vielen Thränen und großer Herzensbewegung, er wolle es thun. Er hats hernach auch gehalten, und ist nach Jahr und Tag durch Rein getauft worden.

Am Sonntag den 10. Februar ritt ich abermals Nachmittags über das Gebirge nach dem Fingu-Dörflein. Wir sahen von der Höhe aus wiederum zu unseren Füßen das kleine Kirchlein, fertig, mit seinem Kreuz auf dem Giebel. —

Kluxoweni.

Rund um das Kirchlein hatten sich wohl 100 Christen und eine eben so große Zahl Heiden versammelt, erstere in guter anständiger Kleidung, letztere rothgeschmiert und einzelne mit spärlichen Decken.

Ngeto's Hütte war unsere Sakristei. Im Zuge ging die Christengemeinde von dort mit dem Gesange des kafferschen Lie-

des: „Unsern Eingang segne Gott" in die Kirche, welche bald zum Erdrücken sich füllte, während die größere Masse draußen bemüht war, durch Thüre und Fenster hindurch etwas zu hören. Mit dem Gesange: „Nun danket alle Gott" wurde die Feier eröffnet; dann folgte das Hauptlied: „Thut mir auf die schönen Pforten!" Ich sprach Engameni loyise nelonyana nelomoya oyingewele! (Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes). Rein hielt das Eingangsgebet, ich die Weihrede über Jes. 66, 1. 2. Wars auch nur ein elendes Strohhüttlein und kein Tempel Salomonis, so war hier doch mehr denn Salomo, denn der Herr Jesus wollte selbst dies Häuslein als Gebetsstätte annehmen. Deshalb las ich auch ganz freudig als Schlußgebet die passenden Verse aus dem Gebet, mit dem Salomo seinen Tempel eingeweiht hatte. Eine tiefe Bewegung ging durch die versammelte Gemeinde und malte sich auf allen schwarzen Gesichtern ab. Nach dem Gesange des Verses: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gott" sprach ich die eigentlichen Weiheworte: „Ndiyanikela lenhlu katixo ibezekonzweni ka Tixo engameni loyise nelonyana nelomoya oyingewele," d. h. auf deutsch: „Ich weihe ein dieses Gotteshaus zum Dienste Gottes im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Der Kirche gab ich den Namen Ikerike yoxolo (Friedenskirche) und dem ganzen Oertlein den Namen Eluxolweni „Im Frieden", Friedensthal! —

Nach der gottesdienstlichen Feier ging die Festversammlung in die Hütte des Vorstehers Ngeto zum frugalen Mahl. Sie hatten ein Schaf geschlachtet und vom ersten Waizen, der seit Erschaffung der Welt in diesem Thal gewonnen war, das Festbrod gebacken. Thee wurde aus einer geborgten Kanne eingeschenkt. Liebliche Reden würzten das Mahl. „Denkst du wohl daran, David, redete Rein den alten langen David Xamxa an, wie wir gerade vor zwölf Jahren drüben in Wartburg den ersten Gottesdienst hielten? Damals wars im Leinwandzelt, und außer dir und mir war nur noch Julius und ein rother Heide die ganze Versammlung. Und heute steht drüben in Wartburg die schöne große massive steinerne Kirche, zu der 100 Getaufte gehören, und in der vielen Hunderten das Wort gepredigt worden ist!" — Ein freudiger Hauch zog über des alten treuen David Angesicht; Chlangwana aber, der zweite Diacon von Eluxolweni, erwiderte: „Und heute haben wir der großen Kuh ihr Kalb eingeweiht!" — Die Mutterkirche in Wartburg war ihm die säugende Milchkuh, die neugebaute Kirche in Eluxolweni ihr Kälblein.

Nach der Mahlzeit gingen wir hinaus zu den Heiden, die sich in malerischen Gruppen vor dem Kirchlein gelagert hatten. Neben mir stand David Xamxa, Abraham Dobongo und Jacob Kiwane, die alten Erstlinge von Itemba. Nicht fern von uns

lag Mahashe, ein heidnischer Capitän, dem lange und oft das Wort ohne Frucht gepredigt war. Ich richtete meine Worte zunächst an ihn: „Wann wirst du, Mahashe, auf deinem Kraal die erste Kirche bauen?" Er war verlegen. „Andazi 'nkosch" (Ich weiß nicht, Herr) antwortete er stotternd. — „Ich aber weiß es, antwortete ich ihm; dann, Mahashe, wirst du deine Kirche bauen, wenn du wirst klug und verständig geworden sein, und wenn du erst gelernt haben wirst, deinen Heiland nicht mehr vergeblich rufen zu lassen. Sieh um dich her! Diese Berge alle, und die Gärten ringsum, sammt dem Volk, das sie bearbeitet, Alles ist Eigenthum unseres Herrn Jesu Christi, der auch dieses ganze Volk mit seinem Blute erkauft hat. Wie sah es vor zwölf Jahren hier aus. Dieser umfundisi (Lehrer, Bruder Rein) kam hierher mit David und Julius, und nun seht ihr hundert Getaufte von eurem Volk. Seht hin nach Wartburg, seht hin nach Petersberg, seht hin nach Bethel, seht hin auf das ganze Land, überall ist es gefüllt mit christlichen Kirchen und mit Christengemeinden eures Volks! Seht hier dieses Kirchlein! Christenhände haben es erbaut, die einst Heidenhände waren. Noch sehe ich hier viel Heidenhände, wann werden sie Christenhände sein, geschickt, solchen Tempel zu bauen? Aber ich sehe sie schon, der Herr wird sie sich aus eurer Mitte erwählen, euer ohnmächtiges Heidenthum wird untergehen. Jesus wird siegen! Wer von euch kommt nun und läßt sich erretten?"

„Komm, rief ich dann dem alten David Xamxa zu, komm, du hast es selbst erlebt, komm, sag es selbst deinen Landsleuten, was du in Jesu gefunden hast!"

Da stand der alte lange David auf, streckte seinen dürren Arm über die lagernden rothen Heiden aus und rief: „Ja, es ist ein süßes Ding, das Wort Gottes! Seine Süßigkeit geht über Alles! Alles Gute kommt von Jesu, alles, wovon wir leben, giebt Er. Daß das Vieh sich nährt, daß die Erndten gedeihen, Sein Werk ist es! Nur allein Sein Werk! Er ist es, der uns segnet! Um den Regen, der heute und gestern (nach langer Dürre) gefallen ist, haben wir Christen gebeten! Und Sein Segen ist es, daß er heute gekommen ist, um unsere Saaten zu erfrischen! Aber über alles süß, süßer als der Regen, der die Saaten erfrischt, ist das Wort Gottes. Das macht uns noch mehr gesund, als der Regen die Saaten erfrischt! Das Wort Gottes ist unsere einzige Hoffnung!" — Nachdem er dies gesprochen, lagerte er sich wieder zu meiner Seite.

Nun rief ich den alten Jacob Kiwane: „Jacob, rede auch du zu deinem Volk!"

Als der alte gebrechliche Mann, dem alle Rednergabe abgeht, seine Stimme erheben wollte, malte sich auf den Angesichtern der

Heiden ein spöttisches Lachen. Aber sie verstummten bald, als er einfältig und doch kräftig sein Zeugniß abgab: „Gott der Herr hat vor vielen Jahren uns Kaffern gestraft mit Krieg und Blutvergießen. Aber damit hat Gott Raum bereiten wollen für Sein Wort! Das ist nun lange gepredigt worden seit dem Kriege, damit die Menschen dadurch zu Christo gezogen würden! Ja gewiß, das Wort ist süß, das Wort ist unsere Hoffnung! Aber es wird eine Zeit kommen, wo dies Alles vergehen wird! Noch wird euch das Wort gepredigt, noch könnt ihr es hören zu eurer Seligkeit! Aber es wird die Zeit kommen, wo das nicht mehr geschehen wird! Dann werden die Todten auferweckt, und das Gericht wird gehalten!"

Das Wort von der Todtenerweckung und dem Gericht verfehlt nie seine Wirkung unter den Heiden, sei es auf dem Areopag, sei es im Kaffervolk. Die Spötter machten ein sehr ernstes Gesicht.

Aber nun war es die höchste Zeit geworden. Der Abend brach herein; schwere schwarze Wolken begannen sich auf uns herabzusenken. Als wir den Berg hinanritten, waren wir bald mitten in denselben. Wir sprengten in vollem Carriere, so lange wir den Pfad erkennen konnten, dahin. Zuletzt wußten wir nicht, wo wir waren. Dann fanden wir wieder einen Fußsteig, dem wir folgten. Er führte thalabwärts. Der erste Blick, als wir wieder aus der Wolkenschicht hervorkamen, zeigte uns das liebliche Kirchlein von Wartburg, das wir auch noch glücklich vor dem Erguß des heftigen Regens erreichten. Das war die Weihe des Kirchleins von Eluxolweni.

Das Kirchlein steht jetzt längst nicht mehr. Die Gemeinde des Platzes hat sich seitdem verdoppelt und verdreifacht. Ein größeres Gotteshaus mußte gebaut werden. Freilich die erste Liebe, deren Schönheit ich schmecken durfte, ist auch verschwunden. Es hat manchen Streit, manches Aergerniß, manche Lauheit gegegeben, Nqeto der Diacon mußte ausgeschlossen werden, Chlangwana rückte in seine Stelle. Stockwe verfiel dem Geizteufel und machte unserem Bruder Rein vielen Kummer. Aber dennoch, im Ganzen wächst das Wort, und die Zahl derer, die in ihm ihren Frieden suchen, auch in Eluxolweni.

60. Johannes Naso.

Im September 1855 trat zum Bruder Rein in Wartburg ein junger Galeka-Kaffer von vornehmer Geburt ins Zimmer. „Lehrer, sprach er, ich suche das Wort, laß mich bei dir wohnen,

gieb mir Arbeit und Verdienst, daß ich das große Wort völlig auslernen könne!"

Rein sah sich seinen willkommenen Gast näher an. Derselbe war schwächlich von Leibesgestalt. Eine fliegende Röthe bedeckte Hals und Brust, und auf sein Nachfragen ergab sich, daß er früher in Folge einer Rauferei und eines dabei erhaltenen heftigen Schlages auf den Rücken gefährlich erkrankt und seitdem ein chronisches Leiden behalten habe, das sich oft in Blutspeien Luft mache.

„Und was gedenkst du nun zu thun?"

„Ich gedenke einige Monate hier zu arbeiten, und dann zu meinem Vater zurückzukehren und ihm zu sagen, ich bin nach Esihobotini (Kaffername für Wartburg) gezogen, gieb mir mein Weib und Kinder, daß ich sie dorthin bringe!" Dies ist die Art, wie Kaffern von ihren Eltern die Erlaubniß zum Wegziehen erzwingen. Deshalb antwortete ihm Bruder Rein: „Nein, nicht also! Ist es dir ernstlich um das Glauben zu thun, so geh hin zu deinem Vater und bekenne ihm ohne Winkelzüge, daß du Gottes Wort gehört hast und nicht wieder vergessen kannst, daß du im Heidenthum nicht glücklich sein kannst, und darum zu einem Lehrer ziehen willst. Vielleicht erlaubt es dein Vater. Erlaubt er es aber nicht, und behält dein Vieh und Eigenthum, ja dein Weib und Kind zurück, so gedenke des Wortes Christi: „Wer nicht verläßt Vater und Mutter, der kann nicht mein Jünger sein." Kommst du aber also, so werde ich sorgen, daß du und die Deinigen nicht Hunger leiden. Damit entließ er ihn. Es war eine harte Probe, die dieser erst im Stadium des Suchens begriffenen Seele auferlegt wurde. Naso ging.

Ehe wir indeß von dem weiteren Verlauf der Sache hören, sehen wir zuvor, wie der erste Glaubensfunke in dem Herzen des jungen Mannes angezündet war.

Naso war der Sohn eines vornehmen Geheimen Raths des Galeka-Fürsten Buchu, der an der Bolo wohnte. Er hatte im Jahr 1855 einige Male Kafferkorn nach Wartburg und Bethel gebracht, hatte im letzteren Ort einer Morgenandacht beigewohnt und dort zum ersten Male die großen Dinge gehört. — Dies große Wort, daß er ein Sünder sei, auf dem Gottes Zorn laste, daß aber Jesus Christus der Heiland und Erlöser der Menschen sei, wurde ihm eine so wunderbare Botschaft, daß er sie nicht wieder vergessen konnte, und nach Hause zurückgekehrt, sie den Seinigen erzählte. Sein Vater erschrak, hielt ihn für wahnsinnig und befahl ihm, von solchen Dingen nie wieder zu sprechen. „Die mögen für die Weißen gut sein, aber nicht für die Kaffern. Wenn auch für die Kaffern ein Heiland da ist, warum ist er denn nicht von den Kaffern ausgegangen? Und wenn das Heil

auch für die Kaffern bestimmt ist, warum ist denn nie ein weißer Lehrer zu uns nach der Bolo gekommen, um uns das Wort zu verkündigen?" Alle Einreden des Alten machten aber den jungen Mann nur noch um so fester; er besprach sich mit seiner Frau, wurde mit ihr eins, nach der Station zu ziehen, und Christ zu werden, und so kam er, wie oben gemeldet, im September 1855 nach Wartburg und erhielt den berichteten Bescheid.

Traurig darüber, daß er nicht gleich bleiben konnte, kehrte er zu den Seinen zurück; allein der Eindruck des gehörten Worts war so stark in ihm, daß er bei seinem Vorhaben verblieb.

Er trat zu seinem Vater, und erklärte ihm mit bestimmten Worten, er würde nach Wartburg ziehen. Als dieser sah, daß er mit Strenge nichts ausrichten würde, bot er alle seine Beredsamkeit auf, stellte dem Sohne vor, daß er ja der älteste Sohn und als solcher der Erbe der Geheimraths-Würde und großer Güter sei; würde er aber ein iggiboka (Bekehrter) werden, und damit zu den Weißen übertreten, so ginge er deß Alles verlustig. Der Sohn blieb fest, er wolle alles daran geben, denn das Heil seiner Seele sei mehr als Würde und irdischer Besitz. Darauf erklärte der Vater: „Die Sache ist groß, alle großen Männer müssen zuvor sie berathen."

Es wurden also alle geheimen Räthe am Bolofluß zusammengerufen, und acht Tage lang besprochen, und mit allen Gründen auf den jungen Mann eingedrungen: „Du bist noch jung und unerfahren, sprachen sie, wolle doch nicht weiser sein als deine Väter. Das Wort von Jesu ist für die Weißen, nicht für die Kaffern. Die Kaffern müssen bleiben, was sie sind. Willst du denn diese Schande bringen über das Haus deines Vaters? Willst du die Bande deiner Familie zerreißen?"

Als sie sahen, daß alles nichts half, sandten sie ihn auf einige Tage zu seinen Verwandten jenseits der Kai und steckten sich hinter seine Frau. Sie solle doch versuchen, ihrem Manne den Unsinn auszureden, und wenn das nichts hülfe, ihm erklären, daß sie nicht mit ihm ziehen werde. Die Frau aber erwiederte: „Ich kenne meinen Mann; was er sich vorgenommen hat, führt er doch aus, und gehe ich nicht mit, so geht er ohne mich. Darum will ich ihn lieber begleiten."

Nun wurde die Sache vor den Häuptling gebracht, und wiederum vor großer Versammlung lange nach allen Seiten besprochen. Endlich kam man dahin überein, man wolle zu dem weltberühmten Zauberdoktor des Königs Chrili schicken, der an der Isonco wohnt, und wolle diesen seine Medizinen versuchen lassen, damit er die Krankheit herausdoktore. Wäre seine Krankheit gehoben, so werde auch wohl sein Sinn sich wandeln.

Naso unterwarf sich im Gehorsam gegen seinen Vater der

Kur, erklärte aber im Voraus, sie sollten ja nicht meinen, daß er, wenn sein leibliches Leiden gehoben würde, seinen Sinn ändern werde. Die Zeit, in der seines Vaters Boten zu dem Zauberdoktor reisten, benutzte er, um abermals nach Wartburg zu gehen, sich dort im Glauben zu stärken, und wiederum um Gartenland zu bitten. Daran, daß man sich hinter seine Frau gesteckt habe, sehe er ein Zeichen, daß man nicht gewillt sei, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen.

Er reiste ab, um sich der Zauberkur des Heiden zu unterwerfen. Es war etwa Mitte November 1855. Vier Monate vergingen, ohne daß Rein etwas von ihm erfuhr. War er inzwischen zurückgefallen? Oder war er der barbarischen Behandlung des Zauberdoktors erlegen? Oder hatten ihm die Heiden Gift gegeben, um die Schmach eines Abfalls zum Christenthum zu verhindern?

Zu Anfang des März kam er wieder auf die Station, ganz bleich und abgehärmt, und erzählte, wie es ihm ergangen sei.

Drei Monate lang hatte er die abscheulichen Arzneien des Doktors verschluckt, der das Geschenk eines Ochsen verlangte, um seine besten Medizinen hervorzuholen. Das Uebel war nur um so heftiger geworden. Da trat er endlich zu seinem Vater und sprach: „Vater, du siehst, daß alle Arznei des Arztes nichts hilft, mein Leiden ist nur schlimmer geworden, und die Medizin wird mich tödten, wenn ich sie noch länger gebrauche. Darum laß mich gehen, um das Verlangen meines Herzens zu befriedigen! Die Sitten meines Volks kann und will ich nicht mehr halten, ich muß die Weise Jesu, des Sohnes Gottes annehmen!" — „Mein Sohn, antwortete der Vater, laß mich doch noch zuvor sämmtliche Doktoren des Kafferlandes herbeirufen, sie werden dir Hülfe bringen. Aber solltest du auch sterben, so ist es doch besser, du stirbst unter deinen Freunden und nicht unter Fremden!"

„Und meine Seele? — so lautete die Antwort Naso's, — kann ich unter euch auch meine Seele retten?" — Damit sagte er dem Vater Lebewohl und zog nach Wartburg, um hier durch Arbeit den nöthigen Unterhalt für sich und seine Familie zu verdienen.

Da hat er zwei Monate bei Bruder Rein gearbeitet, und nicht wie ein kranker Mann, sondern als wäre er der Gesündeste und Fleißigste, denn er leistete mehr, als sonst drei wilde Kaffern in der Arbeit zu leisten pflegen. Dann ging er zu den Seinigen zurück, um Frau und Kinder nachzuholen.

Vater, Freunde und Häuptlinge thaten abermals ihr Mögliches, ihn wankend zu machen, und als das vergeblich war, wenigstens seine Kinder zurückzubehalten. „Siehe, wir weinen, daß du uns verlässest, sprachen sie, so wische doch wenigstens mit dei-

nen Kindern unsere Thränen ab, sie haben sich ja noch nicht bekehrt!" — Er antwortete: „Eben darum sollen sie lernen auf der Station, und ich will nicht die Verantwortung auf mich nehmen, ihnen die Gelegenheit zur Bekehrung entzogen zu haben! Werdet ihr aber mir meine Kinder mit Gewalt entreißen, so wisset, daß eine Schuld auf euch liegen wird!"

Endlich gab er den Bitten seines Vaters nach, ihm wenigstens einen Sohn zum Hüten seiner Kälber „auf eine Zeit zu leihen."

So kam der liebe Mann mit Weib und Kind auf Wartburg an. Er wurde die ganze Freude des Missionars, denn mit heißer Herzensbegierde lernte er das Wort, und war dabei treu und fleißig in allen weltlichen Arbeiten, und beschämte mit seiner ernsten Kindererziehung manchen Getauften. Seine Frau, mit der er durch zärtlichste Liebe verbunden war, ging mit ihm den gleichen Weg; sie hatte ein inniges, stilles Wesen, und beide miteinander führten einen Ehestand, wie ihn Bruder Rein unter Kaffern bis dahin noch nicht gesehen hatte. Mit Weib und Kind saß der Vater Sonntags in der Sonntagsschule und hatte bald das A-B-C inne, und lehrte es die Seinen, denn sein Verlangen stand darauf gerichtet, so bald als möglich das liebe Bibelwerk selbst lesen zu können.

Etwa eine Woche hatte Naso auf Wartburg gewohnt, da trat er eines Tages, an jeder Hand einen Knaben, in die Schule: „Hier, Lehrer, hast du meine Kinder, sind sie unartig und träge, so schone ihrer nicht, schlage sie!" Der ältere war von vorn herein ein fleißiger, ordentlicher Knabe, der jüngere aber, Sake, war ein Trotzkopf und rechter heidnischer Unband. Gab es Sprüche und Lieder zu lernen, so blieb er stumm, sollte er mit den anderen Kindern an der Lesetafel stehen, so warf er sich der Länge nach auf den Boden, heulte, schrie und schlug mit Händen und Füßen um sich. War doch der Lehrer der erste weiße Mann, den er gesehen hatte. Rein wollte schon nach dem Stock greifen, aber zuvor versuchte er einen anderen Weg, er holte kleine Geschenke hervor, und erfreute damit sein Herz. Nun war der Junge wie umgewandelt, namentlich ein Stücklein Brod war ihm wie Honigkuchen. Und von da ab war der kleine Sake auf den Ruf der Glocke immer einer der ersten in der Schule, überholte seinen älteren Bruder, und war noch nicht sechs Jahre alt, als er in der kafferschen Sprache fast fließend lesen konnte.

Kurz vor Weihnachten 1856 trat auch Nojezi, Naso's Frau, in den Taufunterricht. Eine so eben bestandene schwere Krankheit hatte die letzten heidnischen Hindernisse ihres Herzens gebrochen; was sie bisher mehr ihrem Manne zu Liebe gethan, das that sie nun aus eigenem Herzensdrang. Sie suchte den Herrn,

und bewies auch durch Fleiß, Ordnungsliebe, Willigkeit, ernste Kindererziehung, daß in ihr eine Erneuerung sich anbahnte.

Der Epiphaniensonntag 1858 kam heran, ein hoher Festtag. Am Vormittage zog ein großer Festzug Wartburger Christen, Rein voran, nach dem nahegelegenen Bethel, um das dortige Missionsfest mitzufeiern. Naso aber und ein anderer ernster christlicher Jüngling, Stefan Shwen, zogen nicht mit. Sie wollten lieber ganz in der Stille daheim bleiben, ganz allein mit ihrem Herrn in gemeinsamem Gebet, denn am Nachmittage sollte ihnen zu Wartburg die Gnade zu Theil werden, selbst durch die heilige Taufe dem Leibe Christi hinzugefügt zu werden.

Die Wartburger Fest-Karawane kehrte von Bethel zurück, eine Bethelsche hatte sich ihr angeschlossen, in ihrer Mitte auch die Brüder Kropf und Liefeldt. Um ½4 Uhr begann die Feier. Bruder Rein hielt die Liturgie, Kropf die Predigt über das Fest-Evangelium, Rein erstattete Bericht über den kleinen Wartburger Missionsverein, und dann folgte die Tauffeier. Shwen hatte den Namen Stefan erwählt, „weil er dem Herrn bis an seinen Tod, wie der erste Märtyrer zu dienen entschlossen sei," Naso den Namen Johannes, als „den Namen des Jüngers, welcher schon hier auf Erden die Herrlichkeit des Herrn gesehen habe." Liefeldt hielt darauf eine herzliche Ansprache an die Getauften und an die Gemeinde, welche nach der Schlußliturgie 11 Thaler aus ihrer Armuth für die Mission opferte. Nach beendigtem Gottesdienst blieben die Getauften noch lange mit den Lehrern im Missionarshause zusammen, die farbigen Festgäste aus Bethel fanden bei einem Wartburger Gemeindegliede gastliche Aufnahme, und aus beiden Häusern hörte man bis Mitternacht geistliche liebliche Lieder zum Lobe des Herrn erschallen.

Naso's Lebensweg war kein leichter. Sein siecher Leib bereitete ihm manche schwere Stunde. Auch kurz vor der Taufe war er schwer krank; aber so oft ihn Rein besuchte, fand er ihn mit dem aufgeschlagenen Neuen Testament; das war seine Seelenspeise, aus der er früh und spät seine Erquickung suchte. Es ging wohl in Bruder Rein's Herzen der Gedanke um, ob aus Naso nicht ein Evangelist zu gewinnen sei für sein Volk. Aber er war dazu zu schwach, und um Schullehrer zu werden, zu wenig begabt mit geistlichen Anlagen. Seine Bemühungen, es bis zum Schreiben zu bringen, wollten nicht den gewünschten Erfolg haben; so blieb er mit seinen fünf Kindern als einfacher Tagelöhner in Wartburg.

Auch in diesem seinen Beruf hat er viel Kreuz zu tragen gehabt. Da Wartburg an der großen Landstraße liegt, so wird die Lungenseuche oft dorthin geschleppt, und hatte mehrere Jahre hintereinander den Ort schwer betroffen. Auch unserem Johannes-

Naso war von zwölf Stück Vieh nur eine einzige Kuh übrig geblieben. Aber nie hörte man ein Wort des Murrens aus seinem Munde.

Als er am Charfreitag 1858 zum ersten Male das heilige Abendmahl empfing, da war seine ganze Seele voll von der großen Gnadennähe des Herrn. „Nie habe ich geglaubt, sprach er, daß ich einer so hohen Gnade jemals werde gewürdigt werden können, und daß ein Mensch so glücklich und so selig sein könne, wie ich es jetzt fühle. Nur das Eine schmerzt mich, daß die Sünde mir immer noch anhaftet, und alle meine Freuden trübt!"

Da der Vater zum Lehrer sich nicht eignete, fielen die Gedanken des Bruders Nein auf dessen Söhnlein, den obengenannten kleinen Sake. Hatte er ja denselben als einen eben so fähigen als geweckten Knaben bereits erprobt.

Aber des Herrn Gedanken sind andere Gedanken, als Menschen Gedanken. Der kleine Knabe war noch nicht sieben Jahre alt, als er an der Auszehrung erkrankte. Das arme Kind hustete Tag und Nacht, und wurde von Woche zu Woche immer magerer und schwächer. Zwar besuchte er immer noch die Schule, die er jetzt eben so zärtlich liebte, wie er sie am Anfange gefürchtet hatte. Ihm waren besonders die Geschichten des alten Testaments lieb, und die Leidensgeschichte des Herrn. Als aber zuletzt ekelhafte Geschwüre an Händen und Füßen und über den ganzen mageren Leib ausbrachen, und die letzten Körperkräfte verzehrten, da mußte er den Besuch der Schule gänzlich einstellen.

Nur noch ein einzigmal sollte das liebe Kind sein liebes Schulhaus, das auch als Kirche diente, betreten.

In dem Herzen der Nojezi, Johannes Frau, war das Samenkörnlein ausgereift. Am Sonntag, den 15. August 1858 sollte sie getauft werden. Sie empfing diese Gnade am Vormittage, und am Nachmittage wurden vier ihrer Kinder nebst drei anderen elterlosen Kafferkindern dem Herrn zugebracht; unter ihrer Zahl war auch der kleine Sake. Sein Vater mußte ihn tragen, denn zum Gehen war er zu schwach. Er erhielt den Namen seines Vaters Johannes. Der Vater Johannes aber war froh und dankbar, daß er nun „mit seinem ganzen Hause" glauben konnte, und dem Herrn angehörte. Bald darauf erhielt seine Ehe nachträglich den christlichen Segen.

Der kleine kranke Johannes hatte noch manchen Schmerzenstag zu bestehen, allein schon sein kleines junges Herz hatte einen tiefen Trunk gethan aus der Liebe des Herrn Jesu, und er freute sich, daß ihn sein Heiland aus Liebe frühe heimholen wolle. Seine täglich sich steigernden Schmerzen trug er mit großer Geduld, hatte auch gar nicht mehr den Wunsch zu genesen, sondern sehnte sich, seinen lieben Heiland und die lieben Engelein nun bald mit Augen zu sehen.

Drei Tage vor seinem Tode rief er seinem Vater zu: „Bring mir, Vater, das neue Kleid, das mir der Lehrer zur Taufe geschenkt hat!“ Er hatte es nie angezogen, sondern sorgsam geschont. Nun rief er: „Vater, lange mir mein Sonntagskleid her, heute gehe ich zu meinem Heilande!“

Der Vater brachte das Kleid, und nun lag der kleine Dulder in stiller seliger Erwartung seines lieben Heilandes. Noch an demselben Tage fiel er in einen Starrkrampf, aus dem er für dieses Leben nicht wieder erwachte. Nach drei Tagen hauchte er seinen letzten Athemzug aus, und ging hinüber aus dem Lande seiner Schmerzen in das des seligen Schauens. Am 28. Februar 1859 wurde der kleine Leib zur Ruhe bestattet. Vormittags elf Uhr ertönte das Glockengeläute, und unter dem Gesange „Jesus meine Zuversicht“ zogen die Schulkinder des Orts, geleitet von ihrem Lehrer, dem lieben Stefan Shwen dem Sarge ihres kleinen Kameraden voran, der von vier getauften Kaffern getragen wurde. Ihm folgte an der Seite des getrösteten Vaters der Bruder Kropf, der aus Bethel gekommen war, um die Stelle des erkrankten Bruders Rein zu vertreten. Dann folgte die Gemeinde und auch alle heidnischen Platzbewohner bis zum Gottesacker. Rein konnte nur durch das Fenster seines Krankenstübchens dem kleinen Liebling mit seinen Blicken folgen, bis er in seine kühle Gruft gebettet war. Der war nun geborgen! —

Nun hatte Johannes noch vier Kinder, drei von ihnen waren getauft, der älteste, Malangeni, noch Heide. Es war der Knabe, den Naso seinem Vater beim Wegzuge nach Wartburg auf sein Bitten zum Kälberhüter für eine Zeit lang geliehen hatte. Er hatte ihn zwar inzwischen nach Wartburg geholt, und in die Schule gebracht, und sein innigster Wunsch war, diesen Sohn ebenfalls zu den Füßen Jesu sitzen zu sehen. Der Knabe war gutartig und ließ sich in der Schule auch ganz gut an. Am dritten Weihnachtstage 1861 wurde er aus derselben mit drei anderen Jünglingen feierlich entlassen.

Aber nun trat an das Herz dieses Jünglings, der ja noch nicht im Glauben befestigt war, eine Versuchung heran, der nicht leicht ein heranwachsender Kaffer, selbst wenn er unter christlicher Umgebung ist, widersteht. Alle jungen Männer werden beschnitten und erhalten dadurch das Recht, unter den Männern zu sitzen und zu ihnen gerechnet zu werden. Dieses Rechtes will keiner der Jünglinge sich entschlagen, da ja neben den wenigen Christen eine größere Anzahl von Heiden ihn täglich umgeben. Die Mädchen verhöhnen ihn, daß er noch Junge sei, und die Männer gestatten ihm nicht, in ihrem Rath zu sitzen. Einzelne englische Missionare erlauben daher auch ihren getauften Jünglingen, diese Sitte unter dem Namen einer Nationalsitte, mitzumachen. Unsere Missionare

verbieten es, um der mit Feierlichkeit verbundenen insgeheim ausgeübten Greuelthaten willen. Die Jünglinge werden nicht blos bis aufs Blut gepeitscht, und müssen harte Proben der Ueberwindung des Schmerzes ablegen, sondern werden auch in allerlei Unzuchtssünden förmlich unterwiesen. Rein also hatte die vier Jünglinge bei ihrer Entlassung aus der Schule selbst feierlich zu Männern erklärt, und glaubte damit einen Damm entgegengesetzt zu haben.

Der Damm hielt nicht, nur einer der Jünglinge blieb zurück, die drei anderen, unter ihnen Malangeni, ließen sich, natürlich heimlich, beschneiden, und warteten nun, den Körper mit weißer Erde bestrichen, in einer Wachthütte Naso's ihre Heilung ab.

Da sie die, bei den Heiden übliche Form der Manneserklärung nicht hatten mitmachen können, so geben wir, um auch in diese Seite des Heidenthums einen Einblick zu gewinnen, eine Beschreibung dieser Feierlichkeit mit den Worten des Bruders Liefeldt, der im Jahr 1868 einer solchen, um sie kennen zu lernen, beiwohnte, hier wieder:

„Ich wohnte heute einem außerordentlichen Ceremoniendienst der Heiden bei. Die Entlassung der in diesem Jahre beschnittenen Jünglinge. Heute den 3. August 1868 Nachmittag 3 Uhr ging ich zu der Hütte der Beschnittenen außerhalb des Stationsgebietes, wo ich etwa 30 bejahrte Männer und eben so viel Jungen vorfand. Die Nächstverwandten, Väter, Brüder, Schwäger u. s. w. hielten jeder eine neue weiße wollene Decke in den Armen und saßen recht gemüthlich im grünen Grase. Ich setzte mich zu ihnen und sagte: Sie hätten täglich Gelegenheit mit meinen himmlischen Geheimnissen bekannt zu werden, heute wollte ich einen Blick in die ihrigen thun. Doch möchten sie sich durch meine Gegenwart nicht stören lassen, heute sei ich nur Zuschauer. Bist uns sehr willkommen, antwortete der Schulze Fobongo. In der alten Behausung waren alle alten Gegenstände als: Felle, Schüsseln, Becher, Stöcke, Pfeifen, Tanzputz u. s. w. aufgeschichtet, des Feuers harrend. Jetzt kamen die 30 Beschnittenen im Alter von 15 bis 25 Jahren, aus dem Flusse, worin sie sich gebadet, im vollen Galopp auf uns zu; nackend wie ein eben gebornes Kind, kauerten sie sich vor uns auf die Erde hin, sprachen kein Wort, aber husteten stark. Nun gebot der Schulze Mama Ruhe, nahm einen Eimer dünnes Fett, tauchte seine Hand dreimal hinein, und bestrich jeden dieser Jünglinge damit. Mit der ersten Hand voll den Kopf und das Gesicht, mit der zweiten den rechten, und mit der dritten Handvoll den linken Arm. Die so Gesalbten rieben sich den ganzen Körper damit ein und wurden nun lebhaft in Wort und Bewegung. Jetzt nahm Mama die neuen Decken, beschattete jeden einzelnen zweimal damit und ließ sie bei der Wieder-

holung auf dem Haupte des jungen Mannes hängen. Dann empfing jeder einen neuen, mit Fett stark eingeriebenen Stock, welcher Wunderkraft besitzt, und oft erst mit dem Greise ins Grab wandert. Jetzt wurde das alte Haus mit sämmtlichem Inhalt in Flammen gesetzt, und jeder Anwesende schrie aus voller Kehle: Das alte Haus brennt! In Procession gings nun dem nächsten Heidendorfe zu, wilder Kriegsgesang förderte die Schritte, und ich Nachzügler hatte meine eigenen Gedanken. Alles, was hier äußerlich und fleischlich geschieht, ist ja eben, was das Christenthum von uns fordert, nur daß es im Geiste und in der Wahrheit zu einer neuen Kreatur in Christo Jesu komme.

Im Dorfe angekommen, stellten sich die jüngst Beschnittenen in zwei Reihen auf, vor ihnen eine Linie bejahrter Männer, sich einander beide Hände reichend; hinter den Jünglingen postirten sich in Todtenstille etwa hundert Frauen und erwachsene Töchter. Nun begann von Allen ein wehmuthsvolles Gesumme und Gebrumme, daß es mir fast vorkam, als bewege sich der Boden unter meinen Füßen. Es schien dies der Höhepunkt der ganzen Ceremonie zu sein, war fürchterlich schön, und erinnerte mich lebhaft an das, was ich über die Klagelieder der alten Juden, wie sie noch immer des Freitags an den Ruinen des Tempels zu Jerusalem gehört werden sollen, gelesen habe. Darauf gingen die Frauen im feierlichen Aufzuge schweigend zu ihren wohlgefüllten Fleischtöpfen.

Die Beschnittenen bückten sich abermals auf die Erde, sahen recht bedauernswürdig aus und harrten der ferneren Dinge, die da kommen sollten. Nun überreichte man den besonders Bevorzugten eine Assagai, welche ebenfalls geheimnißvollen Religionsdienst zeitlebens verrichtet. Wollten wir bei unsern gläubigen Männern Nachsuchung halten, so würden wir sicher bei den meisten diese Waffe noch vorfinden. Dann kamen die Ansprachen der Altväter. Von diesen Ohrenzeuge zu sein, war der Zweck meines Kommens. Der Inhalt derselben war kurz folgender: Haltet fest am Herkömmlichen, ehret das Alter, und du sollst nicht stehlen, nicht ehebrechen und nicht begehren. Nur Thelinganye fügte nachträglich hinzu: Ich habe keine Macht über Andere, nur meinem Jungen sage ich heute: Siehe und höre du auf den Lehrer, der wird dich den Weg des Lebens führen. Darauf trat ich vor die Jünglinge hin, und richtete folgende Worte an sie: „Ihr habt heute bereits viel Neues gesehen, große und gute Worte gehört, aber nun achtet scharf darauf, was ich euch sagen muß. Es hängt euer zeitlich und ewiges Wohlergehen für Seele und Leib davon ab, wie ihr hören, verstehen und thun werdet. Die von euren Vätern gesprochenen Worte sind gut, aber ohne Kraft. Wenn übers Jahr in Folge eurer Sünden Ketten um eure Füße ge-

schmiedet werden und ihr im finstern Kerker schmachten müsset, dann werdet ihr begreifen, daß der natürliche Mensch keine Kraft besitzt, das Böse zu meiden, und das Gute zu thun. — Deshalb bitte ich euch im Namen unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, der auch für euch gestorben und auferstanden ist, betet, betet täglich in diesem Namen zu eurem himmlischen Vater um Gnade und Kraft. Dann, und nur dann wird es euch gelingen, der Sünde und dem Tode zu entfliehen, und das wahre ewige Leben in Christo Jesu zu finden. Gott helfe euch. Amen!" Darauf wandte ich mich zu den Frauen, die etwa 150 Schritte ab besonders saßen, und hielt ihnen eine kurze Predigt über die Worte: Der Mensch lebt nicht von Brod allein, sondern von jeglichem Worte, das aus dem Munde Gottes gehet.

Demnächst vereinigte sich alles zum Schmaus, und ich ging nach Haus."

Wir kehren zu unserer Erzählung zurück: Malangeni und seine Genossen wurden in der Wachthütte entdeckt, und hervorgeholt. Sie mußten die weiße Farbe von ihrem Leibe entfernen, und wurden, ein jeder im Hause seiner Eltern als Kranke behandelt bis zu ihrer Genesung. Nach ihrer Heilung bekamen sie nicht nur die neuen Kleider nicht, die Kafferneltern bei dieser Gelegenheit ihren Kindern zu schenken pflegen, sondern die neugewordenen Männer wurden wiederum als Knaben in die Schule geschickt, um dort noch ein Jahr lang zu lernen, wurden in Gegenwart der übrigen Schulkinder derb gezüchtigt nnd mußten auch in der Kirche ihren Platz wieder unter denselben nehmen.

Diese heilsame Zucht scheint eine heilsame Frucht getragen zu haben, denn Malangeni meldete sich, mit noch einem seiner Genossen zum Taufunterricht.

Bei dem in dieser Zeit vom Missionar Rein (s. o.) unternommenen Kirchbau war Johannes Naso einer der eifrigsten Mithelfer. Im Jahr 1862 brachte er, trotzdem daß ihm kurz zuvor erst wieder zwei Ochsen an der Lungenseuche gefallen, und nur eine alte Kuh und ihr junges Kälblein übrig geblieben war, ein Oechslein zum Geschenk für die Kirche. Der Herr sah die Gabe in Gnaden an, und schenkte es dem lieben Naso, daß im November desselben Jahres auch seine Mutter und einer seiner Brüder aus dem Heidenlande nach der Station Wartburg zuzog.

Seitdem fehlen uns die spezielleren Nachrichten über Naso. Er gehörte eben zu den Stillen im Lande, die nicht viel über sich reden machen, darum aber nicht die Schlechtesten sind.

Im Jahr 1867 ergriff das Wanderfieber die Kaffern aller Stationen; auch Christen schlossen sich an; sie glaubten es um so eher thun zu können, weil ja auch jenseits der Kai Missions-

stationen der Engländer waren, denen sie sich zum Theil anschlossen. Manche von ihnen sind dort ein rechtes Salz geworden. Aber immerhin ist das Fortziehen von einer Station, auf der man zum christlichen Leben erweckt ist, etwas anderes, als wenn in Deutschland Jemand von einer Stadt zur anderen zieht. Es bildet sich zwischen dem getauften Kaffer und seinem Lehrer ein enges Pietätsband, und es ist irgend etwas nicht richtig, wenn das Band zerrissen wird. Es scheint, daß in Naso's Leben auch so etwas vorgegangen sei, denn im Jahr 1868 zog er mit Weib und Kind davon, hin nach der englischen Station St. Marks, die in der Nähe unserer verlassenen von Posselt gegründeten Station Indwe gelegen ist.

Daß Naso dort seinen Glauben nicht verloren habe, bewies eine Botschaft, die er Ende 1869 an Bruder Rein sandte, mit der Bitte, er möchte doch hinüberkommen, und seine kranke Frau besuchen, die danach herzlich verlange, bevor sie stürbe. Sie hatte ihren Mann dringend gebeten, sie nach Wartburg zurückzubringen, damit sie dort stürbe und begraben würde, wo sie zum Leben in Gott gekommen sei. Naso hatte sich auch, obgleich vergeblich, bemüht, einen Wagen aufzutreiben, und die Kranke war auch bereits zu schwach, um die Reise auszuhalten.

Rein machte sich auf den Weg. Die beiden Naso's waren außer sich vor Freude, als sie den geliebten Lehrer wiedersahen. Die kranke Frau war seit drei Tagen wunderbar besser geworden. Sie erzählte nun von der Anfechtung, die sie ausgestanden habe. Der Teufel habe sie in sein Sieb genommen, und mit so unerträglichen Schmerzen gepeinigt, daß sie in ihrer Verzweiflung zu ihren heidnischen Eltern zurückgebracht zu werden verlangte, denn sie hätte nicht verstehen können, daß Gott sie so arg züchtige. Ihr Mann aber habe sie treulich getröstet und von ihrem sündigen Vorhaben abgemahnt, habe sie auf Jesum verwiesen, der allein helfen könne, bis sie sich wieder zurecht gefunden habe.

Dies ist das letzte, was über Naso und seine Familie zu unserer Kunde gekommen ist. Der Herr wolle sie in seiner Furcht erhalten, und in ihnen das empfangene Kleinod bewahren, auch, wenn es Sein Wille ist, sie unserer Station wieder zuführen.

61. Abraham Dobongo

haben wir bereits oben (Cap. 17) unter den Erstlingen von Itemba kennen gelernt. Sein Glaubensleben war in der Tiefe gegründet und hat, obgleich unter manchen Schwankungen und

Trübungen Stich gehalten bis auf diesen Tag. Bei der hervorragenden Stellung, die er unter unseren Getauften einnimmt, dürfte es gerechtfertigt sein, daß wir ihm und dem ferneren Verlauf seines Lebens dieses besondere Capitel widmen.

Nach den Kafferkriegen kehrte Abraham nicht, wie die meisten unserer Getauften auf eine Missionsstation zurück. Sein Itemba war ja und blieb nach dem Kriege zerstört, und die Versuche, es wieder aufzubauen, blieben unausgeführt. Eine andere Missionsstation als neue Heimath zu erwählen, konnte er sich nicht entschließen. Er blieb also inmitten seiner heidnischen Stammesgenossen wohnen, bekannte aber seinen Heiland mit solchem Ernst, daß auch die Heiden vor ihm große Ehrfurcht hatten, und nicht leicht des Sonntags arbeiteten, wenn er zu Hause war. Sie stellten sich vielmehr an diesem Tage willig bei ihm zum Anhören des Wortes Gottes ein.

Als nun aber Wartburg erbaut war, welches doch gewissermaßen die Fortsetzung unseres Itemba ist, säumte er nicht länger, sondern zog 1855 dorthin, wo er mit seinem Bruder David Xamxa wiederum an einem Orte vereinigt war, und auch manches andere Glied seiner ausgedehnten Familie wiederfand. Sein Augenlicht war stark geschwächt, ja fast ganz erloschen. Aber das innere Licht brannte in heller Erkenntniß und lauterem Ernst. Er konnte nicht genug das Glück preisen, nun wieder unter dem Sonnenstrahl des Wortes zu leben; er bekannte, er fühle sich wie im Himmel, darüber, daß er nun täglich das liebe Gottes-Wort mit Frau und Kind hören könne.

Am Trinitatisfeste 1857 hatte er die große Freude, daß ein Sohn von ihm, ein Jüngling von 18 Jahren, nebst seiner Schwester Nonkabi erweckt wurde und sich zur Taufe meldete. Nonkabi, früher von hartnäckigem, widerspenstigen Charakter wurde gründlich umgewandelt, und war fortan gehorsam, folgsam und fleißig. Auch der Jüngling schien ein ganz neuer Mensch geworden zu sein; er bethätigte seinen Christenglauben durch ein stilles, sanftes Wesen und ausdauernden Fleiß. In der Taufe erhielt er nach unserem gleichnamigen Bruder den Namen Johann Schmidt. Nach etlicher Zeit aber hängte er sich an eine Wittwe, Namens Yoyo, die ihn mit ihren Netzen umgarnte, so daß beide ausgeschlossen werden mußten. Nachdem beide reumüthig Buße gethan hatten und auch Yoyo getauft, und Johann Schmidt mit ihr in die Ehe getreten war, verwandelte sich die frühere fleischliche Liebe in Zank und Streit. Beide mußten wiederholt ausgeschlossen werden und haben dem alten Vater und unseren Brüdern viel Herzeleid bereitet.

Auch in unserem alten Abraham trat mit der Zeit eine Neigung zur Unverträglichkeit und Streitsucht hervor, er konnte

entsetzlich heftig, und dann auch gegen den Missionar aufsässig werden. Aber er fand sich jedesmal dann bald wieder zurecht, bekannte seine Schuld und bat ab.

Schwer wurde es ihm, daß seine Frau, als noch nicht reif 1858 von der Taufe zurückgestellt wurde. Seine Liebe zu den Seinen ließ ihn in dergleichen nöthigen Zuchtübungen oft eine persönliche Beleidigung erblicken, und dann sprach er gern und rasch vom Fortziehen von der Station, und besann sich jedesmal wieder.

An manchem seiner Familienglieder hatte er Kummer und Verdruß zu erleben. Die meisten wurden getauft, aber mancher von ihnen hielt nicht Treue im Glauben und mußte ganz oder zeitweise ausgeschlossen werden. Das waren dann für den alten Abraham jedesmal neue Versuchungen.

Im Jahr 1859 erlebte er die Freude, daß seine und David Xamxa's alte Mutter, früher eine verstockte Heidin, plötzlich und gründlich ihren Sinn wandte, sich bekehrte und die heilige Taufe empfing (vergl. das folgende Capitel).

Einen tiefen Schmerz dagegen erfuhr unser alter Abraham im Jahre 1864 durch den plötzlichen Tod seiner Tochter Emilie. Sie ging mit dem Vater und Bruder morgens gesund von Hause weg, um im Walde Holz zu suchen, und wurde Nachmittags als Leiche zurückgebracht. Innerliche Krämpfe hatten sie mit solcher Gewalt befallen, daß sie mit Sicherheit erkannte, es gehe dem Ende zu. Mit einem Gebet um Vergebung ihrer Sünden ging sie selig heim. Christen und Heiden wurden tief ergriffen, so daß drei Jünglinge, unter ihnen der einzige noch ungetaufte Sohn Abrahams, Namens Gekani, von ihrem Sündenschlafe erweckt wurden. Als Rein von einer Erholungsreise nach der See zurückkehrte, fand er den Jüngling, den er vor Jahren wegen Diebeshehlerei vom Taufunterricht hatte ausschließen müssen, und der seitdem nicht die geringste Spur von Bußfertigkeit gezeigt hatte, wie umgewandelt. „Seit lange, schreibt er, habe ich an keinem Menschen eine so auffallende Veränderung wahrgenommen, wie an diesem Jüngling. Er war früher verschlossenen, scheuen Wesens, konnte mich nicht ansehen und kaum herausbringen, was er sagen wollte; — jetzt fand ich ihn freundlich und offen, und sein Mund ging über von Lob und Preis dessen, was der Herr an seiner Seele gethan hatte. Ich konnte nur staunen und danken." Am nächsten Pfingstfeste konnten die drei Jünglinge getauft werden.

Gekani's Großmutter Hanna war, nächst dem Tode seiner Schwester Emilie das Werkzeug zu seiner Erweckung geworden. Sie folgte ihren Enkelkindern schon nach 14 Tagen vom seligen Sterbelager aus. An dasselbe hatte sie ihn rufen lassen und dringend ermahnt. Mit den Worten „Der Himmel ist mir schon geöffnet, noch heute gehe ich dahin!", schied sie aus dieser Zeitlichkeit.

Unserem alten Vater Abraham wurde Wartburg über das viele Schwere, das er dort an seiner Familie hatte erfahren müssen, zu einer immer drückender werdenden Last. Und als nun im Jahre 1867 das bereits öfter erwähnte Wanderfieber durch die Reihen der Stationsbewohner zog, schloß er, angereizt durch einen Streit, den er mit seinem Bruder David Xamxa hatte, sich den Wegziehenden an. Er wählte seinen Wohnsitz ¾ Stunde von der Station St. Marks, aber die Weise der Anglikaner wollte ihm gar nicht zusagen. Er fand so viel Formenwesen und so wenig persönliche seelsorgerische Anregung; und gerade an diese sind die Christen unserer Station so sehr gewöhnt, und sie ist so nothwendig zur Gesundung des Christenthums bei diesen aus dem Heidenthum gekommenen und so vielfach mit Heiden in Berührung bleibenden Kaffern. Bei dem Besuch, den Rein 1870 den Geschwistern Naso machte, suchte er auch seinen alten Abraham auf. Derselbe war vor einigen Wochen durch den Bischof Cotterel confirmirt worden, konnte aber gar nicht begreifen, was dieser Akt bedeuten solle. Von den Worten des der kafferschen Sprache unkundigen Bischofs hatte er keins verstanden. Die lieben Wartburger versammelten sich deshalb unter einander zu ihrer täglichen Andacht, die Sakëu (Zachäus) Abrahams Sohn, ein lieber christlicher Jüngling, leitete. Als dieser einige Wochen später in der Kai ertrank, sah Abraham dies als eine Strafe Gottes für sein Wegziehen von Wartburg an, und beschäftigte sich ernstlich mit Gedanken der Rückkehr. Aber ein einmal zerrissenes heiliges Band ist freilich nicht so leicht wieder geknüpft.

Im Januar 1871 kam er zum Besuch, um seinen kranken Bruder David Xamxa noch einmal zu sehen. Er war abermals sehr unruhig über seinen Weggang. Er möchte doch gern bei seiner Mutter, Kindern und Brüdern seine letzte Ruhestätte haben. Dazu ist ihm sein achtjähriges Töchterchen Marie ein täglicher Gewissenswecker. Alle Vor- und Nachmittag ruft sie ihrem Vater zu: „Vater, jetzt gehen die Kinder in Wartburg zur Schule," und Donnerstags: „Jetzt gehen die Kinder in Wartburg in die Nähschule." Und dann fügt sie hinzu: „Vater, Mutter, wann werden wir wieder nach Wartburg ziehen? Hier ist es nicht schön!" — Gebe Gott, daß die Eltern des Kindleins Stimme nicht überhören. Denn der Baum gedeiht ja doch am besten auf dem Boden, wo er erwachsen ist. —

62. David Xamxa und seine Familie,

oder:

Er glaubte mit seinem ganzen Hause.

Wie ein Patriarch unter den Bewohnern von Wartburg steht uns die Gestalt des alten langen David Xamxa vor Augen. Er ist nun schon heimgegangen und hat seinen Heiland bis zu seinem Tode, ja auch noch in und mit seinem Tode gepriesen. Seinem treuen Zeugniß hat der Herr die Frucht bescheert, daß nach und nach fast alle Glieder seiner zahlreichen Familie zum Glauben und Leben in Gott kamen. Seine Geschichte ist deshalb ein gutes Stück Wartburger Stationsgeschichte, so daß wir sie in einem Gesammt-Lebensbilde zeichnen müssen.

Von seiner Bekehrung in Itemba haben wir oben Cap. 17 berichtet. Dann ist er uns hie und da in unserer geschichtlichen Darstellung begegnet. Von seinem und der Seinigen Leben hat unser seliger Wallmann in seiner knappen körnigen Weise einmal einen bis zum Jahr 1860 fortgeführten Ueberblick gegeben. Wir glauben unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir, obschon dadurch etliche geringe Züge wiederholt werden, dieses schön gezeichnete Bild mit unseres Wallmann eigenen Worten wiedergeben:

„Als David im Kriegslager von Kingwilliamstown war, floh seine älteste Tochter zu ihm. Der Vater hatte sich an dem Kinde versündigt. Er hatte es als junges Mädchen einem Mann aus dem Tambukkilande zum Weibe gegeben, der bereits ein Weib hatte. Die zehn Stück Rindvieh, die ihm der Tambukki bot, hatten ihn geblendet, denn er wußte wohl, daß es für einen Christen Unrecht sei, die Vielweiberei zu fördern; er hatte auch Schultheiß gar nichts davon gesagt. Die junge Frau kam öfters zu ihren Eltern nach Itemba zu Besuch und das Wort Gottes, was sie da hörte, machte einen solchen Eindruck bei ihr, daß sie kurz vor dem Kriege zu ihrem Vater sagte: „Ich sehe, daß das Wort Gottes mir meine Sünden zeigt.“ Als der Krieg und im Tambukkilande die Hungersnoth ausbrach, fand sie sich bei ihren Eltern im Kriegslager ein. Da ward eines Tages ihr jüngstgeborenes Kindchen krank; eins hatte sie schon verloren und fürchtete, auch dies zu verlieren. In der Angst ihres Herzens hatte sie einen Traum, in dem sie vor ihrem Vater stand und ihn bat, er möchte um das Leben ihres Kindes zu Gott schreien. Als sie vom Schlaf erwachte, hörte sie ihren Vater wirklich für das Kind beten. Das faßte sie so, daß sie vom Tage an in sich ging und an die Rettung ihrer Seele, wie an die Bekehrung zu dem lebendigen Gott

dachte. David freute sich schon, da traf ihn ein sehr schwerer Schlag. Die schönen Ochsen nämlich, welche er für seine Tochter zum Heirathsgut bekommen hatte, waren mit seinem andern Vieh auf Itemba zurückgeblieben; die Weide an der Kobussi war sehr gut und die Feinde hatten ein ganzes Jahr lang das Vieh verschont. Da brach die Lungenseuche aus. David und andere Itembaner gaben ihr Vieh zur Pflege an ihre heidnischen Freunde, obwohl sie von den Engländern gewarnt wurden, es lieber zu sich zu nehmen, da es bei den Freunden nicht sicher sei. Diese letzteren wurden von englischen Truppen überfallen und alles Vieh ging verloren. Es war nicht möglich, es wieder zu erhalten und nun waren David und die übrigen Gemeindeglieder von Itemba ganz arme Leute. Hätte David mit nüchternen Augen auf die Hand gesehen, die ihn schlug, so hätte er gewußt, warum ihm seine Ochsen genommen seien und hätte sich still der Hand seines Gottes gefügt. Das that er aber nicht; die schönen Ochsen lagen ihm gar zu sehr am alten Kafferherzen und rissen ihn in schändlichen Geiz hinein, wodurch ihm die Freude über die Bekehrung seiner Erstgebornen bitter vergällt wurde.

Als im Frühjahr 1853 Friede wurde, zog er nämlich mit seiner Familie einstweilen nach unserer Station Bethel, weil Itemba noch nicht wieder aufgenommen werden konnte. Bald fand sich hier Kolobeni, sein Schwiegersohn, ein und verlangte sein Weib zurück. Der Alte durfte es ihm nicht vorenthalten, aber er forderte von neuem zehn Ochsen und da die der Mann nicht geben wollte, so mußte er ohne Frau wieder abziehen. Es ist entsetzlich, was der Geiz die Augen blendet. Der alte Bursche konnte nicht eher wieder zurechtgebracht werden, als bis der Missionar auf Bethel ihm mit der Ausschließung vom Abendmahl drohete. Das half denn aber auch. Wenn die Seelen sich nur noch durch den Geist Gottes strafen lassen, so wird aus solcher Verkehrung das Ende besser, als es zuvor war. Kolobeni bekam sein Weib zurück; aber es dauerte nicht lange, so brachte er es seinem Schwiegervater wieder und sagte: „Hier bringe ich dir deine Tochter. Sie ist ein Mensch Gottes geworden, will nicht mehr unsere Sitten mitmachen, sondern straft uns derselben wegen; ich will nicht wider Gott streiten, darum bring ich hier dein Kind zurück.“ Und damit war es gut.

Manchmal liegt die Sünde eines einzigen Mannes wie ein Bann auf dem ganzen Hause. Wird reine Bahn gemacht, so ergießt sich die Gerechtigkeit wie ein Strom. Kaum war der alte David mit seinen zehn Ochsen in Ordnung und los von dem Strick, so folgte seiner ältesten Tochter sein ältester Sohn. Der hieß Aga und war ein Taugenichts gewesen, der Schultheiß auf Itemba genug Herzeleid bereitet hatte. Er hatte wohl dann und

wann einmal eine gute Anregung gespürt, aber die war bald wieder verschwunden und in den letzten wilden Kriegsjahren war er vollends ganz abgekommen. Da bricht er in einer Rauferei das Schlüsselbein seines linken Armes und kommt auf ein langwieriges Lager zu liegen, wo er Zeit bekommt über seine Sünden, wie über seinen Heiland nachzudenken. Das bekam ihn sehr gut; er bekehrte sich, und Epiphanias 1854 wurde er getauft. Kropf, der Missionar auf Bethel, gab ihm das Zeugniß: „Julius (sein Taufname) ist einer der fleißigsten, geschicktesten und brauchbarsten Kaffern; er ist willig zu jeder Arbeit und allezeit bei der Hand, wo es etwas zu lernen giebt; er liest fleißig in Gottes Wort, und sein Wandel legt Zeugniß ab, daß er nicht bloß ein Hörer, sondern auch ein Thäter des Wortes ist." Seiner Mutter Kyena ging die Umkehr ihrer beiden ältesten Kinder sehr im Kopf herum, namentlich des Julius. Sie hatte zwar kurz zuvor eine Ungerechtigkeit von den Weißen erfahren, die sie sehr in Harnisch gebracht hatte. Ueber Bethel auf dem Hügel hatten nämlich die Engländer eine kleine Festung angelegt und die Soldaten der Besatzung stahlen oft Geräthschaften und verkauften sie an die Kaffern. So hatte Kyena eines Tages auch einen Spaten von einem Soldaten gekauft und grub damit in ihrem Garten, als eine englische Patrouille vorbeikam, den Spaten als Eigenthum der Garnison erkannte und die Frau gebunden in die Festung führte und ins Gefängniß warf. Sie kam zwar auf Fürsprache des Missionars am andern Tage wieder frei, aber ihr Spaten war verloren. Das konnte aber nicht den Eindruck verwischen, welchen die Religion der Weißen in ihren Kindern auf ihr Herz gemacht hatte. Sie schlug ernstlich in sich und trat mit ihren beiden ältesten Töchtern in das Katechumenat. Das Jahr 1854 verging nicht, so konnte sie mit der jüngeren Tochter, Nonstapo, zu Weihnachten getauft werden. Die Mutter wurde „Anna" und die Tochter „Sara" genannt.

Der alte David war in seiner Armuth seelenvergnügt, als er sein Haus in dem Herrn so reich werden sah. Sein Herzblatt habe ich aber noch gar nicht genannt. Das war Paulus, ein feines Bürschchen und lieber frommer Junge. „Der müßte ein Schulmeister werden," hatte Missionar Rein immer gemeint; der hatte ihn schon auf Itemba gekannt und fand ihn nach dem Kriege in Bethel wieder. Und so kam es auch. Er schlug dem alten David vor, er solle den Jungen nach Gnadenthal auf die Schule geben, da könne er ordentlich was lernen und dann in sein Vaterland zurückkommen und Lehrer werden. Der Alte war damit zufrieden und seine Anna auch und so wurde der Junge auf die Schule gesandt.

Wo steckte aber Abraham und Josef und Vater Nyolasch

und die alte Zauberhexe? — Sind alle noch da; wir werden gleich von ihnen hören.

Einen Wunsch hatte David. Er wäre gern wieder in Itemba an den fetten Ufern der Kobussi gewesen. Das war Rein schon recht; er hätte auch gern die Stätte wiedergebaut, die seit dem Kriege wüst lag. Schon im Jahre 1854 machte er dazu die Anstalten. Da fanden sich denn auch die alten Bekannten wieder. Abraham wohnte noch auf dem Kraale seines Schwagers Sam. Dann und wann kam er nach Bethel, welches nicht weit davon entfernt war. Der halbblinde Mann hatte sich mitten in der heidnischen Finsterniß die Jahre über wacker gehalten. Er stand unter den Bewohnern des Kraals in solchem Ansehen, daß sie des Sonntags nicht arbeiteten, wenn sie wußten, daß er zu Hause sei; sie suchten ihn dann auf, um Gottes Wort von ihm zu hören. Der war herzensgern bereit, mit nach Itemba zu ziehen. Der alte NJolasch meldete sich auch; er bettelte erst um eine wollene Decke, die er bekam; dann bat er Rein, er möchte ihm doch seinen Wagen schicken, damit er mit seiner großen Frau, der Mutter der Anna, die wegen der Gicht nicht mehr gehen könne, wieder an seine liebe Kobussi und zu seinen Kindern käme; er erhielt auch den Wagen und ließ sich einstweilen auf Sam's Kraal nieder. Josef aber kam nicht wieder; der war in der Welt verkommen.

Aus dem Wiederaufbau Itemba's wurde nichts. Statt dessen baute Rein eine andere schon seit neun Jahren wüst liegende Stätte wieder, Emmaus, auch in der Nähe Bethels und nannte den Platz Wartburg. Es war im Frühjahr 1855 und David allein bei Rein. Es dauerte aber nicht lange, so war auch Abraham mit seiner zahlreichen Familie da. Er sagte, er sei jetzt, wie im Himmel, da er nun täglich wieder Gottes Wort haben könne. Der lautere Ernst des Mannes und die für einen Kaffer große Erkenntniß der Wahrheit, die er besaß, war für Wartburg ein wahrer Gewinn, wenn er auch, da er halbblind war, für die äußere Anlage des Platzes nicht viel thun konnte. Sein junger strebsamer Neffe Julius war in der letzteren Beziehung desto thätiger. Es war eine Lust, mit anzusehen, wie er sich neben Rein's Hause ein nettes Häuschen nach europäischem Styl mit drei Stuben baute, nur schade, daß sich kein christliches Kaffermädchen finden wollte, das er als Hausfrau hinein setzen konnte. Mutter Anna und Schwester Sara hatten ihm zwar beim Bau redlich geholfen, aber zu einer gläubigen Frau konnten sie ihm nicht verhelfen, weil außer ihnen auf dem Platze und seiner nächsten Umgebung keine zu finden war. Schultheiß hatte sich schon früher darüber gewundert, wie gerade bei ihm auf Itemba die Frauen für das Evangelium so unzugänglich seien, während auf allen andern Kaffer-

Stationen gerade das Gegentheil stattfand. Es sollte das aber auch anders werden.

Abrahams unglückliche Frau war schon seit geraumer Zeit gestorben, und er hatte eine junge Frau, Namens Nolanti, geheirathet. Sie war eine Heidin; eine Christin war ja für ihn mitten unter Heiden nicht zu bekommen gewesen. So ernstes Zeugniß indessen Abraham seinem jungen Weibe gegenüber auch ablegte, so machte sie doch keine Miene, sich zu bekehren, und als solche brachte er sie mit nach Wartburg. Sie waren kaum angezogen, so erzählte Rein eines Tages die Geschichte von Lot's Weibe. Nolanti erschrak und kam zum Missionar, um demselben ihr Leid zu klagen; so würde es ihr auch gehen, meinte sie, da sie ihrem Manne, der schon längst aus Sodom ausgegangen sei, nicht gefolgt wäre. Rein freute sich schon, da sie sonst ein redliches, aufrichtiges und lenksames Weib zu sein schien; allein es vergingen noch vier Jahre nach dieser Erweckung, ehe er sie taufen konnte; sie war gar zu schwach in der Erkenntniß und faßte herzlich wenig von der heilsamen Lehre, welche ihr gepredigt wurde. Viel besser ging es mit David's ältester Tochter. Obwohl sie früher erweckt war, als die übrigen bekehrten Glieder der Familie des Alten, hatte sie doch auf Bethel noch nicht getauft werden können. Unsere Missionare im Kafferlande nehmen es mit der Erkenntniß der Heilslehre, die sie von ihren Katechumenen fordern, genau und ernst. Da das junge Weib früh aus dem Hause ihres Vaters gekommen war, hatte sie den Unterricht in Kirche und Schule nicht haben können, welchen die übrigen Glieder der Familie empfangen hatten. Als bei diesen die Gnade erst ihre Macht äußern konnte, ging auch alsbald der Same der heilsamen Lehre, welche sie empfangen hatten, reichlich auf und es bedurfte bei ihnen keines längeren Unterrichts, der bei dem jungen Weibe zur rechten Vorbereitung zur Taufe für nöthig erachtet wurde. Und so zog sich ihr Katechumenat noch bis in die Pfingstzeit des Jahres 1856 hin. Da wurde sie denn aber auch am Pfinsttage in den Tod des Herrn getauft, nachdem sie vor vielen Kaffern ein freudiges Bekenntniß ihres Glaubens abgelegt hatte. Unter den Heiden, die ihrer Taufe beiwohnten, war auch ihr früherer Mann Kolobeni, der in der Woche vor Pfingsten erschienen war, um seine Kinder, die noch bei der Mutter waren, zurückzufordern. Er ließ sich wenigstens bewegen, die Kleinen noch bis auf Weiteres bei der Mutter zu lassen, die den Namen Maria bekommen hatte.

Der alte lange David war herzlich froh. Seine alte Anna, seine Kinder Maria, Julius, Sara und Paulus — alle Christen; es war ja das eine große Barmherzigkeit Gottes. Er hatte Gutes empfangen, so mußte er das Böse auch hinnehmen. Bald

nach der Taufe der Maria traf die Nachricht ein, sein Paulus in Gnadenthal sei am Blutsturz gestorben. Er war selig heimgegangen der gute Junge, es war aber doch ein herber Schlag für den alten Mann. Drei Tage lang ließ er sich nicht sehen; endlich kam er zu Rein und sagte ihm, es sei ihm sehr schwer gewesen in den ersten Tagen, er habe nichts sagen können, nun aber sage er dies: „er habe noch einen Sohn und wenn sie auch den nach Gnadenthal hinhaben wollten, so wollte er und sein Weib ihn in Gottes Namen wieder ziehen lassen." Der lebende Junge war zwar noch eine wilde Rebe, aber es hatten sich in der letzten Zeit schon einige Spuren von Buße bei ihm gezeigt, so daß David Hoffnung hatte, bald sein ganzes Haus ein Eigenthum des Herrn nennen zu können. Und das ist keine Kleinigkeit.

Nun sollte die Reihe auch an seinen Bruder Abraham kommen. Der hatte einen Jungen, Namens Schmidt; er war schon 18 Jahr alt und seinen wunderlichen Namen trug er unserm Missionar Johann Schmidt zu Ehren, der in den ersten Jahren mit Schultheiß zusammen auf Itemba gearbeitet hatte. Sein Vater hatte Schmidt sehr lieb gehabt und seinen kleinen Jungen nach dem weißen Manne benannt. Es war ein stiller Jüngling, sehr fleißig und bei Jedermann beliebt. Seine älteste Schwester hieß Nonkabi und war ein Mädchen von 15 Jahren; sie war das gerade Gegentheil von ihrem Bruder, ungehorsam und widerspenstig gegen ihre Eltern und Jedermann. Die beiden sind am Trinitatis-Tage 1857 in der Kirche und hören Rein über die Nothwendigkeit der Wiedergeburt predigen. Gleich darauf kommen sie zu ihm und erklären, sie sähen ein, daß sie neu geboren werden müßten, wenn sie wollten selig werden, der Lehrer solle ihnen sagen, was sie zu thun hätten. Das war von beiden keine Redensart. Nonkabi zeigte bald durch Folgsamkeit und Fleiß und ernstes Aufmerken in der Predigt, daß es bei ihr angefangen hatte, neu zu werden und Schmidt wurde stiller und eingekehrter, denn früher.

So traten sie mit Nolanti, ihrer Stiefmutter, in das Katechumenat. Es war damals die unglückliche Zeit, in welcher die Kaffern, von ihrem Propheten Umhlakasa betrogen, alle ihre Ochsen schlachteten und ihre Gärten unbebaut ließen, weil sie auf die Auferstehung ihrer großen Capitäne rechneten, die die Engländer aus dem Lande treiben sollten. Die Hungersnoth war groß geworden im Lande und überall waren Wege und Stege mit Auswanderern bedeckt, welche Brod suchten. Die Wartburger waren zwar arme Leute, aber sie hatten diese Tollheiten nicht mitgemacht und hatten ihr nothdürftiges Auskommen. Da kommt Abraham eines Tages zu Rein mit freudestrahlendem Gesicht und spricht:

„Maneli (d. h. mein Herr), Umhjlakasa hat so eben verirrte Schafe in unseren Kraal getrieben; die Mutter und zwei Brüder meiner Frau so wie ihr Onkel sind mit Frau und Kindern bei uns angekommen und wollen bei uns wohnen." Sie wurden aufgenommen und obgleich bald darauf mehrere dieser Leute durch ihren Capitän genöthigt wurden, Wartburg zu verlassen, so blieben doch etliche, welche auch erweckt wurden: aber noch ehe sie getauft werden konnten, die Station verließen, um anderwärts ihr Unterkommen zu suchen. In dieser Zeit war es, wo auch der alte NJolasch nach Wartburg kam. Er hatte die Kobussi so lieb gehabt, daß er damals mit Abraham nicht nach Wartburg gezogen, sondern bei Sam geblieben war. Sam hatte aber weder gesäet noch seine Ochsen geschont und so war der Hunger endlich so groß geworden, daß der Alte seinen Kindern auf der Wartburg sagen ließ, sie möchten ihn holen, er wolle bei ihnen sterben. David holte ihn denn auch wirklich mit dem Ochsenwagen. Da er nicht mehr in die Kirche gehen konnte, so brachte ihm Rein das Wort ins Haus und machte ihn auf sein nahes Ende aufmerksam, es sei die höchste Zeit. Seine Kinder ließen es auch an Ermahnungen nicht fehlen. Aber der Alte zeigte gar keine Empfänglichkeit; wie immer, wußte er das Gespräch mit großer Geschicklichkeit von dem Geistlichen aufs Irdische zu lenken. Fast vier Wochen lang verließ ihn Rein bei jedem Besuche ohne alle Hoffnung. Da war es wieder eines Mittags, daß er ihn besuchte und auffallend weich und empfänglich fand; der Alte fragte wiederholt nach dem Namen Jesus und wie er zu beten habe. Er erhielt seinen Bescheid. Abends ist Rein gerade beim Abendsegen, als David eintritt und meldet, NJolasch liege in den letzten Zügen. Rein sagte zu ihm, er solle heimgehen, dem Sterbenden zurufen: Jesus nimmt die Sünder an, und mit den Seinigen für ihn beten, er — Rein — wolle es jetzt mit den Seinigen auch thun. Als er nachher zu David kam, war der alte Vater heimgegangen.

So wurde in diesen Familien dem Teufel ein Brand nach dem andern aus dem Feuer gerissen; es konnte ja nicht fehlen, daß der Feind diese Macht des Lebens zu brechen suchte, die ihm solchen Abbruch that. Er brauchte seine alten Künste. Zuerst suchte er den Samen der Zwietracht unter Abraham und David zu streuen und Abraham ging schon auf sehr bedenklichen Wegen; es gelang aber in der Beichte, ihn mit seinem Bruder auszusöhnen. Auch der Geiz focht ihn an und er melkte lieber des Morgens seine Kuh, deren Milch er nach dem benachbarten Greytown zum Verkauf an die Engländer trug, als daß er die Morgenandacht besuchte; er kam aber auch davon zurück. Mit David ging es ähnlich. Der gerieth gar mit seiner Anna in Hader um der Kin-

der willen. Die guten alten Seelen kamen aber wieder zu Recht. Das alte Mütterchen konnte sogar des Nachts nicht schlafen und weckte ihren David mit Seufzern, daß der Alte mit ihr beten mußte. Das Schmerzlichste war aber, was der armen Nolanti, dem Weibe Abrahams, widerfuhr. Sie war in ihrem Katechumenate nun so weit gekommen, daß sie nächsten Sonntag mit noch einer Kafferfrau getauft werden sollte. Es war im August 1858. Da fand man unter der Brücke der Wasserleitung auf der Station einen todten Hahn. Nach den Spuren zu urtheilen, mußte der Dieb ein Knabe gewesen sein und die versammelten Männer sprachen den Verdacht aus, Abrahams neunjähriger Junge sei der Thäter. Der Junge leugnete und seiner Mutter war das so ehrenrührig, daß sie in lautes Schelten ausbrach und tobend auf der Station umherlief. Alle, die das hörten und namentlich auch ihr Mann, erklärten, daß solch ein Betragen schon überhaupt für eine Kafferfrau sich nicht gezieme, die sich in die Händel der Männer nicht zu mischen habe und für eine Frau, die nächsten Sonntag sich wolle taufen lassen, passe es vollends nicht. Rein mußte dem beistimmen, und es wurde beschlossen, sie nächsten Sonntag nicht zur Taufe zu lassen. Nolanti bat flehentlich, aber der Beschluß wurde festgehalten und sie mußte sogar am nächsten Sonntage bei der Taufe der andern Frau hinten in der Kirche unter den Heiden sitzen. Sie ertrug die Demüthigung sehr gut und wurde wenige Tage darauf wieder unter die Katechumenen aufgenommen.

So wurde die List des Feindes zu Schanden gemacht. Und nun sollte er noch eine Hauptniederlage erfahren. Wo ist denn die alte Hexe, die Tänzerin, die Mutter des David und Abraham geblieben? Sie lebte als eine vom Alter gebeugte, mehr als neunzigjährige Frau bei ihrem Sohn David schon in Bethel und war auch mit nach Wartburg gezogen. Von Bekehrung war die ganze Zeit über nichts an ihr zu sehen gewesen. Da wurde sie um diese Zeit ernstlich krank und es schien, als ob ihr Ende nahe sei. Sie wachte aus ihrer Stumpfheit auf und klagte: „Meine Kinder und Kindeskinder sind längst in Christi Kraal eingegangen und ich widerspenstige alte Kuh habe nicht gewollt; er wird mich altes häßliches Wesen nun nicht mehr annehmen!" Sie sprach Rein oft auf ihrem Krankenlager ihre Reue, namentlich über ihre Zaubertänze aus, und wenn ihr Trost zugesprochen und sie zu Jesu gewiesen wurde, sagte sie kopfschüttelnd: „Was hat er an mir altem häßlichen Weibe? Er wird mich nicht wollen." Das hinderte nicht, ihr auf dem Krankenbette einen kurzen faßlichen Unterricht über das ewige Heil zu geben. Das fand Eingang bei ihr und Rein dachte schon daran, sie auf ihrem La-

ger zu taufen, als sich die Alte um Neujahr des vorigen Jahres gegen Aller Erwarten wieder aufraffte und umhergehen konnte. Und so kam das Heidenfest 1859 und wurde ein großer Fest- und Siegestag für Davids und Abrahams Haus. Da standen in der Wartburger Kirche die alte Großmutter und Nolanti und Schmidt und Nonkabi, Abrahams Weib und Kinder und bekannten Christum ihren Heiland und wurden in den Tod zum ewigen Leben getauft.

Und diese alle versammelt sind zu uns gekommen! Gelobt sei Gott und helfe durch solche Rücksicht zur rechtschaffenen Einsicht und weiteren Aussicht!"

So weit die Worte unseres Wallmann.

Die weitgeöffneten Segensschleusen von David's Familie hörten mit dem Jahre 1860 nicht auf zu fließen.

Am 30. September dieses Jahres wurden wieder drei nahe Verwandte von David getauft; zwei in der Kirche, eine in ihrem Hause. Letztere war die Frau des alten NJolasch, Schwiegermutter von David und Abraham. Dieselbe war vor vier Jahren durch ihren Enkel Julius Xamxa vergeblich ermahnt worden, mit ihrem Manne nach Wartburg zu ziehen, um die ihr noch übrig gebliebenen wenigen Kühe zu retten. Sie war eine so verstockte Heidin und blinde Anhängerin des Propheten Umhjlakasa (s. Cap. 42), daß sie ganz sicher auf die Verjüngung ihres erstorbenen Leibes rechnete, und in dieser Hoffnung selbst ihre Kinder antrieb, das letzte Vieh zu schlachten, obschon der Hunger bereits weit und breit seine Opfer forderte. Erst nachdem Umhjlakasa's Weissagungen unwiderleglich als Lügen offenbar geworden waren, ließ sie sich durch die bitterste Noth dazu bestimmen, nach Wartburg zu ziehen. Hier hat ihre Tochter Anna, David's Frau, redlich ihre Kindespflicht an ihr erfüllt, bis sie so weit war, daß sie sich als eine Sünderin erkannte, und keinen lieberen Namen als den des Herrn Jesu wußte. Sie war ja freilich alt und schwach am Geiste, so daß auch ihre Erkenntniß von göttlichen Dingen nur ganz dürftig blieb. Aber sie bekundete ihr Verlangen nach der heiligen Taufe mit solchem Ernst, daß Rein ihr das Wasser des heiligen Sakraments zu wehren sich nicht ermächtigt glaubte. Da sie, an beiden Füßen lahm, nicht zum Gotteshause kommen konnte, begab sich die ganze Gemeinde zu ihrer Hütte, und dort empfing sie im heiligen Sakrament den neuen Namen Hanna. —

An demselben Tage mit ihr wurde ihr Enkel Fufu getauft,

Sohn von ihrer Tochter Nolokwe, welche, früher eine harte Heidin, durch Rein's Ermahnungen jetzt zu einer der eifrigsten Kirchgängerinnen geworden war. Er war von Hause aus träge und schlaff, und konnte es zuerst gar nicht verstehen, warum ihn der Missionar immer so hart anrede und schelte. Darnach verstand er es und arbeitete nach Kräften daran, seinen alten Adam zu ersäufen. In der heiligen Taufe empfing er den Namen Moses.

Das dritte Familienglied, das am gleichen Tage Gnade fand, war David Xamxa's einzige Schwester, Frau des durch seinen Reichthum einst so berühmten Kaffern Sam an der Kobussi. Letzterer hatte sie, nachdem er durch Umhjlakasa's Betrug all seinen Reichthum verloren hatte, sammt ihrem Sohn nach Wartburg gebracht, damit sie hier ihr leibliches Leben friste. Der Herr hat ihr ein geistliches Leben dazu geschenkt. Dem Unterricht, der vor zwei Jahren ihrer alten Mutter ertheilt wurde, hörte sie ganz still und geheim, aber mit großer Aufmerksamkeit zu. Bald nach der Taufe der Mutter begehrte auch sie unterrichtet zu werden. Nun aber kam ihr Mann, der sich so lange nicht um sie bekümmert hatte, und that Einspruch. Er habe sie nicht darum nach Wartburg gebracht, daß sie sich bekehre, sondern daß sie nicht verhungere. Sie blieb fest, und er, als er sah, daß er nichts ausrichtete, begnügte sich damit, ihr die Kuh und das Kalb, das er ihr mitgegeben hatte, fortzunehmen. Sie gab es gern hin, — es starb dem geizigen Mann bald darauf an der Lungenseuche.

Noch war die Gemeinde zur Taufe der genannten Drei versammelt, als sich schon wieder andere Glieder von David's Familie zum Unterricht meldeten. Es war Fufu's Frau und Abraham Qobongo's Schwager Jiko mit seiner Frau Nofila.

Auch Jiko war durch Umhjlakasa's Viehschlachten verarmt nach Wartburg gekommen. Hunger und Kummer öffneten ihm sein Herz, und das plötzliche Sterben von drei Kindern das seiner Frau. Bis dahin hatte sie von Bruder Rein's Predigten nichts verstanden; seit sie nun anfing zu beten, verstand sie. Ja sie konnte am 19. post trinitatis die Worte des Sonntags-Evangelii: „Sei getrost, dir sind deine Sünden vergeben", als auch auf sich bezüglich annehmen. Sie glaubte, der Heiland sei auch für sie in den Tod gegangen. Nun redeten beide Eheleute oft unter Freudenthränen von der großen Liebe und Erbarmung des Sünderheilandes.

Etliche Wochen darauf erkrankte Jiko an der Lungenentzündung und hatte mit offenen Augen zwei merkwürdige Gesichte. Er erzählte Folgendes:

„Ich sah, daß ein helles Zelt aus dem Himmel herniederkam in mein Haus. Da angekommen, wurde es in ein Kaffer-

haus verwandelt, nur daß es sehr schön, rein und hell war. Ich befand mich selbst in diesem Hause, und sah, daß Leute, welche christlichen und in europäischen Anzug gekleideten Kaffern ähnlich sahen, hereinkamen und sich um mich herumsetzten. Einer hatte sich neben mich gelegt. Ich dachte, er sei vielleicht ein Dieb und fragte ihn: „Wo kommst du her? Du bist doch nicht ein Dieb? Oder bist du ein Mensch Gottes?" Ich dachte jetzt daran, myn Heer (Missionar Rein) und Julius (Xamxa, seinen Vetter), zu rufen, um den Mann zu sehen. Da antwortete er: „Warum willst du mich zu einem Diebe machen? Ich bin gekommen, weil du krank bist und will dich gesund machen." Da schämte ich mich des Wortes, das ich geredet hatte. Und er verschwand. Ich bemerkte, daß auch meine Begleiter nicht mehr da waren, und ich befand mich wieder in meiner Hütte. Während ich noch darüber nachdachte, was doch das gewesen sein mag, sehe ich ein großes, der Missionarwohnung ähnliches Haus aus dem Himmel herabkommen. Ich öffnete die Thür und ging hinein. Da sah ich in demselben einen weißen, den Lehrern ähnlichen Mann. Derselbe hatte eine Kugel von Erde und bearbeitete sie mit seinen Händen, und ich sah, daß ein Mädchen daraus ward. Diese hatte ein Kleid an wie das, welches meine Nongqanthe (das war seine vor etlichen Monaten gestorbene Tochter) von der Frau des Lehrers erhalten hatte. Darauf sagte jener Mann zu dem Mädchen: „Gehe hin zu deinem Vater." Und sie kam zu mir. Und obwohl ihr Gesicht mit einem Tuche verhüllt war, erkannte ich doch an ihrer Gestalt, daß es Nongqanthe war. Da dachte ich: dieses schöne Haus ist die Heimath, von der die Lehrer sagen, Gott habe sie für uns im Himmel bereitet, und dahin ist auch deine Nongqanthe gegangen. Da glaubte ich und zweifelte nicht mehr." —

Träume und Erscheinungen sind bei den Schwarzen Süd-Africa's etwas sehr Gewöhnliches und haben nicht viel zu bedeuten. So geschah es auch mit Jiko und Nofila. Anstatt durch das empfangene Gesicht ernster zu werden, wurden sie vielmehr lauer, und eine nichtige Nahrungssorge war ihnen genügend, von der Station zu verziehen. Sie hielten sich in Knappshope zwar brav und ordentlich, aber mit ihrem Christenthum kam es nicht vorwärts. Auch im Aeußerlichen fanden sie in der Fremde nicht, was sie gesucht hatten, und schließlich blieb ihnen nichts Anderes übrig, als nach Wartburg völlig verarmt zurückzukehren. — Sie setzten sich vor Schwager Qobongo's Thür; aber dieser wollte nichts von ihnen wissen, ging kalt an ihnen vorüber und that, als kennete er sie nicht. — Nach etlichen Stunden, ehe die Sonne untergegangen war, besann er sich eines Besseren, reichte ihnen die Hand und nahm sie in sein Haus auf. Jetzt erbaten sie auch wieder und erhielten Wiederaufnahme in den Taufunterricht.

Wie der alte David Xamxa im Jahr 1861 sammt seinem Enkel Julius lau wurde, haben wir bereits oben berichtet. Damals gab es trübe Zeit in seiner Familie. Julius sank bis in die Tiefen des Ehebruchs zurück und mußte ausgeschlossen werden, Johann Schmidt wurde ganz wie verkehrt und wurde ebenfalls ausgeschlossen, und die alte Schwiegermutter fiel geradezu ins Heidenthum zurück und redete wieder von Umhjlakasa, ihrem Propheten. David war tief genug gewurzelt, um aus seinen Verirrungen wieder aufzustehen, und namentlich der neue Kirchenbau gab seinen Gedanken wieder festen Halt. Er konnte als Kaffer nicht verstehen, wie solcher Bau Jahre in Anspruch nehmen könne, und fragte oft ungeduldig: „Wie gehts weiter mit dem Kirchbau? Wir haben die Ziegel gegeben, wo bleibt der Maurer?" — Als aber dann das stattliche Kirchlein aufgerichtet dastand, von außen und innen schön geschmückt, da wurde ihm dasselbe der liebste Aufenthalt. Er fehlte nie bei den Gottesdiensten, und ob schon er aus Leibesschwachheit meistens etwas schläfrig da saß, auch wohl wirklich mit dem Schlaf zu kämpfen hatte, so holte er sich doch immer wieder seinen neuen Segen zu neuer Treue.

Wie er den Herausgeber zu Bunge begleitet, und dann bei der Kirchweihe von Eluxolweni gezeugt hat, das haben wir oben berichtet. Bei meiner Abreise aus Kafferland begleiteten mich eine Anzahl gläubiger Kaffern zu Pferde bis zum Thomasfluß; unterwegs erlegte David eine giftige Schlange dicht vor meinen Füßen; der alte Mann kam bis nach Silo mit, wo es einen bewegten Abschied gab.

In den Jahren des Wanderfiebers blieb er fest und treu. Er wollte da sterben, wo er mit dem Brod des Lebens gespeist worden war. Und seine Stunde war näher, als wir alle glaubten. Seine Leibeskräfte sanken im Jahr 1868 plötzlich in dem Maße, daß er schon damals seinen Tod erwartete. Er bekannte aber fröhlichen Herzens: „Ich fürchte den Tod nicht, er ist gerichtet durch Jesu Tod! Mein Herz hangt an nichts Irdischem mehr!" Damals ging der Todesengel noch einmal an ihm vorüber. Aber schwächlich und ganz gebrechlich blieb sein Leib von da ab. Sein Herz stand richtig zum Herrn. Seinem Bruder Abraham, der im Groll von ihm geschieden und nach St. Marks gezogen war, reichte er von Herzen die Hand zur Versöhnung, und lud ihn deß zum Zeichen zur Hochzeit ein, die er seinem Sohn Petrus ausrichtete. Am 14. November 1870 konnte er noch einmal das heilige Abendmahl mit der Gemeinde in seinem lieben Gotteshause empfangen. Seitdem trugen ihn seine Füße nicht mehr. Höchstens konnte er an einem sonnigen Tage bis vor seine Thür gehen und wieder zurück auf sein Lager. Am heiligen Christfest

aber konnte er seinem Verlangen nach dem Gottesdienst nicht widerstehen. Seine Kinder mußten ihn auf einem kleinen Handwagen nach der Kirche fahren. Und siehe, da richtet er sich auf und geht ohne Hülfe bis an seinen Platz. Darüber hat der alte Mann seine Freudenthränen geweint, und eine tiefe Bewegung ging durch die ganze Gemeinde.

Im Februar 1871 mußte er das heilige Abendmahl in seinem Hause erbitten; er konnte nicht mehr zur Kirche kommen. Damit rüstete er sich auf seinen Heimgang. Als das Bevorstehen dieses schmerzlichen Verlustes bekannt wurde, da kamen von nahe und fern alle seine Freunde, Christen und Heiden, um den scheidenden Greis noch einmal zu grüßen. Er ermahnte sie alle einzeln, die Christen zum Festhalten, die Heiden zur Bekehrung. Heiße Thränen flossen. David aber sprach als einer, der vor den Thoren der Ewigkeit steht, und deren Schauer fühlt.

Am 28. März empfing er abermals das heilige Abendmahl, sein letztes auf Erden. Seine geduldige liebe Frau, Anna, hatte dazu die Hütte gereinigt, und alles Geräthe herausgeschafft, so daß fast die ganze Gemeinde in derselben Platz fand. David versuchte mit zitternder Stimme noch einzustimmen in den Gesang, dann bekannte er mit Herzensinnigkeit seine Sünden und erflehte und erhielt Vergebung. Es war ein unvergeßlicher Nachmittag für Alle, die an der Feier Theil nehmen durften.

David hatte noch mehr als eine Woche übrig für diese Zeit, und eine große Zahl von Heiden hat in diesen Tagen noch ernste Mahnung aus seinem Munde empfangen. Für sich selbst hatte er abgeschlossen: „Nach Speis und Trank verlange ich nicht, sprach er, nur der Tod ist mir süß wie Honigseim." So gänzlich hatte sein Glaube jegliche Todesfurcht und Todesschrecken in ihm überwunden.

Am 2. April hatte er noch die Freude, die Einsegnung seines jüngsten Sohnes Daniel und seiner Enkelin Rahel zu erleben, für deren christliche Erziehung er vor zehn Jahren mehrere Stücke Vieh an ihren Vater bezahlt hatte.

Je näher sein Ende kam, desto frischer und klarer wurde sein Geist, und sichtlich war Christus seiner Seele Leben, zu welchem hinzugehen, er sich inniglich sehnte. Seine Schmerzen ertrug er bis an sein Ende mit großer Geduld, kein Wort der Klage kam aus seinem Munde. Für jeden Liebesdienst und leibliche Erquickung war er herzlich dankbar. Der Schwester Rein, die ihm öfters Erfrischungen brachte, sagte er einmal, dafür wolle er im Himmel ihr Diener sein. Dabei nahm er an allem, was um ihn geschah, lebendigen frischen Antheil, gedachte noch freudig des Besuches des Herausgebers, erkundigte sich nach dem Ergehen von Rein's Kindern in Deutschland, fragte nach dem Kommen

von Bruder Johl's Braut, und hatte für jeden ein liebreiches Wort. —

Unter dem 8. April 1871 schreibt Bruder Rein in seinem Tagebuch:

„Ich war eben aufgestanden (6 Uhr), als Julius Xamxa mir den jetzt erfolgten Heimgang seines Vaters meldete. Die Nachricht überraschte mich so sehr, als die ganze Familie Xamxa's. Ich sah ihn noch vorgestern, da sprach er noch ganz kräftig, wenn auch mit Unterbrechungen, und seine Körper-Bewegungen waren noch ziemlich kräftig, obwohl er nichts mehr von unserem Tische, von welchem er überhaupt in den letzten Wochen ausschließlich gelebt hatte, genießen wollte. Auch gestern sprach er von seinem festen Vertrauen auf die Gnade Gottes in Jesu und wie er nur warte, von hinnen genommen zu werden. Ich fand seinen Leib, als ich kam, noch warm, Augen und Mund schön geschlossen, aber die Seele war schon ausgeflogen zum Herrn. Auf meine Frage, ob Julius ihm vielleicht die Augen geschlossen habe, hörte ich, daß es nicht habe geschehen brauchen, denn also sei er ohne Kampf eingeschlafen. Kurz vorher habe er noch zu seiner Frau gesagt, sie müsse ihm sein linkes, durch die Krankheit zusammengezogenes, Bein ausstrecken. Als diese das Bein etwas hinüber gebogen, habe er gesagt: „Nun ruft mich mein Vater und ich gehe. Gute Nacht!" Darauf noch ein schwacher Seufzer und er hatte vollendet. Wir knieten nun nieder und dankten mit tief bewegtem Herzen (die ganze Familie war die Nacht über um ihn gewesen), daß er seinen treuen Knecht seliglich im Glauben vollendet habe und baten Ihn, daß er auch uns einst ein so seliges Ende bescheren möge. Merkwürdig, es war kein Klagen noch Weinen unter den Seinigen, weder jetzt bei seinem Verscheiden, noch am Abend bei seinem Begräbniß, obwohl es mir selbst sehr schwer wurde, bei meiner Grabrede meine Bewegung zu bekämpfen. Aber er hatte ihnen, als er mal ihre Thränen sah, zugerufen: „Haltet mich nicht auf durch eure Thränen, mein Haus ist kein Haus des Weinens, sondern des Betens." Ein andermal hatte er gesagt: „Ihr müsset nicht über mich weinen, weinet vielmehr über euch selbst. Wenn auch mein Leib Schmerzen empfindet, so ist doch meine Seele gesund. Sie ist wie eine Spinne, die ihr Haus (Gewebe) wohl auf dem Erdboden hat, doch in ihrem Hause über der Erde sitzt. So berührt auch mich die Erde nicht mehr." In seinen letzten Tagen war sein Auge wohl bisweilen schon für die künftige Welt geöffnet. So sagte er einmal, es stünden zwei weiße Männer neben ihm. Ein andermal redete er von der vor sechs Jahren selig heimgegangenen Emilie Dobongo, seiner Nichte, daß sie bei ihm stünde, und in der letzten Nacht hat er viermal hinter ein-

Wartburg im Jahre 1867.

ander gerufen: „Ma! (Mutter!)“ Dieselbe starb auch vor sechs Jahren in Jesu, nur wenige Tage nach dem Tode jener Emilie. — In meiner Grabrede über 2 Tim. 4, 7, 8., in der ich die Gemeinde aufforderte, die Gnade Gottes zu preisen, die sich an Xamxa verherrlicht hätte, daß wir die Textesworte (Pauli) auf ihn anwenden könnten, hob ich namentlich hervor seine große Wahrheitsliebe, seine Liebe zu Gottes Hause und Gottes Dienern, weil er Gottes Wort so sehr liebte; seine Entschiedenheit für Christum — er kannte keine Menschenfurcht und hielt es auch im Geheimen nicht mehr mit dem Heidenthum; und endlich seine große Bereitwilligkeit, für Gottes Reich von seinem irdischen Gute zu opfern. — Als wir vom Begräbniß nach Hause gingen, mußte ich mit Claudius sagen: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!“ Ich habe ihn nachher im Kämmerlein beweint, wie ein Sohn seinen Vater.

Der Segen, der von dem alten David über Wartburg ausgegangen ist, hat mit seinem Tode nicht aufgehört.

An seinem Sterbebette stand sein Bruder Zokwane, der 30 Jahre lang auf verschiedenen Missionsstationen dem Zeugniß des Worts widerstanden hatte; dem Zeugniß, das von David's Siegesbette ausging, konnte er nicht widerstehen. Wenige Tage nach David's Tode kam er und brachte seine drei Kinder zum Taufunterricht, dann kam er wieder und brachte sich selbst. Er wollte auch einmal sterben, wie sein Bruder gestorben war. Eine zweite Frucht von David's Heimgang ist die Erweckung seines Enkels Samuel Koloben. Dieser, früher ein dummer Taugenichts, der dem Großvater manchen Kummer machte, sprach jetzt: „Unser Großvater David hat uns Gottes Wort als sein Erbe hinterlassen; ich darf es nicht verschmähen. Ich wünsche darum auch ein Kind Gottes zu werden.“ Damit trat er in den Taufunterricht.

So sterben die Alten, die Erstlinge unserer Mission dahin; aber junger Nachwuchs ist da, und wenn dessen Glaubenskraft bisher nicht an die der Alten heranreicht, so ist es der Gnade des Herrn ein Kleines, seine Kraft auch in den Schwachen mächtig zu machen. — Und daß es auch unter der heranwachsenden Generation frische tüchtige junge Kräfte giebt, davon soll uns das nächste Capitel ein Zeugniß geben.

63. Stefanus Shwen.

Im Jahr 1855, nicht lange nachdem Bruder Rein die Station Wartburg angelegt hatte, trat zu ihm ein Kafferjüngling von

etwa 20 Jahren, gar bescheiden und freundlich heran mit der Frage: „Lehrer, denkst du wohl noch daran, daß du mir vor neun Uhren in Itemba etwas versprochen hast?“ Rein hatte Mühe, sich zu erinnern; er konnte aus dem stattlichen, wohlgebauten jungen Manne den eilfjährigen Schulknaben nicht wieder erkennen, der ihm als Katecheten von Itemba durch seinen Fleiß, Aufmerksamkeit und Wohlanständigkeit große Freude und Hoffnung erweckt hatte. Wegen seines Versprechens mußte der junge Shwen — dies war der Name des Kaffern — seinem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Es hatte gelautet: „Höre, Shwen, wenn ich erst verheirathet bin, nehme ich dich in mein Haus!“

Er betrachtete sich nun den neuen Ankömmling. Derselbe war sanft, bescheiden, freundlich und demüthig. Seiner Frau gefiel er auch, und so wurde Shwen des Missionars in Wartburg Hausgenoß. Von seinen in Itemba erworbenen Schulkenntnissen war freilich nicht viel übrig geblieben; auch hatte er sich vor kurzem beschneiden lassen; denn er war ja ein Heide und lebte in den Sitten seines Volks. Trotzdem hat Rein es niemals zu bereuen gehabt, daß er den Jüngling in sein Haus aufnahm. Er war zu jeder Arbeit anstellig und willig, füllte auch die Lücken in seinen Schulkenntnissen mit großem Eifer aus, so daß schon damals in Rein der Gedanke auftauchte, ob er nicht aus ihm einen Gehülfen für seine Schule heranziehen könne.

Nur eins war noch im Wege. Trotz seiner sonstigen guten Fähigkeiten begriff er scheinbar doch von geistlichen Dingen sehr wenig, und Rein konnte keine Spur wahrnehmen, daß der heilige Geist sein Werk in dem Jüngling habe. Derselbe gehörte zu den tieferen, stilleren Naturen, die viel in ihrem Innern durchmachen, ohne daß die Umgebung davon etwas merkt.

Da begab es sich eines Tages, daß Bruder Strobel den jungen Mann, der sich einsam im Garten glaubte, laut weinen hörte. Er glaubte, es sei ein Weinkrampf, und führte ihn zu Rein's Haus. Es war aber nicht ein Weinkrampf, sondern ein ernster Bußkampf. Das Gefühl seiner geistigen Leere und Oede und der Druck seiner im Heidenthum begangenen Sünden hatte ihn so mächtig gefaßt, daß er, nun ernster von Rein befragt, sein ganzes Herz ausschüttete. Da konnte Rein seine innige Freude daran haben, daß es dieser suchenden Seele ein ganzer voller Ernst war. Er nahm ihn in den Taufunterricht, und als das Epiphanienfest 1858 herankam, da konnte er mit voller Zuversicht es wagen, den Jüngling, seinem innigsten Wunsche entsprechend, durch die Taufe seinem Herrn und Heiland zuzuführen. Auf die zuvor an ihn gerichtete Frage, welchen Namen er zu haben wünsche, hatte er geantwortet: „Ich will Stefan heißen, denn ich bin entschlossen, meinen Heiland zu bekennen und ihm zu dienen bis in

den Tod." Das Wort hat er mit allen Treuen zur Wahrheit gemacht bis auf diesen Tag.

Am Tage seiner Taufe war in dem nahegelegenen Bethel Vormittags Missionsfest. Viele ernste Christen von Wartburg pilgerten an dem Tage zum Fest. Stefan blieb daheim, um mit seinem Freunde Naso sich in stillem Gebet und Sammlung für den Segen zu bereiten, der ihm am Nachmittage zu Theil werden sollte.

Von jetzt ab wurde Stefan des Missionars treuer, allzeit zuverlässiger Helfer, nicht blos bei dem Kirchbau, zu welchem er mit Arbeiten und Gaben unverdrossen beisteuerte, sondern auch beim Unterweisen der Kinder in der Schule, und bei der Vorbereitung der Täuflinge zum Taufunterricht.

Nachdem er in beiden Aemtern erprobt und treu und brauchbar erfunden war, glaubte Rein den Eifer und die Kräfte des lieben jungen Mannes noch zu einem größeren Wirkungskreis verwerthen zu können.

Nicht weit von Wartburg lebte ein Häuptling Wuta, ein zugänglicher Mann, auf dessen volkreichem Kraal Rein wiederholt gepredigt hatte. Er hatte auch Stefan öfters mitgenommen und ihn selbständig Ansprachen halten lassen. Diese waren so kräftig und einschlagend gewesen, daß Rein beschloß, ihn auf Wuta's Kraal zu stationiren als Lehrer einer eigenen kleinen Schule. Zuerst schien sich alles wohl anzulassen. Aber dem Wuta war es nur um die Gunst des Missionars, von welchem er gute Fürsprache bei dem in der Nähe seines Kraals auf Tembani wohnenden englischen Regierungsbeamten, Herrn Brownlee erwartete, zu thun; er war und blieb ein verstockter Heide. Deshalb wurde ihm des Schulhaltens bald zu viel. Er erklärte: „Unsere Knaben haben ihre Arbeit, denn sie haben Vieh, Schafe und Ziegen zu hüten. Unsere Töchter müssen den Müttern helfen in ihren Arbeiten. Auch wollen wir mit ihnen Vieh kaufen, wenn wir sie verheirathen. Werden sie unterrichtet, so wollen sie sich nicht verkaufen lassen, und wir werden arm bleiben. Und außerdem fallen die Leute, welche Gottes Wort hören, von uns ab und verachten unsere Sitten. Das wollen wir nicht."

Stefan mußte also, da er sich vereinsamt sah, das Feld räumen. Er versuchte es bei einem anderen Häuptling Ningi, und baute sich dort ein „Bastardhaus", d. h. ein den Kafferhütten ähnliches, aber in Form eines länglichen Vierecks erbautes Gebäude mit zwei Abtheilungen, von denen die größere zum Schulzimmer, die kleinere zur Wohnung Stefans dienen sollte.

Am 11. October 1863 wurde er von der Gemeinde zu Wartburg abgeordnet. Es war eine ergreifende Feier; Stefan konnte seiner Bewegung kaum Meister werden, und die ganze Ge-

meinde brach in lautes Weinen aus. „Schau auf Jesum, rief ihm ein Gemeindeglied zu, wenn es dir zu schwer werden will, unter den Heiden zu leben.“ Ein anderes sprach: „Längst hast du gewünscht, unter den Kaffern arbeiten zu können. Damals wußtest du nicht, ob du dazu brauchbar seiest, und ob dich der Herr zu dem Werke haben wolle. Heute empfängst du deinen Bescheid.“ Petrus Xamxa sprach: „Ja, die plagenden Kaffern werden dir viel Schweres zu tragen geben; aber wisse dann zu deinem Troste, daß wir Wartburger dir durch unsere Fürbitte die Last tragen helfen.“

Mit solchem Segen der Seinigen zog Stefan fröhlich und getrost seine Straße, seines Rufes vom Herrn gewiß.

Das Volk auf Ningi's Kraal war recht hartes, verstocktes Heidenvolk, ein wahres Diebesnest. Stefan griff sein Werk mit Freudigkeit an; seine kleine Schule füllte sich, und auch die Erwachsenen kamen zu seinen Vorträgen, so daß Bruder Rein nicht blos bei der Visitation der etwa vierzig lernenden Kinder von Herzen sich freuen konnte, sondern auch für seine bei dieser Gelegenheit gehaltenen Predigten so viel Zuhörer fand, daß er beschloß, fortan alle Mittwoch dorthin zur Predigt zu kommen.

Auch diese Freude dauerte nur kurze Zeit. Die Schwarzen wurden des schwarzen Lehrers bald überdrüssig und hielten ihre Kinder von ihm zurück. Denn der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande; und er konnte auch den Heiden nicht das bieten, was ihnen den weißen Missionar schätzbar macht, Arbeit und Geschenke. —

Stefan mußte nach kurzer Wirksamkeit bei Ningi wieder nach Wartburg zurück, und half dort wieder, wie zuvor in allen Treuen der Schule theils selbständig vorzustehen, theils als Gehülfe der Brüder Rein und Johl zu dienen. Eine geringe Entschädigung für seine Arbeit war ihm genügend.

Als später die Missionare ihre Predigten in den Außenkraalen bis auf einen Umkreis von zwei bis drei Meilen ausdehnten, und bei zwölf bis fünfzehn kleineren Häuptlingen regelmäßig aufgesuchte Predigtorte anlegten, war Stefan wiederum der unermüdliche Begleiter, und es zeigte sich bald, daß seine Gabe, den Kaffern das Wort Gottes eindringlich ans Herz zu legen, noch größer sei als die Gabe, Kinder zu unterrichten.

Deshalb beschlossen unsere Brüder in neuester Zeit, eine Anzahl ferner von der Station in der Nähe des Thomasflusses gelegener Kraale ihm zu selbständiger Verwaltung zu übergeben, und ihn als Evangelisten und Nationalhelfer anzustellen. Nach mancher Schwierigkeit und Widerstreben der Heiden gelang es, einen in jeder Hinsicht geeigneten, wohl bewässerten und mit Gartenland reichlich versehenen Platz ausfündig zu machen, und

Stefan rüstete sich, mit Weib und Kind eine neue Arbeitsstätte an der Owanti zu beziehen.

Am Sonntag den 23. Juni 1872 wurde er zu seinem neuen Amte feierlich eingeweiht. Der Superintendent Kropf war von Bethel gekommen, die ganze Gemeinde war im Gotteshause versammelt. Rein predigte, Kropf hielt die Abordnungsrede mit Zugrundelegung von 2 Petri 3, 8. Er ermahnte ihn, daß er an der Owanti das Haus eines Gerechten aufrichten solle. Sein Haus solle ein Haus des Gebets sein mit den Seinen, für die Seinen, ein Haus des Lehrens zunächst für sein Weib und seine Kinder, dann für die Heiden, die ihm ihre Kinder senden würden, ein Haus guter Sitte und gottseligen Wandels, und ein Haus christlichen Regiments und christlicher Ordnung. Dabei solle er nicht vergessen, daß er seine Wurzel in Wartburg habe, und solle dorthin oft zurückkehren, um aus Wort und Sakrament neue Kraft zu seinem heiligen Amt zu holen.

Dann wandte sich Kropf an die Wartburger Gemeinde und sprach: „Willst du, Gemeinde von Hoboti (Esihobotini) den Stefan und sein Weib treulich unterstützen durch herzliche Theilnahme und gläubige Fürbitte?, so antwortet: Ewe (Ja)!" Ein vollchöriges Ewe hallte durch die Kirche. Dann sprach er zu Stefan: „Ist es dein Wille, in Gemeinschaft mit deiner Frau an der Owanti ein Haus des Gerechten, wie es dir oben beschrieben, zu gründen, und Jesu Namen den Heiden zu predigen, auch Schmach, Unbill und Kreuz dabei nicht zu achten?, so sprich Ja!" — Mit Ja und Handschlag antwortete er. Kropf hielt ein tief bewegendes, brünstiges Gebet. Der Gesang der beiden letzten Verse des Liedes: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen" und der apostolische Segen beschloß die reichgesegnete mehrstündige Feier.

So ist Stefan denn hinausgezogen unter seine heidnischen Landsleute als unser erster selbständiger Nationalhelfer und Evangelist aus dem Kaffervolk. Der Herr geleite den theuren Bruder und gebe ihm, viel Frucht zu schaffen in Seinem Weinberge.

Viel Einzelnes wird über Stefan in den Tagebüchern von Wartburg nicht berichtet. Was aber berichtet wird, das bezeugt immer wieder von Neuem, daß er ein eben so eifriger, als begabter, für die Bekehrung seines Volkes in heiligem Eifer glühender, überall als treu und zuverlässig erprobter Bruder ist. Und mehr sucht ja der Herr an seinen Haushaltern nicht, als daß sie treu erfunden werden. —

64. Petersberg.

In Petersberg stellte sich der Häuptling Tois, Gasäla's Sohn, zu unserem Bruder Liefeldt durchaus freundlich und entgegenkommend. Zu seinen Leuten sprach er: „Wer ein Wort gegen den Lehrer redet, soll meinen Zorn fühlen." Er selbst kam fleißig, ja zeitenweise regelmäßig zum Gottesdienst und brachte seine Leute mit, so daß das kleine Kirchlein öfters die bis zu 200 steigende Zahl der Besucher kaum fassen konnte; — freilich immerhin noch eine geringe Zahl, wenn man bedenkt, daß das gesammte zur Station gehörende Volk des Tois auf etwa 3000 Seelen zu veranschlagen war.

Diese Kaffern, meistens dem Chlambi-Stamm angehörend, waren nicht so roh und fest gegen das Wort Gottes wie der Ghaikastamm des Sandile, aber eben so wenig waren sie geneigt, es anzunehmen; sie konnten dessen Predigt nicht hindern, besuchten dieselbe auch aus Rücksicht auf den Häuptling und den Missionar und die von letzterem erwarteten Vortheile, aber im Grunde ihres Herzens waren sie finster und verschlossen, und traten mit dieser ihrer wahren Herzensstellung bei einzelnen Gelegenheiten recht grob an den Tag.

Als auf dem Lande der Station ein Jüngling vom Blitz erschlagen wurde, erachteten die Heiden dies für ein Gottesgericht; eine satanische Aufregung durchzuckte die ganze Masse. Wüthende Weiber bellten wie die Hunde, rauften sich die Haare aus dem Kopf, und warfen sich zu Boden, als ob jedes Glied im Leibe zerbrechen müßte. Die Männer standen regungslos, verstummt wie die Steine, das Auge stierte schreckenerregend auf den nächsten Gegenstand, die rechte Hand verschloß den Mund, damit keine Lippe sich rege. Endlich hieß es: „Nun ist der Lehrer und die Station unrein geworden und muß gemieden werden, wie die Pest!" Ein Heide erklärte geradezu, er habe den Teufel lieb, der Teufel sei sein Gott, mit dem wolle er einst in der heißen Hölle brennen. Wenn von den Schulkaffern etliche zu den Heiden kamen, verkrochen diese sich in die Büsche, mit dem Wort: „Wir müssen sterben, da kommt ein Mensch der Schule!" Tois blieb vernünftig und sprach: „Wer den Lehrer nicht hört, hat mich längst schon verachtet!" Allmählich legte sich die Aufregung und die Kirche füllte sich wie zuvor.

Die geordneten Gottesdienste (dreimal Sonntags, alle Morgen und zweimal des Abends) und Schulunterweisungen, bei welchen Liefeldt 1861 eine Zeit lang durch den oben erwähnten Legionar Wiegel, später durch seine Tochter Sophia unterstützt wurde, konnten nicht ohne Frucht bleiben. Tois selbst freilich blieb unverändert derselbe, zwar freundliche, aber schlaffe, dem

Wort Gottes äußerlich zugängliche, im Herzen aber völlig verschlossene Heide, der gern zur Kirche kam, nach derselben gern in europäischer Kleidung im Hause des Lehrers sein Mittagbrod aß, gern des Lehrers Rath hörte, ihm auch im äußerlichen diente — aber dabei gegen die Eindrücke des Wortes, wenn er deren überhaupt empfing, sich völlig innerlich abschloß. Ab und zu gethane Aeußerungen über die Kraft des Worts und den Eindruck, den er empfangen habe, gingen nicht über die Linie der Höflichkeit, oder höchstens der äußerlichen Oberflächlichkeit hinaus.

Kirche und Missionarshaus in Petersberg.

Aber das Wort, wo es im Glauben bezeugt wird, kann nicht leer zurückkommen, es muß seine Frucht bringen, das konnte auch Liefeldt bald erfahren. Unter der großen Masse der Heiden giebt es immer etliche, in deren Seele das Wort von Sünde und Gnade anklingt, andere führte die rettende Liebe des Herrn auf der Wanderschaft nach Petersberg, damit sie, dort haften bleibend, Jesum fänden und in ihm genäsen.

Der Erstling von Petersberg hieß Josua. Derselbe blieb treu im Wandel und Bekenntniß, so daß ihm Liefeldt Wochen lang die selbständige Leitung der Morgenandachten übertragen konnte. Dessen Schwester Sarah empfing die heilige Taufe am 15. April 1859, und trat bald darauf mit einem Heiden in den Ehestand. Dieser begehrte, kirchlich getraut zu werden, was ihm natürlich abgeschlagen werden mußte. Er war untröstlich darüber: „Was soll ich denn thun, sprach er; es ist ja mein Wille, daß mein Haus ein Bethaus werde, darum eben habe ich ja diese Frau genommen!" Ein ernster Kampf begann darauf in seinem Herzen. Fast täglich war er beim Missionar, oder der Missionar bei ihm

in Seelenangelegenheiten. Er härmte sich im Gefühle seiner Sünden so ab, daß er hinwelkte wie Gras. In der Kirche stürzte er vor innerer Bewegung oft krampfhaft zu Boden und schrie, daß es durch Mark und Bein ging. Dabei schien jedes Trostwort, das ihm zugerufen wurde, nur ein neues Schwert zu sein, das durch seine Seele drang. Dazu wurde er von Träumen und Gesichten aller Art geängstigt. Jetzt sah er das Ende der Welt, jetzt den Richter über die Lebendigen und die Todten, dann sich selbst im Feuerschlund der Hölle. Die Erfahrung, daß selbst das gnadenreiche Evangelium und das Gebet seine heilende Kraft zu versagen schien, hatte Liefeldt noch nie zuvor gemacht. Endlich siegte die Gnade über die Sünde; am 26. August 1860 konnte der etwa 24 Jahre alte junge Mann getauft werden, und obschon bei der Taufhandlung selbst die krampfhaften Zuckungen noch störten, so kehrte doch an demselben Tage ein Friede in sein Herz, der seitdem seine ganze Seele mit Dank erfüllt. Liefeldt schreibt: „Sein Haus ist nun ein Bethaus geworden, jeder Eintretende muß inne werden: „Hier wohnt Gott!"

Im Jahr 1857 hatte die Hungerfluth des Umjhlakasa zwei Kaffern nach Petersberg getrieben, Mankahjle und seine Frau. Sie fanden keine leibliche Speise, und mußten weiter wandern, aber die Seelenspeise, die sie bei ihrem kurzen Aufenthalt auf der Station gegessen hatten, war ihrem Herzen süß geworden. Nach zweijähriger Wanderschaft kehrten sie zu dem liebgewordenen Ort zurück, und fanden für ihre Seele, was ihnen fehlte. Die beiden Leute lebten still und fromm; Maria sagte: „Wenn mir bange ist, dann bete ich." Ihr Mann bekam in der heiligen Taufe den Namen Marcus, sein zweijähriges Söhnlein den Namen Petrus.

Bele war ein Mann von etwa 40 Jahren, seine Frau in den Dreißigern. Letztere hatte schon als Kind auf der schottischen Station Burnshill das Wort Gottes gehört. Da kam beiden Eheleuten der Gedanke, weiterhin zu ziehen; sie ließen sich in Petersberg nieder, und besuchten drei Jahre lang, so oft die Glocke rief, das Gotteshaus. Langsam, aber sicher sind sie gereift. Als der Mann sich zur Taufe meldete, sprach er: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" „Diese Familie (schreibt Liefeldt) ist ein Licht, erleuchtet von dem Vater des Lichts. Wort und Wandel beweisen, daß diesem Hause Heil widerfahren ist."

Petrus, ein Mann von etlichen und 50 Jahren kam mit seiner Frau zu Bruder Liefeldt mit der ausgesprochenen Absicht, er zöge darum auf die Missionsstation, damit er das Wort Gottes lerne und selig würde — der erste Fall dieser Art, der dem Bruder Liefeldt vorgekommen war. Er hatte ein bußzerbrochenes Herz und mußte viele thränenreiche Nächte durchbeten, bevor er den Frieden, den diese Welt nicht geben kann, empfinden durfte.

Aber einmal ergriffen, spielte er nicht mit der erkannten Wahrheit, tändelte auch nicht mit schönklingenden Worten, sondern drang auf thätigen Gehorsam gegen den Herrn, der ihn erlöset. Wo immer Bruder Liefeldt ihn sehen mochte, wurde er an das Wort erinnert: „Und du wieder jung wirst wie ein Adler!"

Dies waren etliche von den funfzehn Seelen, die Bruder Liefeldt im zweiten Halbjahr 1860 taufen durfte.

Schon der nächstfolgende 15. September 1861 war, wie Liefeldt schreibt, ein „doppelt herrlicher Tag des Herrn für uns Petersberger. Ein Greis von 80 Jahren, nun genannt Simeon, seine Tochter, eine Ehefrau und Mutter von zwei Kindern, diese letzteren und ein Jüngling von 17 Jahren wurden heut im Namen des dreieinigen Gottes hier getauft und zur Gemeinde unseres Ehrenkönigs Christi hinzu gethan. Es war sicher nicht nur Freude im Himmel über diese Sünder, die Buße gethan, sondern auch unter uns Christen und Heiden hier. Abends 10 Uhr ging ich mit Herrn Wiegel zu dem Hause des Simeon, wo die Taufreunde, etwa 60 an der Zahl, sich mit einander versammelt und wir sie eben betend antrafen. Einzutreten war kein Raum mehr vorhanden und nachdem wir durch das Gebet des Erstlings mitgestärkt und Zeuge gewesen, daß diesem Hause heute Heil widerfahren, kehrten wir schweigend zurück. Der Betende sagte unter anderem: „Mein Herr und mein Gott! daß ein Vater von achtzig Jahren, seine Tochter und seine Enkel, an einem Tage, in den Tod Jesu Christi getauft wurden, so was hatten meine Augen bisher noch nicht gesehen." —

Bis zum Jahr 1862 waren in Petersberg 55 Seelen getauft, Leute mit Liebe zu Gottes Wort und stillem Wandel in der Furcht des Herrn. Dieselben begannen für die Lehrer und sein Amt und für die Ausbreitung des Worts zu beten, so daß Liefeldt besondere Missionsstunden einrichten konnte. Sie nannten dieselben „umhla wokuposa," „Tag des Werfens" (nämlich der Gaben auf den Teller), kamen aber gern und warfen. Die Collekte des am 25. Mai 1864 abgehaltenen Missionsfestes brachte 7 Pfund Sterling (47 Thaler).

Im Jahr 1862 fand unter den Schulkindern, besonders den Mädchen, eine allgemeine Erweckung statt. Liefeldt schreibt:

„Sie hörten in ihrem Herzen die Stimme Gottes: Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten, so wird dich Christus erleuchten. Ich war mehrmals genöthigt, wegen der Erscheinung von Convulsionen und Ohnmachten die Abendversammlungen aufzuheben. Wir hörten in jenen Nächten diese Kinder stundenlang in den Gärten auf ihren Knieen um Gnade und Erbarmen Gottes schreien. Jedoch mit wie vielen von ihnen es in diesem zarten Alter zur wirklichen Bekehrung kommen wird, muß

die Zukunft lehren. Drei derselben nehmen am Taufunterricht Theil. Ein etwa zwölfjähriges Mädchen sagte zu ihrem Heidenbruder Kiwane: Tödten kannst du mich, in dein Haus aber gehe ich nicht wieder, weil dort nicht gebetet wird. — Sie befindet sich seit jener Zeit unter meinem Dache."

Ein Knabe, der sich eine Kafferbibel für 2⅔ Thaler gekauft hatte, sprach: „Mit der Bibel für 2⅔ Thaler kaufe ich mir eine Tracht Prügel von meinem heidnischen Vater." Trotzdem trug er den köstlichen Schatz mit Freuden heim. Das Weihnachtsfest wurde mit deutschem sinnigen Schmuck gefeiert. Die Mädchen wollten es sich nicht nehmen lassen, das Kirchlein mit Kränzen, Guirlanden und Blumen aller Art zu zieren.

Auch angesichts des Todes zeigte sich in den Neugetauften der Glaube als die siegreiche, weltüberwindende Kraft.

„Vor wenigen Wochen (so schreibt Liefeldt im Jahre 1862) hatten wir hier, und zwar zum ersten Mal, die Freude, eine in dem Herrn Christo gläubige Seele in dem Herrn sterben zu sehen. Sie war eine der Erstlingsfrüchte dieser Station, wurde am heiligen Weihnachtsfeste 1858 getauft und erhielt den neuen Namen Maria. Acht Tage vor ihrer Heimfahrt verlangte sie und empfing noch einmal, zur Vergebung aller ihrer Sünden, den Leib und das Blut des für uns gekreuzigten Heilandes. An ihrem Todestage war ich, nebst meiner Frau, noch zwei Stunden bei der scheidenden Seele. Die Menge der Heidenweiber wich und wankte nicht, sie wollten heute eine Christin sehen sterben. Maria behielt ihren klaren Verstand bis zum letzten Augenblicke. Sie wandte das Nöthigste an, band mir besonders ihre Kinder, auch die auswärtigen aufs Herz. Sie sagte, ihr Leib und sein Schmerz sei ein Ding, ihre Seele und ihr Friede ein anderes Ding. Sie wollte gerne abscheiden, um bei Christo zu sein allezeit, nahm mit verklärten seligen Blicken von uns allen Abschied. Wir aber beugten unsere Kniee, und erhoben unsere Herzen zu Dank und Bitte gegen den Herrn, der erlöset von allem Uebel. Die Sterbende sprach deutlich Amen! und war entschlafen. Diese Seele war eine wahre Maria, die das gute Theil erwählet hatte, und wir hoffen, sie sicher zu den Füßen ihres und unsers Heilandes wieder zu finden."

Auch äußerlich kräftigte sich im Jahr 1862 die Station Petersberg dadurch, daß ihr von Seiten der englischen Regierung in diesem Jahre eine Land-Dotation von 2000 Acker zugelegt wurde, auf welcher die zuziehenden Bewohner durch christliche Gesetze in Zucht und Ordnung gehalten wurden. Der Missionar begann, an den Bau einer neuen Kirche zu denken; zwei englische Maurer legten 1861 den Grund, 60 Fuß × 28 Fuß, und führten den Bau zu einer Mauernhöhe von 4 Fuß.

Ueber all dieses frischaufblühende Leben aber fiel ein Nachtfrost, der eine Zeit lang alles Weiterkeimen zu vernichten drohte.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß Tois nicht der eigentliche Erbsohn des Gasäla, sondern nur durch die Gunst der Engländer in den Besitz der Capitäns-Würde über Gasäla's Volk gelangt war. Der nach Kaffernrecht eigentlich erbberechtigte Sohn war sein jüngerer Bruder Umditschwa, der Sohn der „großen Frau" seines Vaters. Da die Kaffern an ihren anererbten Sitten und Rechten sehr zähe festhalten, hatte Umditschwa, zum Manne herangereift, eine Anzahl der Männer seines Volks als Anhang um sich gesammelt, und lebte mit denselben auf Tois Location, ein von diesem gefürchteter und gehaßter Nebenbuhler, den sein mächtigerer Bruder auf seinem Kraal argwöhnisch überwachte und wie einen Gefangenen hielt.

Seine Noth und Elend trieb ihn in die Kirche, und zum Missionar, der sich verpflichtet erachtete, des Bedrängten sich liebreich anzunehmen, zumal derselbe, sei es aus wirklichem inneren Drange, sei es, um auf diesem Wege die Capitänschaft zu erlangen, sich als begierig, ein Christ zu werden, gebehrdete. Bruder Liefeldt forderte ihn daher auf, sein Haus dicht bei der Station zu erbauen, und sich täglich mit Gottes Wort speisen zu lassen. Nach etlichen Wochen kam er mit 10 Männern seines Anhanges herangezogen, die übrigen seine „Geheimen Räthe," blieben noch auf der Location zerstreut.

Umditschwa schien es ein voller Ernst zu sein. Während jedes Gottesdienstes sah man ihn in der Kirche, Wochentags ganz hinten, Sonntags vornan, seine Leute begleiteten ihn. Das Wort des Herrn machte einen tiefen Eindruck auf den schönen Jüngling, der edel an Körpergestalt und Gesichtsbildung wirklich eine hervorragende Erscheinung darbot. Eines Tages rief er aus: „Lange hätte ich es in dem Sündenschlamm meiner gottvergessenen Brüder nicht mehr ausgehalten, ich wäre auch bald leiblich gestorben. Ich komme mir hier beim Diener Gottes vor, als würde ich aus einer bodenlosen Schlucht hinaufgezogen zu einem Berge, von welchem aus ich nicht allein die Erde, sondern auch den Himmel überblicken kann." Die Kunst des Lesens hatte er sich bald so weit angeeignet, daß er auf eigene Hand seine Erbauung in Gottes Wort sich holen konnte. Als ihn Liefeldt fragte: „Willst du getauft sein?" blieb er die Antwort schuldig, und fing bitterlich an zu weinen. Liefeldt faßte zu seiner Bekehrung so gute Zuversicht, daß er sich auch bei der englischen Regierung für ihn verwandte, mit solchem Erfolge, daß Umditschwa eine kleine Capitäns-Unterstützung erhielt, monatlich ein Pfund Sterling — immerhin für ihn ein Anfang und eine Hoffnung, daß er seine wirkliche Capitänsstellung über das ganze Volk Gasäla's wieder

erlangen werde. Auch Liefeldt scheint mit diesem Gedanken sich vertraut gemacht, und aus der Bekehrung des jungen Häuptlings große Hoffnung für das Gedeihen des Missionswerks gefaßt zu haben.

Aber nun war es mit der Freundschaft des alten Gönners Tois auch völlig zu Ende. Dieser warf die nur angenommene Maske eines Beschützers der Mission offen weg, und kehrte den rohen Heiden in unumhüllter Gestalt offen hervor, ergab sich dem Trunk, vergoß Bruderblut, und ließ sich durch falsche Zeugen von dem Morde rechtfertigen; die Kirche besuchte er nicht mehr, und während sonst er jeden guten Rath, den ihm Liefeldt ertheilte, mit Dank annahm, ließ er ihm jetzt bei einer solchen Gelegenheit antworten, der Missionar solle nur für seinen eigenen Kopf aufpassen, für den seinigen würde er Sorge tragen.

Eine mächtige Aufregung erfaßte den ganzen Stamm, jeder nahm erbittert für den einen oder den anderen der beiden Brüder Parthei; vielfach hörte man das Wort: „Erst muß Bruderblut fließen, dann erst wird Friede sein." Die Erbitterung erstreckte sich auch auf die Mission und den Missionar, der alle Abende unter dem Bette nachsehen mußte, ob nicht ein blutdürstiger Kaffer sich unter demselben versteckt habe.

Die Erregung der Heiden mußte natürlich das gesammte Missionswerk hemmen, und übte leider auch auf die bereits Getauften einen bösen Rückschlag. Nahashe, seit langer Zeit ein Beter und fleißiger Kirchenbesucher, konnte es wagen, dem Lehrer in der Kirche öffentlich zu widersprechen. Dieser antwortete: „Wenn du hier lehren willst, muß ich schweigen!" nahm seine Bibel unter den Arm und ging hinaus. Zwar wurde diese That Nahashe's selbst von den Heiden für ein schweres Verbrechen erklärt, aber Nahashe kam seit jenem Tage nicht mehr zur Kirche, hörte auch auf zu beten.

Zu dem Schaden des Bruderzwistes gesellte sich ein zweiter fast noch gefährlicherer, das Fortschreiten der Aftercivilisation unter den Kaffern, die wir in dem ersten Capitel dieser Abtheilung beschrieben haben, und die gerade für Petersberg um so gefährlicher war, als die Station nur 1½ Meilen von der Hauptstadt Kingwilliamstown entfernt liegt. Zuerst waren es nur 12 Knaben, die einen Milchhandel in die Stadt unternahmen, dann traten die Erwachsenen in ihre Stelle, und kamen in der Hauptstadt mit den Massen der dort zusammenströmenden Heiden in gefährliche Beziehungen. Dazu wurden Branntweinschänken genug erbaut, in denen die armen Kaffern den Ertrag ihrer Arbeit vergeuden, und die Früchte des Worts ersäufen konnten.

Endlich traf das Wanderfieber der Kaffern in den folgenden Jahren die Station Petersberg schwerer als andere. So wie sie

sich einst durch die wandernden Verhungernden gefüllt hatte, so entleerte sie sich jetzt durch die Wanderlust der Satten und Matten. In einem Jahre verließen zwölf Familien, darunter zwei christliche, die Station, die Schule leerte sich so, daß zeitweise nur zwölf Kinder übrig blieben. Ein bekehrter junger Kaffer, der einmal in Sünden gefallen ist, kann alles andere ertragen, nur nicht den Blick seines Lehrers. Ist er in einer solchen Stimmung, dann genügt auch ein geringer Anstoß, um durch Fortziehen sich demselben zu entziehen.

Zu dem allen kam, daß unser Bruder Liefeldt von manchem persönlichen lieben Kreuz betroffen wurde. Am 30. August 1860 wurde er durch einen Blitzstrahl auf die Erde geworfen, lag eine Zeit lang bewußtlos, stand aber dann völlig unbeschädigt wieder auf. Ein schwerer Schlag traf ihn am 16. Februar 1863. Er reiste mit seiner Familie zu einer Conferenz; der Wagen schlug mitten im Flusse um, und Liefeldt mußte drei seiner Töchter vor seinen Augen ertrinken sehen, deren Leichen zum Theil erst nach mehreren Tagen aufgefunden wurden. Er selbst kehrte krank und mit gebrochener Kraft zurück. Zwar wurde ihm, der auch den in der Nähe wohnenden Deutschen in Braunschweig und Frankfurt manche werthvolle Dienste geleistet und zu leisten hatte, im Frühjahr 1864 Bruder Nauhaus von Natal aus als Gehülfe beigegeben, aber auch dieser blieb, da beide Brüder die richtige Stellung zu gemeinsamer Arbeit nicht fanden, nur bis zum November desselben Jahres dort, so daß Liefeldt, der inzwischen von seiner Krankheit genesen war, sich wieder allein und auf die Hülfe, die ihm seine Tochter Sofia in der Schule leistete, angewiesen sah.

In diese trübe Zeit des Petersberger Stations- und Familienlebens hinein fiel noch wohl mancher einzelne Sonnenstrahl, und tröstete den Missionar, daß er nicht schier vergeblich arbeite. Aber im Ganzen ist Petersberg nicht wieder zu seiner Höhe von 1862, wo das Stationsland von 290 Bewohnern, (unter ihnen 55 Getaufte) bewohnt war, emporgekommen.

Zu jenen Sonnenblicken rechnen wir es, daß in der Zeit von Liefeldt's Krankheit ein Heide, der unseren Bruder seit zwanzig Jahren kannte, ohne sich ernstlich bekehrt zu haben, zu ihm mit der Bitte um die Erlaubniß, eine Gebetsversammlung zum Ziel seiner Genesung halten zu dürfen, eintrat, und als ihm dies gestattet wurde, diese Versammlung wirklich abhielt, und daß der Herr die Gebete gnädig annahm, und dem Bruder Liefeldt seine geschwächte Gesundheit völlig wiederschenkte.

Ferner zählen wir es zu den Sonnenblicken, daß am 12. Januar 1866, als nach langer regenloser Zeit der Gouverneur einen allgemeinen Landes-Buß- und Bettag ausschrieb, in dem

Kirchlein von Petersberg sich eine so große Menge von Menschen einfand, daß die doppelte Zahl von denen, die drinnen Platz fanden, draußen um die Kirche zu stehen genöthigt wurde, drei mal so viel Heiden, als Christen. Freisinnige Zeitschriften hatten über den Erlaß des Gouverneurs gespottet, und gefragt, ob Se. Excellenz denn nun dem König Panda gleichen wolle, der mit Opferung eines alten Hundes Regen mache, ob nun der Gouverneur auch die magischen Kräfte des Gebets wirksam sein lassen wollte. Aber während die Weißen und Christen lästerten und spotteten, erhörte der Herr die Gebete der Kaffern, Christen und Heiden, so gnädiglich, daß der Gottesdienst des 12. Januar noch nicht zu Ende war, als es begann zu tröpfeln; in der Nacht regnete es, am andern Tage strömte es, und so mehrere Tage fort, bis alle Gefilde wieder getränkt, alle Bäche und Flüsse wieder gefüllt waren.

Zu den Lichtblicken von Petersberg zählen wir auch den Tod des alten Simeon, der im Februar 1865, als ihn Bruder Liefeldt auf dem Sterbebette anredete: „Der Tod rückt immer näher, wie empfängst du ihn, als deinen Freund oder als deinen Feind?" — mit schwachen Lippen antwortete: „Durch das Blut meines Herrn Jesu Christi, und mit dem Gebet, Gott sei mir Sünder gnädig, hoffe ich glücklich hindurch zu kommen!"

Endlich rechnen wir es zu den Lichtblicken in der Trübsalszeit Petersbergs, wenn ein Heide, der sich ausdrücklich früher ausgesprochen hatte: „Mein Freund ist der Teufel, und wir lieben uns beide. Der Teufel hat eine schöne, warme Hölle, und ich liebe die Wärme mehr als die Kälte, darum will ich zum Teufel fahren und nimmermehr mich bekehren" — nun erschreckt und aufgeweckt kam mit der Frage, ob er auch noch selig werden könne. —

Allein, trotz dem allen war in Petersberg seit Jahren des Betrübenden viel mehr als des Erfreulichen.

Alle die Hoffnungen, die Liefeldt auf die Bekehrung des unglücklichen Umditschwa gesetzt hatte, gingen nicht nur verloren, sondern schlugen in ihr gerades Gegentheil um. Um das erstrebte Häuptlingsansehen unter seinen heidnischen Landsleuten zu kräftigen, konnte Umditschwa sich den heidnischen Sitten, namentlich der Vielweiberei, nicht entziehen. Kaum hatte er sein zweites Weib genommen, so war er gegen den Eindruck von Gottes Wort verschlossen, stand dagegen den Eindrücken aller bösen Lust offen, und das Branntweingift, an dem jetzt die Kraft des Kaffervolks schändlich zu Grunde geht, hatte auch ihn bald völlig entnervt. Es war dem Herausgeber eine bewegliche Stunde, als er im Jahr 1867 die beiden feindlichen Brüder Tois und Umditschwa zu sich nach Petersberg entboten hatte, und sie nun mit

einander friedlich zu Tische saßen. „Habt ihr Frieden geschlossen?" fragte ich Tois. „Ja Herr, wir leben in Frieden!" — „Werdet ihr im Himmelreich auch mit an des Herrn Jesu Tische sitzen?" — „Ich weiß nicht," lautete die Antwort.

Tois hatte, seit Umditschwa aufhörte, den Lehrer aufzusuchen und seitdem er damit die Furcht vor dessen auftauchender Capitänschaft aufgegeben hatte, seine feindselige Stimmung gegen den Missionar aufgegeben. Er kam wieder fleißig zur Kirche in Petersberg, wie in Emdiseni, aber war und blieb derselbe matte, schlaffe, für das Evangelium zugeschlossene Mensch, der alles genau wußte, aber weit davon entfernt war, sich bekehren zu wollen. Umditschwa aber, diese edle schöne, fürstliche Gestalt mit dem klaren offenen Auge, hatte bereits zu viel von Gottes Wort geschmeckt gehabt, als daß er nur noch gleichgültig sein konnte. Meine Worte prallten von ihm ab. Wenige Monate später sah ihn Bruder Liefeldt trunken, auf dem Pferde wankend den Fluß bei Kingwilliamstown durchreitend. Noch einige Monate später (19. September 1867) suchte er den in Schmutz und ekelhafter Krankheit verkommenen jungen Häuptling in seiner Hütte auf. Er schreibt:

„Ich trat unangemeldet ein in die finstere Hütte und werde den erhaltenen Eindruck des hier vorgefundenen Jammers und Elends nicht so bald vergessen können.

Hier lag Gasäla's Größe auf dem Erdboden, ein Ziegenfell unter sich und eine recht schmutzige, wollene Decke über sich. Gegenüber saß eine alte, blinde Tante und in einiger Entfernung zwei kleine Töchter von 1—3 Jahren. Ich kauerte mich auf den seit Monaten nicht mehr abgefegten Boden hin, so gut es eben ging, und sprach so lange, bis man wahrnahm, daß ich da sei. Der kranke Umditschwa versuchte sich aufzurichten, und wer von uns Beiden mehr erschrak, als wir uns starr ins Angesicht schauten, ich weiß es nicht. Fast wäre es mir gegangen, wie den Freunden Hiobs, die mit ihm auf der Erde saßen sieben Tage und sieben Nächte, und redeten Nichts mit ihm. Ich war hergekommen, um Samariterdienst zu üben und mußte somit auf Mittel sinnen. Sehr bald hatte mein Auge und Ohr sich satt gesehen und gehört. Was thuts auch, so der Leib verrottet, wo die Seele nur die Wohnung eines Dämonen ist! Ich erinnerte an die früher empfangene Gnade Gottes, an den alleinigen Arzt, Jesum Christum.

Umditschwa schwieg still und äußerte nur, dies Elend sei ihm zugleich mit einem von seinem entfernten Schwager bereits viel getragenen Kleide vererbt worden."

Späterhin zog Umditschwa, um seine etwa auf 90 Männer zusammen geschmolzenen Anhänger um sich zu haben, von dem ihm durch die Engländer zugewiesenen Wohnsitz hin in einen Win-

kel des Keiskammaflusses unweit unseres Emdiseni. Bruder Anders suchte ihn öfters auf, fand ihn aber mit jedem Mal mehr verarmt und heruntergekommen, als einen zerlumpten Bettler, Dieb, Trunkenbold. Die Häuptlingspension war ihm entzogen, trotzdem träumte er in seinem Elend von Größe-Gedanken, begehrte auch für sich und sein Volk aus lauter Hoffahrt einen eigenen Missionar, der ihm natürlich nicht gewährt werden konnte. Der Unglückliche! Er hat die Zeit seiner Heimsuchung versäumt! —

In der Christengemeinde von Petersberg selbst geht es ebenfalls zurück. „Waren unsere Kaffern früher, als ihnen noch das Naturgesetz in den Gliedern steckte, verhölzert, schreibt Liefeldt 1872, so sind sie jetzt durch die Civilisation versteinert."

Marcus und Leah, ein Ehepaar, seit 1859 auf der Station Petersberg wohnhaft, im Jahr 1861 von Liefeldt getauft, hatte Jahre lang ehrbar mit einander gelebt, von Liefeldt als „stille, friedliche Familie" charakterisirt. Leah ging in den ersten Monaten des Jahres 1871 nach dem, nur 1½ — 2 Meilen entfernten Kingwilliamstown auf Arbeit, und erfreute ihren Mann damit, daß sie Sonntags zur Kirche nach Hause kommend, reichen Verdienst mitbrachte. Mit der Zeit kommt sie seltener zu der Kirche; vier Gemeindegliedern, die sie dieserhalb befragen, antwortet sie: „Ich habe längst Gott, Sein Wort, und Alles, was damit zusammenhängt, verworfen, zählt mich nicht mehr zu euch!" Liefeldt will sie dieserhalb befragen, kann aber ihrer nicht habhaft werden. Am 14. April berichtet ihm Marcus, seine Frau sei gegen seinen Willen wieder nach Kingwilliamstown auf Arbeit gegangen, und komme Abends nicht nach Hause. Auf Liefeldt's Rath ging er ihr nach, und fand sie in der Nacht in Kingwilliamstown in der Küche eines weißen Mannes, mit einem fremden Kaffer. Er brachte die Ehebrecherin nach der Station zurück; sie wohnte dem Morgengottesdienst bei, ging dann ganz ehrbar aus, um Holz zu holen. Am Abend war sie plötzlich verschwunden.

Marcus forscht ihr nach, geht sie zu suchen und findet sie endlich zwei gute Tagereisen weit in Port Beaufort, und bringt sie zurück. Sie weigerte sich unbedingt in ihrem Hause zu schlafen, sie liebe ihren Mann nicht, habe ihn auch nie geliebt, sie wolle von ihm geschieden sein —, dem sie doch vier Kinder geboren hatte. Alle ernsten Worte Liefeldt's wies sie schroff zurück. Nach zwei Tagen fragen Marcus und Bele, was sie nun anfangen sollten mit Leah; es sei nichts mit ihr aufzustellen. — „Was thatet ihr, bevor das Evangelium hieher kam, in solchem Fall?" fragte Liefeldt. „Wir prügelten solche Frau tüchtig durch." — „Und half das?" — „Gewiß, es half." — „Wohlan, gebrauchet dasselbe Mittel, und damit ihr sie nicht wund schlaget, so nehmt einen Ochsenriemen." Und es geschah also. —

Aber Leah wurde nur um so verstockter; auf Liefeldt's Ermahnungen hatte sie nur grobe Widerrede; auf die Frage, ob sie denn nicht Vergebung ihrer Sünde begehre, antwortete sie rundweg: Nein! —

Als Marcus endlich müde geworden war, sie Tag und Nacht zu bewachen, gestattete er ihr, sich in Kingwilliamstown wieder zu vermiethen. Ihrem Manne wollte sie sich nicht unterwerfen, und da sie einmal nach Petersberg kam, wies sie Liefeldt's Versöhnungsversuche mit den Worten zurück: „Du bist Christi Diener, ich nicht; folglich haben wir beide nichts mehr mit einander zu reden!" — Hätte hier Liefeldt diese offenkundige, verstockte Ehebrecherin von der Gemeinde ausgeschlossen, so wäre sie vielleicht gerettet, oder ihr Mann doch vielleicht zur Besinnung gerufen worden. Aber es kam ganz anders. Leah wußte ihren Mann zu beschwatzen, es gefiele ihr nicht mehr auf der Christenstation, er möge mit ihr über den Kai zu den rohen Heiden ziehen, dann wolle sie wieder in Frieden mit ihm leben. Auf Liefeldt's Vorstellungen antwortete Marcus, ja es sei so, er wolle aber nur auf kurze Zeit zu den Heiden gehen, wenn dann die Frau ihn wieder so plage, so wolle er mit seinen vier Kindern zur Station zurückkehren. Auf weitere Vorstellungen wurde er ungebührlich grob, sowohl gegen Bele, als gegen Liefeldt. Bei der Abendmahlsfeier des nächsten Sonntags stellte sich Marcus nicht ein, und als Liefeldt am folgenden Tage mit ihm über sein Wegbleiben sprach, antwortete er, vom Abendmahl habe ihn die Furcht abgehalten, und zu den Heiden werde er ziehen, wie er seiner Frau versprochen habe. — Am folgenden Sonntage waren beide Eheleute noch einmal in der Kirche. Liefeldt ermahnte sie noch einmal ernstlich, und fragte, ob es noch ihr Wille sei, fortzuziehen. Marcus antwortete: „Ja!", weiter kein Wort! — Liefeldt berichtet dazu: „Ich fühlte mich in ihrer Nähe, was ich ja aus Erfahrung weiß, als säße ich einem zum Tode Verurtheilten gegenüber. Ich fühlte, es waren meine letzten Worte, und wir werden uns erst vor dem Angesichte des Richters der Lebendigen und der Todten wiedersehen! Ich seufzte viel und sprach im Namen des Herrn Jesu aus innerster Seele. Was wird der Erfolg sein? Mein Herr und Gott, das ist Deine Sache!" Vierzehn Tage später wanderte Marcus mit Leah und ihrem Sohne Titus mit Sack und Pack über den Kai, und lebt jetzt wie ein Heide unter den rohen Heiden. Sein Weib hat ihn wieder verlassen und setzt in Kingwilliamstown ihr ehebrecherisches Leben fort.

Mehrere andere Stationsbewohner haben ebenfalls Petersberg verlassen.

Wir haben bei Marcus und Leah an die Söhne Eli's den-

ken müssen, die den Vorstellungen ihres Vaters nicht gehorchten, und in ihren jähen Tod rennend, auch die Herrlichkeit Israels mit in ihre Schmach zogen. So viel aber lehrt uns dieser traurige Fall, daß wo der Bindeschlüssel nicht gehandhabt wird, auch der Löseschlüssel seine Kraft und seinen Werth verliert.

Unter dem 9. November 1871 schreibt Liefeldt: „Heute hatte ich viel gepredigt, Vielen die Hirtentreue unsers Gottes und Heilandes ans Herz zu legen gesucht. Da stand plötzlich ein scharfer Prediger vor mir und predigte mir ganz gewaltig: Ein bejahrter Pfirsichbaum in unserem Garten war durch einen kleinen Windstoß mitten durchgebrochen, und lag nun mit allen Zweigen, Krone und vielen hundert Früchten platt zur Erde. Nach Untersuchung fand ich, daß das Herz längst verrottet gewesen, das Holz kraft- und saftlos dagestanden, und nur eine schwache Rinde hatte bis heute Nahrungsstoff genommen und gegeben. Die unreife Frucht ist verloren! — O mein Herr und mein Gott, an wie vielen Kaffern habe ich Aehnliches erlebt! Wie mancher Diener am Wort ist zum dürren Baum geworden! Und wie, wenn ich selbst zuletzt diesem alten Baume gliche? Herr Jesu, laß dein Antlitz leuchten, so genesen wir!" —

In seinem Bericht über das erste Semester 1872 schreibt Liefeldt: „Die öffentlichen Gottesdienste sind, wie in früheren Jahren, ohne Unterbrechung Sonntags und Wochentags bis zum Trinitatisfonntag dieses Jahres fortgehalten. An diesem Tage krachte nach tagelangem Regen und unter gewaltigem Winde die seit Jahren fallende Kirche hier total zusammen. Gott Lob, kein Menschenleben ist dabei verloren, wohl aber ist sehr viel dabei zerstört. Kanzel, Altarleuchter und Kirchenbänke zerbrochen, Harmonium stark beschädigt, und fast alles Schulmaterial verloren."

Einstweilen wird in dem alten Wagenschauer Kirche gehalten, der aber nach dem Gottesdienst dem Vieh zum Aufenthalt dient. Bruder Liefeldt gedenkt eine neue Kirche zu bauen, zu der von früher her ein Capital von 130 Pfund Sterling vorhanden ist. Von dem Zustande der Getauften seiner Station, deren Seelenzahl noch 50 beträgt, schreibt er: „Auf der Station sind jetzt nur die alten Leute, Kranke und Kinder. Alle jüngeren Kräfte sind in der Fremde nach Arbeit. Wir sind somit in mehr als einer Bedeutung recht schwach, und bedürfen der Fürbitte, des Trostes und der Hülfe gar sehr!"

Und sollen wir nun gegenüber dem gegenwärtigen kläglichen Zustande von Petersberg unsere Hoffnungen für diese Station zu Grabe tragen? — Das sei ferne! Die Liebe glaubt Alles, hofft Alles, duldet Alles! Und wo die Sünde mächtig geworden ist,

da ist die Gnade viel mächtiger geworden. Wo nur ein gläubiger Christ an diesem Glauben festhält, betet, zeugt, da wird er die Macht des Herrn über die des Satans noch allzeit den Sieg davon tragen sehen.

65. Sofika.

An einer Heidengestalt können wir nicht vorübergehen, die obgleich nicht zum vollen Glauben durchgedrungen, doch ein so originelles Bild aus der Heidenwelt darbietet, daß wir ihr ein kurzes Capitel widmen müssen.

In der Nähe der Station Petersberg wohnte auf einem Kraal ein früherer Geheimer Rath und Zauberdoktor des berühmten Zulu-Königs Tschakka (von welchem die vierte Abtheilung unseres Werkes „Mission im Zulu-Lande" ausführlichere Nachricht bringen soll), Namens Sofika. Er hatte später unter König Dingaan gefochten, und bewahrte noch viele seiner erbeuteten Trophäen, besonders Bullenschwänze, auf. Bruder Liefeldt und Kropf besuchten ihn im Jahre 1858, da er in eine Krankheit gefallen war. Als Liefeldt ihn aufforderte, seine Trophäen zu zeigen, da erwachten in ihm die Gedanken an die Vorzeit. So krank er war, sobald er die Kriegsmütze von Affenfell in seine Hand nahm, bewegte sich jede Muskel an seinem ganzen Leibe. Er stimmte den Kriegsgesang an, seine Stimme hob sich mehr und mehr, und bald war er in einer solchen Aufregung, daß er aller seiner Schmerzen vergaß. Seine beiden Töchter begleiteten seine Baßstimme mit einem lieblichen Diskant, der wohl werth wäre, zur Ehre Gottes verwendet zu werden. Als Sofika noch mit einem Gesange aus dem Stegreife (mit dem Inhalt: Der Weg Gottes ist recht), geendet hatte, rief er seine Hausgenossen zusammen, worauf Liefeldt für ihn und alle Kaffern zu dem Heiland aller Seelen betete.

Im folgenden Jahr erkrankte er abermals, und ließ, in der Meinung, es gehe zum Sterben, Bruder Liefeldt rufen. Dieser erfüllte des Alten Bitte, und berichtet über seinen Besuch:

„Nach meiner Ankunft versammelten sich die Einwohner des ganzen Dorfes. In ihrer aller Gegenwart fragte ich nun den ergrauten Häuptling: Sofika, du hast mich rufen lassen, ich bin gekommen; nun sage auch, warum hast du mich rufen lassen. Der Kranke sprach mit lauter Stimme: Ich will hören, was du mir von deinem Gott zu sagen hast. Diese Worte des Cornelius legten mir die Predigt des Petrus Apostelgesch. 10, 34—43.

in den Mund. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte heute jedes Ohr dieser Wilden. Indeß was mich bei dieser Begebenheit besonders freute und noch freuet, waren des Sofika's Abschiedsworte. Er sagte heute nicht, wie der Kaffer sonst zu reden beliebt: „Komm du bald wieder," sondern er sprach mit ernster Stimme: „Du scheidest nun, aber ich bitte dich, laß deinen Gott auch bei mir zurück!" Ich versprach das Meinige thun zu wollen und erinnerte ihn noch einmal an die Bitte der Jünger: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden."

Der alte Mann starb diesmal noch nicht. Der Herr verlängerte ihm seine Gnadenfrist.

Am 18. August 1860 kam er zu Bruder Liefeldt mit den Worten: „Du hast mir einen Leib gegeben, gieb mir nun auch eine Seele!" Jedes Wort war so klar, aber doch kostete es unserem Bruder einiges Nachdenken, um zu verstehen, was der Alte meine. Endlich brachte er es heraus. Er wollte sagen: „Du hast vor einigen Jahren meinen Leib gesund gebetet, nun gieb mir Stoff gegen die Pocken, damit der Tod keine Macht an mir finde." — Nach einigen Tagen empfing er das Mittel. „Alter, nun mußt du uns heute ein Lied singen von Tschakka." Er ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern stimmte sofort mit seiner ganzen Begleitung an. Als sie fertig waren, sprach er: „Nun laß auch du dich hören!" Liefeldt, seine Frau, der junge Bruder Försterling und acht von Liefeldt's Kindern, die eben zur Hand waren, sangen auf kaffrisch: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!"

Als späterhin Bruder Nauhaus aus dem Zululande nach Petersberg versetzt war, säumte der Alte nicht, ihn aufzusuchen. Es ergab sich, daß er die Umgebungen von Stendal in Natal ganz genau kannte. Das war eine Freude auf beiden Seiten: „Jetzt sehen meine Augen, diese alten Augen, den Lehrer, der mein Lehrer ist! Der Lehrer kommt aus unserem Lande und wird uns hier Gottes Wort lehren! Ja du bist mein Lehrer!" Er bat Nauhaus oft zu kommen und seinen Leuten zu predigen. Als derselbe daher den Plan faßte, von Petersberg aus eine neue Station zu gründen, erwog er eine Zeit lang, ob es nicht gewiesen sei, dieselbe beim alten Sofika anzulegen. Allein das Dorf lag ungünstig für eine Missionsstation, und der Gedanke wurde daher aufgegeben. — Als der Herausgeber zu Weihnachten 1866 nach Petersberg kam, fragte er nach Sofika. — Er war vor sechs Wochen gestorben. — Ob selig? — ? — —

66. Emdiseni.

Der dem Bruder Liefeldt 1864 zur Hülfe gegebene Missionar Bruder Nauhaus war noch nicht dreiviertel Jahr auf Petersberg, als beide Brüder erkannten, daß die Station für zwei ordinirte Brüder nicht genügende Arbeit darbot. Der Beschluß wurde also gefaßt, daß Nauhaus weiter hinausziehen solle, um eine neue Station zu gründen. Man suchte einen Ort, und fand einen passenden, etwa 1¼ Meilen von Petersberg, noch in der Location von Tois gelegen, welcher, eben so wie die englische Behörde, gern seine Zustimmung gab. Der Unterhäuptling eines dem Missionsorte nahe gelegenen Kafferdorfs, Namens Sotondoshe, hat schon von Schultheiß das Wort Gottes gehört, und war ebenfalls mit dem Kommen des Bruders einverstanden. Heiden wohnten genug in der Nähe, und gar nicht weit ab war das Volk des Häuptlings Siwane, an 7000 Seelen stark.

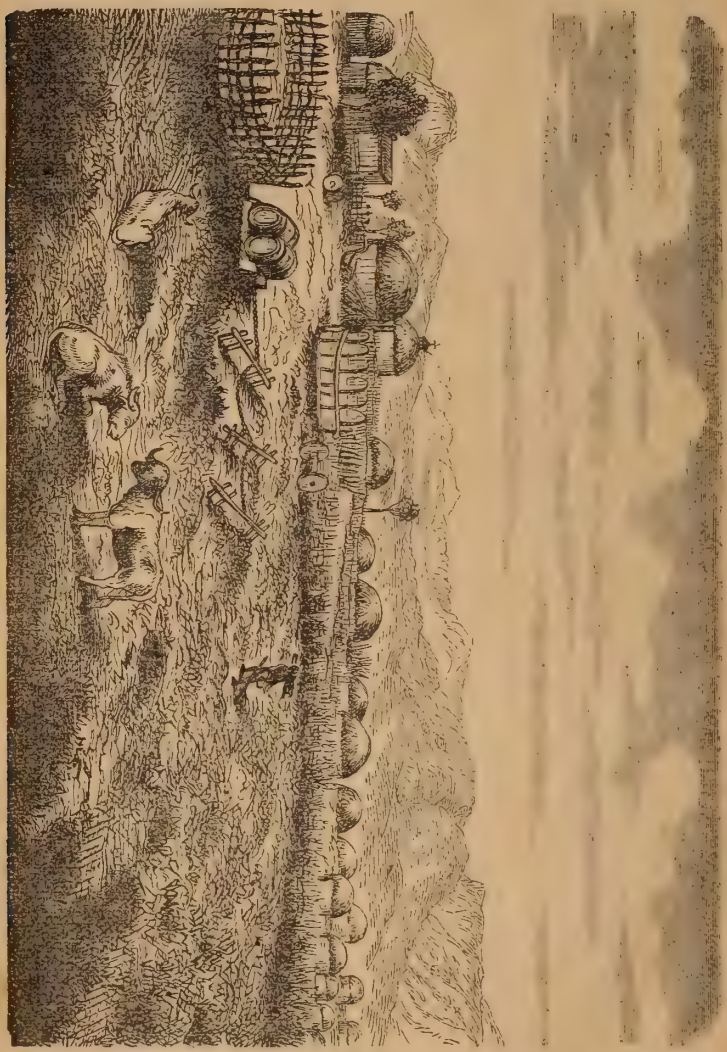
Trotzdem müssen wir die Wahl des Orts für einen Misgriff erklären; er lag zu nahe an Petersberg, und Tois Volk war nicht zahlreich genug, um die Anlegung einer zweiten Station im Lande dieses Häuptlings zu rechtfertigen. Nauhaus hätte sofort in Siwane's Gebiet gehen müssen, der noch keinen Missionar hatte, aber geneigt war, einen solchen aufzunehmen. Doch der Herr weiß auch die Misgriffe seiner Kinder zum Besten zu lenken, und im Ganzen und Großen hat die Anlegung dieser Station doch auch ihren Segen gebracht.

Es war am 6. December 1864, als Nauhaus auf seinem von Petscheni, einem christlichen Kaffer aus Petersberg, geführten Ochsenwagen auf dem neuen Platze anlangte.

„Wie soll denn die neue Schule heißen?", fragte Petscheni. Nauhaus hatte zwei Namen im Sinne. Einmal Itemba, — damit das Gedächtniß unsers einst so hoffnungsvollen alten Itemba erhalten bleibe; — dann Bethlehem! — War es doch gerade Advent und das liebe Weihnachtsfest nahe, als er anzog. Petscheni antwortete: „Itemba (Hoffnung) ist kein Name für einen Ort, denn die Hoffnung ist im Herzen. Aber Bethlehem, das ist ein Name für einen Platz, das ist ein schöner Name, denn in Bethlehem ist ja unser Herr Christus geboren!" — Trotzdem hatte auch der Name Bethlehem seine Bedenken. Er ist ein Name, der nur einmal in der Welt vorkommen darf. Ist doch auch in der ganzen Missionsgeschichte nur einmal der Fall vorgekommen, daß einer Missionsstation dieser Name gegeben wurde. Dagegen empfahl es sich, einen Namen zu wählen, der der Volksthümlichkeit der Kaffern entspricht. Diese benennen gern ihre Ortschaften nach dem Namen des Flusses, an dem sie liegen.

Und weil das Flüßchen bei der neuen Station die Mdisa heißt, wurde der Name Emdiseni gewählt, das heißt „An der Madisa."

Das Wort hat aber in kafferscher Uebersetzung auch noch eine zweite Bedeutung; es heißt „Im Unkraut." An diese Be-



(Ghaikakopf) (Winterberg) (Keiskammahoek)

Emdiseni mit dem Amatole-Gebirge.

deutung knüpfte Bruder Nauhaus den Segenswunsch an: „Sie wird sein wie ein Waizenkorn der göttlichen Gnade in der sie umgebenden Heidenwelt; zuerst wird sie kaum gesehen werden in

ihrer Kleine; dann wird sie oft in Gefahr sein, vom Unkraut erstickt zu werden, und endlich wird sie, das gebe der Herr, als Waizen gesammelt werden trotz des Unkrauts, und aus dem Unkraut heraus in die Scheuer der himmlischen Herrlichkeit. Dann wird aus dem Emdiseni ein Epardiseni (im Paradiese) werden. Hosiannah!" Unter Gebet und Flehen weihte Nauhaus die neue Stätte zum Platz des Gebets und Zeugnisses. Dann sprach er: „Der Herr wird sich zu dieser Weihnachtsstation bekennen, das will ich, das wollen wir recht getrost zu Seiner Gnade hoffen!"

Am folgenden Tage hieb er einen von drei aus derselben Wurzel aufgewachsenen Baumstämmen ab und befestigte an dem Stumpf den Schraubstock, dies nöthigste Stück für Anlegung einer neuen Station; die beiden lebenden Stämme mußten ihm den nöthigen Schatten darbieten; denn es galt eine Arbeit im Schweiß des Angesichts in der Hundstagshitze der Decembergluth.*) Einige christliche Kaffern aus Petersberg, von wo drei Familien mit hinüberzogen in die neue Station, leisteten treue Dienste; auch die Kaffern von Tois griffen wacker mit an, und es dauerte wenige Tage, da stand die neue runde Kafferhütte von 18½ Fuß Durchmesser da, und war für den Missionar und seine Familie zugleich Wohn-, Schlaf- und Arbeitsstube und Küche. Am 11. December hielt Nauhaus in der halbfertigen Hütte die erste Predigt vor 60 Zuhörern, die aus den nächsten Dörfern herzukamen, und deren Zahl am ersten Weihnachtstage bereits auf 78 herangewachsen war.

Dann gings an das Planiren des Landes, welches wegen der vielen Ameisenhaufen aus Berg und Thal bestand. Am 16. December wurden die Sachen aus Petersberg abgeholt; Bruder Liefeldt verabschiedete die Fortziehenden mit Gebet und Segenswünschen.

Da das Kafferhaus mit feuchtem Grase gedeckt war, machte man am folgenden Morgen die Entdeckung, daß etwa 30 Frösche die Nachtgäste gewesen waren; bei Tage entdeckte man drei Schlangen, deren Zischen die Nachtruhe gestört hatte; man tödtete sie und unter ihnen eine giftige. Schlimmer war der Regen, der bald durch das frische Dach strömte, so daß die Bücher zusammenklebten, die Möbel aus dem Leim gingen, die Kleider stockten, und über das Bette eine Art Zeltdach von Wachsleinewand gemacht werden mußte. Der Herr gab es, daß die Gesundheit der Missionsfamilie nicht litt. Dann ging es an den Bau einer Kirche, weil die Sonnengluth und der Zugwind die Predigt im Freien nicht zuließ. Daran schloß sich die Abdämmung der Was-

*) In dortigen Gegenden ist nämlich der December der Monat der unserem Juni entspricht.

ferquelle, die mit einem Wall umgeben werden mußte, damit das Vieh sie nicht verunreinige. Diese Arbeit gewann dem Missionar bald das Vertrauen der umwohnenden Kaffern, welche sich mit einem Male in Besitz von klarem, trefflichem Trinkwasser gesetzt sahen, das ohne Mühe geschöpft werden konnte. Dazu mußte sofort ein neues Haus in Angriff genommen werden, welches für die Familie des Missionars einen besseren Aufenthaltsort darbot, als jene löchrichte Kafferhütte. Das Häuslein erhielt drei Stuben, und konnte bereits am 24. Februar bezogen werden. Hier ging allerdings die Noth erst an; denn als Frau Nauhaus alsbald von einer heftigen Augenentzündung befallen wurde, mußte Licht und Luft von dem Hause abgesperrt werden, und der Regen strömte, da die Umgebungen des Fundamentes noch nicht planirt waren, so stark in die Gemächer, daß man die Sachen auf Stühle und Commoden retten, und das Wasser mit Eimern ausschöpfen mußte. Dann wurde außer der 27 Fuß im Durchmesser messenden 13 Fuß hohen runden Kafferkirche noch ein Häuslein von 26 Fuß Länge und 13 ½ Fuß Breite gebaut, das die Packkammer und die Werkstatt enthielt; das erstgebaute Kafferhaus wurde die Küche. Endlich wurde Ackerland und Garten mit einem Zaun umwehrt. Was das besagen will, daß alle diese Arbeiten in sechs Monaten vollendet waren, das vermag nur der zu ermessen, der da weiß, daß ein Kaffer auch kein einziges Stück selbstständig anfassen kann, und daher stets beaufsichtigt und geleitet sein will, damit er nicht alles, was er macht, verkehrt mache. In dieser Anlage von Emdiseni steckt mancher heiße Schweißtropfen.

Der Herr schenkte Gnade dazu, daß der alte Schulze des Orts Sotondoshe, ein Schüler von Schultheiß, ein Mann von klarem Urtheil und Geneigtheit für Gottes Wort, der über das Anziehen des Missionars sehr erfreut war, ihm allen möglichen Vorschub leistete. Derselbe sagte zu Nauhaus: „Es ist alles Wahrheit, Lehrer, was du gesagt hast; alle Dinge dieser Welt vergehen, nur die himmlischen Dinge bleiben ewig. Siehe, ich war früher reich, ich hatte Vieh und Weiber und Kinder. Jetzt ist mein Vieh dahin, ich habe nur noch eine Frau, die noch dazu beständig krank ist, und wenige Kinder. Lehrer, komm, und lehre uns oft, denn ich will auch suchen in den Himmel zu kommen." Nauhaus nahm das Wort auf wie Paulus das Wort des Macedoniers, der ihm zurief: „Komm herüber und hilf uns!" Sotondoshe aber lieh dem Nauhaus sofort einen Arbeitsochsen, der ihm in seinem Spann fehlte, und erbot sich, ihm Milch zu geben, soviel er bedürfe, auch übernahm er die Sorge für die Hütung des Stationsviehes gegen eine mäßige Entschädigung.

Die umwohnenden Heiden wurden in Ermangelung einer Glocke durch Flintenschüsse zum Gottesdienst eingeladen. Sie

fanden sich zahlreich und willig ein. Die Kinder aber antworteten auf die Frage, ob sie nicht auch zur Schule kommen wollten, mit einem runden: Nein! — Warum nicht? — Wir haben gehört, in der Schule werden wir mit der Ruthe geschlagen! — Nur die Unartigen! — Das beruhigte sie aber nicht. Sie mochten ahnen, daß ihre Begriffe von Unart andere seien, als die des Lehrers. Hernach blieben denn auch von den 40 durch ihre Eltern geschickten Kinder in kurzer Zeit fast alle fort.

Eine Kafferfrau fand Bruder Nauhaus an der Quelle. Sie war gewitzigt, wie die Samariterin am Jacobsbrunnen. „Warum kommst du nicht zum Gottesdienst?" — „Ich weiß, du predigst, wie alle Lehrer, vom Satan; der ist aber sehr schlecht, und ich fürchte ihn sehr, und will mit ihm nichts zu thun haben!" — „Du, nichts mit ihm zu thun haben? Du bist ja in seiner Gewalt! Aber du irrst dich, wenn du meinst, ich predige viel vom Satan, ich predige von Jesu, dem Sohne Gottes, der uns erlöset hat aus Satans Gewalt." — „Aber ich mag dennoch nicht zur Kirche kommen, da wird so viel geweint (sie meinte gesungen); wenn ich das höre, so greift es meine Ohren an, daß ich weglaufen muß!" — „Aber singt ihr denn auch nicht bei euren Tänzen?" — „Ja, da singen wir, doch, wie es dem Herzen angenehm ist, aber euer Singen ist Weinen; dabei sitzt ihr so still, wie ein Weinender sitzt. Wenn wir singen, dann springen und tanzen wir dabei. Das ist Singen." Mittags war sie in der Kirche. Nauhaus sprach zu ihr: „Ich freue mich, dich hier zu sehen!" — Sie antwortete: „Lehrer, bekehren wirst du mich doch nicht!" — Abwarten! —

Auch Tois stellte sich fleißig zum Gottesdienst in dem neuen Kirchlein ein. Lag es doch in seiner Location. Einmal begann er in ganz aufgeregter Weise die Leute zu ermahnen, daß sie fleißiger zur Kirche kämen, damit sie nicht so dumm blieben wie bisher. Nauhaus strafte ihn hernach, wie er seine Leute ermahnen könne und doch selbst unbekehrt bliebe. „Ja, sagte er, ich sehe wohl ein, daß ich mich bekehren muß, aber ich bin zu alt!" — „Nicht zu alt, sondern zu fest gebunden an die Sünden, die du lieb hast." — „So ists, Lehrer!" — „Wie hübsch wird es sein, sprach Tois ein andermal, wenn Viele gläubig werden und hier wohnen!" Nauhaus hörte diese Worte aus der Ferne, trat heran, faßte ihn freundlich an die Schulter und sprach: „Wie hübsch wird es doch erst sein, wenn dieser alte Tois, dieser alte Knecht der Sünde, sich bekehrt und gläubig wird!" — Er schwieg, dann sprach er: „Lehrer du hast recht, aber ich bin zu schwach." — Die Weiber und der Branntwein, die sind sein Verderben! —

Sotondoshe kam trunken von Kingwilliamstown, begehrte ein

Pferd von Nauhaus und Arznei für seine Frau. Nauhaus antwortete ihm: „Morgen, denn heute bist du sehr krank.“ Darüber wurde er höchlichst erzürnt, leugnete es ab, Branntwein getrunken zu haben, obgleich ihm derselbe aus dem Munde roch; hernach blieb er dabei, der Lehrer habe ihn beschimpft und in seiner Würde gekränkt; er blieb fort von den Gottesdiensten, und bedurfte längerer Zeit, bis er sich wieder zu recht fand.

Kirche in Emdiseni 1867.

Trotzdem wurde das neu erstehende Kirchlein von Sonntag zu Sonntag fleißiger besucht. Die Hörerzahl stieg von 70 auf 100, 130, 140, am ersten Christtage auf 160. Und bald jubelte das Herz des Missionars darüber, daß eine kleine Anzahl von Taufkandidaten sich einfand. Auf diese Freude hatte er in seinem früheren Arbeitsfelde unter den Zulu Jahre lang vergeblich gewartet. Er schrieb mit Freuden: „Es ist das erste Mal, seitdem ich in Africa bin, daß ich erweckte Heiden sehe, und meine Freude darüber ist groß vor dem Herrn!“

Die fleißigsten Kirchgänger waren Fingu, die auf dem Kraal von Noke wohnten. Noke selbst kam und wies auf seine Kehle, dort habe ihm das Wort Gottes wohlgethan. Dem Kaffer ist nämlich, sehr bezeichnend, die Kehle der Sitz des Wohlgefallens, das, was bei uns das Herz ist. Ein anderer kleiner Capitän, Nkabi, kam ebenfalls, er werde seine Leute zu Nauhaus in die Kirche schicken, denn früher sei Döhne sein Lehrer gewesen, und Nauhaus sei Döhne's Kind.

Da auch etliche getaufte Fingu anzogen, und Nauhaus von Petersberg drei christliche Familien mit hinüber genommen hatte, so wohnte wohl ein kleines Christengemeindlein um ihn her, aber

in demselben keine von ihm selbst getaufte Seele. Diese Freude wurde ihm nach zweijähriger Wirksamkeit zu Theil; am ersten Adventssonntage 1866 konnte er seine Erstlinge taufen, denen bereits am 28. April des folgenden Jahres fünf Erwachsene und sechs Kinder folgten. Mane, der Vater Zuzi's, ein Greis von 75 Jahren, ergoß nach empfangener Taufe sein Herz in Lob und Preis: „Vater, wir haben dir viel zu danken, daß du uns unterrichtet hast, und den Weg gewiesen zu unserem Seligmacher. Mein Herz ist froh, und ich danke mit großem Danke dem Herrn, der mich alten Sünder will selig machen!" Seitdem wartet er als ein „Simeon", daß ihn der Herr in Frieden heimrufe.

Gerade drei Jahre hatte Rauhaus auf der Station gearbeitet, die Zahl seiner Getauften war auf 43 Seelen gewachsen, als er, für ein neues Arbeitsfeld bestimmt, die fernere Pflege der Station in die Hände seines Nachfolgers, Bruder Anders legte, der von Wartburg aus am 7. December 1867 in Emdiseni eintraf, und am 22. April 1868 durch den Superintendent Bruder Kropf feierlich in sein Amt eingeführt wurde.

Derselbe hat im Geiste seines Vorgängers weitergearbeitet, und die Gemeinde ist langsam, aber stetig gewachsen. Anders hat die Fähigeren aus derselben mit hinausgenommen zur Predigt auf die zahlreichen Außenkraale. In eigens dazu angesetzten Versammlungen unterweist er sie zu ihrem Evangelistenamt. Auch er hat mit Selbständigkeitsgelüsten der Diaconen zu kämpfen gehabt,

Wohnhaus in Emdiseni 1867.

und namentlich der obengenannte Zuzi hat ihm viel zu schaffen gemacht. Mit Geduld und Entschiedenheit ist es ihm indeß ge-

lungen, die Ordnung zu erhalten. Die Einführung geordneter Gemeindeabgaben ist in seiner Gemeinde auf Schwierigkeiten gestoßen, die bis heute noch nicht völlig überwunden sind. Ein besonderes Hemmniß für die fröhliche innerliche Entwicklung der Station ist die Zusammensetzung der kleinen Gemeinde aus zwei national einander gegenüberstehenden Elementen, Kaffern und Fingu. Die Eifersucht zwischen beiden hat schon zu bedauerlichen Auftritten geführt und sogar das Bestehen der Station gefährdet.

Tois, der Häuptling des Stammes und Sotondoshe, der Platzcapitän der Station, schwanken noch immer, und hinken auf beiden Seiten, so daß die ab und zu durch erfreuliche Aussprachen derselben erweckte Hoffnung zu ihrer gründlichen Bekehrung immer schwächer wird.

Zu den Gottesdiensten ruft eine neue Glocke mit der Inschrift: „Abahleliyo ndiya babiza, abafihlego ndiya balilela" (Ich rufe die Lebendigen, und beklage die Todten). Die Gemeinde versammelt sich willig und zahlreich im Gotteshause. Die Zahl der Getauften war 1872 auf 58 Seelen gewachsen, ein erfreulicher Anfang nach so kurzem Bestehen der Station.

67. Etembeni.

Der Besuch, den der Herausgeber im Jahr 1867 in Emdiseni machte, erweckte in ihm den Zweifel, ob die Anlegung dieser Station nicht ein Fehlgriff gewesen sei. Tois' Volk von circa 3000 Seelen konnte füglich von einer Station, Petersberg, aus versorgt werden, und Emdiseni liegt von dort kaum mehr als 1¼ deutsche Meilen entfernt. Nur das sichtliche Aufblühen der letzteren ganz jungen Station vermochte, die aufsteigenden Bedenken zu unterdrücken. Dagegen erweckte alles, was er von der Location und dem Volke des benachbarten Häuptlings Siwane, der die Imidushani (eine Abtheilung Chlambe) beherrscht, hörte, sein lebhaftes Interesse. Derselbe hat an 7000 Seelen unter sich, wohnt von dem eigentlichen Verkehr mit den Weißen noch ziemlich abgeschnitten, und auch die Beschreibung seiner Persönlichkeit und seine Geneigtheit, einen Missionar unter seinem Volk plazirt zu sehen, erregten in mir den Wunsch, zu sehen, ob nicht dort von uns eine neue Station angelegt werden könne, zumal die Stärkung der corporativen Kraft unserer Kaffermission die Anlegung einer neuen Station dringend wünschbar machte.

Ich sattelte daher Mittwoch den 23. Januar 1867 mein Pferd und ritt in Begleitung des Bruder Rauhaus und anderer

Brüder und einiger Stationsbewohner von Emdiseni zunächst die zwei Meilen nach Tamachapost, dem Wohnsitz des Herrn Kayser, englischen Magistrats unter den Imidushani, Sohns des alten deutschen Missionars Kayser in Knappshope, der unserem Bruder Döhne bei Eröffnung unserer Kaffermission (siehe Capitel 2) so treuliche und wesentliche Dienste geleistet hatte. Er war sofort bereit, alle Hülfe zur Anlegung einer Station bei Siwane zu gewähren, und begleitete uns auf einem Ritt, den wir kreuz und quer durch Siwane's ganzes Land machten. Dasselbe ist hüglig, voller Schluchten, ganz bedeckt mit größeren und kleineren Kafferkraalen. Drei Punkte wurden ins Auge gefaßt, wo man etwa eine neue Station anzulegen wagen dürfte. Siwane, den wir auf seinem Kraale verfehlten, stellte sich vier Tage später am Sonnabend den 26. Januar in Emdiseni ein, um persönlich mit mir den neuen Plan, der besonders in Bruder Nauhaus' Herzen lebhaften Wiederhall fand, zu besprechen. Wir wurden bald völlig einig, ich berichtete an das Comité, erhielt dessen Erlaubniß, die ersten Mittel bot der seit Jahren müßig liegende Kirchbau-Fond von Petersberg dar, und so machte sich Nauhaus, der für die Anlegung der neuen Station bestimmt war, noch in demselben Jahr am 5. November mit dem Herrn Kayser auf den Weg, um den geeigneten Ort zur Anlegung der neuen Station zu finden.

Auf diesem Ritt befand es sich, daß ein anderer Capitän Jali Anspruch auf die Capitänschaft machte und eifersüchtig war auf die größere Macht und Würde des Siwane, zugleich auch, daß ein Stück Landes zwischen den Gebieten beider Häuptlinge als streitiges Eigenthumsgebiet belegen sei. Da dieses Stück gerade zur Anlegung einer Station wohl geeignet war, so war es Jali sofort genehm, daß Nauhaus gerade dieses Land erwählte. Die Versammlung der Geheimen Räthe (izibonda) stimmte zu, nur ein Geheimer Rath von Jali erklärte entschieden: „Ich habe keinen Theil an Siwane's Schule." „Gut, antwortete Nauhaus, ich habe dein Wort gehört, und dein Gesicht werde ich nicht wieder vergessen. Wenn du künftig in mein Haus kommst, um von mir Tabak und Medizin zu bitten, werde ich dir antworten: Du hast keinen Theil an Siwane's Schule, so hast du also auch keinen Theil an meinem Tabak und meiner Medizin!" Ein schallendes Gelächter von allen Seiten machte den Widersprechenden verstummen. „Bist du auch Doktor?" riefen Viele aus Einem Munde — und sofort wurde einstimmig von Jali's Volk die Erlaubniß zur Anlegung der Station ertheilt.

Nach Tamacha zurückgekehrt, ließ Herr Kayser Siwane rufen, erzählte ihm von Jali's Worten, und fragte ihn, ob er auch seinerseits bereit wäre, das Stück Land zur Anlegung der Missionsstation herzugeben. Siwane antwortete: „Bin ich denn ein Kind,

daß ich so oft gefragt werde? Du Sohn von Dadushe (Kaffername des Missionars Kayser) kennst mich seit lange. Auch der große Lehrer von jenseits kennt mich, denn ich habe mit ihm gesprochen im Hause des Lehrers. Was habe ich zu diesem Elephanten gesagt? Ich habe gesagt, ich wünsche einen weißen Lehrer. Und du (sich an Rauhaus wendend), was hast du gehört aus meinem Munde? Als du mir sagtest, der große Lehrer werde dich senden, da habe ich deine Hand gefaßt, diese Hand, und habe gesagt: Es ist gut, ich freue mich, denn du kennst mich. Sohn von Dadushe, was fragst du heute wieder?"

„Heute fragt dich das Gouvernement wegen des Landes, lautete Mr. Kayser's Antwort, darüber sollst du antworten." Als Siwane hörte, das streitige Land am Shushu sei gewählt, da schlug er fröhlich ein Schnippchen und rief aus: „Ja das ist die Schule, der Lehrer hat gut gewählt, er baue dort!"

Nachdem alle sonstigen Vorbereitungen vollendet waren, traf Bruder Rauhaus am 14. Februar 1868, Abends auf dem Platze ein, um sich dauernd niederzulassen. Gewaltige Blitze durchzuckten den südlichen Himmel und die Donner rollten majestätisch daher, so daß Bruder Rauhaus betete, der Herr möge ihn nicht verderben lassen am Anfange seines Werks. Das Wetter kam bis dicht vor die Station, da stand es still und entlud sich — eine kostbare Sommernacht folgte. Die Losung des Tages aus 5 Mos. 1 gab kräftigen Trost. Rauhaus gedachte den alten Namen Itemba wieder erstehen zu lassen, allein das Votum von Petscheni (Capitel 66) kam ihm in Erinnerung, daß Itemba nicht Name einer Gegend sei, sondern eines Dinges, das im Herzen ist, und so wandelte er ihn ein wenig um in Etembeni, d. h. „In der Hoffnung." Er schreibt dazu: „Alle Hoffnung im Reiche Gottes hofft, wo nach der Natur nichts zu hoffen ist, aber sie erlangt dennoch ihr Ziel durch den Glauben. In diesem Sinn wollen wir unsere neue Station Etembeni, d. h. in der Hoffnung, nennen. Ja, in der Hoffnung wollen wir leben und uns bewegen bei dieser Arbeit und weder durch Freud' noch Leid uns daraus vertreiben lassen. Dazu helfe der Herr aus Gnaden der unternehmenden Missionsgemeinde daheim und mir, dem arbeitenden Knechte sammt allen denen, die nach mir hier weiter arbeiten werden!"

Daß „aller Anfang schwer" sei, mußte Bruder Rauhaus in Etembeni auf ganz besonders empfindliche Weise erfahren. Als er mit seinem Wagen auf dem ganz öden Platz anlangte, wo jetzt die Station steht, suchte er zunächst Hülfe zum Erbauen eines kleinen Häusleins. Ein Deutscher fand sich, der Ziegel brennen und die Maurerarbeit verrichten wollte. Aber er wurde bei dem fortdauernden Regen bald so muthlos, daß Rauhaus selbst die Arbeit in die Hand nehmen mußte. —

Bitter klagt er über gänzlichen Mangel an irgend welchem Entgegenkommen von Seiten der Kaffern. Weil die Ernte reich gesegnet gewesen war, also keine Noth die Leute zur Arbeit trieb, konnte er nur mit großer Mühe und zu sehr hohem Lohn Arbeitskaffern auftreiben, welche denn noch dazu ihre Zeit mit schmutzigen Reden und Müßiggang ausfüllten, und murrten, sobald Nauhaus sie zum Fleiß antrieb, und auf alle Weise ihm Herzeleid bereiteten. Er schreibt: „Ich habe in den ersten Monaten meines Wohnens auf Etembeni mehr heidnisches, ausgelassenes, unbändiges Wesen und Treiben gesehen, als sonst in neun Jahren zuvor!“

Die erste Aufgabe unseres Bruders war, ein provisorisches Haus zu bauen, 32 Fuß lang und 16 Fuß breit. Dazu mußte ein Damm in dem Flüßchen errichtet werden, um das Wasser aufzufangen. Am 8. Juni, nachdem diese Vorbereitungsanstalten vollendet waren, siedelte er von Emdiseni völlig über.

Unter viel Seufzen warf er das Netz aus; aber es füllte sich viel reichlicher, als er zu hoffen gewagt hatte. Schon nach einigen Monaten stieg die Zahl der erwachsenen Zuhörer bei seinen Predigten bisweilen bis auf 84. Es kam unserem Bruder sehr zu statten, daß Siwane, der Kaffercapitän der Station, mit allem Ernst die Aufrichtung der Station zu fördern bedacht war, und seinen Leuten überall fleißigen Kirchenbesuch anempfahl, und daß andererseits auch der englische magistrate (Landrath) Herr Kayser mit Rath und That unserem Bruder kräftig zur Seite stand.

Nauhaus theilte sein ganzes Arbeitsgebiet in 27 Predigtplätze, die er zu regelmäßigen Zeiten besuchte, um den Einzelnen nahe zu kommen. Würde er nur auf der Station predigen, so würde nur ein geringer Bruchtheil des Volks das Wort hören. Auf diese Weise gelangt es zu Allen, und die Schulzen der einzelnen Kaffernkraale haben, weil Siwane dazu ihnen Befehl ertheilt hat, bisher sich durchaus willig erwiesen, die Leute zu den Predigten zusammenzutreiben.

Siwane ist ein nicht gewöhnlicher Mensch. Er ist hohen Geistes, und ein kräftiger Regent, dazu für die Eindrücke des Wortes Gottes durchaus nicht unempfänglich, und hat den festen Willen, die Station zu fördern.

Er hatte dazu einen guten Plan, der in ganz besonderer Weise geeignet war, der Station zu einem raschen Aufblühen zu verhelfen. Er wollte eine Anzahl Leute seines Stammes, die bereits auf anderen Stationen wohnten, zurückrufen, weil er nun seinen eigenen Lehrer habe. Schon im Mai kam einer dieser Getauften, Namens Gosi, mit sieben Seelen (darunter vier Getaufte) auf der Station an, und Nauhaus hatte dadurch nicht nur die Freude, von vornherein etliche Christen um sich zu haben,

die ihm mit Vertrauen anhingen, sondern er hatte nun auch, zumal da N=Gosi's Beispiel mehrere Andere folgten, Arbeiterkräfte genug in der Nähe, die willig waren, ihn bei den nöthigen ersten Stationsbauten, — zu welchen auch ein Kirchlein gehörte, zu unterstützen. Auch dem Worte Gottes wurden durch die Unterstützung dieser Getauften aus ihrem Volke die Herzensthüren leichter geöffnet, so daß schon nach sehr kurzer Zeit zwei Frauen erweckt wurden. Da die ersten Zeiten einer Station besonders wichtig sind für den Charakter des auf derselben aufzubauenden Werks, wird es nicht unwillkommen sein, wenn wir die erste ernstliche Begegnung des Wortes Gottes mit den Heiden in ausführlicher Darstellung aus Bruder Nauhaus' Tagebuch des Jahres 1869 wiedergeben.

„Den 25. April, Sonntag Cantate. Es liegt ein Tag hinter mir, wie ich ihn bisher in solcher Weise noch nicht erlebt habe, und ich weiß noch nicht recht, wie ich mich freuen soll, wie ich danken soll. Gestern gegen Abend kamen die beiden erweckten Frauen, ärmlich aber reinlich gekleidet mit ihren Männern. Sie herbergten in Gosi's Hause. Sie sprachen mit mir nicht viel, aber was sie redeten, gab mir Zeugniß, daß sie erweckt sind und nach dem Heil in Christo Verlangen tragen. Der Mann der jüngeren Frau sprach sich recht offen aus gegen mich, wie schwer es ihm sei, daß diese seine Frau sich bekehrt habe, er habe sie gerade lieber als die andere; andererseits freue er sich, daß in seinem Hause nun ein Mensch sei, der für ihn bete. Er für sein Theil behauptete, der Herr habe ihn noch nicht erweckt, Sein Geist habe ihn noch nicht erfaßt, so könne er sich auch nicht bekehren. Daß unbekehrt und ungläubig sein Sünde sein sollte, wollte er nicht begreifen. Daß Glauben heißen sollte, ein großes Geschenk Gottes dankbar annehmen wollen, war ihm eben so schwer zu verstehen. Kurz, er sei doch zufrieden, daß die Frau sich bekehrt habe, vielleicht ergreife der Geist Gottes ihn durch seine Frau. Es ließ sich im Ganzen gut mit dem Manne reden.

Heute Morgen nach dem Morgensegen kam Siwane mit seinem umzi, d. h. mit seinem Hofstaat an, mit ihm auch der Mann der älteren erweckten Frau. Was der eigentliche Zweck dieser ceremoniellen Versammlung sein sollte, war mir noch nicht klar, sollte es aber bald werden. Nachdem der Hofstaat sich gelagert hatte, begann der Mann der älteren Frau: „Lehrer, meine eine Frau und die eine Frau dieses Mannes haben sich bekehrt, sie haben das dem inkosi am Freitage angezeigt, haben aufgehört sich roth zu schmieren und die Kleider der Weißen angelegt. Wir sind heute gekommen zu dir mit ihnen, damit du sie sieheſt und uns Rath giebst, was wir thun sollen." Ich: „Du Häuptling Siwane und ihr Männer alle, ich freue mich, euch hier am Sonn-

tage zu sehen in so großer Zahl; ich danke dem Herrn unserm Gott mit fröhlichem Herzen, daß Er die beiden Frauen erweckt hat, und mein Rath an euch alle ist der, nehmt auch ihr das Wort des Herrn an, bekehrt auch ihr euch." Der Kaffer: „Lehrer, wir meinen nicht diesen Rath, wir suchen zu verstehen, ob unsere Frauen wirklich bekehrt sind?" Ich: „Ob eure Frauen ganz bekehrt sind, kann ich euch nicht sagen, das weiß der Herr allein, der unsere Herzen kennt; aber so weit ich aus ihren Worten verstehen kann, sind sie erweckt und suchen das Heil ihrer Seele." Siwane: „Das Wort ist gut, Männer, der Lehrer sagt, sie sind erweckt, sie sind nicht vollkommen bekehrt; das Bekehren ist nicht das Werk einer kurzen Zeit, das weiß ich. Aber laßt uns doch die Frauen rufen und sie hören."

Die Frauen wurden gerufen und kamen etwas schüchtern vor den hohen Rath. Als sie Siwane nicht grüßten nach Kafferſitte (mit erhobener rechter Hand seinen Namen rufen), sagte er: „Was? Ihr grüßt euren Häuptling nicht, wie sich's geziemt?" Sie wurden ängstlich und so fuhr er begütigend fort: „Ihr habt es wohl vergessen?" Sie: „Ja inkosi." Er: „Nun, laßt gut sein, setzt euch dort hin vor den Männern und antwortet mir auf meine Fragen." Während sie sich setzten, sagte Siwane leiser zu den Männern gewandt: „Seht an diese Frauen, wer hat ihnen gesagt, daß sie das Rothschmieren sein lassen? Kein Mensch; ganz aus sich selber haben sie die rothe Farbe abgewaschen und Kleider der Weißen angelegt! Hm! es ist ein Wunder dieses Bekehren!" Er wandte sich jetzt mit etwas barscher Stimme zu den Frauen und sagte: „Meine Töchter, ihr seid am Freitag zu mir gekommen und habt mir gesagt, ihr seiet bekehrt. Darum sind wir alle hier versammelt vor den Augen dieses Herrn (vor mir), um zu erfahren, wie der Geist über euch gekommen ist. So sagt denn an, wie geschahe eure Bekehrung?"

Die Frauen waren ängstlich; so sprach er ihnen Muth zu und die ältere von ihnen begann: „Häuptling unseres Volks, wir können nicht viel sagen darüber. Wir haben Gottes Wort schon seit Jahren zuweilen gehört; im letzten Jahre auch von diesem Lehrer, wenn er bei Done gepredigt hat. Vor kurzer Zeit gingen wir zur Hochzeit meines Bruders nach der Schule am Keiskamma. Als wir da waren, kam der Geist über uns, daß wir erweckt sind." Siwane: „O, dann seid ihr auf der Hochzeit erweckt, als da schön gesungen wurde, und die Gläubigen schöne Kleider hatten, und gut zu essen, o, von der Bekehrung halte ich nichts." Die Frau: „Nein, so war es nicht." Siwane: „Sage an, wie war es?" Die Frau: „Wir sind nicht zur Zeit der Hochzeit erweckt. Die Hochzeit war vorüber, wir aber blieben noch dort. Da gingen wir auch in die Kirche, und der Geist kam in

der Kirche über uns, daß wir das Wort verstanden." Siwane: „Also in der Kirche, da ihr nur das Wort hörtet, kam der Geist über euch?" Die Frau: „Ja, Herr." Siwane: „Es ist gut, daß ich das höre, denn nun glaube ich, daß ihr erweckt seid. Wäret ihr erweckt beim Singen auf der Hochzeit, so würde ich sagen, das sei keine Erweckung. Saget aber, was that der Geist in euch, als er in euch gegangen war?" Die Frau: „Das kann ich nicht sagen, Herr, ich weiß nur, daß ich das Wort verstand, und daß ich nun dem Herrn dienen will." Siwane, mich ansehend: „Nicht wahr, Lehrer, die sind erweckt!" und zu den Männern: „Männer, diese Frauen sind erweckt, der Geist ist über sie gekommen, da ist kein Zweifel; — Männer, Männer, ich möchte, der Geist käme auch über mich!" Er ließ die Frauen bei Seite gehen. — „Was ist nun zu thun?" huben die beiden Männer der Frauen an, sich an mich wendend. „Folget ihnen, nehmt auch ihr das Wort an und glaubet," entgegnete ich. Der eine von ihnen: „Lehrer, es ist gut, was du sagst, aber sprichst du so zu uns? Ist der Geist schon über uns gekommen? warum ergreift er uns nicht? Sage uns jetzt, was sollen wir mit den Frauen machen?" Ich: „Ich verstehe eure Frage nicht. Wollt ihr die Frauen wegwerfen, da sie gläubig geworden sind?" Der Mann: „Nein, Herr, aber werden die Frauen bei uns bleiben? Wirst du sie nicht von uns abschneiden?" (Jetzt erst verstand ich den Zweck der großartigen Versammlung).

Ich: „Ich habe keine Macht, die Frauen von euch abzuschneiden, denn die Frauen sind eure Frauen durch das Gesetz, und sie haben nicht zwei Männer, sondern jede Frau hat nur einen Mann." Siwane: „Männer, merkt auf, was der Lehrer sagte." Er wiederholte meine Worte mit seinen Erklärungen. „Aber," fragte Siwane, ich denke, die Lehrer schneiden die bekehrten Frauen ab von ihren ungläubigen Männern? wie sprichst du denn heute?" Ich: „Wie viel Frauen hast du?" Er: „Vier." Ich: „Du hast keine Frau." Er, lachend: „Was sagst du nun?" Ich: „Als du deine erste Frau hattest genommen, da hattest du eine Frau, die wurde dein Fleisch und dein Gebein, die wurde deine Frau. Aber als du noch eine Frau nahmst, da wurde die nicht deine Frau, sondern sie wurde deine Hure, und die dritte und die vierte auch; die erste aber war nun auch nicht mehr dein Fleisch und dein Gebein. Du bist ein Ehebrecher wie alle Männer, die mehr als eine Frau haben. Wenn du dich würdest bekehren, dann würdest du sagen, nicht ich, jetzt kann ich kein Ehebrecher mehr sein, ich muß jetzt mit einer Frau leben." Siwane: „Jetzt verstehe ich das Gesetz der Lehrer. Männer, wir sind alle Ehebrecher, wir haben viele Weiber, aber unsere Weiber haben nur einen Mann." Ich: „Ja, sie haben nicht

einmal einen Mann, sie haben nur einen Theil von ihrem Manne, den andern Theil haben die anderen Frauen und das Herz ihres Mannes haben sie gar nicht und das ist sehr böse." Siwane: „Männer, das ist so, wie der Lehrer sagt, unsere Weiber haben nur einen Theil von ihren Männern." Einer der Männer jener Frauen: „Was sollen wir nun aber thun? Unsere Frauen wollen nicht bei uns bleiben, sie wollen in keinem rothgeschmierten Hause leben, sie wollen mit Gläubigen wohnen auf der Schule." Siwane zu den Frauen: „Wollt ihr eure Männer wegwerfen?" Die Frauen: „Nein Herr, wir lieben unsre Männer, wir suchen keine andere Männer; aber wir bitten, daß sie uns erlauben zu leben wie Gläubige, und auf der Schule, denn wir können nicht mehr die Sitten der Heiden halten, aber wir lieben diese unsere Männer." Siwane: „Euer Wort ist gut, meine Töchter. Lehrer, ich bitte dich, nimm diese Frauen auf. Ihr Männer, was soll ich noch sagen? ihr wisset nun selber, was ihr thun könnt. Der Lehrer schneidet die Frauen nicht ab von euch, die Frauen wollen keine andere Männer, als euch. Wo ihr wohnt, ist mein Land, hier, die Schule ist auch mein Land. Bauet euren Weibern hier Häuser und dann ist alles gut." — Nun ging es ans Danken für meinen Rath, Siwane bekam Dank für seine Entscheidung. Die Männer alle waren zufrieden mit dem Ausgang.

Im Sommer des Jahres 1869 kam zu den wenigen Unterthanen Siwane's, die bis dahin seinem Ruf, in die Heimath zurückzukehren, gefolgt waren, mit einem Male eine große Schaar, fünfzig bis sechszig, Getaufte und Ungetaufte, die sämmtlich Aufnahme in die neue Station begehrten. Nauhaus konnte den Segen kaum fassen: „Alles kommt so schnell, und so viel, schreibt er, daß ich kaum weiß, soll ich mich freuen, oder zittern. Nun, der Herr wird ja in Gnaden Furcht und Freude ansehen, und sich unsere Arbeit wohlgefallen lassen; das ist doch schließlich meine feste Hoffnung!"

Gleich am folgenden Tage, 1. August 1869, wurde mit den Neuangekommenen der erste Gottesdienst gehalten. Am Montag machten sich alle auf, und zerstreuten sich, wie die Bienen, um das Material zu ihren neuen Hütten zu holen, und wie durch einen Zauberschlag stand in wenigen Wochen ein kleines Dörflein auf der eben noch so stillen, einsamen Station.

Freilich wurde nun auch sofort der Bau eines neuen Kirchleins nöthig. Alle Hände rührten sich, man wollte gern noch im Advent einziehen in dasselbe. Nauhaus selbst arbeitete Tag und Nacht, noch die Nacht zum Christfeste hindurch. Dafür aber konnte er auch am Morgen des ersten heiligen Weihnachtstages Einzug halten mit seiner kleinen Gemeinde in das helle freundliche Gotteshaus. Sein Gebet war, der Herr möchte dasselbe bald zu klein sein lassen.

Unter dem 14. Februar 1870 schrieb er in sein Tagebuch: „Mit Lob und Preis gegen unsern treuen und barmherzigen Herrn ist heute mein Herz erfüllt. Es sind heute zwei Jahre, seitdem ich hier anzog. Ich fand damals nichts vor, als eine Baustelle, an die noch keine Hand gelegt worden war. Nach zwei Jahren, in denen freilich schon mancher saure Schritt gethan und mancher Schweißtropfen vergossen ist, umgiebt mich ein kleines Dörfchen, mit einer kleinen Gemeinde, deren Pastor ich bin, ein kleines Kirchlein steht da; neben einem kleinen bisherigen Wohnhause erhebt sich dazu das ziemlich fertige Fundament zu einem massiven Missionarshause; die angepflanzten Bäumchen sind lustig emporgeschossen, hinter angepflanztem Gebüsch kann man sich bereits verstecken. Daneben ist das Wort des Herrn verkündigt und hat sich gewiß nicht unbezeugt gelassen. Gestern, am Sonntage vor diesem Gründungstage der Station, hat der Herr besondere Gnade erzeigt: Ich konnte drei Personen taufen, zwei Frauen und einen Jüngling."

Das war die Erstlingstaufe in der Hoffnungsstation!

Die Gemeinde, die aus allerlei verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, war nicht leicht zu behandeln. Es waren in derselben Stationsmitglieder aus Petersberg, aus Emdiseni, von Londoner und wesleyanischen Stationen, alle in verschiedenen Sitten und Anschauungen erzogen. Dazu mußten die von früher angesessenen Heiden erst nach und nach sich an den Gedanken gewöhnen, daß sie das Land mit den Neuangezogenen theilen sollten. In Summa waren am Ende des Jahres 1869 69 Personen auf dem Stationsplatze ansässig, darunter 31 Getaufte und fünf Katechumenen. Nauhaus entwarf eine bestimmte Platzordnung, der sich jeder Bewohner zu unterwerfen hatte, auch setzte er Diaconen ein, die ihm bei Handhabung derselben und in der Seelsorge halfen. Gemeindeabgaben wurden festgesetzt, fünf Silbergroschen pro Kopf und Monat; die Gemeinde gewöhnte sich, nachdem der erste Widerspruch überwunden war, so bald an deren Zahlung, daß es für eine Schande galt, im Rückstande zu sein. Einen geregelten Schulunterricht einzurichten, daran sah sich unser vielbelasteter Bruder durch die den größten Theil des Jahres 1870 ausfüllende Arbeit am Bau eines neuen festeren Wohnhauses verhindert.

Da war es ergreifend, zu sehen, mit welchem Eifer die Leute immer wieder anfragten, ob nicht endlich der Tag da sei, wo die Schule für ihre Kinder eröffnet werden könnte. Als nach Vollendung der nöthigsten Bauten dieser fröhliche Tag erschien, da fanden sich sofort 37 Kinder zusammen, für welche Nauhaus einen seiner getauften Jünglinge als Schulhelfer anstellen konnte.

Dadurch bekam Nauhaus freie Hand für sein eigentliches Missionswerk. Er besuchte die Einzelnen in ihren Hütten, und

das ganze Volk auf den 27 Predigtplätzen, in welche er das ganze Land des Siwane eingetheilt hatte. Viele wurden erweckt, eine Anzahl konnten getauft werden, so daß am Ende des Jahres 1871 unter mehr als 90 Stationsbewohnern fast die Hälfte aus Getauften bestand.

Zu den Kraalbesuchen hat er die vier Gefördertsten seiner Gemeinde als Nationalhelfer bestellt; sie begleiten ihn auf die Kraale, oder besuchen dieselben, nachdem sie von Nauhaus zu jedem solchen Besuch vorbereitet sind, auch selbständig. Für die zu diesem Zweck geopferte Arbeitszeit erhalten sie jeder ein Pfund Sterling jährlich Entschädigung.

Auf den Kraalen finden die Evangelisten verschiedene Aufnahme. Alle Kraalcapitäne gestatten, da Siwane dies befohlen hat, daß ihr Volk zur Predigt zusammengerufen werde, ja sie leisten selbst Hülfe zu diesem Zweck. Aber während an den meisten Orten das Wort mit Anstand, ja mit Aufmerksamkeit angehört wird, haben an anderen doch auch die Boten mit Spott und Feindschaft zu kämpfen. „Freunde, nehmt euch in Acht, heißt es dann: Gott kommt heute zu euch! Er wird euch schlagen, ihr schlechten Leute!" — oder: „Brüder, der Lehrer ist da, wenn ihr euch nicht bekehrt, kommt ihr alle in die Hölle!" — Ein schallendes Gelächter belohnt den kühnen Spötter. Oder die Männer commandiren während der Predigt die Knaben zum Herbeitreiben der Kälber, die Weiber zupfen an den Kleidern und plaudern ganz laut, und irgend ein roher Heide sucht durch wüste, unzüchtige Geberden die Geduld des Missionars zu ermüden, zu welchen die übrigen laut jauchzend Beifall klatschen; oder wo das Wort einmal getroffen hat, heißt es: „Was störst du uns, wir haben dich nicht gerufen! Du verdirbst die Leute! Was kommst du immer wieder!"

Würde der Missionar solchem Gebahren gegenüber ungeduldig werden, so hätte er verloren Spiel. Da gilt es, mit stets gleicher Ruhe die Spötter zurechtzuweisen, und immer wieder das Wort zu predigen, das seine Macht, Felsen zu zerschlagen, auch heute nicht verloren hat. Und die Frucht ist, daß eine Seele nach der anderen aufwacht, so daß Nauhaus gegen Ende 1872 schon über zwanzig Katechumenen im Taufunterricht hatte.

Die oben erwähnte bunte Zusammensetzung der Gemeinde brachte nicht geringe Schwierigkeiten. Namentlich die aus den Independenten-Gemeinden Gekommenen wollen sich nur schwer in die ernste Stationsordnung fügen, und die Diaconen verlangen dem Lehrer gegenüber eine so selbständige Stellung, wie sie dieselbe zu tragen, innerlich nicht reif sind.

Einer derselben Ncono, der, weil er mit seiner Frau im Zwiespalt lebte, vom Diaconat entfernt werden mußte, versuchte

einen offenen Aufruhr. Er hielt Volksversammlungen und setzte den Leuten auseinander, daß es sich für den Lehrer nicht schicke, um die äußerlichen Angelegenheiten der Gemeinde sich zu beküm-

Siwane.

mern. „In Gartenangelegenheiten, sprach der angesehene Mann, bin ich die Schule!“ Es gelang ihm, eine so allgemeine Aufregung zu bewirken, daß alles aus Rand und Band zu gehen drohte, und Nauhaus sich endlich genöthigt sah, eine allgemeine Gemeindeversammlung zu berufen, die über die Frage zu entscheiden

hatte, ob die Platzgesetze noch gelten sollten, oder nicht. Auch diese Versammlung hatte, obschon weitaus die Meisten sich für den Lehrer aussprachen, nicht den gewünschten Erfolg. Die Sache mußte vor Siwane, den Häuptling gebracht werden.

Dieser fragte: „Ncono, ist dir, als du herkamst, gesagt worden, daß diese Schule eine Schule der Ama-Lutheri ist, und daß du dich unter deren Gesetze zu beugen hast?" Ncono konnte die Frage nicht verneinen. „Nun denn — so entschied Siwane —, wenn du das gewußt hast, und willst dich in diese Weise nicht schicken, so gehe mit deinem Anhange hin, wo du hin willst, an einen Ort, wo die Weise der Ama-Wezile (Wesleyaner) gilt, geh und verlaß den Platz!" — und zu Nauhaus gewandt, fuhr er fort: „Naus, auf deinem Platz bist du Siwane!"

Diesen Ausgang hatte der Friedensstörer nicht erwartet. Bestürzt ging er von dannen; das Ende war, daß er mit seinem aus 27 Seelen bestehenden Anhang fortzog. Seitdem hat die Station Ruhe, und entwickelt sich sichtlich unter der Gnade des Herrn.

Siwane selbst nimmt zu dem Evangelio eine schwankende Stellung ein. Bisweilen scheint es, als ob nur noch der letzte Entschluß für ihn nöthig sei, um auch in den Taufunterricht zu treten; dann aber wird er durch seine Weiber, seine Geheimen Räthe, und jetzt leider auch durch den Branntwein, wieder völlig abgekehrt, so freundlich auch die Haltung ist, die er zu Nauhaus selbst fortgesetzt beobachtet.

„Gosi, sprach er eines Tages zu unserem bis jetzt allzeit als treu bewährten Diacon, Gosi, bist du immer noch auf deinem verkehrten Wege?" „Ja, ich werde den Weg Gottes nicht verlassen, und werde nicht aufhören, dich, Siwane, zu ermahnen!" — „Spare deine Worte, du Sohn Mansana, ich will sie nicht hören!" — „Herr, ich werde sie dir sagen, so oft ich kann!" — Da wurde Siwane zornig und sprach in Gegenwart von Nauhaus und vielen seiner heidnischen Kaffern: „Ach ihr (vom Heidenthum abgefallenen) Leute! Ihr seid in meinen Augen, wie das Vieh, das die Lungenseuche hat!" Lauter Beifall erscholl ihm aus aller Heiden Munde.

Da ergriff Nauhaus das Wort: „Siwane, und ihr Männer alle, dies Wort trifft mich! Es sei so! Nennt mich ein Vieh, krank an der Lungenseuche, und wisset heute, daß ich dazu gekommen bin, mit dem innigsten Wunsche, euch alle anzustecken!" Da erschrak Siwane, ihn habe er ja nicht gemeint, zum Lehrer würde er ja nicht also reden. Nauhaus aber fuhr fort, ihm und den Heiden darzuthun, wie die Lungenseuche der Sünde in ihrem Herzen herrsche, und sie alle verderbe. Schließlich sprach Siwane: „Verzeihe mir, Lehrer, ich habe es so böse nicht gemeint,

du weißt, Gottes Wort ist ein scharfer Dorn. Darum wehre ich mich. Werde du aber nicht müde, an deinem Siwane zu arbeiten!"

Oft kommt es, daß Siwane sein getroffenes Gewissen nicht verbergen kann. „Lehrer, höre jetzt auf, rief er einmal aus, du tödtest mich mit deinem Wort und mit Gottes Wort!" Einmal sprach er zu seinen Leuten: „Da seht diesen Lehrer an, er spricht zu uns, wie ein Freund, und doch fühle ich in meinen Eingeweiden eine Furcht vor seinen Worten. Was ist das? Könnt ihr mir das sagen?" — Zwei der Männer lachten. — „Ihr lacht, fuhr er fort, aber was nützt es uns, daß wir lachen? Die Gläubigen werden uns doch noch überwinden!"

Gott gebe, daß er wahr gesprochen habe!

Das Wort Gottes aber schreitet mit Macht fort auf Etembeni. Das bei der Einweihung des Kirchleins gesprochene Wort, Gott möchte geben, daß es bald als zu klein sich erweise, hat sich bereits heute erfüllt, und Alle sind eifrig bemüht, das Gotteshaus durch einen Anbau zu erweitern. Auf einem nahe bei der Station gelegenen Fingu-Dorfe Egkukwala ist eine allgemeine Erweckung entstanden. Die Wesleyaner sind zwar sofort hineingekommen, um zu erndten, wo sie nicht gesäet haben, aber nicht mehr als zwei Weiber haben sie für sich gewonnen, die übrigen sagen: „Lehrer, du darfst dich nicht verdrängen lassen. Du hast hier gekocht, was die Wesleyaner nun hier essen. Es ist nicht recht, daß jene beiden Frauen zu ihnen gegangen sind!" — Rauhaus hat einen regelmäßigen Gottesdienst auf dem Dorfe eingerichtet, der die Leute zusammenhält, und die mächtige Herzensbewegung, die sich Vieler bemächtigt hat, wird nun in die richtigen Bahnen gelenkt! —

Also ist unser Etembeni, wie sein Name besagt, ein Platz, auf dem in Hoffnung gearbeitet wird, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden*).

68. Schlußwort. Rückblick.

Sechs und dreißig Jahre haben unsere Sendboten unter dem Volke der Kaffern gezeugt. Unter schweren Mühen, unter großen Drangsalen, mit viel Selbstverleugnung, unter viel Zittern und

*) Die Fortsetzung der Geschichte unserer Mission in Kafferland und Korannaland wird in den „Berliner Missionsberichten" gegeben, die 24 Bogen für zehn Silbergroschen jährlich im Berliner Missionshause bestellt werden können.

Zagen, aber auch mit vielem Jubel und Dank für manche unsterbliche Seele, die, so weit menschliche Augen sehen können, in die himmlischen Scheuern eingesammelt ist! Ungefähr fünfhundert Getaufte sind zur Zeit um die fünf Kirchen und Kirchlein, die wir erbauen durften, zu dem Kreuze Christi gesammelt. Reichlich eben so viele sind zerstreut, etliche rückwärts gegangen, etliche aber ein Salz geworden für die neuen Umgebungen, in die sie der Herr geführt hat. Bereits sind etliche aus dem Kaffervolk mit dem Amt betraut, das Evangelium selbst ihren Landsleuten zu predigen, andere helfen in der Unterweisung der Jugend. Unter den uns Verbliebenen sind manche Schwache, aber auch andere, die ihren Glauben treu bekennen mit Wort und Wandel, etliche, die wie helle Lichter leuchten in der sie umgebenden Finsterniß.

Dazu haben Hunderte, ja Tausende von deutschen Landsleuten geistliche Bedienung mit Wort und Sakrament durch unsere Missionare erhalten; Viele von ihnen sind durch das ihnen gepredigte Wort aus einem Leben von Verirrungen gerettet, Viele vor dem Ersterben dessen, was sie aus der Heimath mitgebracht haben, bewahrt worden. Eine Anzahl neugebildeter deutsch-evangelischer Gemeinden, in denen Gottesfurcht, Frömmigkeit, christliche Zucht in erfreulichem Zunehmen begriffen ist, sind das lebendige Zeugniß davon, daß Gottes Wort und Sakrament lauter und rein und kräftig ihnen gespendet worden ist.

Das alte Heidenthum wehrt sich mit roher Macht, aber mit dem wachsenden Gefühl, daß es dennoch erliegen und vor dem Kreuz Christi ohnmächtig in den Staub sinken wird. Zehntausende von Heiden stehen unter dem, zum Theil ordnungsmäßig geregelten Einfluß des Evangeliums, welches von Jahr zu Jahr ihnen eine Anzahl als Beute entreißt.

Ein neues, fast noch schlimmeres Heidenthum, ist erstanden. Die Wüsten, die der Branntwein und die After-Civilisation angerichtet haben, sind schwerer zu bebauen, als die alten Wüsten des alten Heidenthums. Oft seufzen unsere Brüder und klagen, ihre Arbeit sei vergeblich! Aber sie geben sich solchem Schmerz nicht hin. Sie kennen das selige, kräftige „Dennoch!", und wissen, daß der Christ da auch noch hofft, wo mit Menschenaugen nichts zu hoffen ist. Und solche Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Sie dürfen mit Freuden von Zeit zu Zeit schauen, daß dennoch der Herr Jesus mächtig genug ist, alle Bollwerke des Satans, die alten wie die neuen, niederzuwerfen, und daß Er, wie Er verheißen hat, das Wüste baut, und die Einöden ergrünen macht. Ihm, dem allein Unsterblichen, Seligen, Gewaltigen, sei Ehre und Preis gebracht in Ewigkeit! Amen!

Druckfehler-Berichtigung.

Erste Abtheilung. (Koranna-Mission.)

p.	11	Z.	26	v.	oben	in der Gegend	statt in den Gegend.
„	42	„	9	„	„	Buschmannsmädchen	„ Buchmannsmädchen.
„	52	„	6	„	unten	Unternehmen	„ Unterehmen.
„	93	„	22	„	oben	auf den	„ auf dem
„	93	„	9	„	unten	Rietflusses	„ Retflusses.
„	95	„	10	„	„	Kinder	„ Knder.
„	97	„	10	„	„	einige	„ einie.
„	102	„	12	„	oben	erklärte	„ erkärte.
„	151	„	3	„	„	Commission	„ Commision.
„	153	„	2	„	unten	glaubten	„ glaubte.
„	194	„	9	„	oben	bürgerlicher	„ bürgerlichen.
„	229	„	12	„	unten	Eindringlinge	„ Eindringe.
„	235	„	16	„	„	südwestliche	„ südwestlich.
„	235	„	5	„	„	unsere	„ unserer.
„	236	„	19	„	„	Dokumenten	„ Dokumente.
„	240	„	16	„	oben	wesentlichsten	„ wesentlichen.

Zweite Abtheilung. (Kaffer-Mission.)

p.	49	Z.	8	v.	unten	Kobussi	statt Kabussi.
„	109	„	14	„	oben	nun	„ nur.
„	128	„	20	„	unten	Kenntnisse	„ Kenntnissi.
„	133	„	7	„	oben	nach: „Einzelmittheilungen“ einzuschalten „zu geben.“	
„	160	„	3	„	unten	wartete	statt erwartete.
„	193	„	1	„	„	zu	„ zur.
„	219	„	16	„	oben	Abscheiden	„ Abscheiben.
„	254	„	15	„	unten	auffäßig	„ auffätzig.
„	255	„	22	„	„	war	„ ward.
„	269	„	17	„	oben	das	„ des.
„	275	„	15	„	„	auf die Wege	„ die Wege.
„	300	„	19	„	„	erfüllen	„ erfüllen.
„	303	„	9	„	unten	heimischen	„ heidnischen.
„	314	„	23	„	oben	lang wurde besprochen	„ lang besprochen.
„	325	„	18	„	unten	zurück	„ zürück.
„	325	„	3	„	„	hatte	„ batte.
„	350	„	8	„	„	äußerlich	„ äüßerlich.

Register

der Orts-, Länder-, Völker- und Personen-Namen des II. Bandes der Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft von Dr. Wangemann.

Adamshoop I 240. 254.
Ades, Henriette I 58.
Adons I 52.
Albany I 10.
Alfred, Prinz II 210. 286.
Alice Stadt II 218. 295.
Aliwal North I 256.
Allison (Miss.) I 197.
Amalienstein I 6. 111. 147. 150. 206. 221. II 230.
Amaponda II 185.
Amatoleberge II 108. 117 ff. 152. 158 ff. 171 ff. 181. 240. 292.
Anders (Miss.) II 292. 305. 356. 367.
Anderson (Miss.) I 85. 149.
Anta II 121. 152. 182. 188. 233 ff.
Aga II 328.
Archbell I 19. 107.
Armstrong, Fort I 159.
Arnswalde II 205.
Aschwegen, van, I 215. 264.
Auckland II 152.
Ausahab I 199.

Backhaus (Miss.-Stat.) I 8.
Badenhorst I 97.
Bagamatsi I 177.
Bagaruorimosana I 177.
Bakuena I 177.
Balthausen b. Schwerstedt i/Th. I 8. 79.
Bankfontein I 149.
Barkly, Sir, Gouverneur I 235.
Barmen I 3.
Barolong I 177.
Bashee, Fluß, II 201.
Bassuto I 11. 169 f. 254 ff.
Bathlarn I 177.
Bathurst II 30.
Batlapi I 228.
Beaufort I 5. 24. II. 151. 156. 356.
Behrendt I 9.
Behrendt, Philipp I 27.
Bele II 348. 356 f.
Bell II 207.
Berea, Berg, I 170 f. II 162.
Bergenaars I 9.
Berlin I 4. 82. 119.
Berl. Miss.-Gesellschaft I 3. 11. 31. 87 ff. 107. 153 f. 172 ff. 230 ff. 258 f. II 173. 238 ff.
Berseba I 193 f. 209.
Beste, Miss., II 265 ff. 298.
Bethanien I 11. 14 f. 24 ff. 30 ff. 40 ff. 68 ff. 77 ff. 88 ff. 119. 152 ff. 163. 171 ff. 191 ff. 206 ff. 254 ff. II 1. 82. 105 f. 112 f. 121 ff. 174.
Bethel II 15 ff. 61. 69 ff. 86 ff. 105. 110 ff. 132 ff. 154 ff. 171 ff. 192 ff. 233 f. 256 ff. 311. 328. 343.
Bethulien I 191 ff.
Betschuanen I 4 ff. 35. 67. 79. 92 ff. 115. 129 f. 155. 176 ff. 196. 207 f. 260 ff.
Bezuidenhout, Gert I 31.
Birt, Miss. II 153 f. 268.
Blech, Magdalena I 146.
Blinkwater II 156.
Blockdrift, Fort II 110. 118 f
Blum, Jan I 8 ff. 77 ff. 87. 97. 108 f. 131 ff. 142 ff. 150 ff. 218 ff. 232.
Blum, Dietrich I 80 ff. 149.
Blum, Tois I 81. 132. 146. 225.
Blum, Piet I 81. 87. 237.
Blum, Sara I 146.

Blum, Behrendt I 218ff. 238.
Blumfontein I 71. 90. 100ff. 142ff. 168. 173ff. 186ff. 195. 259. 267ff.
Bodian II 207.
Bolo, Fluß II 313 f.
Bonaz (Miss.) II 122. 156 f.
Boomplaats I 97. 105.
Bootschap I 9. 148ff.
Boshoff, Präsident I 175 f. 232.
Boshofsdorp I 33.
Botmann, Häuptling II. 120.
Brandt, Präsident I 176. 235. 258. 269.
Brauer (Miss.) II 267.
Braunschweig, Südafrica II 193. 301. 353.
Breidbach II 193. 301.
Briest II 175. 209 f. 222 f. 268. 285 f. 303.
Brown (Miss.) II 154.
Brown, Fort, II 159.
Brownlee (Miss.) II 155. 163 ff.
Brownlee, Charles II 208 f. 224 ff. 266 ff. 303. 343.
de Bruin, Ludewig I 31.
Buchu (Buru) II 188. 313.
Buffalofluß II 9.
Büffelbout I 29.
Büffelfluß II 148.
Bumapaß II 152.
Bunge II 90 ff. 138. 210 ff. 253 ff. 271 ff. 282 ff. 308. 338.
Bunger, Capitän II 150.
Burnshill II 6. 108 f. 118. 348.
Buru (Buchu) II 69.
Buschleute I 6 f. 17. 39 ff. 68.
Butterworth II 69. 96. 120. 188. 287 ff.

Calderwood (Miss.) II 227.
Caledon, Lord I 9.
Caledonfluß I 9. 162. 254 f.
Caledonskloof II 173.
Campbel, Reg.-Comm. I 234 ff.
Campbell (Miss.) I 9.
Campbellsdorf I 9 f. 148 f. 230 ff.
Candaze I 78.
Cap der guten Hoffnung I 243.
Capcolonie I 6. 67. 102. 129. 168. 192. 233 f. II 108. 118. 134. 159. 205.
Capstadt I 4 f. 30. 79. 103 ff. 154. 230 ff. II 1 f. 68 f. 105. 155 ff. 195 ff. 290.
Casalis (Miss.) I 169.
Cathcart, Sir George I 154. 168 ff. II 160 ff.
Cawoodshope I 234 f.
Cenyu II 92 ff. 209. 275 ff.
Chalmers (Miss.) II 230.
Chami-Noab I 199 f.
Chlambi II 12. 65. 73. 94. 118. 160. 172 ff. 182. 197 ff. 283. 297.
Chopo II 161.
Chorabnu I 79.
Chrili II 77 ff. 80. 111 f. 118 ff. 139. 159 ff. 172. 181 ff. 196 ff. 250. 314.
Chumiestation II 154.
Clarkson II 203.
Clerk, G. I 148. 172 ff.
Clüver, Pastor II 267. 279. 301.
Cobus II 126.
Cok, Fort II 153.
Colenso, Bischof II 237.
Colesberg I 48. 52. 67 ff. 104 ff. 197. II 124. 136. 284.
Cornetspruit I 10.
Cotterel, Bischof II 326.
Cowes auf der Insel Wight I 3.
Cradok I 162.

Danzer, David I 89 ff. 107 ff. 172.
David (Tamaga) I 198 ff.
Davis (Miss.) II 106 f.
Delima II 201.
Dingaan I 69. II 359.
Döhne II 1 ff. 82 ff. 110 ff. 121 ff. 137 ff. 275. 292. 366 ff.
Döhnepost (Stutterheim) II 172. 182. 191 ff.
Done II 373.
Dornfontein I 98.
Drakengebirge I 6. 262.
Dschambscham II 116.
Dugmore (Miss.) II 107. 127.
Düsseldorf I 3.
Dushani II 160. 197 ff.
Dutoit I 113.
D'Urban, Gouverneur I 67.

East London II 161. 193. 212.
Ebener (Miss.) I 199.
Edward (Miss.) I 129.
Egkukwala II 380.
Elfert I 221,
Eluxolweni II 307 ff. 338.
Emdiseni II 267. 355. 361 ff.
Emgwali II 288.
Emmaus (Kafferland) II 35. 68 ff. 111 ff. 178. 224. 330.
Emmaus (Natal) II 225.
Emtweni II 235.
Eno II 197 ff.
Epardiseni II 363.
Erasmus Hendrik I 33. 47 f. 93.
Etembeni II 368 ff.
Eyre, Oberst I 170. II 160.
Ezel, Sarah I 237.

Faureſmith I 8. 11. 200. 243.
Fettfluß I 7. 115 ff.
Fettkannah II 91.
Feya I 123. (Hanna.)
Fichardt I 81 ff. 201 ff. 212. 236. II 68.
Fichart, Kaufmann I 262. 270.
Fingu II 203.
Fischfluß II 10. 203.

Fobongo II 320.
Försterling I 221. II 360.
Ford I 154. 176.
Faurrisspruit I 32. 188.
Frankfurt II 193 ff. 301. 353.
Franschehoek I 30ff. II 1.
Fredoux (Miss.) I 119.
Fusu II 356.
Fynn, Mr. II 112.

Galeka II 69. 76f. 102. 118f. 181ff. 201.
Gamka I 7.
Gamladi Martin II 276.
Gajäla II 8ff. 17ff. 34ff. 42. 49ff. 67ff. 82ff. 108. 172ff. 240. 300. 346 ff.
Gasibone I 218 f.
Gawler, Major II 199f.
Gebel, Aug. I 3f. 12ff. 30. 40.
Gebel, Frau I 25ff.
Gekani II 325.
Ghaika II 87. 107ff. 118. 150 ff. 160ff. 177 ff. 201. 266.
Gnadenthal I 27. II 166. 258 f. 329 ff.
Göhler, Bertha II 23.
Gojhlo II 12. 94. 256. 287. 297 ff.
Goliath I 19 ff. 24. 32. 69. 90 ff. 107 ff. 115. 172 ff. 185 ff. 219. 241. 257 ff.
Golzmann, Maria I 196.
Golzmann, Jan I 196 f.
Gonubi II 9 ff. 20. 25.
Goosch Buffelbout I 21.
Gosen II 267. 283.
Gost II 371 ff.
Gouph I 7.
Graff-Reynet I 5. 23 f. 97. 160.
Grahamstown II 22. 27 ff. 57. 70. 118 ff. 125. 141. 302.
Grant I 154.
Greef, Johannes I 251.
Greef, Willem I 244 f.
Green, Resident I 54.
Gregorowsky, Reinhold Theod. I 3 ff. 24 ff. 39.
Grey, G., Gouverneur I 192. 254. II 201. 208.
Greyfluß II 128.
Greytown II 193 ff. 230 ff. 333.
Griqua I 4. 9 ff. 30 ff. 67 ff. 81 ff. 101 ff. 131. 148. 172 ff. 185 ff. 200. 230. II 251.
Griquastadt I 7 ff. 80. 135 ff. 199 ff. 230.
Griqualand I 103.
Groot Koranna I 8.
Grützner (Miss.) I 12.
Gryffel, Abraham I 33. 91 ff. 153 f. 172 ff. 186 ff. 257 ff.
Güldenpfennig (Miss.) II 56. 105. 111 f. 121 ff. 237.
Gwala II 200.

Haihai II 274.
Halbeck I 27.
Hamburg I 3.
Hamelberg I 176.
Hare, Fort II 159.
Hans, Regenmacher II 14.
Hannover II 193.
Hareip I 115 ff.
Hareip (Gert) I 115 ff. 130.
Hartfluß I 7 ff.
Hartmann (Miss.) II 267.
Hay, General I 234 f.
Hebron I 92. 106 ff.
Hendrickse, Hendrick I 31 ff. 93.
Hendricks, Kort I 218.
Hermanus, Josua, Kaffer II 27 ff. 90 ff.
Hintza II 50. 69. 77. 197 ff.
Hoboti (Esihobotini) II 345.
Höhne I 260.
Hofmann, Johannes I 106. 199 ff. 257.
Hoffmann, Präsident I 174 f.
Hogge I 168 f.

Jaar, Klaas (Johannes Hofmann) I 37 f. 60.
Jaar, Gert (Jac. Müller) I 37 f.
Jacobs, Willem I 102 ff.
Jacobsdal I 234.
Jänicke (Past.) I 199.
Jali (Capitain) II 369.
Jamela, Willem II 135. 269 ff. 300.
Jantje I 218.
Jasson I 177.
Jeffries I 108.
Jiko II 336 f.
Illing (Miss.) II 232 ff.
Imidushani II 368 f.
Imvani II 159.
Inculofluß II 240.
Indwe II 77 ff. 111 f. 323.
Inglis (Miss.) I 129.
Johannisberg II 153.
Johl (Miss.) II 296. 305. 340 ff.
St. Johns II 178.
St. Johns, Baptist II 82.
Isidengefluß II 280.
Isikoba II 78.
Isonco, Fluß II 314.
Itemba I 111. II 29. 33 ff. 50. 55 ff. 65 ff. 84. 102. 113 ff. 130 f. 142 ff. 166 ff. 174 ff. 212. 224. 244. 305 ff. 323 ff. 342. 361.

Kaatje, Hanna I 56.
Kaba II 148.
Kahasfluß II 200.
Kafferfluß I 13.
Kafferland I 115. 163. 215. II 1 f. 30. 82 ff. 105. 118. 127 ff. 162 ff.
Kafferland (Britisch) I 169. 171. II 191 ff.
Kahlkaffern I 8.
Kaifluß II 8 f. 51. 119. 127. 142. 152. 160. 172. 181 ff. 201 ff. 250. 287. 314 ff. 357.
Kai (die weiße) II 77.
Kaiskamma II 125 ff. 148. 159. 203. 356. 373.
Kaiskammahoek II 172. 182. 193. 302.
Kalverfontein I 93.

Kallenberg I 224 ff. 237 f. 251.
Kamma II 182. 188.
Karra II 158.
Karreefontein I 32. 93 f. 152 f.
Kat, Capitain I 8. 11.
Kat-Koranna I 6 ff. 239.
Katfluß I 53. 160 ff. II 120.
Kauta II 188.
Kayser (Missionar) II 1 ff. 267 ff. 369 f.
Kayser (Magistrat) II 369 ff.
Kellner I 270.
van der Kemp II 1. 229. 241.
Khamiesberge I 8.
Kheis I 10.
Kibit, Petrus I 159.
Kicherer (Miss.) I 8.
Kingwilliamstown II 7. 64. 126 ff. 146. 151 ff. 174 ff. 193. 201. 209. 224. 240. 266. 273 ff. 301. 327. 352 ff.
Kiwane II 60 ff. 115. 131. 174. 244. 305 ff.
Klaarwater I 8.
Kli-Pit I 20 ff. 33. 49 ff.
Klipdrift I 234.
Klippfontein I 93.
Kloet, Gert I 35 f. 191.
Kloet, Zebra I 35 ff.
Knak, Pastor II 205.
Knak (Kaffer) II 211. 256. 264. 284 ff.
Knappshope II 1 ff. 182. 337. 369.
Knoval I 9.
Kobussi II 15 f. 34. 49. 67. 174 ff. 272 ff. 328 ff.
Kobussi-Berge II 172. 240.
Koelfontein I 98.
Kok, Adam I 8. 31 ff. 47 ff. 67. 91 ff. 103 ff. 156. 172 f. 188. 230 ff.
Kok, Cornelis I 9 ff. 148 ff. 230 ff.
Kok, Dam I 9 ff. 31. 200.
Kok, Abraham I 31.
Koker, Matheus I 270.
Kolbe (Miss.) I 11 f. 19.
Koloben, Samuel II 341.
Kolobeni II 328 ff.
Kolobeng I 129. 171.
Konki II 253. 282.
Koranna I 7. 11 f. 18. 32 ff. 67 ff. 77 ff. 89. 100. 107 ff. 147 ff. 172 ff. 200 ff.
Kort I 136.
Kraifontein I 32. 91. 97 ff.
Kramer I 8.
Krause (Miss.) I 130. 214. 270.
Kraut, Gust. Adolph I 3 f. 14 ff. 20 ff.
Kromellbogenspruit I 33.
Kropf (Miss.) I 215. II 105 f. 113. 122 ff. 131 ff. 155. 166. 173. 192 ff. 233 ff. 317. 329. 345. 359 ff.
Kropf, Frau II 285 f.
Kulwana II 200.
Kumakale II 16. 97 f. 173.
Kunjula II 282.
Kuntze (Pastor) II 61.
Kuntze, Samuel I 106.
Kupfernagel I 221. II 175. 209 f. 224 f. 241. 303.
Kurumanfluß I 8. 171. 177.
Kuse II 224 f. 231.
Kwitschi II 198 f.
Kyena II 329.

Ladysmith (Natal) II 237.
Lämmetje, Philipp I 245 ff.
Lämmetje, Arendt I 245 ff.
Langbein II 300.
Lange, Aug. Ferd. I 3 ff. 24 ff. 36. 106 ff.
Lange, Robert II 34 ff. 57. 99. 105. 111. 121 ff.
Lattaku I 4.
Lees, Maria I 37. 198.
Lemue (Miss.) I 87.
Lengalenga II 146.
Licht, Past. II 205.
Liefeldt (Miss.) II 27 ff. 61 ff. 68 ff. 78. 96 ff. 111 ff. 132 ff. 155. 163 ff. 207 ff. 239 ff. 267. 287. 317 ff. 346 ff.
Liefeldt, Sophie II 346. 353.
Livingstone (Miss.) I 171. 272.
Londoner Mission I 147.
Londoner Missionsgesellschaft II 1. 163.
Lucas Baarent I 31.

Mabotsa I 129. 192.
Maclean II 149 ff. 182. 197 ff. 208 f.
Madisa II 362.
Magermann I 46.
Mahamba II 288.
Mahasche II 311.
Mahura I 218.
Maitland I 71. 89. II 117.
Makana I 177.
Makinnon, Oberst II 152.
Malangeni II 319 ff.
Mama, Schulze II 320.
Mamasse II 284.
Mamusa I 7 f. 125.
Mane II 367.
Manhle (Carl Straube) II 217.
Mankahjle II 348.
Mans I 19 f.
Mansana II 379.
Mantäti I 177.
Mapassa II 181.
Magomo II 1. 87. 107 ff. 140. 151. 160 ff. 172. 182. 199 ff.
Maretz Rooi I 223.
Marienthal II 193.
St. Marks (Miss.-Stat.) II 323 ff. 338.
Mart (Fingu) II 269.
Martinsthal II 233 ff.
Masiko, Petrus II 210. 256 f. 271.
Masusa II 60 ff. 69. 115. 144 ff. 174.
Matebelen I 177. 200.
Mathebe, Jantje I 228.
Matiwane II 90 ff. 308.
Mattobane I 116.

Matwa II 295.
Matyia II 24.
Mauritius II 185.
Mbowana II 307.
Mchlakasa II 200.
Mensis I 48.
Merensky I 12. II 237.
Meriman, Bischof II 302.
Meyer (Miss.) II 275.
Meyfarth (Miss.) I 84 ff. 135 ff. 144 ff. 189. 202. 211 ff. 241 ff. II 105 f.
Meyring (Pred.) I 268.
Mfundisi II 197 ff.
Mhala II 197 ff.
Middeldrift (Annshaw) II 182.
Miles, Richard I 5. 94. 155 f. 189 ff. 241 ff. 257.
Miles, Josua I 155. 168.
Mandscheni II 197 ff.
Modderfluß I 9 ff. 30. 33. 78. 82 f. 88 f. 108. 116. 200 f. 231.
Mönnig I 190. 196. 220. 237.
Moffat (Miss.) I 171. 272.
Moffat I 153. 172 ff.
Moletsane I 142. 167 ff.
Mopere I 254.
Morijah I 30.
Moriquafluß I 177.
Morocco I 101. 108. 167 ff. 185.
Moschesch I 11. 67. 101 f. 131. 142. 167 ff. 185. 192 f. 208. 216. 254 ff. II 161 f. 204.
Moselekazzi I 5 ff. 77 ff. 97. 162. 177. 200. 263.
Moshen I 125.
Motlabane I 131.
Motsabe, Abraham I 189. 208. 258.
Mount-Coke II 114.
Mpongofluß II 197 ff.
Mühlmann I 131.
Mülke I 45 f. 190. 196. 212. 262.
Müller, Jacobus I 32. 89. 199 ff.
Müller, Moses I 206.
Munroe, Mr. II 152.
Murray-Drift II 160.

Nahashe II 352.
Naka II 226.
Namaqua I 272. II 161.
Namaqualand I 77.
Namba II 199.
Napier, Governor I 68.
Naso II 230. 307. 312 ff. 322 f. 343.
Natal I 42. 100 ff. 175. 193. 235. 252. II 82. 111 f. 125. 161. 204. 235 ff. 353.
Nauhaus II 237. 267. 353 ff.
Ncapai II 227. 271. 289 ff.
Ncoko II 215.
Ncoko, Martha II 219.
Ncono II 378 f.
Neander D. I 3.
Nene II 216.
Ngamisee I 117. 132.
Ngaika II 197.
Niemeyer I 270.
Nieuweland I 7. 50. 131. 141 f. 167. 185. 193. 223.
Nieuweveld-Berge I 7.
Nieven II 29. 154.
Ningi II 229. 304 ff. 343 f.
Nkabi II 366.
Nofazi II 264.
Nofila II 336 f.
Noge II 289.
Nojezi II 316 ff.
Noke II 366.
Nolanti II 331 ff.
Noma (Mathilde Göschel) II 212.
Nomama II 96. 287 ff.
Nomansland I 193. 232. II 251.
Nomgenge II 289.
Nonkabi II 324. 332 ff.
Nolokwe II 336.
Nongquanthe II 337.
Nonkosi II 197 ff.
Nonstapo II 329
Nooitgedacht I 233.
Noschintela II 89. 111.
Notomi II 94. 253. 284. 291 ff.
Ngatje II 94 ff. 138. 253. 277. 282 ff. 297 ff.
Ngeto II 308 ff.
Nukwa II 12.
Nziko II 188.
Nyolasch II 65 f. 329 ff.

Ohlsen, Dorf II 193. 286.
Ohlsen, Capitän II 190.
Oppermann, Frederik I 33. 91. 97. 241 ff.
Oppermann, Petrus I 72. (Adam.)
Oppermann, Adam I 97 f. 174. 180 ff. 194. 240 ff.
Oranjefluß I 6 ff. 47 f. 67. 87. 97 ff. 111. 162. 167. 173. 199. 206. 219. 231 ff. II 125. 158. 166.
Oranjefreistaat I 6. 30. 102. 142. 171 ff. 186. 231 ff. 254. 268. II 82. 150. 161. 178. 286.
Ortlepp I 30. 94. 153.
Otto, Simeon II 137.
Overholster I 34. 44. 47. 67. 200.
Owanyafluß II 1. 19.
Owen, Mr. I 154. 169.

Paardekuil I 211.
Paarl II 1.
Pampier Ston I 28. 37.
Panda (König) II 354.
Parisius, Past. II 301.
Parker I 227.
Pato II 110. 120 ff. 152. 161 ff. 201.
Peddie (Fort) II 87 ff. 105 ff. 131. 166. 184. 193.
Peelton II 153 ff. 182.
Pehana II 197.
Pehmöller I 30. 36. II 23. 33. 68. 97.
Pempe II 130.
Petersberg II 63. 229 ff. 267. 305 ff. 346 ff.
Petscheni II 361. 370.
Philipp, Magdalena I 240.

Philipp Dr. I 5.
Philippolis I 5. 9 ff. 30 ff. 40. 49. 56. 61. 71. 89 ff. 104 ff. 154. 193. 200. 230.
Piet I 98.
Pike II 67. 115. 130.
Pilgerhütten I 92. 109. 201.
Pirie II 182.
Platberg I 90. 106 ff. 115. 148. 151. 163. 169 ff. 254.
Platje II 307.
Pniel I 8. 11.
Pniel, Alt I 82. 86 ff. 112 f. 131 ff. 229 ff.
Pniel, Neu I 31 ff. 147 ff. 163. 216 ff. 250. 258. 271.
Poortjesdamm I 153. 240 ff. 268 ff.
Port-Elisabeth II 3. 105. 215.
Portjesfontein I 45. 93 f. 212. 266.
Posselt (Miss.) II 28 ff. 50. 57 ff. 68 ff. 77 ff. 111. 121 ff. 225. 323.
Postma, Prediger I 1. 93.
Potgieter I 130.
Pottinger, Sir Henry II 120.
Praamberge I 7.
Prätorius, Anna I 36.
Pretorius, Andries I 102 ff. 168 ff. 191.
Pretorius, Martinus, Wessel I 130. 167. 171 ff. 185 ff. 255 ff.
Preußen II 193.
Prietsch II 105. 166. 173. 230.
Prinz Albert I 206.
Prüfer, Julius I 74.

Qobongo II 65 ff. 131. 230. 307 ff. 323 ff. 336 f.
Qobongo, Emilie II 340.
Qolonce-Fluß II 69. 278.
Queenstown II 181. 224.
Qwanti (Fluß) II 345.

Radloff I 30 ff. 41 f. 54. 80. 155 f. 243. II 22.
Rahn II 267.
Ramah I 10.
Rasego I 182 f.
Read (Miss.) I 160.
Rein (Miss.) II 64. 142 ff. 155. 166. 174 ff. 197. 223 ff. 266. 292. 305 ff. 322 ff.
Rein, Frau II 339.
Remschoen II 289.
Retief, Pieter I 69.
Rex, Secretair I 94.
Richter, Insp. I 3.
Rietfluß I 8. 11. 14. 33. 39. 93. 97. 190 f. 201 ff. 243. 263.
Robben-Island II 196. 201 ff. 333.
Robertson II 233.
Robson II 1 ff.
Roodepoort I 32. 91. 154.
Roß (Miss.) II 164.
Ryk-Klaas I 218.

Sake II 316 ff.
Salanyane, Jacobus I 262 ff.
Salomo, Edw. I 231.
Salzmann (Miss.) I 111 ff. 145. 215. II 142 ff.
Sam II 330 ff.
Sandile II 25. 86 ff. 107 ff. 148 ff. 174 ff. 199. 224 f. 239 ff. 286. 346.
Saron I 115 ff. 147. 163. 171 ff. 211.
Saß (Miss.) I 30. 85.
Saseka II 146.
Saub, Willem I 49 ff. 98 f.
Saunahspoort I 172.
Scheelkobus I 218 f.
Schepers, Nathan. Hans II 262.
Schepers, Kaatje Anna II 217.
Schietfontein I 7.
Schlieffen, Marie II 212.
Schmidt, August (Miss.) I 111 f. 127. 134. 145 ff. 206.
Schmidt, Joh. I 3. 12 ff. 26. 30. 52. 93. 115 ff. 127. 173. 182 ff. 211. 252. 268. II 27. 35. 57 ff. 69. 76 ff. 111. 122. 147. 332.
Schmidt, Jochem I 261.
Schneider, Hauptmann II 194.
Schobel I 126 f.
Scholz II 105 ff.
Schreiner (Miss.) I 56.
Schulz, Benjamin I 62.
Schultheiß (Sup.) I 107. 113. 118 f. 135. 154. II 23. 28 ff. 35 ff. 49. 55 ff. 65 ff. 84 ff. 113 ff. 130 ff. 154 ff. 178. 212. 283. 327 ff. 361.
Schultheiß, Frau II 219.
Schütz I 130.
Sekonyela I 50. 169.
Sekretaris I 149.
September II 136.
Seyolo II 159. 201.
Seyoya I 177.
Shaw II 1. 99.
Shepstone II 87. 111. 125 f.
Shepstone (Miss.) II 227.
Shwen, Stefan II 230 ff. 292 ff. 317 ff. 341 ff.
Silo II 72. 82. 97. 112 ff. 122 ff. 154 ff. 249. 266 f. 284. 338.
Simonsbai II 158.
Siwane II 160. 253. 361. 368 ff.
Slangfontein I 93.
Slypsteen I 9.
Smith, Harry, Sir I 100 ff. 167. II 121. 125 ff. 150 ff.
Smith, Oberst II 7.
Sofika II 359 f.
Somerset, Oberst II 118 ff.
Sonntagsfluß II 158.
Sotondoshe II 361 ff.
Southey I 10. 236.
Stellenbosch II 2. 155. 166. 174.
Stendal (Natal) II 360.
Stevenson II 153.
Stinkfontein van I 31.

Stock I 270. II 126.
Stockenström, Governor II 8. 119.
Stockwe II 308 f.
Strobel II 175 f. 209 f. 225 ff. 243 f. 342.
Stuart (Landdrost) I 154.
Stutterheim, General v. II 193 ff.
Stutterheim II 192 ff. 286 f.
Shushu (Fluß) II 370.
Sutu II 107 ff. 151 ff. 161. 176 ff.

Taba Nschu I 101. 108. 167. 215. II 35.
Tafelbai II 1.
Taibosch, Gert I 8. 121. 142 f. 167 ff.
Taibosch, Jan I 223 ff.
Tainton II 105 f.
Tamachapost II 369.
Tambukki (Amatembu) II 77 ff. 118 f. 181 ff.
Tarkapost II 112.
Tauwfontein I 71. 89.
Tembani II 343.
Tempsky von II 194.
Tennison I 260.
Thaba-Bossigo I 169 f. 255.
Theopolis II 30. 118. 158.
Thomas (Miss.) II 185.
Thomasfluß II 203. 232. 239 ff. 307. 338 ff.
Thustee I 55.
Tiyo-Soga II 250. 269. 286 ff.
Timeli I 28.
Tois II 115 f. 152 ff. 166. 172 ff. 188. 240 ff. 346 ff.
Tovenaar I 8.
Transvaal I 102. 129. 221.
Transvaalrepublik I 168. 171. 191 f. 228 ff. 255. II 161.
Trümpelmann (Miss.) I 253.
Truter, Mr. I 234.
Tsabo, Simeon II 275.
Tsatsu, Jan II 82. 108. 140 f.
Tschakka II 91. 359 f.
Tschatschui II 198.
Tugela (Gr.) Fluß I 102.
Tutani II 289.
Tweke I 7.
Twetwa II 264.
Tyali II 109. 152.
Tyelinganye II 321.

Uithaalder II 156. 161.
Umcoyana II 86. 154 f.
Umdidschwa II 240. 351 ff.
Umgnuma II 89. 113.
Umhlakasa II 185 ff. 214. 230. 241 ff. 332 ff.
Umhala II 12 f. 34 f. 67. 73 ff. 86 ff. 113 ff. 130 ff. 149 ff. 160. 182. 196 ff. 239 ff. 283.
Umlandscheni II 148 ff. 159 ff. 184.
Umncoko II 137.
Umpalo II 39.
Ungwalana II 25.
Unotas II 212.
Unter-Victoria II 205 ff.
Untsikana II 229.
Unxele (Links) II 148.
Unomakolwa II 92.
Upaxapaxa II 77 f.
Urson I 117.
Usarili (Rili od. Chrili) II 69.
U-Shika II 92.
Usinjolo II 229.
U-Tola II 30.
U-Tschalesi II 266.

Vaalfluß I 6 ff. 77 ff. 83 ff. 105 ff. 115 ff. 133 ff. 167 ff. 177. 217 ff. 259. II 151.
Vanokwe II 197.
Vaureespruit I 32. 188.
Venter I 217 f. 257 f.
Victoria-West I 7.
Victoria, Fort II 118.
Vogelstruiskooje I 189. 240 ff.

Waldeck, Bauer I 228.
Wallmann, Miss.-Insp. I 12. 183 ff. II 237. 327 ff.
Warden, Major I 90 ff. 100. 104 ff. 156. 167 f. 231.
Wartburg II 63. 66. 77 f. 181. 203. 223 ff. 267. 292 ff. 303 ff.
Waterboer, Andries I 9 ff. 67. 78. 200. 230 ff.
Waterboer, Nicolas I 230 ff.
Watermeyer I 5.
Wemstrom, Jan I 31.
Wepenaar I 255.
White, Fort II 154.
Wiegel II 305. 346 ff.
Wiesbaden II 193.
Williams (Miss.) II 229.
Willshire, Fort II 30.
Winburg I 101 ff. 168.
Windvogel II 272.
Winter (Miss.) I 54. 69 ff. 81 ff. 92 f. 98. 107 ff. 235 f. II 212. 307.
Winter, Johanna I 132.
Winterberge I 7.
Witfoet, Piet I 18 ff. 29 ff. 33. 49. 187.
Witfoet, Griet I 35. (Christiane Lenz.)
Witfoet, Klaas I 12. 56. (Theodor Prüfer) I 68 ff. 187.
Witfoet, Stefanus I 50.
Wittlesea II 159.
Woburn II 153.
Woche, Architekt I 268.
Wooldridge II 207.
Wuras (Miss.) I 30 ff. 42 ff. 69 ff. 77 ff. 88 ff. 104 ff. 115. 150 ff. 172 ff. 181 ff. 194 ff. 206 ff. 232 ff. II 1. 22. 174. 230.
Wuras, Theodor I 190.
Wuta II 232. 343.

Xaimpi II 152.
Xamxa, David II 65 ff. 87. 115 f. 131. 225 ff. 292. 303 ff. 324 ff.
Xamxa, Julius II 335 ff.
Xamxa, Petrus II 344.
Xaxa (Jul. Mühlmann) II 212.

Xlangwana II 308 ff.
Xoxo II 201 ff.

Yolasche I 49.
Yoyo II 324.
Yzerbek, Goliath I 33. 200.

Zawe II 17 f. 91 f.
Zendoki II 86.
Zerwick I 30 ff. 50 ff. 69 ff. 84 ff. 113 ff. 135. 144 ff. 189. 220 ff. 243 ff.
Zerwick (Frau) I 132.
Zizzikamma II 203.
Zoar I 54. 155. II 105. 134. 159. 166. 173.
Zokwane II 341.
Zoutpan I 217.
Zoon, Adam I 31.
Zuena II 197.
Zulu I 12. II 111. 125. 161. 237. 366.
Zululand II 359 f.
Zuurberg II 153.
Zuzi II 367.
Zwarteberg I 7.
Zwaartpoort I 258.
Zwaartpoortberg I 189 f.
van Zyl I 107.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.

BW9480 .W24 v.2
Geschichte der Berliner
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00049 6168